

D. Loreg



WWW.BEISTERSPIEGEL.DE

D. Loreg

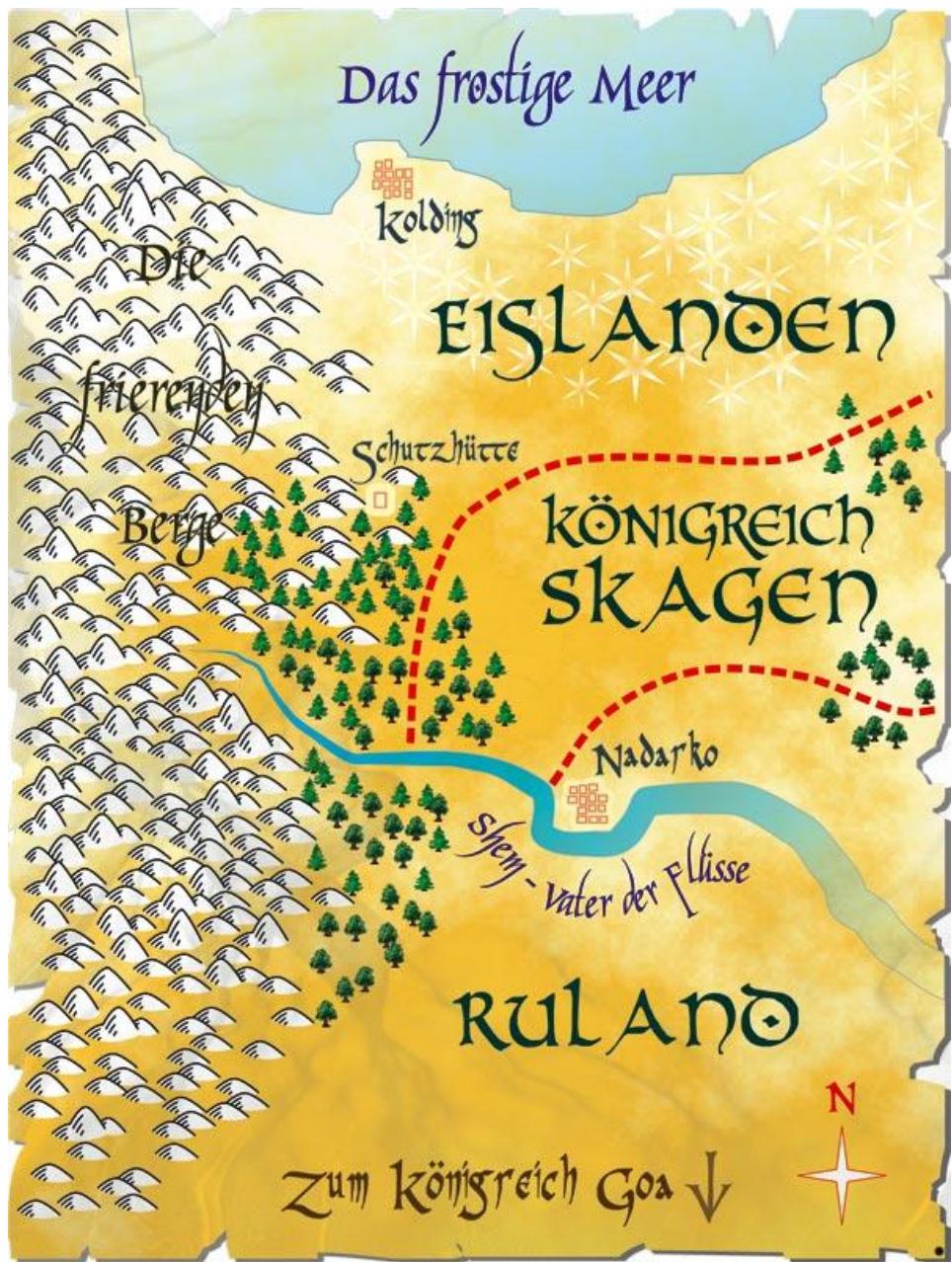
Thorak - Der Berserker

Ein Fantasy-eBook

Cover © 2007 by Wolfgang Brandt
Karte © 2007 by Dr. Helmut Pesch

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.
Copyright © 2007 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de



Aufbruch ins Ungewisse

»Thorak!«

Stille, keine Antwort.

»Thorak, du verdammter, nichtsnutziger Bengel, wo steckst du denn jetzt schon wieder? Los, melde dich endlich!«

Abermals hallte die schrille Stimme meines Onkels über unseren verschneiten Bauernhof, der knapp eine Meile entfernt oberhalb von Kolding, der eigentlichen Siedlung, lag. Auf einem schmalen, lang gezogenen Hügelrücken standen dort Wohnhaus, Scheune und Viehstallungen beinahe Wand an Wand nebeneinander.

»Thorak!«

Erneut antwortete ich nicht. Statt dessen umschloss ich den hölzernen Schaft meiner wuchtigen Holzaxt so fest mit den Händen, dass die Handknöchel weiß unter meiner von Wind und Wetter gegerbten Haut hervortraten.

Mit einem letzten, wütenden Hieb teilte ich den oberschenkelstarken Holzkloben, der vor mir auf dem Spaltblock lag, geradezu mühelos in zwei Hälften. Ich spuckte in den knöcheltiefen Schnee, warf die Axt achtlos zu Boden und begann mit Widerwillen meine gespaltenen Holzscheite einzusammeln.

Die kalte Wintersonne von Eislanden stand nur noch wenige Fingerbreit über den verschneiten Hügeln des kargen Landes, als ich langsam hinter dem windschiefen Stall unseres Hofes hervorkam. Dabei hielt ich einen großen Stoß jener grob zurechtgeschlagenen Holzkloben in den Armen, die uns für die Nacht als Feuerholz dienen sollten. Angewidert musterte ich die schmächtige Gestalt meines einarmigen Onkels, der auf dem morschen Holzvorbau des Wohnhauses stand und sichtlich schwankte.

Kalte, hilflose Wut stieg in mir auf.

Es war anscheinend wieder einmal soweit!

Bork, mein Onkel, war trotz der frühen Abendstunden erneut total betrunken. Das hellblonde, verfilzte Haar stand ihm wirr vom Kopf ab, der Bart war wie immer ungepflegt und strotzte geradezu vor Dreck und alten Essensresten. Seine gesamte Kleidung war längst zu schmutzstarrenden, nur noch aus Fett und Unrat bestehenden Stofffetzen verkommen. Die ganze jämmerliche Gestalt verströmte einen schier unerträglichen Gestank nach kaltem Rauch, Pissem und ungewaschenem Körper.

per und machte genau denselben schäbigen Eindruck wie der gesamte Hof.

Der Winter hatte dem Dach des Wohnhauses unzählige Flecken aus dichtem Schnee aufgesetzt, aber dennoch konnte man das Fehlen etlicher Schindeln deutlich erkennen. Einige der Fenster waren zerbrochen und einfach mit Brettern zugenagelt.

Die altersschwachen Dielen der hölzernen Veranda gehörten schon längst ausgewechselt und im ganzen Haus zog es durch alle Fugen und Ritzen.

Überall wuchsen winterhartes Gestrüpp und Unkraut durch den schmutzig braunen Schneematsch des Vorhofes und aus dem angrenzenden, windschiefen Stall drang immer wieder das klägliche Brüllen und Muhen unserer einzigen Milchkuh, die endlich versorgt werden wollte.

Mir versetzte es jedes Mal einen Stich mitten ins Herz, wenn ich in der klaren Wintersonne von Eislanden den Zustand jenes Anwesen betrachtete, wo ich, seit ich denken konnte, gemeinsam mit diesem Mann und seiner Frau lebte.

Ich war ein Waisenkind, jedenfalls glaubte ich das bis zu diesem Tag.

Ich wusste nicht, wer meine Eltern waren. Ich wusste nicht, woher sie kamen oder wo sie gelebt hatten.

Ich wusste gar nichts.

Als kleines Kind hatte mich das nie gestört, doch im Laufe der Jahre kam ich mehr und mehr zu der Überzeugung, dass vieles anders geschehen wäre, hätte ich die Möglichkeit gehabt, bei meinen Eltern aufzuwachsen. Doch all meine Fragen nach meinem Woher und dem Warum wurden unter der Fuchtel meines unnachgiebigen Vormundes, den ich mit Onkel anzureden hatte, relativ bald unterbunden.

Bereits in frühester Jugend wurde mir dabei geradezu auf die harte Art beigebracht, weder zu weinen noch zu klagen. Ohne Rücksicht auf Traditionen und darauf, dass ich ein Findelkind war.

»Wird auch langsam Zeit, dass du endlich kommst«, bellte Bork un gehalten, als ich mich dem Wohnhaus näherte. »Sieh zu, dass du schleunigst Feuer machst. Das ganze Haus ist ja schon eiskalt.«

Ich nickte stumm und unterdrückte dabei nur mühsam meine Wut.

Während ich auf die Haustür zuschritt, schweiften meine Gedanken, wie so oft in all den Jahren, zurück in die Vergangenheit.

Schmerzvoll begann ich, mich wieder zu erinnern. An jenen Tag, als

mein Onkel gemeinsam mit einigen Männern aus dem Dorf wieder einmal mit ihren zerbrechlich wirkenden Fischerbooten aufs offene Meer hinausgefahren war, um dort Beute zu machen. Die dreieckigen, spitz zulaufenden Rückenflossen einer Herde Gralphs waren am Horizont aufgetaucht und es versprach, ein guter Fang zu werden.

Aber die Jagd auf diese Kolosse war seit Menschengedenken ein lebensgefährliches Unterfangen. Mit ihren gewaltigen Kiefern und den unzähligen, scharf nach innen gebogenen Zähnen galten diese Tiere als die uneingeschränkten Herrscher des frostigen Meeres.

Ein einziger Schlag ihrer gewaltigen Schwanzflossen konnte ein Boot im nächsten Augenblick in ein Bündel unnützer Holzsplitter verwandeln, und so geschah an jenem verdammten Tag, was jeder insgeheim schon lange befürchtet hatte. Der Tod hielt reiche Ernte unter den Männern des Dorfes. Als ich kaum sechs Winter zählte, kehrte Bork, mein Onkel, als Einziger von der Jagd nach den Gralphs zurück.

Als ewig rechthaberischer und im Dorf schon immer als uneinsichtig geltender Mann bekannt, hatte er damals noch zu Beginn der Jagd damit geprahlt, die Gralphs, wenn es sein musste, nur mit einem Holzprügel bewaffnet anzugreifen. Aber am Ende dieser verhängnisvollen Jagd war aus ihm ein zutiefst verbitterter Fischer geworden, der mit sich und seinem Schicksal haderte. Von dem Moment an, als er seinen rechten Arm und fast alle seine Gefährten irgendwo da draußen auf dem Meer den scharfen Zähnen dieser Raubfische überlassen musste, war irgend etwas tief in seinem Innern zerbrochen.

Nach seiner Genesung begann Bork zunächst noch ohne zu Murren wieder seinen Pflichten als Oberhaupt der Familie nachzukommen. Aber nach und nach begann er zu resignieren. Schließlich wurde er zum Dauergast in der Dorfschenke und fing damit an, das Wenige, was der Hof und unser bescheidener Fischfang im nahen Meer noch abwarf, in Alkohol umzusetzen.

Irgendwann kam dann der Zeitpunkt, als das Geld zum Weiterleben, mit dem inzwischen alltäglich gewordenen Schnaps dazu, einfach nicht mehr ausreichte. Bork begann, seine Frau um deren Ersparnes willen zu schlagen. Die Wände im Haus waren dünn und ich lag manche Nacht wach und presste mir beide Hände auf die Ohren, um nicht mehr miterleben zu müssen, wie mein Onkel sich betrank. Dabei wurde sein Geschrei immer lauter und es endete schließlich jedes Mal damit, dass seine harte Hand immer und immer wieder auf den Körper seiner Frau

klatschte. Seit dieser Zeit hatte ich das Weinen verlernt und ich begriff allmählich, dass ich stark sein musste, dass ich keine Eltern mehr hatte und das nur ich alleine mit meinem Leben fertig werden konnte.

Das war der Zeitpunkt, als ich anfing, meinen Onkel zu hassen.

Bis jetzt hatte ich noch stillgehalten und geschwiegen, aber irgendwann einmal hatte alles ein Ende. Viel zu lange hatte ich die Beschimpfungen und die strenge Hand meines Onkels über mich ergehen lassen müssen.

Aber jetzt war das Maß endgültig voll.

Bei den Göttern, ich war fünfzehn Jahre alt, gut sechs Fuß groß und gestählt von der mörderischen Schinderei auf dem Hof.

Beinahe verächtlich musterte ich meinen Onkel, der mir selbst auf Zehenspitzen nur noch bis auf Augenhöhe heranreichte. Instinktiv spürte ich, dass hier und heute eine Entscheidung fallen würde und irgendwie ahnte auch Bork meinen Unwillen.

»Was stehst du da herum und starrst Löcher in die Luft? Beweg gefälligst deinen faulen Hintern ins Haus und mach endlich Feuer.«

»Du könntest mir ja helfen«, erwiderte ich trotzig. »Oder endlich mal nach dem Dach sehen. Der Schnee kommt bereits durch jede Schindel, und wenn es so weitergeht, holen wir uns alle noch den Tod in diesem jämmerlichen Loch.«

Ärgerlich schnaubend blies ich eine widerspenstige Strähne meines fast blauschwarzen Haares aus dem Gesicht. Voller Verachtung und erfüllt von aufrührerischem Stolz starre ich meinem Onkel direkt in die Augen. Innerlich war ich eiskalt und mit jedem Wort wurde ich sicherer und gefasster. Bork schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen, sein Gesicht verzerrte sich und er starrte mich beinahe entgeistert an.

»Ich hör wohl nicht recht, du undankbarer Bengel. Was glaubst du eigentlich, wen du hier vor dir hast? Anstatt nur große Reden zu schwingen, solltest du mir besser öfter mal zur Hand gehen. Dann wäre mein Tagewerk eher vollbracht und ich hätte Zeit, wieder mehr nach dem Hof zu sehen.«

»Ich glaube nicht, dass ich dir in der Dorfschenke so eine große Hilfe wäre. Schnaps trinken gehört nicht zu meinen Stärken«, entgegnete ich mit ausdrucksloser Stimme, während das Gesicht meines Onkels bei diesen Worten puterrot anlief.

Urplötzlich schlug Bork zu.

Ich hatte das Gefühl, als ob mir durch die Ohrfeige fast der Kopf abgerissen wurde. Bunte Sterne tanzten vor meinen Augen, ich schmeckte Blut im Mund und der Schmerz trieb mir das Wasser in die Augen. Wie durch einen Schleier hindurch sah ich das Gesicht meines Onkels vor mir. Idiotischerweise redete ich mir gerade in diesem Moment ein, auf keinen Fall die Holzscheite fallen zu lassen. Die rechte Backe und mein rechtes Ohr brannten nun wie Feuer. Aber noch mehr brannte der Hass in mir.

»Du Rotzlöffel machst mir hier keine Vorhaltungen, pass nur auf, ich werde dich ...«

Bork hob den Arm und versuchte, mir erneut ins Gesicht zu schlagen. Aber diesmal sprang ich einfach zur Seite.

»Hör auf damit, Onkel, du schlägst mich nicht mehr!«

Genau in diesem Moment kam meine Tante aus dem Haus gelaufen. Einst war sie sicherlich eine reizvolle Frau gewesen, aber das Schicksal ihres Mannes und all die bitteren Jahre danach hatte ihr Haar schon früh ergrauen lassen. Ihr verhärmtes Gesicht war bereits von unzähligen Falten durchzogen.

»Was ist denn hier los?«

»Halt dein Maul, du dummes Weib. Verschwinde lieber wieder in deiner Küche«, zischte Bork gereizt und schlug seine Frau, diesmal sogar vor meinen Augen. Seine Hand zuckte einfach instinktiv nach oben, seine knochigen Finger knallten klatschend auf ihren aufgerissenen Mund und augenblicklich lief ihr das Blut über die schmalen Lippen.

Als ich mit ansah, wie meine Tante blutend zurücktaumelte, dauerte es einen Moment, bis mir das Geschehen so richtig bewusst wurde. Ein Gefühl stieg in mir hoch, das ich bis heute nicht beschreiben kann. Eine eiskalte Hand schien sich um mein Herz zu legen und eine nie bekannte Wut erfüllte mich. In ohnmächtigem Zorn ließ ich die zurechtgehaunten Holzkloben, die ich noch immer in den Händen hielt, bis auf ein armlanges Stück einfach fallen. Instinktiv schlossen sich die Finger meiner Rechten um das kantige Holz und ohne zu denken, schlug ich ansatzlos zu.

Bork taumelte, stolperte rücklings und starre mich aus weit aufgerissenen Augen ungläubig an.

Erneut schlug ich mit aller Kraft zu.

Dabei legte ich meine ganze Wut und all den aufgestauten Zorn der vergangenen Jahre in diesen nächsten Schlag und das Kantholz in mei-

ner Hand zerplatzte geradezu am Kinn meines Onkels.

Ich konnte die Knochen krachen hören.

Die Wucht des Aufschlages riss den Kopf meines Onkels mit elementarer Gewalt in den Nacken. Bork verdrehte die Augen und fiel wie ein nasser Sack einfach zu Boden. Das Gesicht meiner Tante war vor Entsetzen jäh verzerrt und ihre dunklen Augen füllten sich mit Tränen.

»Was hast du getan? Um Gottes willen, sieh zu, dass du sofort von hier verschwindest! Wenn dein Onkel wieder zu sich kommt, wird er versuchen, dich zu töten.«

»Nein! Ich lasse dich hier nicht alleine zurück.«

Meine alte Tante schüttelte müde den Kopf und musterte mich dabei aus unendlich traurigen Augen.

»Lass gut sein, Thorak, aber von jetzt an bist nur noch du wichtig. Du musst weg von hier, du bist jung und für dich gibt es in dieser Welt da draußen tatsächlich noch eine Zukunft.«

»Und du?«

»Ich habe meine Zukunft damals, an jenem Tag begraben, als dein Onkel durch die Zähne der grausamen Gralhs seinen rechten Arm verlor. Mein Weg ist hier zu Ende, aber dir steht die Welt noch offen. Geh fort, pack deine Sachen und versuche dein Glück irgendwo in den tausend Königreichen von Kitani. Hier hast du nichts mehr zu erwarten. Aber bevor du gehst, folge mir noch ein letztes Mal. Komm mit ins Haus, ich denke, es ist nun an der Zeit, das ich dir ein Geheimnis verrate. Seit Jahren habe ich unten im Keller eine Truhe aufbewahrt, deren Inhalt dich interessieren wird.«

Neugierig folgte ich meiner Tante.

Kurze Zeit später stand ich neben ihr in dem muffigen Vorratskeller, der nur von der Küche aus über eine schmale Holzleiter zu erreichen war. Der Geruch von feuchtem Lehm schlug mir entgegen und der durchdringende Gestank von gesalzenem Fisch brannte in meiner Nase, während meine Tante umständlich eine Kerze entzündete. Sofort erhellt ein kleines, gelbes Licht den Raum. Der Keller war schmal und eng, aber dennoch hoch genug, um aufrecht darin stehen zu können. Mehrere Vorratskrüge aus Ton und einfache Holzschüsseln, gefüllt mit verschrumpelt aussehenden Beeren und winterhartem Wurzelgemüse, standen zu meinen Füßen. Geräucherte und gesalzene Fischstücke stapelten sich auf eigens dafür angefertigten Holzgestellen, die fast den gesamten festgestampften Lehmboden überzogen, und an den Wänden hingen

Werkzeuge und geflickte Weidenkörbe.

Ich blickte mich um.

Ich war schon oft genug hier unten gewesen. Was für ein Geheimnis konnte meine Tante mir hier wohl zeigen? Wortlos begann sie die Krüge, Schüsseln und gesalzenen Fischstücke auf die Seite zu zerren und erst bei genauerem Hinsehen konnte ich schließlich eine Truhe ausmachen, die an einer Wand im hintersten, dunkelsten Winkel des Kellers stand. Sie war länglich, aus dunklem Holz gearbeitet und einstmals mit schweren schmiedeeisernen Beschlägen gesichert. Aber jetzt war ihr Holz morsch, das aufgearbeitete Metall mit Rost überzogen und die Truhe machte genau denselben jämmerlichen Eindruck wie der gesamte Hof.

Mit fragenden Augen starnte ich zuerst auf meine Tante, dann auf jenes Stoffknäuel, das sie inzwischen aus der Truhe hervorgezerrt hatte und nun langsam vor mir auseinander faltete.

Ein kunstvoll geschmiedetes Schwert kam zum Vorschein!

Zwar fleckig und rostig von all den Jahren, in denen es hier unten im Keller gelegen hatte, aber trotzdem immer noch eine furchterregende Waffe.

Ich hielt den Atem an.

»Nimm es«, sagte meine Tante knapp. »Es gehört dir.«

Beinahe ehrfürchtig nahm ich das Schwert in meine Hand.

Der wuchtige Knauf war mit rätselhaften Mustern und Zeichen verziert, die auf den ersten Blick keinen Sinn machten. Doch als meine Hand sich um den Griff der Waffe schloss, wurden eben diese im nächsten Moment von einem seltsamen Eigenleben erfüllt. Mein Herz begann schneller zu schlagen und mein Geist war plötzlich hellwach. Tief aus meinem innersten Kern heraus wuchsen mir ungeahnte Kräfte und etwas durchströmte mich wie ein magisches Feuer. Meine Gedanken rasten und all meine Sinne drehten sich nur noch um dieses Schwert. Nur nach und nach kam ich wieder zu klarem Verstand und starrte ungläubig auf dieses seltsame Schwert in meinen Händen.

»Bei den Göttern, was hat das alles zu bedeuten?«, fragte ich nach Atem ringend.

»Ich habe es geahnt«, erwiderte meine Tante leise.

»Was?«

Erwartungsvoll starrte ich sie an.

»Diese Waffe gehorcht dir anscheinend schon jetzt. Ihr bildet zusam-

men bereits eine Einheit, Jahre, bevor es die Prophezeiung dir eigentlich vorausgesagt hat. Man nennt diese Waffe auch den *Gleichmacher*. Angeblich wurde dieses Schwert von Götterhand geschmiedet. Diese Waffe ist ein Vermächtnis und nur der hierfür Auserwählte kann sie führen. Du bist also der wahre Träger. Ich hätte es mir denken können, denn ich sah es schon in deinen Augen, als du noch ein kleines Kind warst.«

Plötzlich straffte sich die Gestalt meiner Tante.

»Alles begann vor etwas mehr als vierzehn Wintern. Es war ein eiskalter Tag, genau wie heute, als dein Vater auf unseren Hof geritten kam. Stumm drückte er mir ein kleines Fellbündel in die Arme, in das man dich eingewickelt hatte. Dann überreichte er mir diese Waffe. ›Pass auf die beiden auf‹, waren damals seine Worte, ›und wenn das Kind alt genug ist, wird sich die Prophezeiung erfüllen. Übergib ihm das Schwert der N'de, alles Weitere ist bereits von den Göttern vorbestimmt. Es soll auch nicht dein Schaden sein.‹ Er hinterließ uns einen ansehnlichen Geldbetrag und danach ritt er weiter. Ich habe seit damals nie wieder etwas von ihm gehört.«

In ihren Augen lag ein Ausdruck unendlicher Güte und Wärme, als sie weiter redete.

»Ich willigte ein und nahm dich dann in meine Arme. Während ich dich anblickte, fiel mein langes Haar in dein Gesicht. Du fingst sofort an zu brüllen, denn du hattest bereits damals dieses wilde Blut in dir. Ja, ich erinnere mich noch ganz genau. Mit beiden Fäusten hattest du meine Haare gepackt und so fest daran gezerrt, dass ich dich beinahe fallen gelassen hätte. Und heute, bei den Göttern, wirst du deinem Vater immer ähnlicher.«

»Wer war mein Vater?«

»Ich weiß es nicht, mein Junge. Jedenfalls stammte er nicht aus dieser Gegend. In diesem Land ist es nämlich nicht üblich, dass jemand in Kettenhemden und mit blutbefleckter Waffe durch die Gegend reitet. Heute aber weiß ich, dass er ein N'de war. Das ist angeblich ein Kriegerstamm, der weit im Süden dieser Welt lebt und mit dem dein Schicksal in irgendeiner Weise eng verbunden ist.«

»Wie meinst du das?«, fragte ich neugierig, und mindestens tausend Fragen schossen mir gleichzeitig durch den Kopf.

»Unser Leben verläuft hier seit Jahrhunderten in gewissen Bahnen. Die Männer gehen zur Jagd, betreiben Fischfang und beschützen Haus

und Hof. Wir Frauen verbringen den Tag damit, uns um die Kinder zu kümmern. Wir sorgen uns um das Essen und um das Haus. So war es schon immer, aber du bist irgendwie ganz anders. Schon dein Haar ist anders. Ich kann mich nicht erinnern, jemals in Eislanden einen Menschen mit so dunklen Haaren gesehen zu haben. Wahrscheinlich liegt dies alles an deiner Herkunft oder sogar an der Macht dieses Schwertes. Du bist ganz einfach nicht so wie wir, ob in guter oder böser Weise vermag ich dir nicht zu sagen. Ich weiß nur, dass unsere Knaben lieber das Fischerhandwerk erlernen und nicht mit dem Schwert üben, keiner Prügelei ausweichen oder mit dem Speer besser umgehen können als mit Angel und Netz.«

Plötzlich straffte sich ihre hagere Gestalt, sie blickte mir direkt in die Augen und drückte dabei so fest meine Hand, dass ich gleichzeitig vor Überraschung und Schmerz leise aufstöhnte.

»Trotzdem bin ich stolz auf dich, Thorak. Ich weiß, du wirst deinen Weg machen, und vielleicht erinnerst du dich dennoch ab und zu mal an mich. Jetzt ist es besser, du gehst. Nachdem, was du Bork angetan hast, traue ich ihm alles zu.«

Ich hatte plötzlich das Gefühl, als würde ein dicker Kloß in meinem Hals stecken. Ich stand einfach da und wusste nicht, was ich sagen sollte.

Meine Tante ließ mich nach diesen Worten los, rannte aus dem Keller und ich hörte, wie sie oben angelangt die Tür zu ihrer Kammer hinter sich schloss. Anscheinend wollte sie mir eine Antwort ersparen, die ich vielleicht später einmal bereuen könnte.

Ich vermochte danach nicht mehr genau zu sagen, wie lange ich noch alleine in dem kalten Keller gestanden hatte. Jedenfalls war die Kerze fast heruntergebrannt und es war beinahe schon stockdunkel, als ich meine wenigen Habseligkeiten in einen Leinensack stopfte und zum Aufbruch bereit war.

Von meinem Onkel war die ganze Zeit über weder etwas zu sehen noch zu hören. Wahrscheinlich suchte er bereits wieder im Schnaps Trost. Jedenfalls kam es mir so vor, als wäre Bork wie vom Erdboden verschluckt.

Als ich meine Hand ein letztes Mal um die Klinke jener Haustüre legte, hinter der ich meine gesamte Jugend verbracht hatte, kam trotz der harten Jahre dennoch so etwas wie Wehmut in mir auf.

Ein leises Rascheln ließ mich umdrehen.

Meine Tante war neben mich getreten und drückte mir einen Beutel in die Hand.

»Ich habe dir etwas selbst gebackenes Brot und Salzfleisch eingepackt. Wenn du nach Norden gehst, wirst du die frierenden Berge überqueren müssen. Wer weiß, wann du das nächste Mal etwas zum Essen bekommst.«

Ich nickte dankbar, nahm den Beutel und trat endgültig ins Freie. Ich schlug den fellgefütterten Kragen meiner Winterjacke hoch und schulterte meinen Proviantsack. Als ich mit weit ausgreifenden Schritten den Hof verließ, vernahm ich ein letztes Mal den vertrauten Klang ihrer Stimme.

»Geh immer der Sonne entgegen und pass auf dich auf, Thorak!«

Ich nickte stumm, aber ich blickte nicht mehr zurück.

Getäuscht!

Meine Vorräte waren aufgebraucht und ich hatte vergeblich versucht, irgendein Stück Wild zu erlegen. Doch anscheinend hatten sich alle Tiere des Landes vor dem eisigen Winter in die südlicheren Regionen der tausend Königreiche von Kitani geflüchtet.

Die Sonne hing einer vereisten Scheibe gleich am Himmel und ihre kalten Strahlen hatten den Schnee in einen hart gefrorenen, schwer behbaren Untergrund verwandelt, auf dem ich nur mühsam vorankam.

Die Luft war glasklar und kein Wind regte sich an diesem Morgen, aber so langsam forderte die beißende Kälte ihren Tribut von mir.

Stunde um Stunde wurde mein Marschieren schwerfälliger und mein Magen knurrte längst wie ein ganzes Rudel hungriger Wölfe. Seit vier Tagen schritt ich durch den eiskalten Schnee dieses anscheinend ewig andauernden Winters von Eislanden, und seit vorgestern hatte ich auch das letzte Mal etwas gegessen und mich danach vor das wärmende Feuer meines Lagers gelegt.

Mir war hundeeelend zumute.

Ich fror erbärmlich, meine Beine hatten sich von den Knien abwärts inzwischen in Eiszapfen verwandelt und mir war regelrecht schlecht vor Hunger. Ab und an stolperte ich sogar. Ich wusste genau, dass es nicht mehr lange dauern konnte, bis ich endgültig am Ende meiner Kräfte war.

Die Kälte raubte mir beinahe den Atem und machte jede Bewegung zu einer Qual.

Bei Hela und Belen, den Göttern von Eislanden, durchzuckte es mich bitter, wenn nicht bald ein kleines Wunder geschah, war ich noch vor Ende des Tages jämmerlich erfroren. Die Götter erhörten anscheinend meine Gebete, jedenfalls entdeckte ich kurz darauf eine kleine Hütte aus grob zusammengefügten Baumstämmen. Es war eine dieser Holzhütten, die man auf Geheiß des Königs überall im Land für Reisende zum Schutz vor der eisigen Kälte errichtet hatte. Die einfache Unterkunft duckte sich eng an die schroffe Felswand einer bewaldeten Hügelkette.

Verbissen kämpfte ich mich durch die verharschten, fast kniehoch aufgeworfenen Schneeverwehungen zum Eingang der Behausung vor. Frierend betrat ich die Hütte und schloss die wuchtige Eingangstür gleich wieder hinter mir zu.

Erst danach blickte ich mich prüfend um.

Das Erste, das meine Augen im Halbdunkel erblickten, war die Gestalt eines Mannes, der im selben Moment mit einem gewaltigen Satz auf mich zusprang.

Ich zuckte instinktiv zurück, trotzdem spürte ich den kalten Stahl einer Messerklinge an meinem Hals. Ich schloss die Augen und ergab mich dem anscheinend Unvermeidlichen. Ein, zwei Atemzüge lang geschah jedoch überhaupt nichts, dann ertönte ein gemurmeltes Wort, das Überraschung verriet und die Messerklinge wurde von meiner Kehle genommen.

Langsam, fast zaghaft öffnete ich meine Augen wieder und sah, wie der Mann zurücktrat und mich abschätzend musterte. Er war ein großer, schlanker, weißblonder Mann und so weit ich erkennen konnte, hatte seine vornehm wirkende Kleidung auch schon bessere Tage gesehen. Als er den Kopf hob und mich direkt ansah, blickte ich in ein schmales, aristokratisch geschnittenes Gesicht mit einem sorgfältig zurechtgestutzten Oberlippenbart.

»Hallo«, sagte er knapp und formte dabei seinen Mund zu einem Lächeln. Er war mir zwar fremd, aber dieser Unbekannte wirkte dennoch irgendwie vertrauerweckend auf mich. Er trug einen dunklen Fellmantel, dunkle Hosen und ein weißes Leinenhemd, um dessen Kragen er ein scharlachrotes Tuch gebunden hatte.

Meiner Ansicht nach sah er verdammt vornehm aus.

Ich wurde etwas unsicher. Als er sein Messer wieder zurück in den Gürtel steckte und mich mit seinen eisgrauen Augen anblickte, vermeinte ich einen arroganten Zug in seinem blassen Gesicht zu erkennen.

»Was in aller Welt macht ein kleiner Junge wie du hier alleine in dieser kalten, gottverdammten Wildnis?«

Krampfhaft überlegte ich, was ich antworten sollte, indessen mich der Mann eingehender musterte. Er stand neben dem Kamin und deutete jetzt fluchend auf die erkaltete Feuerstelle.

»Verdammt kalt hier drin, Kleiner, aber leider nicht zu ändern. Es sei denn, du hast zufälligerweise einen Feuerstein in deinem Gepäck.«

Ungläubig musterte ich den vornehm aussehenden Fremden. Natürlich hatte ich einen Feuerstein dabei, welcher Dummkopf reiste zu dieser Jahreszeit schon ohne solchen umher?

»Ich heiße Thorak, nicht Kleiner. Ich mag es nicht, wenn man mich so nennt. Ich bin fast sechzehn.«

»Das ist natürlich etwas anderes«, sagte er und starnte mich seltsam an. Ich war mir nicht sicher, aber klang da nicht so etwas wie leiser Spott in seiner Stimme?

»Ich heiße Gartol, aber du kannst mich Gar nennen.«

Dabei lächelte er wieder und streckte mir seine auffallend gepflegte Rechte entgegen. Dieser Mann verdiente offensichtlich mit allem Möglichen seinen Lebensunterhalt, nur nicht mit körperlicher Arbeit.

Ich zögerte einen Moment, dann ging ich langsam auf ihn zu und gab ihm ebenfalls die Hand. Ein seltsames Gefühl erfasste mich, dieser Gar gefiel mir irgendwie nicht. Ich nahm den Reisesack von meinen Schultern, warf einen kurzen Blick hinein und gab ihm dann das Gewünschte. Er nahm mir den Feuerstein ab, kniete vor den erkalteten Kamin und binnien weniger Augenblicke züngelten gelbrote Flammenzungen empor und warfen bizarre Schatten auf die Holzwände der Schutzhütte. Kurze Zeit später begannen auch schon die ersten Schnee- und Eiskristalle auf meinen Haaren und meinem Mantel zu schmelzen und zu meinen Füßen bildete sich rasch eine große Pfütze. Nach und nach kehrte neues Leben in meinen fast steifgefrorenen Körper zurück. Gar klatschte in die Hände und blickte sich zufrieden um.

»So, jetzt ist es hier langsam zum Aushalten.«

Dann huschte er in der Hütte umher, kramte in seinen mitgebrachten Taschen, die neben dem Kamin lehnten, und pfiff dabei unentwegt vor

sich hin. Wie durch Zauberei standen plötzlich zwei Becher mitsamt einer bauchigen Flasche auf dem grob zurechtgezimmerten Tisch der Schutzhütte, während der flackernde Schein des Kaminfeuers ein anheimelndes Licht in dem kargen Raum verbreitete.

»Setz dich doch«, sagte er mit warmer Stimme und machte eine einladende Handbewegung auf den freien Holzstuhl zu seiner Linken. »Wenn uns das Wetter schon dazu zwingt, die nächste Zeit hier gemeinsam in der Hütte zu verbringen, können wir das genauso gut auch sitzend machen.«

Dabei schenkte er aus jener Tonflasche eine bernsteinfarbene Flüssigkeit in die beiden Becher, die angenehm süßlich wie nach wildem Honig und frisch geschlagenem Rahm schmeckte.

»Das ist Kinni-Kinnik, der Trank der Götter, wie die Leute im Südländ sagen. Ein, zwei Becher davon und die Welt sieht schon ganz anders aus.«

Dabei grinste er wieder in einer Art, die mir ganz und gar nicht gefiel. Beinahe theatralisch strich er sich mit der Rechten über den Oberlippenbart, lehnte sich etwas zurück und begann zu erzählen.

Von fernen Ländern, prachtvollen Städten und hochherrschaftlichen Häusern. Nach dem ersten Schluck Kinni-Kinnik, der wie flüssiges Feuer durch meine Kehle rann, folgte ich schon wenig später in Gedanken seinen Schilderungen. Nach dem ersten Becher sah ich mich im Geiste bereits in kostbare Gewänder gehüllt, an seiner Seite von einem Königsthron zum anderen zu eilen. Dann auf dem Rücken eines Pferdes, gemeinsam mit ihm, von einem Abenteuer zum anderen reiten.

Irgendwann konnte ich meinen Blick nicht mehr von ihm wenden. Mit großartigen Worten und Gesten brachte er mir, einem hinterwäldlerischen, etwas zu groß geratenen Bauernburschen aus den Bergen von Eislanden, die große Welt greifbar nahe. Wie ein Ertrinkender hing ich an seinen Lippen und lauschte seinen Worten.

So etwas hatte ich noch nie gehört. Ich vergaß all die Dinge, die mir meine Tante beigebracht hatte, auch das, was den Umgang mit Fremden betraf.

»Tatsächlich?«, unterbrach ich ihn irgendwann. »Ich wünschte, ich könnte mit dir ...«

»Was?«

Er hob den Kopf und blickte mich nachdenklich an. Wieder war da dieses seltsame Leuchten in seinen Augen. Aber all meine Sinne waren

in diesem Moment wie vernebelt und meine Kehle wie zugeschnürt.

»Was wolltest du sagen, Thorak?«

Ich hörte seine Stimme kaum.

»Ach nichts«, sagte ich stattdessen. »Es war nicht so wichtig.«

Die Furcht, von ihm ausgelacht zu werden, war einfach zu groß.

»Du bist ja ganz rot im Gesicht«, sagte er.

Ich erhob mich unvermittelt. Mir war plötzlich unerträglich heiß, ich taumelte etwas und sah, wie sich Gar ebenfalls erhob und mir wieder nachschenkte. Ich leerte den Becher auf einen Zug, begann dämlich zu kichern und dann riss bei mir irgendwie der Faden.

Das Erwachen war grausam!

Ich hatte das Gefühl, als schlügen tausend tolle Teufel bei jedem Herzschlag mit glühenden Hämmern auf meinen Kopf ein. Meine Zunge lag mir wie ein nasser Putzlappen im Rachen, kalter Schweiß stand auf meiner Stirn, mir war speiübel und ich fror.

Allmählich war ich fähig den Kopf zu heben und mich umzublicken.

Wie eine eiskalte Hand umfasste Angst meine Kehle. Ich lag mit zwei fadenscheinigen Decken auf einem harten Holzbett, nur mit meinem rostroten Unterzeug bekleidet und allein. Der trübe Schein des heruntergebrannten Kaminfeuers erhellte den Raum nur spärlich.

Langsam kam die Erinnerung.

»Gartol?«, rief ich krächzend in das Halbdunkel der Hütte hinein. Ich bekam keine Antwort.

Es herrschte absolute Stille.

»He, Gar! Wo bist du?«

Angespannt lauschte ich. Augenblicke verrannen, wurden zu Minuten und irgendwann gab ich es auf, nach Gar zu rufen. Fröstelnd richtete ich mich auf, schwang die Beine über die Bettkante und schwor mir dabei, nie wieder in meinem ganzen Leben einen Tropfen Schnaps anzurühren. Erst nach und nach hörte die Welt auf, sich vor meinen Augen zu drehen, aber mir war immer noch hundeeelend zumute und es fiel mir schwer, auf die Füße zu kommen. Ich hob den Kopf und musterte meine Umgebung genauer.

Meine Kleider lagen achtlos über den ganzen Boden verstreut und mein Reisesack war vollkommen zerfetzt. Jemand hatte ihn mit einem

scharfen Messer völlig zerschnitten und dann achtlos vor mein Bett geworfen. Eine grauenvolle Ahnung beschlich mich und mit einem wilden Schrei richtete ich mich auf. Mehrmals hintereinander schloss ich die Augen und öffnete sie wieder, in der verzweifelten Hoffnung, endlich aus diesem Albtraum aufzuwachen. Aber das Bild blieb stets das gleiche. Keine Spur von meinem Wintermantel, meinem Schwert und meinen anderen Habseligkeiten.

Und auch keine Spur von Gartol!

Tränen der Wut und der Verzweiflung rannen über mein Gesicht. Ich weigerte mich die Lage, in der ich mich befand, zu akzeptieren. Gar, dieser verfluchte Scheißkerl, hatte meine jugendliche Unerfahrenheit eiskalt ausgenutzt und mich mit seinem weltmännischen Getue und diesem verdammten Kinni-Kinnik willenlos gemacht. Während ich wie ein Schwachkopf seinen Erzählungen lauschte, hatte er bestimmt schon überlegt, was er alles von meinen Sachen gebrauchen konnte. Ich kam mir so richtig ausgenutzt vor, dreckig und stinkend wie ein alter weggeworfener Stofffetzen.

Ich ging hinaus und kniete mich in den Schnee.

Dann rieb ich mir damit meinen ganzen Körper ein, besonders meinen pochenden Schädel. Die Vorstellung, damit jegliche Erinnerung an Gartol wegreiben zu können beherrschte mich geradezu unheimlich. Ich fror erbärmlich dabei, aber ich blieb im Schnee knien bis meine Haut bläulich schimmerte. Erst als ich meinen Körper fast bis zu den Hüften hinauf vor Kälte nicht mehr spüren konnte, ging ich wieder in die Hütte zurück und zog mich an.

Ich fühlte mich jetzt besser.

Der kalte Schnee und eine unbändige Wut, die immer mehr Besitz von mir ergriff, entfachten meine Lebensgeister neu. Mein Kopf wurde schlagartig klar und statt mit meinem Schicksal zu hadern, entfachte ich das Feuer im Kamin wieder neu und sah mich anschließend in der Hütte um. Es war nicht viel, was er zurückgelassen hatte. Ein altes, verrostetes Küchenmesser, die beiden Decken meiner harten Lagerstatt und die Kleider, die ich am Leib trug, waren alles, was ich besaß.

Nicht einmal meine Schuhe hatte mir das Schwein gelassen.

Aber ich schwor mir, nicht aufzugeben, durchzuhalten und zu ertragen, was mich erwartete. Ändern konnte ich jetzt sowieso nichts. Ich musste warten bis meine Zeit kam, und sie würde kommen, wenn ich stark bliebe, ich wusste es ganz genau.

Bis zum Mittag hatte ich mir aus einer der Decken ein notdürftiges Schuhwerk zurechtgeschnitten, während ich die andere eng um meinen Körper schlang. Dann brach ich auf. In der Hütte bleiben konnte ich nicht. Ich hatte keine Möglichkeit Holz zu schlagen, um das Feuer in Gang zu halten, hatte nichts zu essen und wer weiß, wann und vor allem wer als Nächstes bei der Hütte eintraf. Nein, dort wäre mein Weg unweigerlich zu Ende gewesen. Zurück nach Kolding wollte ich nicht, also musste ich etwas unternehmen. Mein Ziel war die große Handelsstraße, die irgendwo hier vorbei gen Süden führen musste. Dort hoffte ich auf Menschen zu treffen, die mir vielleicht weiter helfen konnten, und diesmal, das schwor ich mir inständig, diesmal würde ich nicht mehr so leichtgläubig sein.

Ich marschierte los.

Den ganzen Mittag über, bis zum Anbruch in die Abenddämmerung schritt ich nordwärts durch das schneebedeckte Land. Längst war die Sonne untergegangen und der Mond stand einer runden Scheibe gleich am sternklaren Firmament und badete das umliegende Land in sein kaltes, blasses Licht. Die Nacht war voller Geräusche. Immer wieder blieb ich stehen und lauschte dem Kreischen und Heulen der Tiere.

In mir stieg Angst auf. Wer weiß, was für Kreaturen mich bereits umschlichen. Wölfe, Bären oder sogar Makahls? Diese kaum zwei Fuß großen, katzengleichen Allesfresser galten als die gefährlichsten Raubtiere Eislandens. Mehr als einmal hatte ich in unserem Dorf eine Ziege gesehen, die so unvorsichtig gewesen war, die Sicherheit eines schützenden Stalles zu verlassen und dann den Makahls zum Opfer gefallen war. Es war kein schöner Anblick.

Die Angst ließ mich für kurze Zeit meine Erschöpfung vergessen.

Dennoch wurden meine Bewegungen langsamer. Meine Kräfte nahmen ab und ich quälte mich mühsam voran. Meine Füße waren längst zu Eisklumpen erstarrt, meine Beine steif und gefühllos und bei jedem weiteren Schritt wurde mir schwindlig. Die kalte Luft stach in meinen überanstrengten Lungen und jeder Atemzug wurde zur Qual. Mitten in der Nacht stolperte ich vor Erschöpfung und fiel auf die Knie. Ich war fast am Ende. Ein, zwei Atemzüge lang verharrete ich in dieser Stellung und blickte mich um.

Sehr weit konnte ich trotz des silbernen Mondlichts nicht sehen, denn vor mir ragten die dunklen Baumstämme eines Schwarzfichtenwaldes empor. Ein aufkommender Wind trug mir aus dem scheinbar undurch-

dringlichen Waldrand einen eigentümlichen Geruch zu, der mir zwar bekannt vorkam, den ich im Moment jedoch nicht richtig zuordnen konnte.

Plötzlich bewegte sich etwas dort im Unterholz.

Tod in Eislanden

Ich erschrak und kam sehr schnell wieder auf die Beine. Die Finger meiner Rechten schlossen sich fester um den Griff des verrosteten Messers. Mein Herz klopfte wie verrückt, nur langsam konnte ich meine aufsteigende Panik niederkämpfen. Lauschend verharnte ich und nur allmählich beruhigte sich mein rasender Herzschlag wieder.

Mir war klar, was auch immer sich dort versteckt hatte, mit diesem jämmerlichen Küchenmesser in der Hand hatte ich nicht die geringste Chance gegen einen jedweden Angreifer. Dennoch beruhigte mich der kalte Waffenstahl und ich kam mir nicht völlig wehrlos vor.

Plötzlich ertönte ein schrilles Krächzen. Gebüsch raschelte und einen Herzschlag lang stockte mir der Atem. Ich erkannte die Umrisse mehrerer schwarz gefiederter Vögel, die flügelschlagend aus dem Unterholz aufstiegen.

Es waren Kol-Kol Raben, die Aasfresser unseres Landes, die immer dort auftauchten, wo etwas Totes oder Sterbendes lag. Sie hatten meine Anwesenheit bemerkt und zogen jetzt mit wütendem Geschrei ihre Kreise hoch über den Wipfeln des Waldes. Schnuppernd sog ich die Nachtluft durch die Nase. Mit all meinen Sinnen hörte und roch ich in die Nacht hinein. Der Geruch von frisch gefallenem Schnee, von Fichtennadeln, feuchtem Unterholz und die Ausdüstungen meines eigenen Körpers erkannte ich sofort.

Aber da war noch dieser andere Geruch, der mir vorhin so penetrant in die Nase gestiegen war. Der Geruch von blutigem Fleisch und offenen Wunden, ich erkannte ihn ganz genau. Aus der Vergangenheit, aus jenen bitteren Zeiten, als mein Onkel seinen Arm verloren und meine Tante deshalb Tag und Nacht an seinem Bett gesessen und ihn gepflegt hatte.

Ich sammelte meine ganze verbliebene Kraft und Energie, fasste mir ein Herz und schlich beinahe geräuschlos vorwärts. Es war nicht nur die Neugier, die mich antrieb. Ein Gefühl aus dem Bauch heraus sagte

mir, dass ich wissen sollte, was die Raben angelockt hatte. Vorsichtig arbeitete ich mich durchs Unterholz und erreichte so einen winterharten Strauch, dessen weit ausladende Äste mir die Sicht völlig versperrten.

Mühelos bog ich das dürrer, froststarre Holz zur Seite.

Das gedämpfte Licht des Mondes beleuchtete in gespenstischer Weise die mir wohlbekannte Gestalt Gartols, oder genauer gesagt, das, was noch von ihm übrig geblieben war.

Es gab keinen Körper mehr unter seinem Kopf.

Ich schluckte würgend, presste die Linke auf Nase und Mund und unterdrückte nur mühsam den aufsteigenden Ekel, während ich langsam näher ging.

Unvermittelt stand ich vor einem abgenagten Oberschenkelknochen, der weiß im Mondlicht schimmerte. Als ich mich weiter umblickte, sah ich überall blutige Fleischfetzen und blank genagte Knochenstücke auf dem Boden vor mir liegen, auf denen es von ekelhaften, grünlich schimmernden Käfern wimmelte.

Ich kotzte mir fast die Seele aus dem Leib, während ich von Entsetzen gepackt zwischen den blutigen Überresten von Gar herumirrte. Dabei entdeckte ich nach und nach andere Teile seines zerrissenen Körpers. Hautfetzen, Eingeweide, die in blutig schleimigen Schlieren über den Schnee verteilt waren, und schließlich seinen Torso, an dem die Rippen nahezu völlig freigelegt waren. Es hatte ihn anscheinend im Morgengrauen erwischt und ich kannte nur eine einzige Kreatur, dessen Zähne einen Menschen so zurichten konnten.

Ein Makahl!

Normalerweise hatte ein kräftiger, gesunder Mensch wenig vor diesen grauen Räubern zu befürchten, wenn er sie einzeln antraf. Aber der Winter, der sich immer noch nicht seinem Ende zuneigte, war hart gewesen und die Makahls hatten sich zu Rudeln zusammengefunden.

Offensichtlich waren sie ausgehungert und ihre leeren Bäuche ließen sie ihre übliche Vorsicht gegenüber den Bewohnern dieses Landes vergessen. Die Bestien hatten ihn hier, am Rande des dunklen Waldes gestellt und er hatte mit ihnen gekämpft. Die Abdrücke im Schnee erzählten es in einer deutlichen Sprache, dazu musste man kein Spurenleser sein.

Plötzlich entdeckte ich mein Schwert.

Die Waffe ragte kaum mehr als eine Handbreit aus dem Schnee des Waldbodens empor. Mir kam es so vor, als würde der kalte Stahl bei

meinem Anblick zu leuchten beginnen. Auch meine Hand begann unvermittelt zu brennen. Meine ganze Haut, von den Fingerspitzen bis zum Gelenk hinab, brannte auf einmal schier unerträglich, solange, bis ich *Gleichmacher* endlich berührte.

Ich hob die Waffe an.

Meine Hände begannen zu zittern und ich merkte nicht einmal, dass sich meine Zähne in die Unterlippe gruben, bis ich Blut im Mund schmeckte. Mein Magen begann erneut zu rebellieren, denn ich erkannte, dass Gartols Rechte noch immer den zerschrammten Stahlknauf meines Schwertes umklammert hielt. Von nadelspitzen Zähnen knapp unterhalb des Handgelenks vom Körper abgetrennt, brannte sich der entsetzliche Anblick der angefressenen Hand mit den freigelegten Knochen und den herabbaumelnden Haut- und Muskelfetzen in mein Gehirn.

Schreiend ließ ich das Schwert fallen.

Irgendwo vor mir in dem dunklen Wald heulte ein Makahl auf, es gab eine kurze Pause, dann wiederholte sich dieser Ruf. Angstschauer flossen meinen Rücken hinab. Wie viele Makahls beobachteten mich bereits?

Genug, um mich wie Gar in die Enge zu treiben und schließlich aufzufressen?

Hungrige Makahls fraßen gerne von Opfern, deren Körper noch warm waren und zuckten. Ich schluckte trocken, aber ich fand mich schließlich mit dem Unvermeidlichen ab. Während ich würgend aus den blutverkrusteten Überresten von Gartols Hand mein Schwert herausbrach, gewann mein unbändiger Überlebenswillen immer mehr Oberhand in mir. Ich war bereit zu kämpfen. Aus der Menge der verstreut herumliegenden Knochen und Fleischfetzen konnte ich aber auch erkennen, das Gartol bis zu seinem Tod mindestens drei Makahls erlegt hatte. Das ausgehungerte Rudel hatte sich auch über seine Artgenossen hergemacht. Über dem ganzen Ort lag ein geradezu entsetzlicher Gestank von Blut und Verwesung.

Ich fröstelte, nicht nur wegen der Kälte.

Er mochte zwar ein Schwein gewesen sein, aber solch einen Tod wünschte ich nicht einmal meinem schlimmsten Feind. Als ich das Schwert in der Hand wog, wurde ich augenblicklich ruhiger und gefasster. Ich fuchtelte mit der Waffe umher, ließ die Klinge ein paar Mal durch die kalte Nachtluft pfeifen und kam mir jetzt nicht mehr so hilf-

los vor.

Bis ich die Makahls sah.

Lautlos waren sie durch das dunkle Unterholz geschlichen und ein halbes Dutzend dieser Bestien hockte nun im Halbkreis vor mir. Angestrahlt vom Mondlicht und keinen Steinwurf mehr von mir entfernt.

Ich sah, wie sich ihre Lauscher bewegten und sie ihre Schnauzen so weit aufgerissen hatten, dass man die nadelsscharfen, nach innen gebogenen Zähne deutlich erkennen konnte. Sie hatten die Lefzen hochgezogen und ihr eigenständliches Fauchen und Heulen schrillte in meinen Ohren. Bevor ich einen klaren Gedanken fassen konnte, sprang der vorderste Makahl mit einem Satz auf mich zu und flog mir förmlich entgegen. Ein gedrungenes, graubraunes Fellbündel voll animalischer Kraft und mit weit aufgerissenem Maul, das bereits im Flug nach mir schnappte. Pure Mordlust glühte in seinen grünen Augen auf, aber ich tauchte zur Seite weg und stieß mein Schwert hoch. Ein schrilles Röcheln drang aus seinem Maul, als sich die Klinge in seinen Leib bohrte. Er stürzte zuckend in den Schnee, wälzte sich kreischend herum und kam trotz der schweren Wunde sofort wieder auf die Beine.

Geduckt erwartete ich den nächsten Angriff, aber plötzlich quoll roter Schaum zwischen seinen gefletschten Zähnen hervor. Er fiel auf die Seite, seine Läufe zuckten noch einmal, dann erlosch der Glanz in seinen Augen.

Ich konnte deutlich erkennen, wie die anderen Makahls zögerten.

Die Bestien belauerten mich wachsam und verstohlen. Ihre Rachen waren weit aufgerissen, ihre roten Zungen hingen ihnen aus den weit geöffneten Schnauzen heraus. Ich wurde das Gefühl nicht los, als grinnten diese Drecksviecher über meine fast hoffnungslose Lage. Bevor ich einen weiteren Gedanken über mein Schicksal verschwenden konnte, erfolgte schon der nächste Angriff dieser Bestien. Alle Makahls gingen diesmal gleichzeitig auf mich los. Als sie losstürmten, hetzte ich bereits auf den nächsten Baum zu. Dort, so dachte ich, würde meine Chance zum Überleben sein. Oben, zwischen den Ästen eines Schwarzfichtenstamms war mein Rücken gedeckt, denn ich wusste, dass diese Kreaturen nicht klettern konnten, und mit dem Schwert und dem Küchenmesser in der Hand konnte ich die Makahls vielleicht einzeln abwehren. Gewiss war es eine dürftige Möglichkeit zum Überleben, aber besser als keine. Ich rannte weiter, hinter mir das nach Blut lechzende Rudel dieser fleischfressenden Bestien, die wie auf ewig verdammte Dämonen

kreischten, wenn sie eine verfluchte Seele holten. Ich spürte ihren heißen Atem förmlich in meinem Nacken, hörte, wie ihre geifernden Kiefer nach meinen Beinen schnappten, indessen ich den rettenden Bäumen entgegen flog.

Urplötzlich drang das helle Sirren eines abgeschossenen Armbrustbolzens an mein Ohr, und als ich den Kopf drehte, traf das Geschoss gerade den Makahl, der mir am nächsten war, mitten in den Kopf und tötete ihn auf der Stelle.

Ein Mann ritt hinter den dichtstehenden Bäumen hervor.

Er spannte die Armbrust, feuerte seine Waffe erneut ab und verwundete einen weiteren Makahl. Beinahe brutal riss er sein Pferd herum, das vor den Zähnen dieser Raubtiere nervös scheute, und ritt direkt zwischen die restlichen Bestien. Mit dem Kolben seiner Armbrust zertrümmerte er mit erschreckender Präzision Schädel, zerbrach Knochen und vernichtete Leben, bis die letzte Bestie schließlich die Flucht ergriff und wegrannte. Aber das war der letzte Fehler in ihrem Leben. Der Mann riss seine Waffe an die Schultern, zielte erneut und feuerte. Der Makahl überschlug sich fauchend in der Luft und brach zusammen, noch bevor er das schützende Unterholz erreicht hatte. Dann zügelte der Mann sein Pferd, stieg ab und gab den Bestien mit seinem Messer den Rest. Danach wischte er die blutbefleckte Klinge an seinem Hosenbein ab, steckte die Waffe in den Gürtel zurück und starrte mir, während er grinste, direkt in die Augen.

Er war bestimmt Ende fünfzig, hatte ein sonnenverbranntes Gesicht, und seine dunklen Haare waren mit unzähligen Silberfäden durchzogen. Seine Kleidung bestand aus einem zottigen Wintermantel aus Raubtierfellen, der jetzt offen stand, einem dunklen Wollhemd und einer verblichenen Stoffhose, deren Beinenden er, aus was für einem Grund auch immer, in seine hochhackigen Reiterstiefel gestopft hatte. Um die Hüften hatte er einen breiten Gürtel aus dunklem Leder geschlungen, in dem noch zwei weitere Messer steckten. Bei seinem Anblick musste ich unwillkürlich an einen alten zerzausten Falken denken. Der Mann war früher sicherlich ein unbarmherziger Kämpfer gewesen, aber jetzt war er deutlich in die Jahre gekommen. Nachdem der Rausch des Kampfes in ihm verflogen war, wirkte seine Haltung gebeugt und ich konnte sehen, wie das wilde Feuer in seinen Augen langsam erlosch und immer mehr einem trüben Schimmer Platz machte.

»Da hast du aber noch mal Glück gehabt, Junge! Aber was machst du

ganz alleine in dieser unfreundlichen Gegend? Wo sind deine Eltern, der Rest deiner Familie?«

Anscheinend erwartete er auf seine Fragen nicht sofort eine Antwort, denn er drehte mir abrupt den Rücken zu und machte sich an seinem Pferd zu schaffen.

Dabei schüttelte er unentwegt den Kopf und murmelte etwas vor sich hin, das wie ›bodenloser Leichtsinn‹, ›Dummheit‹ und Ähnliches klang.

Bevor ich darauf etwas erwidern konnte, warf er mir eine Felldecke zu, die ich dankbar auffing. Bis jetzt war ich der Unnahbare, der Entschlossene und Stolze gewesen, aber nun, da die Gefahr offensichtlich vorüber und ich in Sicherheit war, fiel die ganze Anspannung mit einem Schlag von mir ab. Meine ganze Furcht, die Gewissheit, den Makahls und auch dem Kältetod entronnen zu sein, kam in mir hoch und bei mir brachen alle Dämme.

Ich warf mich dem Mann, der gut und gerne auch mein Großvater hätte sein können, an die Brust und heulte Rotz und Wasser.

»Ich heiße Thorak«, sagte ich schließlich schluchzend.

Der Mann nickte und strich mir beinahe väterlich übers Haar.

»Ich bin Khim, ich gehöre zu einer Gruppe von Gauklern. Wir wollen weiter im Süden unser Glück versuchen. Dieser verdammte Winter, der diesmal überhaupt kein Ende zu nehmen scheint, hat eine Menge Raubzeug aus den Bergen herausgetrieben, das es auf unsere Wagen abgesehen hat. Vierbeiniges und auch Zweibeiniges, wenn du verstehst, was ich meine. Es sind keine gute Zeiten für ehrliche Gaukler.«

Dann starnte er mich fragend an.

»Was ist mit dir? Was hast du vor?«

Ich zuckte mit den Schultern und blickte ihn aus verheulten Augen hilflos an.

Der Gaukler beugte sich etwas vor und musterte mich eingehend. Offenbar gefiel ihm, was er dabei sah, den er lud mich ganz zwanglos ein.

»Komm doch einfach mit zu uns. Ich kann dir zwar keinen Palast anbieten, aber ein trockenes Lager in einem unserer warmen Wagen ist allemal besser, als hier draußen zu übernachten. Und zum Essen haben wir für einen dünnen Jungen wie dich bestimmt auch noch genug.«

Ich stimmte zu, saß hinter ihm aufs Pferd und ohne weitere Schwierigkeiten erreichten wir das Lager der Gauklern. In einem kleinen, windgeschützten Seitental waren ein Dutzend hochrädrige Kastenwagen zu einem V zusammengefahren, in dessen Mitte ein großes Feuer brannte.

Ein durchdringender Geruch von scharf gewürztem Essen, dampfenden Tierleibern und warmem Lagerfeuerrauch hing in der Luft. Ein Wachposten sprang scheinbar aus dem Nichts heran und versperrte uns den Weg. Wichtigtuerisch fuchtelte er mit einem Speer vor unserer Nase herum, bis er Khim erkannte. Drei weitere Männer, grimmig dreinblickende Kerle, die mit Kurzschwertern und Keulen bewaffnet waren, saßen beim Essen, als Khim mit mir zu den Kastenwagen geritten kam.

»Was bringst du denn da mit, Khim?«, rief einer der Männer vom Kochfeuer. »Ziemlich mickrige Ausbeute für eine so lange Nachtjagd, meinst du nicht auch?«

Die anderen Männer lachten.

»Das ist Thorak« stellte er mich vor. »Dieser mickrige Kerl, wie du ihn nennst, hatte sich gerade mit einem halben Dutzend Makahls angelegt, als ich zufällig des Weges kam. Da dachte ich, den nimmst du mit, so einen können wir hier immer gebrauchen.«

»Dieser junge Hüpfen gegen sechs Makahls?«, sagte der Sprecher vom Feuer ungläubig. »Respekt, Junge, Respekt. Auch wenn wir Gaukler sind, achten wir das Gastrecht. Also sei für heute Nacht willkommen in unserer Mitte. Für einen Becher heißen Wein, der einem die Kälte aus den Knochen treibt, scheinst du mir noch etwas zu jung, aber du kannst gerne von meinem Fleisch haben.«

Ich glitt vom Pferd und nahm die Einladung dankend an. Der Mann vom Feuer gab mir etwas zu essen und trat dann an Khim heran, indessen ich beinahe gierig einen Teller mit dampfendem Fleisch herunterschläng.

»Was soll das? Statt frischem Fleisch schleppst du einen weiteren hungrigen Bauch an, den es gilt satt zu machen. Was hast du dir eigentlich dabei gedacht?«, sagte der Mann mürrisch und betrachtete mich missmutig. Es war offensichtlich, dass er nicht gerade glücklich über die Entscheidung von Khim war, mich in ihrer Mitte aufzunehmen.

»Urteile nur nicht so vorschnell über diesen Jungen, ich denke, er wird uns alle noch überraschen.«

»Hast wohl einen Narren an dem Kerl gefressen?«

Khim grinste.

»Und wenn es so wäre, was dagegen, Thak?«

»Von mir aus, aber jammere mir nicht die Ohren voll, wenn es schief geht.«

Khim schüttelte wissend seinen grauhaarigen Schädel.

»Aus dem mache ich was ganz Besonderes. Wenn er bei uns bleibt, steckt euch dieser Junge spätestens im nächsten Winter alle in die Tasche, aber alle.«

Ich hatte nicht die geringste Ahnung, über was die beiden redeten, aber das war mir im Moment auch egal. Das große Feuer hatte mich einigermaßen aufgetaut, ich hatte mich satt gegessen und das Einzige, was mich jetzt noch brennend interessierte, war ein warmes Bett und eine anständige Portion Schlaf. Anscheinend sah man mir das an, denn Khim schnappte mich an der Hand, lief mit mir auf einen der Wagen zu und zeigte mir dort sein breites Lager, das mit seinen vielen Decken direkt zum Schlafen einlud.

»Ist eigentlich mein Bett, aber jetzt leg du dich mal hin. Schätze, für diese Nacht kann ich dir nichts Besseres bieten und morgen sehen wir dann weiter.«

Ich legte mich ins Bett, so wie ich war und schlief sofort ein. Ich bekam nicht einmal mehr mit, wie Khim mich zudeckte und den Wagen verließ.

Die Gilde der Gaukler

Als Khim mich weckte, krabbelte ich schlaftrunken aus dem Bett. Ungläublich starrte ich aus dem Kastenwagen heraus auf den schwarzen Himmel und den fahlen Mond, der zwischen zwei Wolken gerade noch so zu erkennen war.

»Es ist ja noch dunkel!«

Khim zuckte mit den Schultern.

»Das ist eben der Wille der Götter. In der Nacht ist es dunkel und am Tage hell, aber jetzt genug geschlafen. Komm mit, wir wollen frühstück.«

Gähnend kroch ich aus dem Wagen und ging mit Khim auf ein großes Feuer inmitten des Lagers zu. Mitternacht war längst vorbei gewesen, als ich mich hingelegt hatte und jetzt war noch nicht einmal die Sonne aufgegangen. Brauchten diese Leute keinen Schlaf? Ich fühlte mich wie erschlagen, so als hätte ich noch kein Auge zugemacht. Am Feuer saß Thak. Bei ihm angelangt, reichte er uns beiden je einen Becher mit heißer Milch und einen Kanten frischgebackenes Sauerteigbrot.

»Willkommen bei den Gauklern, Junge. Hat er dir schon etwas über

uns erzählt?« begrüßte er mich und deutete mit vorgerecktem Kinn auf Khim.

»Nein.«

Missmutig, wie schon bei meiner Ankunft im Lager, schüttelte Thak den Kopf und bedachte Khim mit einem unfreundlichen Blick.

»Das sieht ihm ähnlich, der macht den Mund auch nur zum Essen auf. Es bleibt also wieder einmal an mir hängen. Aber gut, dann hör mir jetzt genau zu.«

Dabei breitete er theatralisch die Arme weit auseinander, so, als wolle er versuchen zu fliegen, und begann mit dunkler Stimme zu erzählen. In der Zwischenzeit strömten in kurzen Abständen weitere Menschen zum Feuer. Männer, Frauen und Kinder, die teilweise in schreiend bunte Gewänder gehüllt waren.

»Wir alle hier gehören zur Zunft des fahrenden Volkes. Wir ziehen durch die Welt und verdienen unseren Lebensunterhalt damit, dass wir die Menschen zum Lachen, Staunen und manchmal auch zum Nachdenken bringen. Ein jeder von uns macht dies auf seine Art. Für ein gewisses Entgelt kann man sich in unseren Wagen jedes nur denkbare Vergnügen kaufen. Den feuchten Schoß einer schönen Frau, ein qualmendes Pfeifchen mit dem Kraut der Traumpflanze gefüllt, das Klapfern von Würfelbechern oder die weise Kunst der Wahrsagerei. Wir können dir zwar kein festes Heim oder ein geregeltes Leben bieten, aber bei uns bist du frei. Wir gehen, wohin wir wollen, und kein vornehmer Herr sagt uns, was wir zu tun oder lassen haben. Überlege es dir also, denn mit dieser Entscheidung bestimmst du deine Zukunft.«

Ich brauchte nicht lange zu überlegen. Mein Ziel war das Volk der N'de, das irgendwo im Süden dieser Welt lebte. Die Gaukler zogen ebenfalls nach Süden und in ihrer Mitte reiste ich bestimmt sorgloser durch das mir unbekannte Land.

Allerdings konnte ich mir nicht vorstellen, was ich den Leuten an Gauklerkunst bieten konnte. Meine Erzählungen über das Fischerdasein am Ufer des frostigen Meeres waren wohl kaum dazu angetan, den Menschen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Das sagte ich auch Thak.

Gelächter brandete ringsherum auf.

»Genug«, sagte Thak schließlich dröhnend und sorgte mit einer knappen Handbewegung für Ruhe. Dann starre er mich nachdenklich an.

»Khim hat erzählt, dass du im Besitz eines merkwürdigen Schwertes bist. Kannst du damit auch umgehen?«

Misstrauen machte sich in mir breit und meine gute Laune war wie weggeblasen. Ich legte meine Rechte um den Griff von *Gleichmacher*, wich ein paar Schritte zurück und blieb dann in gespannter Haltung stehen.

»Was soll das heißen?«

»Die Welt da draußen ist grausam und kalt«, erklärte mir Thak unmissverständlich die Regeln der Zunft. »Ein Einzelner hat es schwer dort zu bestehen. Aber hier in der Gilde der Gaukler genießt du Schutz und Sicherheit. Doch das alles hat seinen Preis. Auch unser Leben ist nicht sorgenfrei. In manchen Gegenden sind wir nicht gerne gesehen, also verdienen wir dort auch kein Geld. Wir können es uns einfach nicht leisten, jemanden auf Dauer durchzufüttern. Heute bist du zwar noch unser Gast, aber schon morgen musst du deinen Teil zu unserem Auskommen beitragen, wenn du hier bleiben willst.«

»Und wie?«, fragte ich gedehnt und mit einem unguten Gefühl im Bauch.

»Jungen in deinem Alter, die nicht aus der Gilde stammen, haben nur wenig Möglichkeiten, bei uns Geld zu verdienen. Entweder arbeiten sie bei uns als Viehburschen und schaufeln Mist, oder aber sie üben sich in der Kunst des Taschendiebstahls. Ersteres kommt für dich nicht infrage, das sehe ich deinem Gesichtsausdruck jetzt schon an, und das andere dulde ich nicht. Unser Clan bestiehlt keinen. Also bleibt für dich nur noch die Waffenkunst.«

Bevor ich darauf etwas erwidern konnte, ergriff Thak wieder das Wort.

»Doch jetzt ist genug geredet, alles Weitere wird dir Khim erklären. Beeilt euch jetzt mit dem Frühstück, ich will noch vor Sonnenaufgang von hier aufbrechen. Die Nachtwache hat schon wieder Makahls gesichtet und ich habe verdammt noch mal keine Lust, erneut ein Zugtier an diese blutrünstigen Bestien zu verlieren.«

Dabei klatschte er auffordernd in die Hände und sofort erfüllte ein emsiges Treiben das Lager.

Rasch verstauten die Gaukler ihre wenigen Habseligkeiten, die Kastenwagen wurden angespannt, die Feuer gelöscht, und noch bevor im Osten der Schein der aufgehenden Morgensonne über das Land fiel, verließen wir unser Nachtlager und fuhren durch das hügelige Land nach Süden. Ich saß, verpackt in warme Decken neben Khim auf dem Wagenbock. Wir kamen nur langsam voran. Der Schnee lag ziemlich

hoch und die Pferde hatten es schwer, die hochrädrigen Wagen zu ziehen. In der klirrenden Kälte des neuen Tages rollten unsere Wagen vorbei an den Ausläufern der frierenden Berge, die sich westlich des Karrenweges wie ein steinernes Monument aus dem schneebedeckten Land erhoben. Die schroffen Gipfel ragten weit in den Himmel, der eine schmutzig graue Farbe angenommen hatte. An diesem Morgen wurde es einfach nicht richtig hell und es roch nach Schnee.

Khim knallte mit der Peitsche über den Rücken der Wagenpferde, spuckte in den Schnee und starrte mich plötzlich eindringlich an.

»Ich denke, wir beide sollten uns einmal ernsthaft miteinander unterhalten.«

Ich nickte, indessen unser Wagen knirschend durch den Schnee rollte.

»Was hat Thak damit gemeint, was du mir erklären sollst?«

Statt einer Antwort trieb Khim die Pferde zu einer schnelleren Gangart an.

»Ich werde langsam alt«, sagte er unvermittelt und es klang ziemlich niedergeschlagen. »Wenn dieses Mal der Monat der frierenden Bäume zu Ende geht, habe ich achtundfünfzig Winter gesehen. Meine alten Knochen sind das Herumziehen langsam leid. Ich brauche morgens eine Ewigkeit, bis ich endlich aus den Decken komme. Aber das interessiert nicht. Wenn wir die nächste Stadt erreicht haben und ich bei meiner Arbeit wieder versage, muss ich die Gilde wohl verlassen.«

»Und dann?«

»Der Wagen, mein Pferd und ein paar Silberlinge sind alles, was ich besitze. Schätze, das reicht noch, um den nächsten Winter zu überstehen, danach sehe ich allerdings schwarz für den alten Khim.«

»Das kann Thak doch nicht machen« entgegnete ich aufgebracht. »Du gehörst schließlich zur Gilde. Er kann dich nicht so einfach weggeschicken.«

Khim spuckte erneut in den Schnee. Sein wettergegerbtes Gesicht zersprang in tausend Falten, als er bitter auflachte.

»Hast du eine Ahnung, was der Thak alles machen kann. Die Gesetze des fahrenden Volkes sind unerbittlich. Wenn ein Mitglied der Zunft auf absehbare Zeit nicht mehr zum Wohle der Gemeinschaft beitragen kann, so muss er diese verlassen. So einfach ist das.«

Ich schwieg betroffen.

Die nächste Zeit sprach keiner von uns ein Wort und nur das Schnauben der Pferde, das Knallen von Peitschen und das Fluchen von Män-

nern unterbrach die eintönige Stille.

Es begann leicht zu schneien. Leise und sanft, wie kleine Federn schwieben die Flocken auf die Erde nieder.

»Was für eine Arbeit verrichtest du eigentlich in der Zunft?«, fragte ich nach einer Weile.

Khim sah mich nachdenklich an. Er schien lange zu überlegen, während die Erinnerung an alte Zeiten seine Augen in einem eigentümlichen Glanz erstrahlen ließen.

»Vor vielen Jahren war ich einer der besten Schwert- und Stockkämpfer meiner Zeit. Sämtliche Fürstentümer von Skagen bis Eislanden im Norden und von Goa bis zum Ruland im Süden rissen sich um meine Dienste. Ich hätte es gewiss weit gebracht, aber dann tötete ich eines Tages einen Mann, der mich beim Würfelspiel betrog. Dieser Kerl war ein Dieb, ein ehrloser Lump, und über kurz oder lang musste er so enden. Mein Pech war nur, dass dieser Mann der Sohn eines einflussreichen Herrschers war. Er sorgte dafür, dass ich geächtet wurde. Damit war meine Schwertkämpferlaufbahn beendet. Kein Mensch nahm mich noch in seine Dienste und mir ging es ziemlich dreckig, als Thak mich letztlich aufnahm. Das war vor fast fünfzehn Jahren. Seitdem ziehe ich mit ihm und seinen Leuten von Stadt zu Stadt und fordere die besten Männer zum Schwertkampf heraus. Darauf wird natürlich viel Geld gewettet und so trug ich bisher meinen Teil zum Leben in der Zunft bei. Aber in letzter Zeit habe ich immer mehr Mühe, meine Kämpfe zu gewinnen. Ich bin nicht mehr so schnell wie früher und auch meine Sehkraft lässt langsam nach. Die letzten beiden Kämpfe habe ich verloren, das hat uns viel Geld gekostet. Geld, das ich nun nicht mehr habe. Wenn ich den nächsten Kampf auch noch verliere, bin ich erledigt.«

Allmählich begann ich zu begreifen. Khims Worte am Abend zuvor, als wir ins Lager kamen, ergaben so langsam einen Sinn. Der alte Kämpfe war angeschlagen, und um seine Zukunft beim fahrenden Volk zu sichern, brauchte er einen Nachfolger, mich!

Ich hatte kapiert und ich hatte absolut nichts dagegen.

»Warum gerade ich?«, fragte ich nach einer Weile.

»Ich kenne nicht viele in deinem Alter, die beim Anblick einer angreifenden Horde Makahls so reagiert hätten. Du hast Kriegerblut in deinen Adern, obwohl du noch ein unerfahrener, dürrer Bengel bist. Das habe ich sofort in deinen Augen erkannt. Ich denke, du wirst schnell lernen, wie man richtig kämpft.«

»Einverstanden«, sagte ich bereitwillig. »Wann fangen wir damit an?«

»Jetzt!«, sagte Khim und alle Freundlichkeit war plötzlich aus seinem Gesicht gewichen. Im nächsten Moment traf mich sein Ellbogen mit solcher Gewalt in die Seite, dass ich wie eine willenlose Gliederpuppe kopfüber vom Wagen in den Schnee geschleudert wurde. Mit dem Gesicht voraus knallte ich in den verharschten Schnee. Ich hörte, wie meine Zähne klackend zusammenschlugen und vor meinen Augen eine Unmenge kleiner, bunter Sternchen tanzten.

Benommen richtete ich mich wieder auf und sah ungläubig zu, wie Khim weiterfuhr. Dieser gemeine, hinterhältige Kerl dachte anscheinend nicht daran, den Wagen anzuhalten und mich wieder einsteigen zu lassen. Mich packte eine unbändige Wut. Ich rannte hinter dem Wagen her, und als ich schließlich keuchend den Kutschbock erklimmen hatte, blickte mich Khim nur durchdringend an.

»Lektion eins, mein Junge, vertraue nichts und niemandem, nur deinem Schwert und dir selbst, dann kann dich auch niemand überraschen.« Seine Stimme klang zwar hart und unduldsam, aber in seinen Augen sah ich den Schalk aufblitzen.

Ich schluckte diese Kröte und setzte mich wieder neben Khim.

Na warte, du alter Halunke, dachte ich ärgerlich, so leicht legst du mich das nächste Mal bestimmt nicht mehr herein.

Am späten Nachmittag schlugen wir unser Lager auf und aßen zu Abend. Danach nahm mich Khim an der Hand und führte mich durch den Schnee, bis wir uns außer Sichtweite unserer Wagen befanden. Mit einem kleinen Handbeil schlug er zwei armlange Holzstücke zurecht und drückte mir anschließend einen davon in die Hand.

»Das Söldnerhandwerk, welches ich dich jetzt lehren werde, ist in diesem Teil der Welt eine Sache auf Leben und Tod. Wenn du als junger Kerl in diesem Handwerk Erfolge haben willst, musst du schlauer, listiger, härter und rücksichtsloser sein, als all die anderen, die deine Wege kreuzen werden«, sagte Khim. »Ich werde versuchen, dir das alles beizubringen, Thorak. Ich weiß, du wirst mir Glück bringen. Aber vorher musst du eine Menge lernen. Du bist noch wie ein grober, unförmiger Felsbrocken. Ich werde dich zu einem funkelnden Edelstein machen.«

Er drehte mir den Rücken zu und stellte sich breitbeinig in den Schnee, den Oberkörper leicht gebeugt.

»Also los, Thorak, greif mich an!«

Ich tat ihm den Gefallen. Ich dachte an den hinterhältigen Ellbogenstoß von heute Morgen und sah im Geiste schon meinen Stock über seinen Rücken tanzen.

Aber zu meiner grenzenlosen Verwunderung ging mein erster Schlag ins Leere. Wie ist das nur möglich, durchzuckte es mich, er kann mich doch gar nicht sehen, er hat doch hinten keine Augen. Aber auch meine nächsten Schläge endeten nur als Löcher in der Luft. Er schien jeden meiner Hiebe im Voraus zu ahnen und glitt immer wieder mit der Geschmeidigkeit einer Raubkatze zur Seite.

Dann erfolgte ansatzlos sein erster Angriff. Sein Stock traf mich mit solcher Wucht an der Schulter, dass ich nach hinten geschleudert wurde und das Gefühl hatte zu fliegen.

Der Aufprall war entsetzlich brutal. Pfeifend entwich die Luft meinen Lungen und wieder einmal tanzten vor meinen Augen bunte Sterne einen grausamen Reigen. Dennoch richtete ich mich wieder auf und stürmte vorwärts.

Mein Stolz, mein ganzes Denken und Fühlen, das alles ließ es einfach nicht zu, mich hier und jetzt geschlagen zu geben. Aber nach dem vierten Niederschlag wurde ich langsam von einem Gefühl der Panik erfasst.

Nach dem fünften Treffer wurde es vor meinen Augen allmählich dunkel und aus meiner Nase lief Blut. Als mich sein Stock das nächste Mal traf, fiel ich rücklings gegen einen Baum und rutschte langsam am Stamm hinunter. Benommen blieb ich liegen, während sich Khim breitbeinig vor mir aufbaute. Mitleidlos blickte er auf mich herunter und schüttelte den Kopf.

»Du greifst immer noch an wie ein wilder Stier, der nur Stroh in seinem Schädel hat«, schimpfte Khim und brach die Übungen ab. Als wir zum Lager zurückkehrten, gab es keinen Knochen in meinem Leib, der mir nicht wehtat. Ich hatte das Gefühl, nie wieder in meinem Leben aufrecht gehen zu können. Ich kroch in Khims Wagen und ließ mich aufs Bett fallen. Tränen rannen über meine Wangen. Aber ich schwor mir, die Zähne zusammenzubeißen und das Ganze durchzustehen. Dann stand Khim plötzlich neben meinem Lager.

»Bist du in Ordnung, Thorak?«

Ich stöhnte und versuchte zu nicken.

»Ich habe etwas Heilöl mitgebracht. Das ist gut für deine zerschlage-

nen Knochen. Wenn ich dich damit eingerieben habe, kannst du morgen schon wieder wie ein junger Hund im Lager herumspringen. Soll ich?«

Ich sagte nichts. Khim fasste das wohl als Zustimmung auf und wenig später fühlte ich, wie er eine kühle, fettige Flüssigkeit auf meinen Rücken und über die Schultern leerte und diese langsam in meine Haut einrieb. Jedes Mal, wenn er über die Stellen strich, wo mich sein Stock getroffen hatte, zuckte ich zusammen. Aber ich gab keinen Laut von mir und je länger Khim mir das Öl in den Körper rieb, umso besser fühlte ich mich.

Anfangs hatte ich gedacht, ich müsste schreien, als ich die fremde Hand auf meiner nackten Haut spürte. Ich dachte an Bork und an die Prügel, die ich von ihm erhalten hatte. Aber diesmal waren die Berührungen irgendwie anders. Ja, so fühlte es sich wohl an, wenn ein Vater sich um sein Kind kümmert, dachte ich noch.

Auf einmal wurden meine Augenlider unerträglich schwer, meine Gedanken verschwammen und unaufhaltsam kroch der Schlaf durch meine geschundenen Glieder.

Die Wochen vergingen.

Unser Tagewerk war hart und entbehrungsreich. Oft genug kamen unsere Pferde mit den schweren Wagen im tiefen Schnee nicht mehr weiter und wir mussten aussteigen, schieben und manchmal sogar den ganzen Tag neben den Gespannen herlaufen. Jeden Abend, wenn ich wie erschlagen ins Bett fallen wollte, musste ich bei Khim antreten, um unter seiner Anleitung weiter zu lernen.

Anstatt endlich mit einem richtigen Schwert in der Hand zu üben, vollbrachte ich die meiste Zeit mit sinnlos scheinenden Übungen wie dem Balancieren eines Buches auf dem Kopf, dem Ausweichen von Schneebällen, die Khim immer wieder unvermittelt nach mir warf, langem Stehen auf einem Bein und anderen, in meinen Augen kindischen Albernheiten.

In dieser Zeit lernte ich auch nach und nach die anderen Menschen von Thaks Gauklertruppe kennen. Da war Ilka, ein buckliges, faltiges Weib, dessen wahres Alter wohl niemand so genau wusste. In stinkende Lumpen gehüllt, lief sie ständig keifend durchs Lager. Wenn sie sprach,

zog sie ihre wulstigen Lippen hoch und jedermann konnte die beiden Reihen abgefaulter, schwarzgelber Zahnstumpen in ihrem Mund erkennen. Sie war die Wahrsagerin der Truppe und ihre Zukunftsdeutungen trafen tatsächlich fast immer zu. Nur über mein Schicksal wollte sie sich nicht auslassen, im Gegenteil, wo es ging, verhinderte sie es, in meine Nähe zu kommen.

Dann war da noch Grim, der Zauberer, der vor allem bei den Jüngeren des Lagers für Begeisterung sorgte, wenn er aus Kindernasen Hühnereier oder blitzende Goldstücke hervorzauberte. Und dann gab es da noch Sikh, Thaks Sohn.

Warum er Sikh hieß, wussten wohl nur die Götter, schließlich stand der Name für Ehrenhaftigkeit. Jeden anderen hätte ich mir als Träger dieses Namens vorstellen können, aber beileibe nicht diesen Kerl. Der, der gerne Schwächere verprügelt, oder der, der kleine Tiere quält und seinen Vater belügt, hätte wohl besser zu ihm gepasst. Sikh war ein allseits gefürchteter Schläger, der nur mit schmutzigen, hinterhältigen Tricks kämpfte, in den anderen Wagen stahl und einzig und allein auf seinen Vorteil aus war. Sobald man ihm aber zu sehr auf die Pelle rückte, versteckte er sich sofort hinter seinem Vater, dem Lagervorsteher.

Kurz gesagt, er war ein richtiges Arschloch.

Eigentlich war es nur eine Frage der Zeit, bis wir aneinandergerieten würden.

Entscheidung in Nadarko

Wir ließen Eislanden und das angrenzende Fürstentum Skagen hinter uns. Der Schnee begann zu schmelzen, nur am Fuße der Berge und hier und da auf einer Hügelkuppe fand sich noch ein weißer Fleck. Die Erde erwachte aus ihrem Winterschlaf, überall sprossen die ersten zarten Pflänzchen aus dem Boden. Es war der Monat der blühenden Gräser, und das Frühjahr war nicht mehr aufzuhalten.

Khim hielt mich in dieser Zeit ganz schön auf Trab. Ich blieb stets an seiner Seite und lernte in diesen Tagen und Wochen mehr als in all den Jahren in unserem Dorf.

Die Zeit bei meinen Pflegeeltern verschwand aus meinen Gedanken, als wäre sie nie gewesen.

An einem herrlichen Sonntag zügelten wir bereits gegen Mittag un-

sere Pferde und schlügen unser Lager am kiesbedeckten Ufer eines Flusses auf, dessen eiskaltes Wasser kristallklar und voller Fische war.

Die Gaukler begannen die Wagen zu waschen, die Pferde zu striegeln und das Zaumzeug zu polieren. Ein jeder in der Zunft packte mit an. Ir-gendwo in den Hügeln vor uns, keinen Tagesritt mehr von unserem Lager entfernt, lag anscheinend ein größerer Ort. Hier wollten Thak und seine Leute die schmal gewordene Reisekasse wieder auffüllen. Auch unser Wagen hatte eine Wäsche dringend nötig, und während Khim die Außenwände unseres vierrädrigen Heims schrubbte, fiel mir die Aufgabe zu, das Bettzeug und die vielen Decken aus dem Wagen zu reinigen.

»Geh besser ein Stück den Fluss hinunter, dort wo das Wasser wieder klarer ist. Du musst unsere Sachen nicht unbedingt in dieser Dreckbrühe waschen, mit der wir die Wagen und die Pferde sauber gemacht haben« sagte Khim. Ich kapierte sofort, wie er es gemeint hatte. Manche der Pferde, die bis zum Bauch im Wasser standen und es sichtlich genossen, von ihren Besitzern gewaschen, gestriegelt und gebürstet zu werden, hoben ab und an einfach den Schwanz und erleichterten sich geräuschvoll in den Fluss. Ich ging in den Wagen und sammelte unsere Wäsche ein. Mit einfachen Holznägeln und Haken hatte Khim das Wagennerrne mit Teppichen und Tüchern so unterteilt, dass jeder von uns eine Ecke hatte, in die er sich ungestört zurückziehen konnte. Mit einem eigentümlichen Gefühl im Bauch blickte ich mich um. Das hier war also mein neues Zuhause. Hier lebte ich mit Khim seit Monaten zusammen wie Vater und Sohn. Hier fühlte ich mich sicher und vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich das Gefühl, hier gehörst du hin.

»He, Thorak, bist du eingeschlafen oder was machst du so lange im Wagen?«

Khims Rufen riss mich jäh aus meinen sentimentalnen Gedankengängen. Rasch verließ ich den Wagen und eilte aus dem Lager. Bepackt mit einem Flechtkorb, in dem mindestens ein halbes Dutzend Decken steckten, die förmlich nach Wasser und Seife schrien. Direkt hinter unserem Wagen lag ein schmaler Pfad, der am Fluss entlang führte. Ir-gendwann fand ich eine geeignete Stelle, einen abgeflachten Stein, der weit ins Wasser hineinragte, hockte mich hin und begann, unsere Decken sorgfältig auszuwaschen. Ich war gerade dabei, meine frisch gewaschene Schlafdecke auszuwringen, als Sikh in Begleitung mehrerer anderer Jungen auftauchte. Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte

ich, wie sich die Kerle hinterhältig grinsend um mich herum verteilten. Ich konnte den kommenden Verdruss förmlich riechen.

Sikh kam direkt auf mich zu und blieb kurz vor mir stehen.

»Hallo Waschweib, pack deine Lumpen ein und verzieh dich, wir wollen hier baden.«

»Hallo Arschloch, verzieh dich doch selber«, entgegnete ich ungekürt.

Einer der anderen Jungs fand meine Bemerkung offensichtlich sehr lustig, denn er lachte lauthals los. Sikh bedachte ihn daraufhin mit einem mörderischen Blick und er verstummte sofort mit hochrotem Kopf.

»Sag das noch einmal!«, brüllte Sikh wütend.

»Pass auf!«, sagte ich warnend. »Mit mir machst du deine Spielchen nicht. Wenn du es dennoch versuchst, bekommst du gewaltigen Ärger, auch wenn dein Vater hier im Lager das Sagen hat, kapiert?«

»Du willst mir Ärger bereiten?«, fragte Sikh höhnisch. »Du dahergelaufenes Waisenkind? Du bist doch genauso ein armseliges Nichts wie der alte Khim, bei dem du untergekrochen bist. Aber das ist ja jetzt bald vorbei.«

»Wie meinst du das?«, fragte ich knapp, und in meinem Bauch begann es seltsam zu kribbeln.

»Wenn Khim nicht in der nächsten Stadt etwas Geld aufbringt, schmeißt ihn mein Vater aus der Zunft. Mitsamt seinem Wagen und dir, seinem dürren Ziehbalg. Wir füttern euch nicht noch einmal einen Winter durch. Dann könnt ihr meinetwegen euren eigenen Dreck fressen, wenn ihr hungrig seid.«

Vor lauter Wut wäre ich ihm am liebsten an die Gurgel gesprungen, aber Khim hatte mich gelehrt, mich zu beherrschen, und so funkelten nur meine Augen voller Zorn.

In meiner Hand lag noch immer die zusammengerollte, frisch gewaschene Schlafdecke.

Sie lag gut in meiner Hand, klatschnass und ziemlich fest, genau das Richtige, um diesem verdammten Hundesohn damit etwas hinter die Ohren zu geben.

»Verzieh dich, los, hau ab, bevor ich dir Beine mache!« stieß Sikh hervor. Weiter kam er nicht mehr, denn ich erwischte ihn mit dem Wäschestück zuerst an Kinn und Hals. Dann links und rechts im Gesicht und schließlich wieder unterm Kinn. Er taumelte, fiel aber nicht und versuchte es stattdessen mit einem gemeinen Tritt nach meinem Bauch.

Ich wisch ihm mühelos aus, so wie man es mir beigebracht hatte. Jetzt zahlten sich die meiner Meinung nach bisher sinnlos scheinenden Übungen von Khim endlich aus. Durch den Schwung seines fehlgeschlagenen Angriffs geriet Sikh ins Straucheln. Ich machte ein, zwei Schritte zur Seite und nach einer kurzen Körperfrehung befand ich mich plötzlich in seinem Rücken. Ohne groß nachzudenken, trat ich dem Scheißkerl mit aller Kraft in den Hintern, sodass er ins Wasser fiel. Sein Geschrei war wahrscheinlich bis nach Eislanden zu hören, denn Sikh konnte doch tatsächlich nicht schwimmen. Ein paar der Jungs zerrten ihn schließlich wieder ans Ufer zurück, während die anderen mich mit weit aufgerissenen Mäulern ungläubig anstarnten. Nach außen hin völlig ungerührt packte ich meine Wäsche ein und marschierte wieder zum Lager, innerlich jedoch platzte ich fast vor Schadenfreude.

Im Lager wartete bereits Khim mit über der Brust gekreuzten Armen vor seinem Wagen auf mich. Schließlich hatte ich, ein dürrer, schwarzaariger, den Gauklern zugelaufener junger Kerl, den Sohn des Lagervorstehers vor den Augen seiner sämtlichen Freunde zutiefst gedemütigt.

»Na?«, fragte Khim. »Hat's Spaß gemacht?«

Dabei grinste er wie ein Honigkuchenpferd über das ganze Gesicht, so als wäre heute sein absoluter Glückstag.

»Ich hoffe, du hast genug bei mir gelernt, um diesem Stinkstiefel endlich seine Grenzen aufzuzeigen?«

Ich nickte und Khim grinste wieder.

»Wir werden trotzdem Ärger bekommen«, erwiderte ich leise und erzählte, was Sikh mir in seiner Unbeherrschtheit an den Kopf geworfen hatte. Khim nickte düster. Sein wettergegerbtes Gesicht war plötzlich tiefernst geworden.

»Am späten Nachmittag erreichen wir Nadarko. Das ist ein ziemlich großer Ort, direkt an der Grenze zwischen dem Fürstentum Skagen und dem Ruland. Dort trifft sich zwar jede Menge zwielichtiges Gesindel, aber dafür sitzt das Geld auch lockerer als bei den Menschen auf dem Land. Thak will versuchen, in Nadarko unsere Reisekasse zu füllen. Nur ich weiß noch nicht, wie ich dort zwischen all den Halsabschneidern, Dieben und finsternen Gestalten zu Geld kommen soll. Ich fürchte, ich bin den meisten dieser Männer einfach nicht mehr gewachsen.«

»Dann lass mich für dich kämpfen. Geübt habe ich ja lange genug.«

Khim lehnte schroff ab.

»Nichts da, du kennst noch längst nicht alle schmutzigen Tricks und Gemeinheiten, die ein jeder Halunke hier an der Grenze beherrscht. Nadarko ist ein böser Ort. Hier kannst du dir an einem Vormittag alle Sünden dieser Welt kaufen oder bereits nach der Ankunft mit durchschnittenener Kehle in einer dunklen Gasse liegen. Kommt gar nicht infrage. Selbst mit dem magischen Schwert wäre deine Möglichkeit, den Tag zu überleben, nicht größer als der eines Schneeballs auf einer glühenden Herdplatte.«

»Dann lassen wir das mit dem Schwert«, schlug ich vor. »Nehmen wir die Holzstücke. Mehr blaue Flecken wie nach deinen Unterweisungen kann ich gar nicht bekommen. Außerdem wird so mancher Kerl mich dünnen Jungen gar nicht erst ernst nehmen.«

Khim blickte mich eindringlich an und ich sah, wie es hinter seiner Stirn arbeitete. Dann legte er seine Rechte schwer um meine Schultern. Ich las die Sorge und auch leisen Zweifel in seinen Augen.

»Ich schaff das schon!«, sagte ich zuversichtlich.

»Ich denke, du hast sogar recht«, erwiderte er und der zweifelnde Unterton in seiner Stimme wich. Dennoch blieb er ernst und besorgt.

»Wir werden schneller in Nadarko sein, als du denkst. Um für den Stockkampf gerüstet zu sein, hast du noch einiges zu lernen. Es wird schwer werden, denn du bist noch ein blutiger Anfänger. Ach was rede ich da, es wird fast unmöglich sein.«

Am späten Nachmittag erreichten wir dann endlich Nadarko.

Es war vermutlich die schäbigste, heruntergekommenste und dreckigste Stadt der ganzen südlichen Welt. Aber das wusste ich damals noch nicht. Der Ort war auf jeden Fall um ein Vielfaches größer als das Dorf, aus dem ich stammte. Mit seinen gut einhundert Lehmziegelhäusern, den unzähligen, weit verstreut liegenden Zeltbauten und den vielen Bretterbuden war Nadarko für mich der Inbegriff der großen weiten Welt.

Bisher kannte ich nur einsame Gehöfte und versteckt gelegene, kleine Siedlungen, die wir mit unserer Gauklerkunst beglücken durften.

Nadarko hingegen war ein einziges Durcheinander von scheinbar ziellos umherirrenden Reisenden, Kaufleuten, Huren und gedungenen Söldnern, deren Geschrei die engen Straßen des Ortes erfüllten. Ständig

fluchten irgendwo in den Straßen Männer, bellten Hunde, grölten Kinder und kreischten Frauen. Händler hatten unter den mit Stoff überspannten Vordächern der Lehmhäuser ihre provisorischen Verkaufsstände errichtet, auf denen alle möglichen Dinge ausgestellt waren. Grell geschminkte Weiber in fast durchsichtigen Gewändern wandelten auf der Suche nach zahlungskräftiger Kundenschaft durch die schmutzigen Gassen. Das mit den Frauen blieb mir deshalb in Erinnerung, weil eine von ihnen bei einem der Händler ein silbernes Kettchen erstanden hatte, dessen Preis ihr im Nachhinein anscheinend ziemlich unverschämt vorgekommen war. Aus ihrem Gekeife heraus konnte ich entnehmen, dass wenige Schritte weiter ein ähnliches Kettchen zum halben Preis feilgeboten wurde. Jedenfalls belegte die Frau den Händler lautstark mit ein paar Schimpfworten, die selbst mir die Schamröte ins Gesicht trieben, obwohl ich seit meiner Jugend von Bork, meinem versoffenen Onkel, so einiges gewöhnt war. Dutzende von Feuern brannten zwischen den Häusern im Ort, und ihr Rauch vermischtete sich mit zertrampeltem Gras, Pferdescheiße, dem Geruch von scharf gebratenem Essen und den beißenden Ausdünstungen unzähliger Tiere.

Wir schlügen unser Lager am Nordende des Ortes auf, indessen Thak nicht müde wurde, immer wieder durch die Straßen von Nadarko zu ziehen und unsere Gauklerkunst anzupreisen. Bereits am Abend sollten wir unsere erste Vorstellung geben.

Eine leichte Unruhe befiehl mich. Jetzt, da ich wusste, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis ich tatsächlich kämpfen musste, überkam mich ein seltsames, kribbelndes Gefühl.

Wir hatten die Wagen zu einem weiten Kreis zusammengefahren und um diesen hell lodernde Pechfackeln in den Boden gerammt. Die alte Ilka tanzte wie ein Kastenteufel in dem Kreis umher und warf immer wieder ein gelbes Pulver zu Boden. Bunter Rauch stieg auf, immer mehr Menschen aus dem Dorf drängten sich um die Fackeln und ein rhythmisches Trommeln hallte durch die Nacht.

Die Vorstellung begann, mein Kampf wurde zwar als letztes Ereignis angekündigt, aber so langsam wurde ich dennoch nervös. Mein Herz klopfte wie verrückt und meine Hände waren plötzlich schweißnass. Jetzt wurde es ernst, jetzt gab es kein zurück mehr. Ich würde diesen Weg gehen müssen und entweder als Versager oder als Held des Tages zurückkehren.

Als Erstes hatte Grim seinen Auftritt. Als er zum Schluss seiner Dar-

bietung einen kleinen Vogel in seinem Mund verschwinden ließ, regnete es förmlich Gold und Silberstücke. Mit jeder weiteren Nummer unserer Truppe wurde ich aufgeregter. Dann war Thak an der Reihe, der eine Vielzahl von derben Witzen und zotigen Anekdoten vom Stapel ließ, und schließlich kam ich dran.

»Geh jetzt in den Kreis.« Khim legte mir die Rechte auf die Schultern. »Du weißt, was du zu tun hast.«

Ich nickte.

Khim ließ mich los, einen Moment lang blieb ich unschlüssig stehen, aber dann gab ich mir einen Ruck und betrat wortlos den Kreis. Ich atmete tief durch und hätte zu gerne gewusst, ob Khim noch hinter mir stand. Aber ich wagte es nicht mehr mich umzudrehen, sondern starrte nur noch auf meinen Widersacher, der wie ein wilder Stier durch den Kreis der Zuschauer gebrochen war und auf mich zustürzte.

Zehn Silberstücke auf meinen Sieg beim Stockkampf, so standen die Wetten, und es war ein erbärmlicher Preis angesichts der Tatsache, dass mich mein Gegenüber durchaus mit seinem Holzstab zum Krüppel schlagen konnte.

Aber den Göttern sei Dank, der Kerl war strohdumm. Als er mich sah, plusterte er sich auf wie ein eitler Geck, warf seinen Holzstock zu Boden und grinste mich dämlich an.

»Bei allen Göttern, das ist ja noch ein grüner Junge! Ich glaub es nicht, mein Gegner ist noch ein halbes Kind. He, du Rotzlöffel, soll ich dir gleich eine aufs Maul hauen oder verschwindest du freiwillig wieder zu deiner Mama zurück?«

Ich wollte weder das eine noch das andere, stattdessen knallte ich dem Blödmann meinen Stock ins Gesicht, dass ich dachte, gleich müsse sein Kopf zerplatzen. Als sie ihn aus dem Kreis schleiften, hatte er einige Zähne verloren und jammerte heulend in einem fort.

Die nächste Wette stand auf zwanzig Silberstücke für den Sieg. Ich gewann erneut, aber als die Wetten bei sechzig Silberstücken lagen, war meine Glückssträhne zu Ende.

Er war etwa zwei Köpfe größer als ich, hatte unendlich breite Schultern und ein Gesicht, mit dem man sogar am Tage Kinder erschrecken konnte. Bei meinem Anblick verzerrte sich sein von unzähligen Schlachtnarben entstelltes Antlitz zu einem widerlichen Grinsen.

»Komm her, Jüngelchen, und wehr dich. Der alte Halmac hat es gern, wenn seine Gegner noch ein bisschen zappeln, bevor er ihnen das Ge-

nick bricht.«

»Dann pass nur auf«, sagte ich, »dass es diesmal nicht dein Genick ist, das bricht.«

Halmac stieß einen dumpfen Schrei aus, riss seinen Stock hoch und sprang auf mich zu. Ich hatte mit seinem Angriff gerechnet, aber er war schneller, als ich gedacht hatte. Viel schneller, er schlug so plötzlich zu, dass ich seinen Stock gar nicht herankommen sah. Sein Hieb traf mich an der linken Schulter, und obwohl ich ein dickes Fellhemd trug, war der Schmerz mörderisch. Mir schoss das Wasser in die Augen, ohne dass ich dagegen etwas unternehmen konnte. Blindlings schlug ich mit meinem Holz um mich, aber Halmac war längst zurückgewichen und musterte mich aus zusammengekniffenen Augen.

Ich begriff, dass dieser Kerl ein erfahrener Kämpfer war, der sicher über Dutzende von Tricks verfügte und zudem größer und stärker als ich war. Wenn überhaupt, dann konnte ich ihn nur mit meiner Schnelligkeit oder mit einer List bezwingen.

Ich griff an, täuschte links und schlug rechts zu. Mein Holzstock krachte an seinen Schädel, aber er stand einfach nur da und nahm den Schlag fast gelassen hin.

Verzweiflung machte sich in mir breit.

Halmac stand jetzt breitbeinig vor mir und ließ seinen Stock rasch von der rechten Hand in die Linke fliegen und wieder zurück. Immer wieder setzte er zu einem Scheinangriff an, stoppte aber im letzten Moment und wartete auf einen Fehler meinerseits.

Er bleckte die Zähne wie ein wildes Tier, das sich seines Sieges gewiss war und nur noch auf einen günstigen Augenblick wartete, um sein Opfer zu schlagen. Das Opfer war in diesem Fall ich. Er war der Erfahrenere in diesem Kampf, ich hatte eigentlich kaum eine Chance, aber ich war noch nicht bereit aufzugeben.

Er jonglierte wieder mit seinem Stock. Er ließ ihn von der Rechten in die Linke hinüberfliegen und über seinen Kopf wirbeln, und genau in diesem Moment durchzuckte mich plötzlich die Erkenntnis. Es war das Wissen um jene Lektion, die ich als Erstes empfangen hatte, als vor unzähligen Wochen Khim zu meinem Lehrmeister wurde. ›Wähle den richtigen Zeitpunkt und dann schlage deinen Gegner, wie er dich schlägt‹, hatte er damals gesagt. Ich verstand bis heute nicht den genauen Sinn, aber ich handelte instinktiv. Als Halmac erneut seinen Stock mit den Händen herumschleuderte, erstarrte ich nicht in Ehrfurcht, son-

dern ging meinerseits zum Angriff über. Ich hob den Stock, sodass die Spitze auf sein Gesicht zielte, Halmac machte einen Schritt nach hinten und riss ebenfalls seinen Stock hoch. Als er zu einem Schlag ansetzte, zuckte meine Waffe vor, doch noch während ich ihm damit vor dem Gesicht herumfuchtelte, schlug er mir mit einem überheblichen Grinsen meinen Stock zur Seite. Im gleichen Augenblick aber zuckte mein rechter Fuß nach oben und ich trat mit aller Gewalt auf das, was einen Mann von einer Frau unterscheidet. Halmacs Mund öffnete sich zu einem lautlosen Schrei, seine Augen weiteten sich jäh und aus seiner Brust kam ein seltsames Röcheln, indessen er langsam in die Knie ging.

Jetzt ließ ich ihm keine Chance mehr. Mein Stock traf, sobald er versuchte sich aufzurichten, und Halmac kroch schließlich jaulend und auf allen Vieren aus dem Kreis. Er war erledigt. Mein Tritt in sein Heiligstes hatte ihm abrupt die Möglichkeit genommen, den Kampf auf seine Weise zu führen.

Ich hatte gewonnen.

Es war gewiss ein übler Trick, barbarisch, roh und gemein. Aber mit Anstand und Schönheit konnte man hier im Grenzland keinen Kampf gewinnen und letztendlich ging es um meine und Khims Zukunft. Abgesehen davon hatte Halmac genau gewusst, auf was er sich einließ, als er den Kreis betreten hatte.

»Du hast es geschafft, du hast es tatsächlich geschafft!«, schrie eine Stimme durch die Stille, die nach dem Ende des Kampfes eingesetzt hatte. Es war Khim, er stand in der vordersten Reihe am Kreis und hüpfte von einem Bein aufs andere und ruderte mit den Armen wie ein Verrückter. Jetzt begannen auch die anderen Leute zu brüllen. Sie umringten mich, klopften mir auf die Schultern und völlig wildfremde Menschen schüttelten mir die Hände.

Nur Thak und sein missratener Sohn standen abseits und warfen mir missbilligende Blicke zu.

Aber das war mir in diesem Augenblick völlig egal.

Wenig später nahm ich meine Siegbörse in die Hand, übergab sie Khim und wanderte ziellos durch den Ort. Ich wollte alleine sein, irgendwie musste ich das Geschehene verarbeiten. Nur allmählich ließ in mir die innere Anspannung nach. Ich begriff erst jetzt so richtig, was geschehen war. Ich hatte gesiegt. Ich, ein hagerer Fischerjunge von knapp siebzehn Wintern, konnte mit Kriegerhandwerk meinen Lebensunterhalt bestreiten. Tief sog ich die kühle Nachtluft in meine Lungen

ein.

Das Dorf ver kam in der Zwischenzeit zu einem einzigen, großen Ge lage aus Saufen, Fressen und Huren. Überall loderten Feuer auf, monotoner Singsang mischte sich mit irgendwelchen ständig klimpernden Musikinstrumenten und Dutzende von Stiefeln stampften den Takt wil der Lieder unentwegt in den Staub der Straßen. Unsere Liebesdamen hatten in dieser Nacht gewiss allerhand zu tun. Ich lief durch enge Gas sen mit übel riechenden Haufen voller Unrat und nach Pissee stinkenden Pfützen, wich torkelnden, grölenden Betrunkenen aus und befand mich plötzlich am äußersten, nördlichsten Ende von Nadarko.

Der Schein der vielen Feuer und die lärmende Fröhlichkeit der Leute waren hinter mir zurückgeblieben. Sternenlicht fiel auf das umliegende Land, auf Felder, auf Wiesen und baumbewachsene Hügel. Irgendwo plätscherte ein Bach.

Ich genoss die Stille.

Als ich lange genug über mich und mein bisheriges Leben nachgedacht hatte, machte ich mich wieder auf den Weg zurück zum Lager. Plötzlich vermeinte ich, ein flüchtiges Geräusch bei den letzten Häusern am Ortsrand gehört zu haben. Es hatte wie der schwache Laut dahineilender nackter Füße geklungen. Ich fuhr herum und starre ange strengt in die Dunkelheit.

Doch ich entdeckte nichts.

Der Schmerz in meiner Brust kam dann ohne jede Vorwarnung. Ich wurde zu Boden gerissen, als zerrten unsichtbare Hände an mir. Ich versuchte zu schreien, aber da legte sich bereits eine schmale Hand mit stählernem Griff auf meinen Mund und alles, was ich noch hervor brachte, war ein würgendes Keuchen.

»Still!«, zischte der Schatten, der sich über mich gebeugt hatte. Warn end und ohne jede wahrnehmbare Bewegung stellte mich die Gestalt wieder auf die Füße. Einfach so, als ob eine Mutter die achtlos weg geworfene Holzpuppe ihres Kindes im Vorbeigehen wieder in die Spiel kiste zurücklegte.

»Wenn du jetzt schreist, töte ich dich«, flüsterte der Schatten.

Ich nickte stumm, irgendwie ahnte ich, dass mein Leben in diesem Moment nur noch an einem seidenen Faden hing.

»Wie heißt du?«

»Thorak.«

»Du gehörst zu den Gauklern?«

Ich nickte.

»Ich habe dich heute Abend mit den Stöcken kämpfen sehen. Bist du mit dem Schwert genauso gut?«

»Ich weiß es nicht, ich besitze kein Schwert«, entgegnete ich geprésst. Irgendetwas hielt mich davon ab, diesem Schattenwesen etwas über *Gleichmacher*, mein Schwert, zu erzählen.

»Du hast ungewöhnlich schwarze Haare. Das ist sehr selten in dieser Gegend.«

»Die sind gefärbt«, stieß ich schnell hervor. »Mein Vater ist der Meinung, als Gaukler muss man irgendwie auffallen, damit die Leute einem zusehen.«

Die Gestalt murmelte etwas vor sich hin und war im nächsten Moment wieder verschwunden, war wieder eine Einheit mit der Dunkelheit geworden, ohne dabei irgendwelche Spuren oder Geräusche zu hinterlassen, so, als hätte es sie nie gegeben.

Ich rannte zurück zu den Wagen und hatte plötzlich eine wahnsinnige Angst. Ich konnte mir keinen Reim auf das Geschehene machen, aber instinktiv ahnte ich, dass dies alles mit meiner geheimnisvollen Herkunft und mit dem Schwert zu tun hatte. Auf einmal war ich mir sicher, diesen Schatten bestimmt nicht zum letzten Mal gesehen zu haben.

Unter Verdacht

Ich rannte und rannte, bis sich die Umrisse unserer Wagen endlich vor mir aus der Dunkelheit schälten. Am südlichsten Ende unseres Lagers brannte ein großes Feuer, neben dem deutlich die Gestalt eines einsamen Wachpostens zu erkennen war. Keuchend steuerte ich unsere Wagen an. Lediglich in zwei von ihnen brannte noch Licht und außer der Wache war von Khim und unseren Leuten nichts zu sehen. Anscheinend beteiligten sich alle an dem Gelage in Nadarko, denn der Lärm im Ort wurde immer lauter. Als mir der Posten zurief, ans Feuer zu kommen, atmete ich erleichtert auf. Jetzt war ich in Sicherheit.

Einen Herzschlag später stand ich vor der Wache und all meine Gedanken an den Schatten, an mein Schwert und mein Schicksal lösten sich auf wie Schnee in der warmen Frühlingssonne.

Sikh hatte die Nachtwache.

Sein Gesicht war wutverzerrt, als er mich erkannte. Im Schein des

Feuers sah ich den Hass in seinen Augen förmlich brennen.

»Was machst du hier?«

»Ich bin müde, lass mich zu den Wagen durch.«

»Nein!«

Er schien sich nur noch mühsam beherrschen zu können. Seine Stimme knirschte vor Wut und beinahe kramphaft umschlossen seine Hände dabei den Speer, den er als Nachtwache ständig mit sich zu führen hatte. Er hob die Waffe an und deutete mit der Spitze jetzt genau auf meine Kehle.

»Du kommst hier nicht durch«, sagte er gehässig. »Unsere Leute sind zum Feiern fast alle im Dorf und die wenigen, die noch hier geblieben sind, schlafen bestimmt schon. Die Nacht ist noch lang. Kein Mensch wird uns jetzt hier stören.«

»Und?«

Alles in mir verkrampten sich.

»Du wirst jetzt genau das tun, was ich dir sage. Schreien ist zwecklos, kein Mensch wird dich hören. Nachher kannst du erzählen, was du willst, mein Vater ist der Lagervorsteher, keiner wird dir glauben.«

Er lachte leise und strich mit der Spitze seiner scharf geschliffenen Waffe von meiner Kehle aus über meinen Hals, die Brust hinab bis zu jener Stelle, wo sich hinter dem Hemd mein Bauchnabel befand.

»Du wirst mir jetzt endlich dein verfluchtes, magisches Schwert übergeben«, keuchte er und die Spitze seines Speeres piekste mich unangenehm in den Bauch.

Ich starrte ihn ungläubig an, meine Hände zu Fäusten geballt und die Lippen fest zusammengepresst. Auf meiner Stirn perlten Schweißtropfen, obwohl die Nächte noch empfindlich kalt waren.

»Los jetzt!«, befahl Sikh und ein widerliches Grinsen überzog dabei sein Gesicht.

»Bei allen Göttern, das wirst du nicht wagen, ich ...«

»Halts Maul, Thorak! Du wirst jetzt bis zu eurem Wagen vor mir hergehen, weil ich das so will, kapiert? Dann übergibst du mir dein Schwert, und versuche keinen von den hinterhältigen Tricks, die dir der alte Khim beigebracht hat..«

Dabei starrte er mich höhnisch an und senkte kurz den Speer. Das war der Moment, in dem ich handelte. So wie Khim es mich gelehrt hatte, als Krieger und ohne Rücksicht auf Verluste.

Tief atmete ich ein, mein Innerstes vibrierte. Unvergleichliche Kraft

und eine rasende Wut erfüllten gleichzeitig jede Faser meines Körpers. Genau wie damals, als ich Bork, meinem Onkel gegenüberstand, nachdem er meine Tante zu Boden geschlagen hatte. Aber diesmal handelte ich nicht unbeherrscht als wütender Junge, sondern berechnend und kalt bis ins Mark. Ich sprang vor, mein rechter Fuß krachte ihm unters Kinn und im nächsten Moment flog Sikh wie eine willenlose Gliederpuppe etliche Schritte rückwärts. Stöhnend rollte er über den Boden und sofort war ich über ihm. Meine Hand umschloss seine Kehle.

»Bleib jetzt einfach liegen«, sagte ich kalt. »Ich habe dich besiegt und ich kann dich immer wieder besiegen. Und merk dir eines: Wenn du dich noch einmal mit mir anlegst, werde ich dich töten..«

Seine Augen flackerten in panischer Angst, ansonsten blieb er aber stocksteif liegen. Selbst als ich mich aufrichtete und weiter aufs Lager zugging, wie mir ein rascher Blick über die Schultern zeigte.

Ich erreichte unseren Wagen und schlief fast bis zum Mittag. Als ich aufwachte, wurden bereits Vorbereitungen getroffen, Nadarko zu verlassen. Khim schaute kurz in meine Ecke, murmelte etwas vor sich hin, das so ähnlich wie ›Schlafmütze‹ klang, verschwand dann wieder und hantierte draußen irgendwo am Wagen herum. Mit seinen rot geäderten Augen, dem zerknitterten Gesicht und den Haaren, die ihm in allen Richtungen vom Kopf abstanden, sah er aus wie frisch gestorben. Ein paar Stunden Schlaf hätten ihm sicherlich auch gut getan.

Aber wahrscheinlich lag es wieder einmal an Thak, dass wir so plötzlich aufbrachen. Ihn hielt es nie lange an einem Ort.

Als ich endlich aus dem Bett gekrochen war und in meine Kleider schlüpfte, rumpelten die Räder unseres Wagens bereits durch die ausgefahrenen Spurrillen jenes Karrenweges, der von Nadarko aus weiter nach Süden führte. Peitschen knallten, Männer fluchten und immer wieder wurde ich auf meinem Weg nach vorne zum Wagenbock regelrecht durcheinander geschüttelt. Ich schob mich an Khim vorbei auf den fellbeschlagenen Kutschersitz und ließ meinen Blick über das umliegende Land schweifen. Nur Hügel und Bäume, soweit das Auge reichte. Unser Wagen umfuhr eine bewaldete Anhöhe und verlangsamte die Fahrt. Seufzend ließ ich mich neben Khim auf den Kutschbock fallen.

»Na, endlich ausgeschlafen?«

Ich nickte.

»Thak hat es ja wieder verdammt eilig weiter zu ziehen.«

»Jemand hat ihm gestern Abend etwas von einem großen Fest am

Hofe des Fürsten von Ruland erzählt. Dessen älteste Tochter hat Geburtstag und will bei dieser Gelegenheit auch gleichzeitig ihre Verlobung mit einem der einflussreichsten Kaufmänner des Landes bekannt geben. Das Fest findet zwar erst in einem Monat statt, aber Thak meint, wer zuerst kommt, mahlt zuerst, und wenn wir uns dort die besten Plätze sichern können, fällt wahrscheinlich einiges von dem ganzen Prunk der Verlobungsgesellschaft an uns ab.«

Mit dieser Vermutung hatte Thak sicher recht. Was Khim jedoch an der ganzen Geschichte so in Aufregung versetzte, war die Tatsache, dass ich, seiner Meinung nach, außer den Lumpen, in denen ich schon seit meiner Ankunft im Lager herumlief, nichts Vernünftiges zum Anziehen hatte.

»Bei allen Göttern. Wir gastieren demnächst bei der Verlobungsfeier einer Fürstentochter, das ganze Land wird in Festtagskleidern am Hofe erscheinen und mein Ziehsohn läuft ungekämmt und in alten Fetzen herum.«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Dann nehme ich eben ein frisches Hemd von dir. Wenn ich es weit genug in die Hose stopfe, merkt kein Mensch, dass es mir zu groß ist.«

Khim zuckte regelrecht zusammen. Der Blick, den er mir daraufhin zuwarf, hätte selbst die glühendste aller Dämonenhöllen im nächsten Augenblick zu Eis erstarren lassen.

»Nichts da, auch wenn ich dir das blutige Söldnerhandwerk beibringe, du bist und bleibst ein stattlicher junger Mann, und du wirst standesgemäß gekleidet zu diesem Fest erscheinen. Die Leute werden sich über uns nicht die Mäuler zerreißen.«

Fieberhaft überlegte Khim nach einem Ausweg aus diesem Dilemma. Sein Hemd kam für mich nicht infrage, soviel stand für ihn jetzt schon fest. Allerdings kamen wir bis zu unserer Ankunft beim Fürsten auch an keiner größeren menschlichen Ansiedlung mehr vorbei und somit hatte er auch keine Möglichkeit, mir da etwas Anständiges zum Anziehen zu kaufen. In seiner Not fiel ihm schließlich der Wagen der käuflichen Liebe ein. Die drei Frauen dort waren früher sicherlich einmal begehrenswerte Schönheiten gewesen. Keine von ihnen war fünf oder sechs Jahre älter als ich und wir hatten alle ungefähr die gleiche Größe und Statur. Ihre Kleider zogen selbst in einem Ort wie Nadarko genug bewundernde Blicke auf sich, so etwas wollte Khim auch für mich haben.

»Soll ich mich jetzt als Weib verkleiden und in Röcken herumlauen?«, fragte ich ungläubig. Khim schüttelte belustigt den Kopf.

»Unsinn, in der Kleidertruhe dieser Frauen befinden sich auch Hosen, Jacken und Hemden. Mit Schere und Nadel lassen sich daraus Gewänder herstellen, die selbst einem Königsohn gerecht werden. Ich habe mit den Drei schon darüber geredet.«

Bereits am Abend war er mit den Frauen handelseinig geworden und ich sollte so bald wie möglich vorbeikommen. Am nächsten Morgen, kurz bevor wir weiterzogen, stand ich also vor ihrem Wagen und klopfte zaghaft an. Anstatt der Frauen öffnete mir aber ein Mann die Tür. Es war ihr Diener, ihr Leibwächter, Kutscher, Beschützer oder was weiß ich, was er sonst noch für Aufgaben hatte.

Jedenfalls stammte der Kerl irgendwo aus der Ostmark, war nackt bis auf eine dunkle Pluderhose und von hünenhafter Gestalt. Er maß weit über sechs Fuß und unter seiner gelblichen Haut, die allen Menschen des Ostens so eigentümlich war, wölbten sich wahre Muskelstränge an Brust, Schultern und Armen, die bei jeder Bewegung geradezu überdeutlich hervortraten. Seine Augen waren leicht geschlitzt, seine Nase für seine Größe viel zu klein und seine Lippen zu schmal. Doch irgendwie passte das alles zu seinem ovalen Gesicht.

»Hallo!«, sagte er.

Aufgrund seiner Größe wurde ich etwas unsicher.

»Sind die Frauen schon wach?«, fragte ich verlegen.

Er lachte und musterte mich dabei eingehend.

»Bist du nicht der Junge, der in Nadarko beim Stockkampf einige Kerle zu Boden geschickt und damit Khims Arsch gerettet hat?«

Ich nickte stolz.

»Entschuldigung, wenn ich gelacht habe, aber es kommt verdammt selten vor, dass jemand hier an die Wagentür klopft und nur etwas fragen will. Die Frauen sind wach, geh nur rein.«

Der Vorraum des Wagens war mit schwerem, dunkelrotem Stoff ausgeschlagen und an der Wand zu meiner Rechten stand ein schmales, aber nobles Bett mit großen, goldenen Kugeln an den Pfosten. Noch nie in meinem Leben hatte ich ein solches nobles Bett gesehen, geschweige darin geschlafen. Über dem Bett war ein großer Spiegel. Aber bevor ich mich weiter umsehen konnte, kam eine der Frauen in einem sündhaft teuer aussehenden Nachtgewand aus einer verborgenen Tür des Raumes auf mich zu und musterte mich eingehend.

»Ich bin Valana und wir alle haben bereits von Khims Anliegen gehört. Er hat recht. So wie du herumläufst, kommt kein Mensch auf den Gedanken, dass sich hinter diesen Lumpen in Wahrheit ein junger Mann versteckt. Du bist anscheinend der geborene Kämpfer. Allein wie du dich schon bewegst, aber dir würden ein paar Pfund mehr auf den Rippen auch gut tun. Dann würdest du etwas freundlicher wirken und nicht so eckig und hager wie ein umherstreifender junger Wolf. Warte hier, ich denke, ich habe trotzdem etwas Passendes für dich.«

Nach diesen Worten verschwand Valana durch jene Tür, die so geschickt in die Wand eingearbeitet war, dass man sie auf den ersten Blick gar nicht erkennen konnte.

Staunend betrachtete ich meine Umgebung nun etwas genauer. Das hier war für mich eine völlig andere Welt. Ich begriff, dass ich noch eine Menge zu lernen hatte. Dinge, die mir Khim vielleicht nie beibringen konnte. Bevor ich diesen Raum voller Prunk und Verschwendungen weiter betrachten konnte, kam Valana zurück und legte wortlos ein paar Kleidungsstücke auf das Bett.

Das, was da vor mir lag, waren keine Kleider. Das Ganze war ein einziger unvorstellbarer Traum aus schwarzer Seide und weißem Leinen. Schlicht und einfach geschniedert und doch von solch eleganter Art, dass man sich darin sicherlich vorkam wie ein Königsohn. Außerdem passte die Farbe der Kleider in wunderbarer Weise zu meinen dunklen Haaren. Auch Valana nickte anerkennend. Sie zupfte noch ein paar Mal an Hose und Weste herum, strich hier und da noch eine Falte glatt und klopfte mir schließlich auf die Schultern.

»Wenn du hier und an anderer Stelle noch etwas zulegst, passt das Ganze wie angegossen. Damit kannst du am Hof des Fürsten von Ruland durchaus ein paar Frauen den Kopf verdrehen. Also, nimm das Ganze, ich denke, Khim hat damit einen guten Kauf gemacht.«

Ich stand einfach nur da, stumm, staunend, mit weit aufgerissenem Mund wie ein junges, dummes Schaf. Ich weiß nicht, wie lange ich so dagestanden hatte, jedenfalls rüttelte mich irgendwann jemand ziemlich harsch an den Schultern, bis meine Träume jäh zerplatzen.

»Hallo, aufwachen! Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit zum Träumen. Thak will nach dem Frühstück wieder aufbrechen und ich muss mich noch richten. Jetzt geh endlich nach Hause, aber pass auf, dass deine Kleider nicht schmutzig werden.«

Valanawickelte mir Hose, Hemd und Weste in ein schlichtes Tuch

und beförderte mich dann sanft aber bestimmt aus dem Wagen.

Draußen, in der Wirklichkeit angekommen, setzten meine Kämpferinstinkte wieder ein, und plötzlich traf mich die Erkenntnis wie ein Schlag aus heiterem Himmel. Jetzt wusste ich auch wieder ganz genau, was mich an Valana die ganze Zeit über so irritiert hatte. Es war die Kette gewesen, die sie um ihren Hals trug. Jene silberne Kette, von der ich meinte, sie schon einmal irgendwo gesehen zu haben. Es war in Nadarko. Natürlich, eine Frau aus demselben Gewerbe wie Valana, hatte sie bei einem Händler erstanden und sich danach in ziemlich undamenhafter Weise über den Preis beschwert.

Aber wie kam Valana in den Besitz dieser Kette?

Hatte sie das Schmuckstück etwa gestohlen? Ich schüttelte den Kopf, Unsinn! Eine Frau, die solch kostbare Kleider besaß, stahl keinen einfachen Krämermarktschmuck. Dennoch ließ mir das Ganze keine Ruhe und bohrende Zweifel fraßen sich den ganzen Tag über in meinen Kopf. Ich dachte an nichts anderes mehr und war überhaupt nicht mehr bei der Sache. Selbst Khim schien dies aufgefallen zu sein.

»Ich denke, heute lassen wir das mal mit deinen Übungen«, erklärte er mir am Nachmittag.

Als ich nach dem Warum fragte, lächelte er mich nur vielsagend an.

»Seit du diese Kleider besitzt, bist du mit deinen Gedanken ganz woanders. Wenn du wieder der Junge bist, den ich kenne, können wir gerne weitermachen. Denk mal darüber nach.«

Ich schluckte.

Es war das erste Mal, seit wir uns kannten, und das war immerhin schon weit mehr als ein halbes Jahr, dass Khim von mir enttäuscht war. Ich erwiderte nichts daraufhin, ich wollte die Sache selber regeln. Am Abend, nach dem gemeinsamen Essen, passte ich Valana vor ihrem Wagen ab.

»Womit kann ich dir diesmal helfen?«, fragte sie lächelnd, als sie mich erkannte.

»Die Kette, ich meine den Schmuck um deinen Hals, den du anhattest, als ich in euren Wagen kam, woher hast du ihn?«

»Warum fragst du?«

»Ich dachte, er würde zu meiner schwarzen Weste besonders gut passen. Ich selber habe leider keinen solchen Schmuck.«

Valana lachte.

»Tut mir leid, Thorak. Die Kette war ein Geschenk von Thak, nach

seinem letzten Besuch bei mir. Ich denke, du weißt, was ich meine. Versteh mich bitte nicht falsch, aber so ein Geschenk verkauft oder verleiht man nicht einfach weiter.«

Ich nickte, spielte den Geknickten und ging wieder auf unseren Wagen zu. Aber innerlich brodelte es in mir. Irgendetwas war faul an der ganzen Sache. Wie kam Thak an die Halskette einer Liebesdienerin aus Nadarko?

Hatte er sie am Abend vor unserem Aufbruch gestohlen?

Im selben Moment schoss es mir durch den Sinn, eigentlich schon seltsam, dass wir nie länger als eine Nacht am selben Ort verweilten.

Die ganze Sache überstieg mein Begriffsvermögen und ich musste unbedingt mit Khim reden, noch in dieser Nacht.

Auf der Flucht

»Du bist ja verrückt! Das glaubt uns hier kein Mensch.«

Aufgebracht ging Khim im Wagen umher. Schließlich hielt er abrupt inne, machte auf dem Absatz kehrt und kam wieder auf mich zu. Ich saß an dem kleinen, runden Tisch, an dem wir sonst immer unser Essen einnahmen, und fühlte mich alles andere als wohl in meiner Haut.

»Hast du überhaupt Beweise für deine ungeheuerlichen Behauptungen?«

Zähneknirschend musste ich einräumen, dass es da außer der Kette und ein paar Vermutungen nichts gab, womit ich meinen Verdacht hätte begründen können. Es war einfach nur ein Gefühl, das aber immer stärker wurde je länger ich darüber nachdachte. Das sagte ich auch Khim.

»Ein Gefühl? Bei den Göttern, der Junge beschuldigt den Anführer unserer Zunft des Diebstahls und was weiß ich noch alles und als Beweis dafür hat er lediglich ein Gefühl. Ich habe so langsam auch ein Gefühl, Thorak. Nämlich das Gefühl, dass du total übergeschnappt bist. Wenn du diese haltlosen Anschuldigungen da draußen verbreitest, schmeißt man uns garantiert keinen Herzschlag später hochkant aus dem Lager. Ein jeder hier weiß doch, dass Thak und sein Sohn alles andere als gute Freunde von dir sind. Also, hör jetzt auf, weiter diesen Unsinn zu erzählen.«

»Aber du musst doch zugeben, dass die ganze Sache irgendwie seltsam ist.«

»Hast du Beweise?«

»Nein«, entgegnete ich kleinlaut.

»Also, dann hör jetzt damit auf. Ich will von der ganzen Geschichte nichts mehr hören. Aus, Ende, vorbei. Ich hoffe, wir haben uns verstanden?«

Widerwillig gab ich nach. Ein Blick in Khims Gesicht sagte mir, dass es besser war zu schweigen. Beide, Thak und vor allem Sikh, waren es nicht wert, dass ich es mir ihretwegen mit Khim verscherzte. Schließlich gingen wir schlafen. Obwohl ich hundemüde war, wälzte ich mich noch lange hin und her. Khims Schnarchen erfüllte schon längst unser Wageninneres, als mir endlich vor lauter Müdigkeit die Augen zufielen.

Lautes Geschrei weckte mich am nächsten Morgen.

Ich hatte kaum geschlafen und eine dementsprechend schlechte Laune, als ich Khim begrüßte, der von draußen wieder in den Wagen kam.

»Was soll denn der Krach, weißt du eigentlich, wie spät es ist?«

»Guten Morgen erst mal. Na, wohl schlecht geschlafen, Thorak?«

»Interessiert doch sowieso keinen«, gab ich knurrig zurück. »Sag mir lieber, was der ganze Lärm da draußen zu bedeuten hat.«

Ein freudloses Lächeln überzog Khims Gesicht.

»Kein Mensch hat gewusst, dass hier in der Gegend Chollakraut wächst.«

»Und?«, erwiderte ich verständnislos.

»Jetzt sag bloß, du kennst dieses verdammte Kraut nicht?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Ganz egal ob Pferd, Esel oder Kuh, fast alles grasfressende Vieh dieser Welt ist verrückt nach Chollakraut. Das elende Zeug riecht und schmeckt fast unwiderstehlich für die Tiere«, klärte mich Khim auf, »es hat aber leider auch die verdammte Eigenschaft, nach dem Genuss die Verdauung eines jedweden Lebewesens gehörig durcheinanderzubringen. Fast alle unsere Zugpferde haben in der Nacht davon unbemerkt gefressen. Jetzt stehen die Tiere am südlichen Ende vom Lager und scheißen sich die Seele aus dem Leib. An ein Weiterkommen in den nächsten zwei Tagen ist nicht zu denken. Was meinst du wohl, wer hier so herumschreit, weil es nicht weitergeht? Ich glaube, Thak platzt demnächst vor lauter Wut.«

Bei diesem Gedanken musste ich grinsen. Rasch zog ich mich an, während Khim für das Frühstück sorgte. Es gab Käse, Wildbeeren, gedörrtes Fleisch und Brot vom Vortag und zum Trinken klares, aus dem

nahen Bach stammendes Wasser. Nach dem Essen wies mich Khim an, abseits vom Lager wieder meinen Übungen nachzugehen, während er vorhatte, im Wagen zu bleiben, um sich genüsslich eine Pfeife zu stopfen und, wie er es nannte, die Seele baumeln zu lassen. Ich willigte ein und sattelte mir unser einziges nicht erkranktes Pferd. Das Tier hieß Ibo, das älteste von unseren vier Zugtieren. Dieser Wallach war ein grobknochiges Vieh mit unzähligen Narben auf der Hinterhand und einem breiten, hässlichen Schädel. Das Pferd war zwar schon steinalt und nicht mehr das schnellste, aber es ließ sich gut reiten und war immerhin erfahren genug, um nicht von diesem Chollakraut gefressen zu haben. Wahrscheinlich hatte Ibo in seinem langen Pferdeleben schon mehrmals die Nachwirkungen des Krauts verspüren müssen.

Zwischen den Wagen herrschte eine eigentümliche Ruhe, nur unterbrochen von Thaks Geschrei, das immer noch in meinen Ohren klang, obwohl das Lager bereits fast aus meiner Sichtweite verschwunden war.

Halbherzig begann ich mit meinem Schwert *Gleichmacher*, das ich an diesem Morgen bei mir hatte, ein paar Übungen durchzuführen. Aber schon nach kurzer Zeit hielt ich inne. Immer noch schwirrten die Gedanken um jene ominöse Kette und um meinen Verdacht gegen Thak in meinem Kopf herum. Ich starre zum Ort unseres Lagers zurück, der gezwungenermaßen für die nächsten zwei Tage unsere Heimat sein würde und plötzlich stand mein Entschluss fest. Ein geübter Reiter erreichte Nadarko in einem halben Tag. Ich hielt mich nicht lange auf. Kurz entschlossen bestieg ich wieder mein Pferd, schlug mich seitwärts in die Büsche und folgte dem ausgefahrenen Karrenweg zurück nach Nadarko. Dort, so hoffte ich, würde ich endlich Gewissheit finden.

Der Weg war weiter, als ich gedacht hatte, doch gegen Mittag erreichte ich hungrig und durstig die ersten Häuser.

Ein klappriges Pferdefuhrwerk, total mit unzähligen, sperrigen Kisten und Fässern überladen, kam mir schwankend entgegen und deshalb bog ich vorsichtshalber nach rechts in eine schmale Seitengasse ein. Dort befand sich am anderen Ende ein baufälliges, zweistöckiges Haus, das schon längst einen neuen Anstrich nötig hatte.

Auf dem Vorbau des Holzhauses lungerten drei leichtbekleidete Weiber herum, die mich unverhohlen musterten. Eine der Frauen, eine hässliche, fette Krähe, lachte schrill.

»Was willst denn du dürrer Hüpf hier? Etwa unsere Dienste in An-

spruch nehmen?«

»Und wenn?« entgegnete ich forsch.

Die fette Krähe schüttelte verdrossen den Kopf.

»Diese Woche beginnt richtig Scheiße! Erst schlägt ein Freier der roten Palo fast den Schädel ein, dann beklaut er sie und jetzt kommt auch noch ein reitendes Knochengestell daher, das gerne unsere Dienste in Anspruch nehmen würde, aber wahrscheinlich nicht genügend Geld dafür hat. Verschwinde, du stiehlst uns nur unsere kostbare Zeit.«

Ich wurde hellhörig.

»Wie meinst du das, was ist hier passiert?«

»Hat dir Male, unser Herr, davon nichts erzählt?«

Ich kannte weder diesen Male noch irgendeine Liebesdienerin namens Palo. Dafür beschlich mich so langsam aber sicher das Gefühl, hier mit meinen Ahnungen am richtigen Ort zu sein. Unwillkürlich umschloss ich mit der Rechten den Griff meines Schwertes.

»Vor zwei Tagen kamen Gaukler in die Stadt«, sagte die Frau. »Nach ihrer Vorstellung war hier die Hölle los. Die Mannsbilder hatten alle nur noch Saufen, Fressen und Weiber im Kopf. Was soll ich groß erzählen, der Abend hatte sich wirklich gelohnt, bis eben dieser Scheißkerl in unser Haus kam.«

»Du meinst den, der Palo so zugerichtet hat?«

»Genau, dabei sah der Bursche gar nicht so aus, als würde er Ärger machen. Im Gegenteil, ich schätzte den Kerl eher als jemanden ein, der sich bei uns seine ersten Erfahrungen in Sachen Frauen abholen wollte. Als ich Palo dann am anderen Morgen wecken wollte, fand ich sie halb tot neben ihrem Bett liegend. Das ganze Zimmer war durchwühlt und von dem Freier fehlte jede Spur. Dieser Kerl gehörte bestimmt auch zu den Gauklern.«

»Woher willst du das wissen?«

»Wir haben danach die halbe Stadt auf den Kopf gestellt, aber er war weg, genauso wie die Gaukler, obwohl die hier in Nadarko durchaus noch ein, zwei Vorstellungen hätten geben können.«

Als die Frau mir den Unbekannten beschrieb, lief es mir heiß und kalt den Rücken hinunter. In meinem Kopf wirbelten plötzlich die unmöglichsten Gedanken durcheinander und so bekam ich das weitere Geschehen nur noch am Rande mit.

Ein fataler Fehler, wie sich wenige Augenblicke später herausstellen sollte.

»Verdammt noch mal, was ist denn hier los?« polterte eine tiefe Stimme aus dem dunklen Innern des Hauses. »Verdammtes Weibervolk, geht gefälligst an die Arbeit und hört auf zu quatschen. Bei eurem Gekeife kann ja kein Mensch schlafen.«

Das Stampfen genagelter Stiefel ertönte aus dem Haus und einen Herzschlag später erschien die grobschlächtige Gestalt eines pockennarbigen, breitschultrigen Mannes im Türrahmen.

Das war sicherlich dieser Male.

»Was will der denn hier?«

»Scheint ein Freier zu sein. Ich bin mir aber nicht sicher, ob er genügend Geld hat.«

»Dann soll er verschwinden, ich ... he, Moment mal, den kenne ich doch!«

Der Mann drängte sich ungestüm an den Frauen vorbei und blieb vor meinem Pferd stehen.

»Das ist doch der Gauklerbalg, der junge Kerl, der im Stockkampf so viele Silberlinge gewonnen hat. Der ist bestimmt wieder nur zum Heirmschnüffeln hergekommen.«

Males Geschrei blieb nicht ungehört.

Aus dem Haus kamen weitere Frauen angelaufen und immer mehr Leute bevölkerten urplötzlich die schmale Seitengasse und starnten mich dabei misstrauisch an. Einige von ihnen riefen mir ziemlich unschöne Dinge zu. Mir war nicht gerade wohl zumute. Die feindseligen Blicke der Leute brannten förmlich auf meinem Rücken.

Ich handelte instinktiv.

Ohne lange nachzudenken, holte ich aus und schlug Male mit dem Griff meines Schwertes einfach auf den Schädel. Ungläublich glotzte er mich an, schwankte hin und her wie ein Grashalm im Wind und stürzte dann mit weit aufgerissenen Augen zu Boden. Ich riss das Pferd am Zügel herum und hämmerte ihm meine Hacken mit aller Kraft in die Flanken. Das Tier stürmte erschrocken vorwärts, hinaus auf die Straße. Aus einigen anderen Seitengassen rannten weitere Menschen auf mich zu, während hinter mir das Geschrei fast ohrenbetäubend anschwoll. Zwei, drei Leute, die mir den Weg versperren wollten, wurden von Ibo einfach über den Haufen gerannt, andere pressten sich förmlich an die umliegenden Hauswände, in der Hoffnung, von dieser herangaloppierenden, zentnerschweren Masse aus Fell, Knochen und Hufen nicht erfasst zu werden. Ich warf mich flach auf den Pferdehals und trieb Ibo zum

Äußersten an, zwang ihn, alles zu geben, was noch in seinen alten Knochen steckte, und das war überraschenderweise doch noch eine ganze Menge. Er flog förmlich dahin und seine Hufe schienen den Boden gar nicht mehr zu berühren. Ich umklammerte die Zügel und hatte Mühe mich im Sattel zu halten, während die Häuser von Nadarko rasch hinter mir blieben. Das Risiko des wilden Ritts war mir deutlich bewusst. Ein einziger unglücklicher Tritt meines Pferdes, ein auf dem Weg plötzlich auftauchendes Erdloch, und meine Flucht war gescheitert.

Aber ich hatte Glück.

Bald darauf wurde Ibo langsamer. Ich hatte dem alten Wallach zu viel zugemutet. Sein Atem ging rasselnd, Schaumflocken hingen vor seinen Nüstern und er begann zu taumeln. Schließlich blieb das Pferd mit hängendem Kopf einfach stehen. Ich glitt aus dem Sattel und blickte mich um. Ich konnte keine Verfolger entdecken, allerdings hatte ich auch nicht die geringste Ahnung, wo ich mich befand. In meiner überstürzten Flucht hatte ich eine total falsche Himmelsrichtung eingeschlagen.

Nadarko lag hinter mir im Westen, unser Lager irgendwo im Südwesten und ich war planlos gen Osten geritten. Ich wusste nicht, wie lange es dauern würde, um zum Lager der Gaukler zurückzukehren. Es war bereits Nachmittag, langsam sank die Dämmerung über das Land und nirgendwo gab es ein Zeichen, an dem ich mich hätte orientieren können. Außerdem wurde es immer schwüler. Ein Gewitter lag in der Luft. Am Horizont zogen sich dunkle Wolken zusammen. Ich würde den nächsten Tag abwarten müssen. Nachdenklich musterte ich den alten Ibo. Das Tier hatte wirklich alles gegeben, ich konnte nicht noch mehr von ihm fordern. Ich ging zu Fuß weiter, das Pferd am Zügel hinter mir herziehend.

Ibo folgte mir willig.

Als ich schließlich in einem kleinen, versteckt gelegenen Seitental eine Hütte ausmachte, ging bereits die Sonne unter. In diesem Moment ertönte in der Ferne erster Donner. Ein kühler Wind kam plötzlich auf und im Wäldchen vor mir raschelten die Blätter in den Zweigen. Die Strapazen der letzten Stunden hatten mir ziemlich viel abverlangt und so schleppte ich mich mit wackligen Knien auf die Hütte zu. Der Bau war aus grob zurechtgeschlagenen Baumstämmen errichtet worden.

Ich band mein Pferd an einem Dornenbusch an und betrat die Hütte.

Sie war leer und unbewohnt. An der Nordseite standen eine einfache Holzpritsche, in der Mitte des einzigen Raumes ein altersschwacher

Tisch und vier Stühle. Der unebene Boden war mit Dreck bedeckt, den der Wind von unzähligen Jahren hereingetragen hatte. Es roch nach altem Staub, Tierexkrementen und verrotteten Blättern und Zweigen. Ich klopfe den Boden nach Schlangen und anderem Getier ab und zerrte dann mein Pferd in den schmalen Raum. Ich sattelte Ibo ab und schlang seine Zügel sorgfältig um einen Pfosten der Holzpritsche, denn ohne Pferd war ich in dieser unbekannten Wildnisrettungslos verloren. Erst dann legte ich mich hin. Inzwischen war die Sonne endgültig untergegangen und es donnerte immer noch. Ich schloss die Augen und drehte mich auf die Seite. Irgendwie schlief ich kurz darauf ein.

Als wenig später das Gewitter mit einem wahren Donnerschlag fast das ganze Land erzittern ließ, wachte ich wieder auf. Meine Haare waren nass und Wasser rann mir übers Gesicht, als ich jäh die Augen aufriß. Schlauftrunken richtete ich mich auf, indessen schwere, kalte Regentropfen auf meinen Kopf klatschten. Sofort sprang ich hoch. Der tosende Sturmwind des Gewitters hatte ein paar Schindeln des morschen Dachgebälks einfach weggeblasen und über meinem Lager befand sich jetzt ein breiter Spalt im Hüttenbach, durch den stetig der Regen fiel.

Ich sah nach Ibo.

Es schüttete wie aus Kübeln und der ganze Boden der Hütte war total aufgeweicht. Ibos Fell troff vor Nässe und seine Flanken zitterten. Als erneut ein Blitz über den Himmel zuckte und für ein paar Augenblicke die Nacht taghell erleuchtete, schnaubte er nervös. Ich klopfe dem armen Kerl beruhigend auf die Hinterhand und löste die Zügel vom Pfosten meiner Pritsche.

Erneut überzogen Blitze wie ein wirres Geflecht aus glühenden Fäden den Himmel und tauchten das umliegende Land für einen Herzschlag in gleißendes Licht. Dabei sah ich sie, als mein Blick wie zufällig aus einem der Fenster der Hütte fiel.

Erst zehn, dann zwanzig, schließlich fast eine halbe Hundertschaft von Berittenen, die wie Gestalten aus dem Schattenreich durch die dichten Regenschleier ritten. Sie galoppierten auf ihren Pferden den Pfad an der Hütte entlang, so nah, dass ich sie fast berühren konnte und mir stockte der Atem.

Sie alle trugen das Gewand des Krieges. Wams, Waffengurt und Rock, alles aus grobem, in Schwarz gehaltenem Stoff und bar jeglichen Zierrats. Selbst Helm und Stiefel bestanden aus dunklem Leder und auch ihre Schilde und Waffen waren aus geschwärztem Eisen.

Ein paar Atemzüge später war es so, als hätte es die Reiter nie gegeben. Die Nacht schien sie verschluckt zu haben und zurück geblieben war das monotone Rauschen des Regens und das Toben des Windes, der mir selbst hier in der Hütte noch das Haar um den Kopf flattern ließ.

Unwillkürlich umkrampfte ich *Gleichmacher*, mein Schwert.

Blitze zuckten über den Nachthimmel, der eine schwefelgelbe Farbe angenommen hatte und in der Ferne grollte dumpf der Donner. Eine seltsame Ahnung beschlich mich. Ich konnte mich irren, aber zur selben Zeit, als die geheimnisvollen Reiter an meiner Hütte vorbeikamen, zuckte ein Netz von Blitzen über den Himmel. Für einen Herzschlag lang war das Land taghell erleuchtet gewesen und ich hätte schwören können, dass die Reiter Zwerge gewesen waren. Ich wurde das Gefühl einfach nicht los, das diese Reiter irgendwie mit meinem Schicksal verbunden waren. Ich lauschte geraume Zeit in den Regen, der langsam merklich leiser wurde. Das Unwetter schien schwächer zu werden und sich allmählich nach Norden hin zu verziehen. Es donnerte nur noch vereinzelt und ich sah auch keine Blitze mehr am Himmel. Erschöpft setzte ich mich in einer halbwegs trockenen Ecke der Hütte auf den Boden. In meiner Rechten das Schwert, mit der Linken hielt ich Ibos Zügel umkrampft.

Ich war müde, hatte Hunger und war innerlich total aufgewühlt. Meine überreizten Sinne ließen mich bei jedem Geräusch zusammenzucken. Ich wusste nicht was der neue Tag bringen würde, aber das war mir zu diesem Zeitpunkt völlig egal. Ich war zu erschöpft, um mir darüber weiter den Kopf zu zerbrechen, und deshalb war es auch kein Wunder, dass mir wenig später wieder die Augen zufielen.

Ich war kaum eingenickt, als ich erneut aufschreckte. Etwas hatte mich geweckt und trieb mich unaufhaltsam aus der Hütte. Ich hatte keine Erklärung dafür, was es war, es gab nichts, das ich sehen oder hören konnte, und doch spürte ich etwas. *Gleichmacher*, mein Schwert, begann plötzlich in meiner Hand zu glühen und die Luft um mich herum war von einem seltsamen Licht erfüllt, das von überall und nirgends zu kommen schien. Eine ganze Reihe von seltsamen Eindrücken, die ich nicht erklären konnte, erfassste mich. Wirre Bilder tanzten vor meinen Augen und dieses Etwas trieb mich unaufhaltsam aus der Hütte. Mein ganzes Denken und Handeln war plötzlich darauf ausgerichtet ins Freie zu gelangen, als hätte eine fremde Macht Besitz von mir ergriffen.

Ich trat aus der Hütte und zerrte Ibo am Zügel hinter mir her und auf einmal, von einem Moment zum anderen, war der ganze Zauber wieder verflogen. Der Nachtwind peitschte mir den Regen ins Gesicht, meine Kleidung war im Nu durchgeweicht, mir war kalt und ich erwachte wie aus einem Traum. Unsicher starre ich auf die Hütte zurück und dann auf mein Schwert. Grau und unscheinbar lag der kalte Waffenstahl in meiner Hand. War ich von dunkler Magie beherrscht worden, oder hatten mir nur meine überreizten Sinne einen Streich gespielt?

Als ich nachdenklich mein Schwert zurück in den Gürtel steckte und mein Pferd besteigen wollte, stand eine dunkle Gestalt plötzlich keine fünf Schritte vor mir. Mit einem wilden Schrei, in dem sich Angst und Überraschung gleichermaßen vermischt hatten, sprang ich zurück und riss mein Schwert wieder aus dem Gürtel. Während ich die Spitze der Waffe genau auf den Bauch des Unbekannten richtete, hob dieser beruhigend beide Arme und eine leise Stimme zischte schnell: »Haltet ein, ich bin kein Feind. Ich wollte euch nicht erschrecken, aber ich habe euch nicht bemerkt, als ich auf die Hütte zuging, um hier vor dem Regen Schutz zu suchen.«

Ich atmete auf, starrte in die Dunkelheit und versuchte, die dunkle Gestalt vor mir näher zu betrachten. Aber sie war gänzlich in einen eng anliegenden, dunklen Umhang gehüllt und das Gesicht wurde von einer Kapuze verhüllt. Einen Moment lang standen wir uns beide schweigend gegenüber, dann aber handelte die Gestalt plötzlich mit geradezu erschreckender Schnelligkeit. Stahlharte Finger umschlossen meine Handgelenke und ich wirbelte plötzlich durch die Luft, während *Gleichmacher* meinen gefühllosen Fingern entglitt.

Ich krachte zu Boden, schrie auf und wälzte mich über den aufgeweichten, morastigen Boden. Ich war von Kopf bis Fuß mit Schlamm und Dreck beschmiert, als mich der Unbekannte wieder auf die Beine stellte.

»Wenn du das Schwert ziehst, dann gebrauche es auch. Dein Leben kann davon abhängen«, sagte die Gestalt scharf. Im nächsten Moment ließ sie mich los und reckte die Hände gen Himmel. Ein Schrei der Überraschung kam über ihre Lippen.

»Bei den Göttern, du bist das? Endlich hat die Suche ein Ende, meine Gebete wurden anscheinend erhört.«

Jetzt kapierte ich überhaupt nichts mehr und starrte die Gestalt verständnislos an.

»Ich denke, du solltest mir nun ein paar Fragen beantworten, und diesmal brauchst du mich nicht mehr anzulügen. Ich weiß inzwischen, dass deine dunklen Haare echt sind, dass du ein Schwert besitzt und auch damit umgehen kannst. Na, erkennst du mich wieder?«

Irgendwie kam mir die Gestalt bekannt vor. Ich konnte sie nur noch nicht richtig zuordnen.

Ich überlegte einen Moment lang, dann fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Die Art zu kämpfen, diese Stimme, natürlich, dieser Schatten hatte meine Wege bereits in Nadarko gekreuzt und mich auch damals recht unsanft zu Boden befördert.

»Wer bist du?«, fragte ich zögernd. »Was willst du?«

Die hochgewachsene Gestalt sah mich lange und eingehend an, dann gab sie mir eine Antwort, die mich in grenzenloses Erstaunen versetzte.

»Dich«, murmelte sie. »Ich habe dich gesucht!«

Die schwarze Kriegerin

Die Antwort ergab keinen Sinn für mich und diese Gewitternacht wurde für mich immer mysteriöser. Während wir zur Hütte zurückgingen, schlugten meine Gedanken wahre Purzelbäume in meinem Kopf. Die Kapuzengestalt schaffte es irgendwie, ein paar trockene Zweige und Blätter aufzutreiben und entfachte damit ein kleines Feuer. Mit Staunen sah ich zu, wie sie einen der Stühle in der Hütte mit bloßen Händen zu Kleinholz verarbeitete und dieses in die Flammen warf. Als dann der zweite Stuhl im Feuer verschwand, wurde mir langsam wieder warm. Aus irgendeiner verborgenen Tasche seines Umhangs zauberte der Unbekannte einen Kanten Brot und einen schmalen Streifen getrocknetes Fleisch hervor, und während ich beides mit Heißhunger verschlang, streifte die Gestalt ihre Kapuze zurück und ihr Antlitz wurde endlich sichtbar.

Ihr schmales Gesicht wurde umrahmt von einer langen Flut tief-schwarzer Haare, die ihr bis zu den Schultern reichten.

»Mein Name ist Anila«, sagte sie leise und legte jetzt auch noch den Umhang beiseite.

Ich starre sie ungläublich an und verschluckte mich fast am Essen. Vor mir stand die hochgewachsene Gestalt einer jungen Frau, die wie ein Krieger gekleidet war.

Sie trug ein kurzes Kleid aus schwarzem Stoff, darüber eine leichte Rüstung aus dunklem Leder und Metall. Ihre nackten Füße steckten in einem Paar einfachen Sandalen, deren Riemen bis unters Knie hochgeschnürt waren. Um die Hüften herum hatte sie einen breiten Waffengurt geschlungen, aus dem der stählerne Griff eines Kurzschwertes ragte, und ich zweifelte keinen Moment daran, dass die Unbekannte sehr gut damit umgehen konnte.

»Warum ich? Ich meine, warum hast du gerade nach jemandem wie mir gesucht? Von Eislanden bis hier gibt es sicherlich Hunderte wie mich, mit höherem Rang und besserer Herkunft.«

Das kantige Gesicht der Frau hellte sich auf und ein schwaches Lächeln lag auf ihren Lippen.

»Das mag wohl stimmen, Thorak. Aber keiner von ihnen ist der rechtmäßige Erbe auf den Thron der N'de!«

Ich erstarre beim Klang dieses Namens. Meine Ziehmutter aus jenem kleinen Fischerdorf an der Küste des Frostigen Meeres hatte ihn erwähnt, als ich sie nach meiner Herkunft fragte. Auch Khim hatte ihn hin und wieder in den Mund genommen, allerdings unter vorgehaltener Hand. So wurde im Laufe der Zeit daraus ein Begriff, der in gewisser Weise zu meinem Lebensziel wurde. Sollte ich nun am Ende meiner Suche angelangt sein?

»Was hat das alles zu bedeuten? Wer bin ich wirklich?«

»Das sind Fragen, die allesamt nicht so leicht zu beantworten sind. Aber noch haben wir etwas Zeit, also setz dich, ich werde versuchen, dir alles zu erklären.«

Während ich mich mit dem Rücken an die raue Holzwand der Hütte lehnte, zerlegte Anila einen weiteren Stuhl und warf ihn ins Feuer. Dann kauerte sie sich neben mich, legte ihre Rechte auf den Schwertgriff und begann zu erzählen.

»Es ist noch gar nicht so lange her, da waren die N'de ein mächtiges Volk. Vielleicht das großartigste Volk überhaupt, das jemals im Süden dieser Welt gelebt hatte. Ihr Reich erstreckte sich vom Fuße der purpurroten Berge, über die endlosen Steppen des Blaugraslandes hinweg bis hin zur Küste des blutenden Meeres. Ihre Kultur war dank der Macht und dem Wissen ihrer Schamanen denen der anderen Rassen und Völker weit überlegen. Bereits in grauer Vorzeit erschufen sie einst mit ihrer Magie und dem Wissen der Götter vier Artefakte, einen für jeden Clan.

Der Himmelsclan, der im Westen lebt, bekam den Mondschild, der Bergclan im Süden die Blutaxt, der im Osten lebende Clan des Wassers den Heggenhelm und der Clan deines Vaters, der Feuerclan aus dem Norden, eben dieses Schwert, vor dessen Klinge alle gleich sind, egal ob König oder Bettler, Dämon oder Magier. Diese Sippe war übrigens der Kriegerclan der N'de. Der Feuerclan war dazu geboren zu kämpfen und zu sterben. So wollten es die Götter. Denn was nützen Himmel und Luft, Wasser und Erde ohne Berserkermut, Kraft und Tod? Ohne Tod gibt es kein neues Leben, ohne Ende keinen neuen Anfang, denn das ist der wahre Lauf der Welt. Jedenfalls waren durch diese Götterwaffen die Clans mächtig und stark, und ihre gewählten obersten Führer herrschten über Generationen hinweg über ganz Sonnlanden. So wie es in der Prophezeiung geschrieben steht. Aber wie so oft in der Geschichte der Menschen zerstörten auch hier Hass, Machtgier und Neid eine blühende Zivilisation. Die vier Clans der N'de unter einem Führer waren die Chance gewesen, eine vielversprechende Zukunft in einer Welt unter der Vorherrschaft unseres Volkes zu gründen. Vereint hätte man die ewigen Überfälle der Sumpfleute und den ständigen Zwist mit den Psa und den anderen Rassen endlich beenden können. Den es kam die Zeit, in der die Überfälle unserer Feinde immer dreister wurden.«

»Aber was habe ich mit all dem zu tun, warum...?«

»Hab Geduld, Thorak«, unterbrach die Frau meine vorschnelle Frage.

»Schließlich kann ich dir nicht mit ein paar Sätzen die letzten tausend Jahre der Geschichte der N'de erzählen.«

Ich senkte geknickt meinen Kopf und lauschte weiter ihren Worten. Diesmal, so nahm ich mir vor, würde ich meine Ungeduld bezähmen und Anila ausreden lassen.

»Aber du hast recht, ich schweife mit meiner Erzählung zu sehr ab. Lass mich also darüber berichten, weshalb ich auf der Suche nach dir war.«

Nachdenklich betrachtete mich Anila einen Moment lang. Ein kurzes Zucken ihrer Mundwinkel ließ mich glauben, dass sie mit dem, was sie betrachtete, zufrieden war.

Dann erzählte sie weiter.

»Vor etwas weniger als zwanzig Sommern geschah dann etwas, das die Weltordnung der N'de ins Wanken brachte. Karnak, der Führer des Wasserclans, war ein machtbesessener, jähzorniger Mann, der es nie verwinden konnte, dass er nicht zum Führer aller N'de gewählt wurde.

Verblendet von seiner Gier nach Macht und Reichtum verbündete er sich mit den Todfeinden unseres Volkes, den Psa und deren unheimlicher Priesterschaft. Mit ihrer Hilfe gelang es ihm innerhalb kürzester Zeit, Blutaxt und Mondschild in seinen Besitz zu bringen. Als Träger des Heggenhelms fehlt ihm jetzt nur noch jenes Schwert, welches mit seiner Klinge alle Kreaturen dieser Welt vor seinem Träger gleichmacht. Damit wäre er der Herrscher von Sonnlanden und danach ist es gewiss nur noch eine Frage der Zeit, bis er und diese widerliche Brut der Psa den tausend Königreichen von Kitani ihren Willen aufzwingen. Borak aber, dein Vater und der Führer des Feuerclans, ahnte die Gefahr bereits im Voraus, und als die Horden der Psa sein Lager überfielen, deine Brüder und Schwestern erschlugen, da war er schon auf dem Weg nach Norden, um dich und das Schwert in der Fremde vor diesem Abschaum zu verstecken.«

Sichtlich betroffen starzte ich ins Feuer. Hunderte von Gedanken wirbelten in meinem Kopf durcheinander. Ich umkrampfte unwillkürlich den Griff meines Schwertes. Mein Hals war auf einmal trocken.

»Was soll nun geschehen?«

Anila starrte mich entschlossen an.

»Wir gehen nach Süden, in das Land der N'de. Dort werden dich die Schamanen auf deinen weiteren Lebensweg vorbereiten. Du bist zwar noch jung, aber ich denke, in ein, zwei Sommern wirst du der Aufgabe gewachsen sein. Jetzt leg dich hin und versuche, noch etwas zu schlafen. Wir brechen morgen in aller Frühe auf. Bei unserer Reise in das Land deiner Geburt werde ich dir dann mehr über die N'de und deren Schicksal, das so eng mit dem deinen verbunden ist, berichten.«

Ich richtete mich auf. Beklommenheit hatte mich ergriffen. Ich musste mich jetzt entscheiden, danach gab es kein Zurück mehr. Ich spürte, dass hier und heute ein neuer Lebensabschnitt für mich beginnen würde.

Ich entschied mich für Anila und die N'de, aber da gab es dennoch etwas, das ich vorher noch regeln musste.

»Ich gehe mit dir, aber vorher muss ich noch einmal zu den Gauklern zurück.«

Anila blickte mich ernst an.

Sie trat neben mich und legte ihre Rechte schwer auf meine Schulter.

»Wir haben eigentlich keine Zeit mehr zu verlieren. Die Psa sind bereits auf deiner Fährte, ich habe erst heute Spuren von ihnen gefunden.

Aber es ist deine Entscheidung, du musst wissen, was du tust.«

Ich nickte und sah die Sorge in den dunklen Augen der Kriegerin. In mir stiegen für einen Moment leise Zweifel auf, aber dann strafften sich meine Schultern und ich schüttelte die trüben Gedanken aus meinem Kopf wie ein Hund das Wasser aus seinem Fell. Verdammtd, ich war es den Gauklern und vor allem Khim schuldig, ihnen die Augen über Sikh zu öffnen.

Der Kerl war eine Bestie in Menschengestalt. Das Wenige, was ich im Lager über ihn in Erfahrung bringen konnte, gemeinsam mit den Berichten aus Nadarko und etwas gesundem Menschenverstand ergaben zusammen das Bild eines Mannes, der Gefallen daran fand, Frauen zu umgarnen, sie gefügig zu machen, um sie anschließend im Liebessrausch zu töten.

Thak wusste von dieser dunklen Seite seines Sohnes, nur deshalb war es zu erklären, warum die Gauklersippe so rasch von einem Ort zum anderen zog.

Die Gaukler hatten ein Recht darauf, dies alles zu erfahren. Das sagte ich auch Anila in aller Deutlichkeit.

»Ich muss die Gaukler warnen«, sagte ich.

»Du hast recht«, erwiderte Anila und der zweifelnde Unterton in ihrer Stimme wich. Dennoch blieb sie ernst.

»Die Zeit wird knapp, aber man darf einmal getroffene Entscheidungen nicht ständig infrage stellen. Du bist alt genug, du musst wissen, was zu tun ist. Ich gebe dir bis morgen Abend Zeit, um all diese Dinge zu regeln.«

Jetzt lächelte sie und ich lächelte zurück.

»Ich werde hier auf dich warten.«

Das Vertrauen, das sie in mich gesetzt hatte, war groß. Ich wollte Anila nicht enttäuschen, ich wollte einfach eine gewisse Sache zu Ende bringen. Kurz darauf verließ ich die Hütte, während der alte Ibo mit gesenktem Kopf mir auf meinem Weg folgte.

Draußen regnete es immer noch. Der Wind trieb mir einen Schwall Regenwasser ins Gesicht und ein Blitz zuckte über das sturmumtoste Land. Dann donnerte es wieder.

Ich schüttelte mich.

»Viel Glück auf deinem Weg«, sagte Anila.

»Wenn es so weiter regnet, werde ich wohl besser ein Boot benutzen«, erwiderte ich.

Aus den Augenwinkeln heraus beobachtete ich, wie sie ihr kantiges Gesicht zu einem schmalen Grinsen verzog.

Ich werde gejagt

Irgendetwas stimmte nicht.

Schon früh am Morgen, als ich die Hütte und Anila verlassen hatte, um gewisse Dinge im Lager der Gaukler endgültig zu klären, verspürte ich zum ersten Mal ein Gefühl von Gefahr.

Jetzt zügelte ich mein Pferd auf einer schroffen Hügelkette und starre unruhig auf das Lager der Gaukler, deren bunt bemalte Wagen weit verstreut am Ufer standen.

Hier und da zogen blaugraue Rauchschwaden aus den Feuerluken gen Himmel.

Am nördlichsten Ende des Lagers erkannte ich die Gestalt der Nachtwache neben dem Signalfeuer. Der Mann hatte sich einen knielangen Umhang um die Schultern geworfen und hielt sich am Schaft seines Speeres fest.

Der dreieckige Wächterhut mit der bunten Kokarde war tief in die Stirn gezogen und sein Kopf war ihm bis auf die Brust gesunken.

Bei allen Göttern, dachte ich, die Wache schläft. Ich beschloss, gleich nach meiner Ankunft auch darüber mit den Gauklern zu reden. Mein Blick schweifte weiter, ich erkannte Khims Wagen, die Behausungen der anderen, den Wald im Osten und daneben die Schlucht, von deren Ende man aus in die unendliche Weite des Rulands sehen konnte. Eigentlich war an diesem Morgen alles so, wie an den anderen Morgen zuvor.

Und doch schien sich etwas anzubahnhen. Etwas, das ich zwar nicht sehen, hören oder greifen, aber dafür umso deutlicher spüren konnte. Mein Instinkt warnte mich. Erneut beschlich mich tief in meinem Innern das Gefühl von Gefahr.

Aber nichts geschah.

Das Land erstreckte sich friedlich bis zum Horizont vor meinen Augen, und das einzige Geräusch, das die Stille des anbrechenden Morgens durchbrach, war das Rauschen des Bahdurs, des Vaters aller Flüsse in den tausend Königreichen von Kitani. Im Sommer rann nur ein müdes Rinnsal zwischen den beinahe Pfeilschuss weit entfernten Ufern,

aber jetzt hatte die Schneeschmelze in den frierenden Bergen ein brülendes und schäumendes Ungeheuer aus dem Fluss gemacht.

Allmählich schimmerte im Osten der Schein der aufgehenden Sonne durch den Frühdunst und ich fühlte, wie der Wind durch mein Haar strich.

Die Zeit drängte.

Noch war vom Lager aus kein Laut zu hören. Doch bald würden die Morgenvögel zu singen beginnen, die Gaukler würden erwachen und das Lagerleben würde wieder seinen gewohnten Gang gehen. Ich musste Khim und den anderen unbedingt vorher noch von Thak und dem Doppel Leben seines missratenen Sohnes berichten. Ich wollte Ibo gerade meine Fersen in die Seite hämmern und losreiten.

In diesem Moment vernahm ich das dumpfe Dröhnen von Hufschlag.

Sofort spürte ich wieder die Gefahr, jenes unheilvolle, schreckliche Gefühl, das seit dem Morgengrauen mit beinahe jedem Atemzug deutlicher wurde.

Eine lange Reihe dunkler Punkte tauchte am Ende der schmalen Schlucht auf.

Erst zehn, dann zwanzig, schließlich eine fast unzählige Schar Berittener, deren Hufschlag immer lauter und bedrohlicher anschwoll.

Als ich die große Anzahl der Reiter erkannte, wurde mir beinahe schlecht vor Angst.

In der Zwischenzeit war es so hell geworden, dass ich die Reiter klar sehen konnte.

Es waren Zwerge, jene kleinwüchsigen, merkwürdigen Geschöpfe, die in der vergangenen Gewitternacht in so unheimlicher Weise an meinem Unterschlupf vorbei geritten waren.

Nachdem ich den ersten Schrecken überwunden hatte, beobachtete ich, wie einer der Männer die Hand erhob und alle anderen Zwerge sich mit ihren Pferden neu formierten und einen Halbkreis am Eingang der Schlucht bildeten. Das Licht der aufgehenden Sonne brach sich auf ihren hörnerbesetzten Helmen, den eisernen Schilden und dem Stahl ihrer Waffen. Meine Unruhe wuchs. Mir fiel auf, dass die Hände der Reiter auf ihren Schwertgriffen lagen und einige von ihnen jetzt Pfeil und Bogen in den Fäusten hielten. Sie sind kampfbereit, dachte ich noch erschrocken und genau in diesem Moment geschah es!

Mit tödlicher Genauigkeit zischte ein Pfeil aus dem Pulk der Reiter und bohrte sich in den Rücken des schlafenden Wächters. Der Posten

zuckte hoch, verharrete in halb aufgerichteter Stellung und kippte nach vorne. Er fiel mit dem Gesicht direkt ins Feuer. Flammen schlugten hoch und binnen weniger Sekunden war sein ganzer Schädel schwarz.

Ich schrie, ich war wie von Sinnen. Ich brüllte aus Leibeskräften, doch meine Stimme ging unter in einem Inferno aus tobenden Zwergen, stampfenden Pferden und klirrenden Schwertern. Im Lager wurde es lebendig, hier und da rannten halb nackte Gaukler aus den Wagen und einer wollte vom anderen wissen, was passiert war.

Thak, der Clanführer der Gaukler, stolperte schlaftrunken aus seinem Wagen. Bei ihm war Sikh, sein Sohn, ebenso verschlafen und langsam.

Instinktiv versuchten beide, zu den Pferden in der Nähe zu gelangen.

Er wollte nicht mit den Angreifern kämpfen, jetzt nicht. Denn außer, dass er auch umgebracht worden wäre, hätte sich gar nichts geändert.

Thak schaffte es, eines der graubraunen Reittiere zu besteigen.

Er zog seinen Sohn hinter sich auf den Rücken des Pferdes. Dann zischten Pfeile durch die Luft. Das Pferd brach zusammen, von mehr als einem Dutzend der gefiederten Todesboten getroffen. Thak rührte sich nicht mehr, als er zusammen mit dem Pferd auf den Boden krachte. Aber Sikh kam noch einmal auf die Beine.

Er taumelte zu seinem Vater, brach vor ihm zusammen und kroch mit letzter Kraft weiter, bis er mit der ausgestreckten Hand die Hand seines Vaters berühren konnte. Danach bewegte sich auch Sikh nicht mehr.

Die Zwergen ritten weiter und trieben ihre Pferde über den regungslos am Boden liegenden Vater und Sohn. Sicherlich hatten beide eine Strafe zu bekommen, aber dieses Schicksal hatten sie nun wirklich nicht verdient.

Ich glaubte, verrückt zu werden.

Ich schrie, bis mein Hals zu schmerzen begann, ich schrie immer wieder Khims Namen und die Namen von Grim und Ilka, aber vergebens. Tatenlos musste ich mit ansehen, wie diese zwergenhaften Gestalten die Gaukler einfach niedermetzten. Ich musste mit ansehen, wie sie mit ihren Schwestern Männern, Frauen und Kindern die Köpfe abschlügen. Ich biss mir auf die Unterlippe, bis kleine Blutstropfen über mein Kinn rannen und es hätte nicht mehr viel gefehlt, dann hätte ich gekotzt.

Fast alle Zwergen hielten jetzt Pfeil und Bogen in den Händen und schossen vom Rücken ihrer Pferde wahllos auf die fliehenden Gaukler. Sie schossen so kaltblütig und gefühllos, als veranstalteten sie ein Wett-

schießen auf Strohpuppen.

Männer, Frauen und Kinder flohen schreiend.

Einige von ihnen entkamen, aber viele blieben als Leichen zurück und bedeckten mit ihren toten Körpern den Boden.

Irgendwann glaubte ich, dies alles nicht mehr ertragen zu können und schloss wimmernd die Augen. Heiße Tränen rannen über mein Gesicht, Tränen der Wut und Verzweiflung. Als ich die Augen wieder öffnete und mich umschauten, zitterte ich am ganzen Körper und glaubte sterben zu müssen. Aber ich starb nicht, ich lebte weiter und musste das Grauen ertragen. Dann, irgendwann, blickten ein paar der Mörder aus einer Laune heraus in meine Richtung. Sofort ertönte wildes Geschrei und es dauerte nicht lange, bis drei von ihnen ihre Pferde an den Zügeln herumzerrten und direkt auf mich zukamen.

Einen Moment lang war ich unfähig, mich zu bewegen.

Ein stählerner Ring schien sich um meine Brust zu legen und mehr und mehr zusammenzuziehen. Die Luft wurde mir knapp, mein Herz hämmerte.

Ich sah die Reiter und ich sah den Fluss.

Ich wollte leben und ein Gefühl tief in meinem Innern sagte mir, dass das Wasser meine einzige Chance war. Dann sprengten die Reiter heran. Es waren stämmige, unersetzbare Männer, die wie angewachsen im Sattel saßen und brüllend ihre Schwerter schwangen. Ein triumphierendes Lachen verzerrte ihre Gesichter und in ihren Augen erkannte ich die pure Lust am Töten. Ich überlegte nicht lange.

Ich stieg aus dem Sattel, rannte auf den Fluss zu und sprang kopfüber ins Wasser.

Es war der Monat der blühenden Gräser und es war in dieser Gegend bereits frühlinghaft mild und angenehm.

Der Fluss aber war angefüllt mit dem Schmelzwasser der nahen Berge. Ich vermeinte in pures Eis einzutauchen, als ich im Wasser versank. Die Kälte des Flusses ließ mich für einen Augenblick fast gefühllos werden. Ich tauchte wieder auf und rang schreiend nach Atem.

Die Kälte tat weh. Einen Moment lang war ich wie gelähmt. Aber dann bewegte ich meine Glieder, mein Atem wurde ruhiger und kraftvoll pflügten meine Arme und Beine durch das Wasser.

Als ich den Kopf wandte, sah ich am Ufer die Zwerge stehen, wild mit den Händen gestikulierend, fluchend. Dann riss der Fluss mich mit.

Ich versuchte zu schwimmen.

Um mich herum brüllte und tobte der Fluss, Gischt peitschte mir schmutzig braunes Wasser ins Gesicht. Wie eine gewaltige Lawine aus Schlamm und Dreck wälzte sich das Wasser durch das Flussbett gen Süden. In der Mitte des Infernos versuchte ich verzweifelt wieder das Ufer zu erreichen. Immer wieder wich ich dabei Unmengen von zerborstenen Baumstämmen, Lehmbrocken und toten Tieren aus, die das aufgewühlte Wasser mit sich führte. Während die Fluten mich mittrugen, arbeitete ich mich langsam auf das rettende Ufer zu, das wegen der Schneeschmelze mehr als zwei Pfeilschussweiten voneinander entfernt war. Aber immer wieder riss der Fluss mich weiter, mein Körper schoss dahin wie ein Pfeil.

Ich hatte das Gefühl, durchs Wasser zu fliegen.

Ich wurde hochgeworfen wie ein welkes Blatt, wurde wieder unter Wasser gedrückt und prallte gegen Gesteinsbrocken, die mitten im Fluss lagen.

Irgendwann aber schaffte ich es und blieb erschöpft am Uferrand liegen.

Völlig ausgepumpt lag ich auf dem Rücken und schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Ich zitterte am ganzen Körper vor Schwäche und auch vor Kälte.

Ich wusste nicht, wie lange ich so am Boden lag, bis mein Atem schließlich ruhiger wurde und das Rauschen der Strömung in meinen Ohren endlich nachließ. Schließlich richtete ich meinen Oberkörper auf und erhob mich mit wackligen Beinen.

Für einen Moment erfasste mich Mutlosigkeit.

Heiße Tränen der Angst und Verzweiflung rannen über mein Gesicht.

Aber da gab es etwas tief in meinem innersten Kern, das mir sagte, dass ich mein Schicksal annehmen musste. Allmählich verdrängte ich die Furcht und mein Körper straffte sich. Bei den Göttern, ich war schließlich ein N'de und gehörte zu den Leuten des Feuerclans. Kämpfen gehörte bei meinem Clan anscheinend zum täglichen Leben, wie das Essen, Schlafen oder Trinken.

Das Leben war hart. Überall im Land herrschte das Gesetz der Wildnis und täglich wurde man vor neue Herausforderungen gestellt. Wer versagte, ging unweigerlich unter. Ich blickte ein letztes Mal auf die Fluten des Flusses und trottete dann mit stoischem Gleichmut gen Süden.

Vor den Zwergen, deretwegen ich in den Fluss gesprungen war, hatte

ich heute nichts mehr zu befürchten. Die dahinjagenden Wassermassen hatten mich in den vergangenen Stunden weiter gebracht, als es ein gebüter Reiter mit einem Pferd an einem ganzen Tag in dieser Gegend vermochte.

Stunde um Stunde trottete ich nach Süden, immer am Ufer des Flusses entlang, in der Hoffnung auf das baldige Erreichen einer Siedlung.

Dabei sang ich immer wieder die alten Lieder aus meinem Dorf vor mich hin.

Nicht nur wegen des monotonen Textes, sondern auch wegen des beruhigenden Taktes, der mir half, ein gleichmäßiges Schritttempo einzuhalten und die Ereignisse der letzten Stunden zu verdrängen.

Am Abend schlief ich erschöpft im Unterholz eines kleinen Wäldchens.

Doch in dieser Nacht brachte mir der Schlaf keine Erholung.

Wirre Traumbilder durchzuckten mein Unterbewusstsein. Ich sah die Gesichter der Gaukler vor mir. Ich sah Khim und all die anderen aus der Gilde und ich sah ihr Sterben, glaubte ihre Schreie zu hören. Die Gesichter verschwammen wieder, dann tauchten die Fratzen der Zwerge auf. Brüllend, schwertschwingend und alles war voller Blut.

Schweißgebadet wachte ich am anderen Morgen wieder auf.

In den Krallen der Mic-Mac

Die ersten Sonnenstrahlen hatten mich geweckt.

Benommen hob ich den Kopf. Wirre Träume hatten mich in der Nacht heimgesucht und ich hatte das Gefühl, überhaupt nicht geschlafen zu haben. Wahrscheinlich war es auch so, ich fühlte mich wie gerädert. Plötzlich raschelte es in einem nahen Gebüscht, ich wälzte mich zur Seite und war sofort hellwach.

Meine Rechte umfasste den Griff von *Gleichmacher*, der neben meinem Kopf im Boden steckte. Als ich mich aufrichtete und das Schwert aus der Erde zog, sah ich aus den Augenwinkeln heraus, wie ein Hase davonsprang.

Ein Kanten hartes Brot und etwas Trockenfleisch war seit vorgestern meine letzte Mahlzeit gewesen. Deshalb zog sich mein Magen beim Anblick dieses herumspringenden Frischfleisches fast schmerhaft zusammen. Aber ohne Pfeil und Bogen oder einer schussbereiten Arm-

brust in den Händen hatte ich nicht die geringste Möglichkeit, mir diesen Braten zu sichern.

Also schob ich das Schwert zurück in den Gürtel, schickte dem Hasen einen vernichtenden Blick hinterher und nahm stattdessen einen kleinen Kieselstein vom Boden auf, den ich in den Mund steckte.

Diese Lektion aus jenen Tagen, die ich mit Khim dem Gaukler verbracht hatte, war mir inzwischen in Fleisch und Blut übergegangen.

Es war ganz einfach.

Die Zunge bewegte sich beim Laufen über den Stein, die Speicheldrüsen wurden dabei angeregt und der Durst und das bohrende Hungergefühl waren somit leichter zu ertragen.

Ich rückte das Schwert im Gürtel gerade und verließ mein Lager in Richtung Süden.

Bald darauf stieß ich auf einen Wildpfad.

Kurze Zeit später hatte ich das Ende des kleinen Wäldchens erreicht und vor mir erstreckte sich eine weitläufige Ebene, auf der kniehohes Blaugras in dichten Büscheln wuchs. Hier und da ragten knorrige Bäume aus dem Land und im Westen erhoben sich die rotbraunen Berge einer unwirtlichen Felslandschaft.

Die ganze Ebene schien menschenleer.

Nur der Wind strich mit leisem Ächzen durch das hohe Gras.

Ich erreichte die Berge, als die Sonne einer weißglühenden Scheibe fast senkrecht am stahlblauen Himmel stand. Dann war ich fast am Ende meiner Kräfte. Mit jedem Schritt wurden meine Beine allmählich schwerer und ich hatte schließlich das Gefühl, Blei in meinen Gliedern zu haben.

Ich schlepppte mich förmlich auf die Felsen zu. Ich hatte Seitenstiche, meine Lunge schien zu brennen und vor meinen Augen begannen schwarze Punkte zu tanzen.. Als ich ein hüfthohes Dornengestrüpp am Fuße der Bergkette erreicht hatte, stieß ich auf eine kleine Quelle. Ich stürzte mich gierig darauf und tauchte meinen Kopf in das Wasser. Als ich mich wieder aufrichtete, fühlte ich mich wie neugeboren. In diesem Moment erklang Hufschlag.

Ich wandte den Kopf und sah vier Reiter hinter mir durch das Gras galoppieren.

Sie kamen von links und sie waren verdammt schnell.

Keine zwei Atemzüge später tauchte der erste Reiter bereits zwischen den Felsen auf. Seine dunkelgrüne Uniform war staubig und von dunk-

len Schweißflecken gezeichnet. Die anderen Reiter folgten knapp dahinter, dumpf erzitterte der Boden unter dem Stampfen unzähliger Pferdehufe.

Sie hatten mich längst entdeckt und kamen geradewegs auf mich zu geritten.

Ich hatte bei ihrem Anblick plötzlich einen richtigen Kloß im Hals und in meinem Bauch begann es nervös zu kribbeln.

Ohne weiter darüber nachzudenken, rannte ich los.

Ich rannte wie von Sinnen zwischen den Felsen umher. In meinen Ohren rauschte das Blut und in meinen Schläfen begann es zu hämmern. Erneut tanzten schwarze Punkte vor meinen Augen.

Ich hatte das Gefühl, bereits meilenweit zu rennen, aber ich gelangte vom Anblick des ersten Reiters an bis zu dem Moment, als sie mich eingeholt hatten, keine zweihundert Schritte weit.

Erst bemerkte ich einen Schatten neben mir, dann erkannte ich aus den Augenwinkeln heraus den rothaarigen Schädel eines der Reiter, danach traf mich ein mörderischer Hieb in den Rücken.

Ich überschlug mich im Laufen förmlich in der Luft, wurde hart zu Boden geschleudert und rollte noch einige Schritte über den steinigen Boden, bevor ich das Bewusstsein verlor.

Als ich die Augen öffnete und den Kopf zur Seite drehte, war ein schwerer Reitstiefel das Erste, was ich erkennen konnte. Mein Schädel drohte zu platzen, vor meinen Augen drehte sich alles und ein Gefühl der Übelkeit kam in mir hoch.

Ich stöhnte leise und hörte gleich darauf jemanden in meiner Sprache ein paar abgehackte, kehlige Worte sagen:

»Du wach!«

Danach traf mich die genagelte Sohle eben jenes Reitstiefels unvermittelt in den Bauch. Ich hatte das Gefühl, in der Mitte zu zerbrechen und rollte hilflos über den Boden. Vor meinen Augen drehte sich alles. Mein Magen hob sich und ich übergab mich.

»Du aufstehen!«

Die Stimme drang wie durch dicke Watte an mein Ohr.

Irgendwie schaffte ich es mich aufzurichten und starre die Reiter durch einen bunten Schleier an.

Es waren stämmige, unersetzbare Männer mit breiten Schultern und narbigen Gesichtern. Ihre zerschlissenen, grünen Uniformen waren staubig wie nach einem langen, harten Ritt.

Ich betrachtete die Männer erneut und glaubte nun zu wissen, mit wem ich es zu tun hatte. Diese Reiter waren Angehörige eines Bergstammes, der den merkwürdigen Namen Mic-Mac trug. Während meiner Zeit bei den Gauklern hatte ich bereits einige Male Bekanntschaft mit diesen seltsamen Leuten gemacht. Außer dem feuerroten Haar, das ihrem Volk so eigen war, fielen sie fast immer durch ihr ungehobeltes Auftreten auf. »Erst schlagen, dann fragen« schien in etwa ihr Lebensmotto zu sein. Viel mehr war über dieses seltsame Volk nicht bekannt, außer dass sie irgendwo im Südwesten in den Bergen hausten.

Ich blickte mich um, sah die Felslandschaft, in der wir uns befanden, sah die Mic-Mac Krieger und mir wurde plötzlich klar, dass ich mich ungefragt in ihrem Gebiet aufhielt.

Aber mir blieb keine Zeit, mir über diese Dinge weiter den Kopf zu zerbrechen.

Die Männer unterhielten sich kurz in ihrer eigentümlichen, abgehackten Sprache und dann trat einer von ihnen auf mich zu. Es war der Mann, mit dessen Reitstiefeln ich vor Kurzem noch schmerzliche Bekanntschaft geschlossen hatte.

»Wie Name?«

»Thorak«, sagte ich.

Der Mann musterte mich einen Moment lang mit ausdruckslosem Gesicht.

»Was du Junge machen hier? Warum laufen auf Fährte der Psa? Du Späher?«

Ich schüttelte den Kopf und sagte: »Ich gehöre zur Gilde der Gaukler. Nach unserer letzten Vorstellung in Nadarko wollten wir weiter nach Süden. Aber vor zwei Tagen überfielen uns die Psa und töteten alle meine Leute. Ich konnte nur entkommen, weil ich in einen Fluss gesprungen bin.«

»Du nicht lügen?«, entgegnete der Mann.

»Was jetzt?«, fragte ein anderer, dessen Gesicht von Pockennarben furchtbar entstellt war. Dabei musterte er mich aus seinen wässrigen grünen Augen wie ein lästiges Insekt.

»Wir mitnehmen«, war die Antwort und im gleichen Augenblick krallte sich eine Faust in mein Haar und der Mann zog mich brutal hin-

ter sich her. Er riss mir fast die Kopfhaut ab. Er schleifte mich zu seinem Pferd und setzte mich hinauf. Ich wurde am Sattelhorn festgebunden, dann stieg er hinter mir auf. Auch die anderen Männer hatten ihre Tiere bestiegen.

»Du gut zuhören. Wir jetzt reiten in Lager, dort wird Zas-tee entscheiden. Wir reiten schnell jetzt, keine Zeit für Sprechen mehr. Du verstehen?«

Bevor ich antworten konnte, schlug er mir eine Faust in die Nieren. Ich brüllte vor Schmerzen, während die anderen Männer lachten.

Dann ritten sie mit mir nach Südwesten.

Irgendwann in der Nacht hielten sie an.

Die Männer zügelten ihre Pferde am Ufer eines kleinen Flüsschens. Ich musste absteigen, erhielt einen Kanten Brot, etwas Trockenfleisch und Wasser. Danach wurde ich an einen Baum gefesselt und musste in ziemlich unbequemer Lage auf dem Boden hocken. Trotzdem schlief ich irgendwann in der Nacht ein.

Als die Sonne im Osten des Landes aufging, wurde ich mit einem Stiefeltritt geweckt. Ich öffnete die Augen und sah die vier Männer am Boden hocken. Zwischen ihnen flackerte ein kleines, rauchloses Feuer. Mitten in der Glut stand ein verbeulter Kessel, in dem irgendein Gebräu vor sich hinköchelte.

Die Männer tranken aus Holzschalen.

Auch ich hatte Durst und Hunger, aber diesmal bekam ich nichts. Als die Mic-Mac sahen, dass ich wach war, erhoben sie sich und schütteten den Rest des Kesselinhalts ins Feuer. Es zischte und in der Luft hing plötzlich der Duft von aufgekochten Kräutern und Beeren.

Einer der Männer stieß mit dem Stiefel die glühenden Überreste des Feuers auseinander.

Ich wurde wieder im Sattel festgebunden und der Ritt ging weiter.

Ich fühlte mich hundeeelend und hätte am liebsten geheult. Was mir so zu schaffen machte, waren nicht Hunger und Durst oder die Schmerzen der erhaltenen Prügel, sondern die Ungewissheit über mein weiteres Schicksal. Ich warf einen verzweifelten Blick zurück. Irgendwo dort hinten wartete Anila auf mich und ich war mir sicher, dass ich sie nie mehr wiedersehen würde.

Zwei Tage lang ritten wir über halsbrecherische Wege mitten durch das Gebirge.

Am Mittag des dritten Tages kreuzte eine Ziegenherde unseren Weg und wenig später zügelten die Männer ihre Pferde auf einem Felsplateau.

Darunter erstreckte sich vor meinen Augen ein weitläufiges Tal, das überzogen war mit immergrünen Büschen und Bäumen. In der Mitte des Tales schimmerte das silberne Band eines großen Flusses und überall waren Felder mit Bewässerungsanlagen zu sehen und Windräder, die das Wasser in diese Gräben pumpten. Im Osten erhoben sich die weißen Mauern und Spitztürme einer kleinen Stadt.

»Wir da!«, sagte der Mann, der hinter mir auf dem Pferd saß. Lachend und schwatzend ritten sie auf das wuchtige Stadttor, während sich in mir Verzweiflung ausbreitete.

Was sollte mit mir geschehen?

Ich starnte die hohen Mauern an und war mir plötzlich sicher, dass es für mich keinen Ausweg mehr gab, wenn die schweren Torflügel sich erst einmal wieder hinter mir geschlossen hatten.

Unwillkürlich verstiefe ich mich, aber der Mann hinter mir schien zu ahnen, dass ich etwas vorhatte. Eine harte Faust bohrte sich in meinen Rücken und ich hatte das Gefühl, mein Kreuz sei gebrochen. Ich schrie laut auf, denn der wahnsinnige Schmerz, der durch meinen ganzen Körper jagte, war nicht zu ertragen. Lachend ritten sie mit mir durch das weit geöffnete Stadttor. Außer den Schmerzen erfüllte mich jetzt auch eine tiefe Hoffnungslosigkeit. Es gab nichts mehr, was mich noch aus den Krallen der Mic-Mac retten konnte.

Im Verlies des Grauens

Die Hufe unserer Pferde erklangen wie grollender Donner, als wir über der heruntergelassenen Zugbrücke durch das zweiflügelige, mit Eisen beschlagene Stadttor ritten. Der Wind trug uns den blechernen Ton einer Fanfare zu. Die heimkehrenden Reiter waren anscheinend gesichtet worden, und man erwartete sie bereits ungeduldig.

Ein Torwächter hob die Hand zum Gruß und trat danach in sein Postenhäuschen zurück, um uns vorbeizulassen.

Irgendwo am Ende der Stadt begann eine Glocke zu läuten.

Aus einer schmalen Seitengasse rannte ein übermütiger Straßenkötter bellend auf uns zu, sprang an den Pferden hoch und versuchte, nach den Beinen der Reiter zu schnappen. Ein harter Stiefeltritt des vordersten Mannes ließ das Tier jaulend unter dem hölzernen Vorbau eines der Häuser verschwinden. Am Brunnen auf dem Marktplatz standen zwei Frauen mit Holzeimern, die uns grimmig entgegen starnten, und im Schatten der Häuser hockten mehrere Männer, die bei unserem Anblick lauthals zu fluchen begannen.

Als wir langsam weiter ritten, traten immer mehr Menschen aus den Häusern, die mich feindselig ansahen. Ich konnte ihre düsteren Blicke fast körperlich spüren.

Als die Männer vor einem weitläufigen Gebäude am östlichen Rand des Platzes ihre Pferde zügelten, scharten sich immer mehr Leute auf dem Marktplatz zusammen.

Ich hörte einige Männer etwas rufen, da ich ihre Sprache aber nicht verstand, konnte ich nur ahnen, was geschrien wurde.

Es war sicher alles andere als ein Willkommensgruß.

Die Männer lösten meine Fesseln und hoben mich vom Pferd.

Dann drängten sie mich in das Gebäude.

Die Leute auf dem Marktplatz schrien jetzt alle durcheinander und zeigten ständig auf mich. Einige von ihnen trugen frische Verbände.

Dann erhielt ich einen heftigen Schlag ins Kreuz und stolperte förmlich über die Schwelle des Gebäudes.

Die Tür hinter mir wurde zugeschlagen und der Lärm von draußen war plötzlich nur noch gedämpft zu hören.

Ein rotbärtiger Koloss in einer einfachen grünen Uniform trat auf mich zu, musterte mich einen Moment lang skeptisch und zeigte schließlich mit seiner Schlüsselbund bewehrten Rechten nach vorne.

Wir gingen einen langen dunklen Gang entlang, an dessen Ende eine Treppe lag, die abwärts führte. Der Mann mit dem Schlüsselbund zündete eine Fackel an, ging vor uns her und führte uns weiter die Treppe hinunter.

Muffige, faulig riechende Luft wie aus einem Grab schlug mir entgegen.

Einen Moment lang zögerte ich.

Da trat mir einer der Männer, die mich gefangen genommen hatten, unvermittelt in den Rücken. Ich stürzte und fiel die harten Steinstufen bis nach unten. Als ich am Fuß der Treppe stöhnend liegen geblieben

war, hatte ich das Gefühl, mir sämtliche Knochen im Leib gebrochen zu haben.

Über mir lachten die Reiter und der Wächter höhnisch auf. Ihr Ge lächter hallte hohl und düster durch das Gewölbe.

»Ihr verdammten Schweine!«, keuchte ich voller Wut und Hilflosigkeit, doch schon im nächsten Moment schälte sich eine Gestalt aus der Dunkelheit, packte mich an den Schultern und stellte mich ziemlich unsanft wieder auf die Beine.

Einen Herzschlag lang erkannte ich ein grobschlächtiges bleiches Gesicht vor dem meinen. Dann erhielt ich einen Stoß, der mich auf eine offene Tür zuschleuderte.

Das spärliche Licht zweier Pechfackeln ließ den Raum dahinter unheimlich und düster wirken.

In der Mitte stand ein Stuhl, ein Stück dahinter befand sich ein Tisch, hinter dem zwei rothaarige ältere Männer saßen.

Sie starnten mir schweigend entgegen.

Dabei musterten sie mich von oben bis unten, als gäbe es etwas Besonderes an mir zu sehen. Der Mann, der mich hereingebracht hatte, stieß mich auf den Stuhl.

Als ich mich zögerlich setzen wollte, wurde ich von hinten gepackt und auf das Möbelstück gepresst. Ein Strick wurde mir um den Oberkörper geschlungen, meine Hände auf den Seitenlehnen festgebunden.

Dann verließ der Mann, der mich gefesselt hatte, den Raum. Ich konnte es nur erahnen, als ich das leise Klappern einer Tür hörte. Denn als er ging, sprach er kein Wort und umdrehen konnte ich mich sowieso nicht.

Mir wurde gleichzeitig heiß und kalt, ich fühlte mich so hilflos wie ein neugeborenes Kind und in meinem Kopf wirbelten tausend Gedanken durcheinander.

Was hatte man mit mir vor?

»Wohin warst du unterwegs, als du gefangen genommen wurdest?«

Die Stimme des Mannes war ausdruckslos, ohne Wärme und ohne Gefühl.

»Was sucht ein Junge aus den Südländern im Gebiet der Mic-Mac?«, fragte der andere.

»Warum antwortest du nicht?«, sagte der Erste.

Ich hatte mit angesehen, wie die Menschen, die mir bis dahin ein Zuhause geboten hatten, brutal ermordet wurden, ich hatte einen Fluss mit

eiskaltem Schmelzwasser durchschwommen und war tagelang in glühender Sonne querfeldein marschiert. Außer etwas Trockenfleisch und kaltem Quellwasser hatte ich nichts gegessen und ausgeschlafen war ich auch nicht. Dazu hatte ich in den letzten Stunden allerhand Prügel eingesteckt. Ich fühlte mich einfach schwach und ausgebrannt und wusste im Moment keine richtigen Antworten auf ihre Fragen.

Ich schloss die Augen und versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Dabei spannte ich alle Muskeln.

Ich hatte Angst, verdammt viel Angst sogar.

Nicht vor dem, was kommen würde, sondern davor, all dem hilflos ausgeliefert zu sein und der Tatsache, nichts dagegen tun zu können.

Ich hörte, wie jemand aufstand und neben mich trat.

Dann kam die Faust und traf mich mit unglaublicher Wucht. Ich glaubte, meine Knochen würden allesamt brechen.

Ich kippte mitsamt dem Stuhl nach hinten um, schlug mit dem Kopf hart am Boden auf und lag dann hilflos auf der Seite.

Der Mann bückte sich und richtete den Stuhl mitsamt mir wieder auf. Ich bemerkte davon kaum etwas. Ich rang nach Luft und versuchte, gegen die Bewusstlosigkeit anzukämpfen, die jetzt durch meinen Körper flutete.

»Hier wird nicht geschlafen, Büschchen. Ich glaube, du bist dir überhaupt nicht über den Ernst der Lage bewusst, in der du dich befindest. Weißt du eigentlich, warum du hier bist?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Dann hör mir jetzt gut zu, schließlich ist es dein Kopf, um den es dabei geht.«

Ein, zwei Atemzüge lang sah mich der Mann beinahe verständnisvoll an, dann erloschen die freundlichen Züge auf seinem Gesicht und machten einem, jedenfalls hatte ich plötzlich das Gefühl, Unheil verheißen dem Blick Platz.

»Wie ist dein Name?«

Ich schwieg noch immer. Ich konnte nichts sagen, meine Kehle war immer noch wie zugeschnürt.

Der Mann seufzte.

»Du machst es mir nicht gerade leicht, freundlich zu bleiben, Junge. Pass auf, wenn du jetzt nicht mit uns redest, werde ich An-lan, den Wächter unserer Verliese, hereinrufen. Er ist ein wahrer Meister der Qualen und mit seinem scharfen Messer und ein paar glühenden Koh-

len hat er bisher noch jeden hier drinnen zum Reden gebracht.«

Ich wollte gerade etwas sagen, doch in diesem Moment schüttelte der Mann mit einem enttäuschten Seufzen den Kopf.

»Du bist sehr dumm!«

Das ausdruckslose Gesicht des Mannes verschwand aus meinem Blickfeld. Ich hörte, wie er die Tür öffnete und nach An-lan rief. Kurz darauf stand ein weiterer Mann vor mir.

Der war klein, vollkommen haarlos und unglaublich fett.

Sein kahler Schädel thronte auf einem unförmigen Körper, an dem bei jedem Atemzug das Fett nur so schwabbelte. Sein aufgeschwemmbtes Gesicht war rosafarben und glänzte vor Schweiß. Sogar seine Stimme passte zu ihm. Als er mit den Männern redete, erinnerte es mich an das Quielen eines Ferkels.

Eigentlich sah der ganze Kerl eher wie das Abbild eines Schweins auf zwei Beinen aus, als wie ein gefährlicher Mann, wären da nicht seine Augen gewesen.

Sie waren klein und schmal, beinahe farblos und dennoch widerspiegeln sie alle Heimücke und Gemeinheiten, die es auf dieser Welt zu geben schien.

Die Männer unterhielten sich kurz in ihrer Sprache. Ich verstand nichts, nur ihre Mimik und der Ton ihrer Worte ließen mich das Schlimmste befürchten.

Plötzlich starrte mich An-lan mit seinen kalten, hässlichen Augen an.

»Ich bringe dich jetzt ins Verlies. Dort hast du Zeit, bis zum Einbruch der Dämmerung über alles nachzudenken. Wenn du dann nicht redest, werde ich mich wohl mit dir beschäftigen müssen.«

Nach diesen Worten lag plötzlich ein zufriedenes Grinsen auf seinem Gesicht.

Dann wurde ich losgebunden, aus dem Raum gestoßen und mit Stiefeltritten einen weiteren Gang entlang geprügelt.

In dem Gewölbe herrschte auch bei Tage immer nur ein spärliches Dämmerlicht. Dennoch erkannte ich rechts und links des Ganges vergitterte Zellen. Im flackernden Licht der Fackel, die An-lan trug, glaubte ich, in einigen Zellen Menschen zu erkennen. Es stank auch widerlich nach Kot und kalter Pissee, nach Schweiß und Erbrochenem, nach Blut und nach Angst. Ich weiß, das hört sich im Nachhinein ziemlich dämmlich an, aber zu diesem Zeitpunkt hatte ich wirklich das Gefühl, die Angst jener Menschen, die hier eingesperrt waren, förmlich zu riechen.

An der letzten Zelle am linken Ende des Ganges hielt An-lan schließlich an. Ein Schlüsselbund klirrte, die Gittertür wurde geöffnet, dann katapultierte mich ein gemeiner Tritt in die Zelle.

»Ich freu mich schon auf dich!«, lachte der Fette.

Dann fiel die Tür hinter mir ins Schloss und An-lan trat den Rückweg an.

Ich blickte mich um.

Die Zelle war nur mit Stroh ausgelegt. Es gab nicht das kleinste Möbelstück in diesem Raum und das wenige an Stroh stank zu allem Überfluss auch noch modrig und verfault. Ein kleines Fenster spendete spärliches Licht. Es befand sich sehr hoch in der Zellenwand und ich musste schon nach der Unterkante des Fensters greifen und mich an den Gitterstäben hochziehen, um einen Blick ins Freie werfen zu können.

Was ich auch tat, denn das wütende Geschrei der Stadtbewohner wollte nicht enden.

Als ich mit ansah, wie eine aufgebrachte Menge damit begann, einen Scheiterhaufen zu errichten, breitete sich ein mulmiges Gefühl in meiner Magengegend aus.

Männer, Frauen, ja sogar Kinder stapelten auf dem Marktplatz Reisigbündel, morsche Bretter, Balken und Holzscheite übereinander.

Schließlich verließ mich die Kraft. Ich konnte mich nicht mehr länger festhalten, ließ die Gitterstäbe los und fiel wieder hinunter.

Nachdenklich wanderte ich in der Zelle umher.

Ich dachte ständig an den Scheiterhaufen auf dem Marktplatz und dieses Bild ging mir nicht mehr aus dem Sinn.

Ich musste unbedingt etwas unternehmen.

Bis zur Dämmerung hatte ich noch Zeit.

Fast einen ganzen Tag also, und doch, wenn ich recht überlegte, verdammt wenig Zeit.

Im Zeichen der N'de

Stiefelritte hallten hohl durch das Kerkergewölbe, ein Schlüsselbund klapperte und Stimmengewirr wurde vor meiner Tür laut. Ich schlug die Augen auf und blinzelte in das Dämmerlicht meiner Zelle.

Ich musste eingeschlafen sein. Ich lag zusammengerollt in dem stinkenden, feuchten Stroh, und als mir das Ganze allmählich bewusst wur-

de, richtete ich mich ziemlich schnell auf. In diesem Moment wurde die Tür geöffnet. Zwei Kerkerwächter in grünen Uniformen kamen auf mich zu. Einer von ihnen zielte mit der Spitze seines Speeres genau auf meinen Bauch, während mir der andere eine dampfende Holzschüssel unter die Nase hielt. Darin schwammen in einer kräftigen Brühe ein paar ordentliche Fleischbrocken und etwas Gemüse.

»Essen!«, sagte der Speerträger.

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen.

Hastig setzte ich die Schüssel an den Mund und leerte sie rasch. Danach fühlte ich mich besser, und während ich noch rätselte, welchem Umstand ich dieses Essen zu verdanken hatte, gab mir der Speerträger auch schon die Antwort.

»Du kannst noch mehr bekommen, wenn du willst. Du musst schließlich wieder zu Kräften kommen. An-lan hat es nicht so gerne, wenn er dich heute beim Verhör mit seinem Messer in kleine Scheiben schneidet und du schon am ersten Abend schlappmachst.«

Bevor ich darauf eine Antwort geben konnte, verließen die beiden auch schon wieder meine Zelle. Ihr höhnisches Gelächter aber hallte noch lange in meinen Ohren wider.

Ich war ratlos.

Ein Anflug von Panik erfasste mich. In so einer hoffnungslosen Lage hatte ich mich bisher noch nie befunden. Es schien keinen Ausweg mehr zu geben, so sehr ich mir auch den Kopf zermarterte.

Ich lief in meiner Zelle hin und her und merkte nicht, wie die Zeit verrann.

Nun, die Dämmerung brach dann ziemlich bald herein und wieder öffnete sich die Tür.

Die beiden Wächter, die mir gegen Mittag etwas zum Essen gebracht hatten, erschienen im Türrahmen und wieder war es der Mann mit dem Speer, der mich ansprach.

»Mitkommen!«

Mein Hals wurde plötzlich trocken und in meiner Magengegend breitete sich ein unangenehmes Gefühl aus.

»Los jetzt, schnell!«, sagte er.

Ich zögerte einen Moment, und schon trat er auf mich zu, packte mich am rechten Handgelenk und zerrte mich zu sich heran. Für einen Moment war sein kantiges Gesicht ganz nah vor dem meinen, dann grunzte der Mann etwas in seiner Sprache und der andere Wächter verpasste

mir einen Tritt, der mich durch die offene Zellentür auf den Gang schleuderte. Dort erwartete mich bereits ein weiterer Uniformierter, der mich mit Fußtritten auf jenen Raum zutrieb, den ich bereits von meinem ersten Verhör her kannte.

Diesmal saßen sie zu viert hinter dem Tisch, die beiden Rothaarigen vom Vormittag, An-lan und ein altes, unwahrscheinlich dürres Männchen. Seine Haut wirkte wie brüchiges Leder und überzog faltig die Knochen. Er war so runzelig und gebeugt, dass er aussah, als wäre er tausend Jahre alt. Langes weißes Haar und ein bis auf die Brust fallender weißer Bart umgaben ein asketisches Gesicht mit tief liegenden, fanatisch funkeln den Augen. Ein langes, fadenscheiniges Gewand umhüllte ihn wie eine Vogelscheuche. Irgendwie hatte ich bei seinem Anblick dennoch ein mulmiges Gefühl. Es waren vor allem die Augen, die mir Sorge bereiteten.

Diesmal wurde ich nicht auf den Stuhl gebunden, zu meiner Überraschung bat man mich stattdessen, auf diesem Platz zu nehmen.

Einer der Rothaarigen kam dann auf mich zu und baute sich breitbeinig vor mir auf.

»Bis jetzt haben wir auf dich Rücksicht genommen, weil du noch ziemlich jung bist. Aber jetzt gebe ich dir den Rat, endlich zu reden. An-lan wartet förmlich darauf, dir bei lebendigem Leib die Haut abzuziehen.«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich weiß ja überhaupt nicht, was ihr von mir wollt.«

»Hör auf zu lügen!«, schrie der Mann.

»Unsere Spurenleser haben deine Fährte gedeutet und die Umstände deiner Gefangennahme lassen nur einen Schluss zu. Du bist ein Spion der Psa!«

Ich schwieg betroffen.

In was für eine verrückte Idee hatten sich diese Männer da verrannt?

»Zum letzten Mal«, sagte der Mann. »Was habt ihr vor? Wo ist euer Lager, wann greift ihr an? Wir kriegen es früher oder später doch heraus. Wenn du redest, rettest du vielleicht dein erbärmliches Leben.«

Mir fehlten einfach die Worte. Die Anschuldigungen waren wirklich absurd.

»Was soll ich dazu sagen?«, erwiderte ich. »Ich gehöre nicht zu den Psa, ich weiß wirklich nicht, was ihr eigentlich von mir wollt.«

»Morgen früh soll sich An-lan mit ihm beschäftigen. Bringt ihn jetzt

wieder in den Kerker zurück«, sagte der andere Rothaarige ärgerlich. »Aber gebt ihm vorher noch zehnmal die Peitsche zu schmecken. Er soll wissen, was ihn erwartet, wenn er nicht redet.«

»Wartet!«

Der weißhaarige Alte holte aus irgendeiner verborgenen Falte seines Gewandes einen Lederbecher hervor, in dem es seltsam klapperte.

Dann stimmte er einen monotonen Singsang an und begann, den Becher in den Händen zu schütteln. Dabei wiegte er den Oberkörper im Takt seines Gesangs.

Ich verstand kein einziges Wort, aber dennoch konnte ich meinen Blick nicht von ihm wenden.

Ich weiß heute nicht mehr, was diese Beschwörung bewirkte, jedenfalls ergoss sich der Inhalt des Bechers nach dem Ende des Liedes auf den Tisch. Eine Handvoll heller Steine blieb in einem seltsamen Muster auf der Tischplatte liegen.

Der Alte begann überrascht zu keuchen.

»Das ist das Zeichen des Feuers! Noch nie zeigten die Steine dieses Symbol bei einem Verhör. Wenn es sein muss, gebt ihm fünfzig mit der Peitsche. Er muss reden, er weiß mehr, als er sagt.«

Einer der Rothaarigen stieß einen schrillen Pfiff aus und wenig später erschienen die zwei Kerkerwächter und führten mich in irgendeinen dunklen Hinterhof des lang gezogenen Gebäudes. Aus den Augenwinkel heraus bemerkte ich, wie mir die Männer aus dem Verhörraum folgten. Besonders der weißhaarige Alte redete aufgeregt auf die anderen ein.

Im Hof angelangt, verwandelte sich mein Magen augenblicklich in einen Eisblock.

Denn dort stand ein Holzbock mit Lederriemen, und es bedurfte wenig Fantasie, um zu wissen, zu welchem Zweck er sich dort befand.

So langsam schloss ich mit meinem Leben ab. Widerstandslos ließ ich mich auf den Bock binden.

An-lan zerriss mein Hemd.

»Wir werden ab jetzt noch jede Menge Spaß miteinander haben«, keuchte er in mein Ohr. Dann traf mich der erste Peitschenhieb.

Ich zerbiß fast meine Unterlippe.

Beim zweiten Hieb bäumte ich mich in den Lederriemen auf und zählte stumm bis zehn. Beim dritten Schlag wusste ich vor Schmerzen nicht mehr, ob ich Männlein oder Weiblein war, beim vierten Schlag

verlor ich fast das Bewusstsein.

Plötzlich schrillte die Stimme des weißhaarigen Alten in meinen Ohren.

Jemand kam auf mich zu, fuhr mit seinen Händen über meinen Nacken und mehrere aufgeregte Stimmen drangen wie durch Watte an mein Ohr.

»Das Zeichen der N'de!«, keuchte jemand in mein Ohr, dann verlor ich endgültig das Bewusstsein.

Die Prophezeiung

Als ich die Augen zum ersten Mal öffnete, leuchtete die rote Morgensonne auf mein Gesicht. Ich lag in einem wunderbar weichen Bett, dessen Kissen ein süßlicher Duft entströmte.

Ich drehte den Kopf zur Seite und musterte den Raum erstaunt.

Ganz offensichtlich befand ich mich im Zimmer einer Frau.

Alle Möbel waren aus hellem Holz gefertigt, es gab Vorhänge an den Fenstern und auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers lag in einer Holzschale ein Strauß frisch gepflückter Blumen.

Außerdem durchströmte ein seltsamer Geruch, der nur schwer zu beschreiben war, den kleinen Raum. Es war irgendwie ein Gemisch aus Lavendel, wildem Honig und zerriebenen Kräutern, jedenfalls ein Duft, den man keinesfalls in der Kammer eines Mannes erwarten würde.

Ich schloss meine Augen und zählte in Gedanken bis zehn, in der Hoffnung, dass dies alles kein Traum bleiben würde, denn ich war am Ende.

Auch wenn ich es mir nicht anmerken ließ, aber dieses verdammte Mic-Mac Volk war kurz davor, mich zu zerbrechen. Deshalb war für mich das Bild dieses Zimmers wie ein Blick ins Paradies. Stumm flehte ich die Götter an, dass dieses Zimmer Wirklichkeit bleiben würde, wenn ich erneut die Augen öffnete.

Vorsichtig blinzelte ich erneut in die Morgensonne, aber das Bild des Zimmers blieb bestehen und erwies sich als wirklich.

Die Erleichterung darüber trieb mir fast die Tränen in die Augen. Augenblicke später war die Resignation, die sich tief in meinem Innern festgesetzt hatte, wie durch Zauberhand verflogen und ich begann wieder Zukunftspläne zu schmieden.

Aber dann meldete sich mein geschundener Körper zurück.
Die Strapazen der letzten Tage und vor allem die Misshandlungen während meiner Gefangenschaft hatten dafür gesorgt, dass ich mich immer noch schwach und ausgebrannt fühlte.

Als ich versuchte mich aufzurichten, verursachte schon die erste Bewegung einen solchen Schmerz, dass ich ins Bett zurück sank und krächzend zu fluchen begann.

Ein weiterer Versuch trieb mir Schweißperlen auf die Stirn und so beschränkte ich mich darauf, mich vorsichtig zur Seite zu rollen, um mich im ersten Licht des Tages gründlich im Raum umzusehen.

Aber bevor ich das Zimmer genauer betrachten konnte, öffnete sich die Tür.

Im ersten Moment dachte ich, mich trifft der Schlag.

Niemand anderes als Anila kam herein.

Sie trug einen schwarzen, lederverstärkten Waffenrock, der bis zu den Knien reichte. Schwarze Reitstiefel, eine dunkle Leinenbluse und eine ärmellose Weste vervollständigten ihre Kleidung. Um ihre schmale Taille hatte sie einen schweren Waffengurt geschlungen, an dessen rechter Seite ein, für eine Frau, ungewöhnlicher Gegenstand, nämlich ein Kurzschwert, baumelte. Ihre Haare glänzten ölig, waren straff zurückgekämmt und hinten zu einer Art Pferdeschwanz mit einem Lederband zusammengehalten.

Ihre Augen waren ernst und voller Sorge.

In ihren Händen hielt sie einen großen, tönernen Becher, dessen Inhalt noch dampfte.

Als sie nahe genug vor meinem Bett stand und erkannte, dass noch so etwas wie Leben in mir steckte, leuchtete es in ihren Augen auf. Sie stellte den Becher auf einem Holzschemel ab, der unweit von meinem Bett stand, setzte sich mit einer geschmeidigen Bewegung auf den Bettrand und lächelte seltsam.

»Anila«, krächzte ich heiser. »Wo bin ich hier? Was ist passiert?«

Ich versuchte mich aufzurichten, aber sie drückte mich mit sanfter Gewalt in das Kissen zurück. Ich wollte etwas erwidern, doch ich verstummte, als sie mir sanft den Zeigefinger auf die Lippen legte.

»Pst!«, sagte sie leise.

»Du musst dich jetzt ausruhen, die letzten Tage waren nicht einfach für dich. Außerdem solltest du endlich etwas essen. Je schneller du wieder auf die Beine kommst, umso besser.«

»Ich nehme keinen Bissen zu mir, wenn ich nicht sofort erfahre, was hier gespielt wird«, erwiderte ich sofort. Es sollte hart und fordernd klingen, aber meine Stimme war dünn und farblos und das Ganze kam eher als ein jämmerliches Krächzen aus meinem Mund.

»Jetzt trink erst einmal etwas von dieser kräftigen Suppe!«, sagte Anila ruhig, nahm den Becher vom Holzschemel und hielt ihn mir an die Lippen. Ich schluckte gehorsam, die Suppe war gut. Als ich den Becher mit kleinen Schlucken ausgetrunken hatte, spürte ich, wie sich vor lauter Anstrengung mein Gesicht mit Schweiß überzogen hatte. Dann schließt ich wieder ein.

Zwei Tage vergingen und am Morgen des dritten verließ ich zum ersten Mal aus eigener Kraft mein Bett und lief im Zimmer umher. Ich konnte nun schon wieder ohne Schmerzen tief durchatmen. Die Salbe, mit der man mich mehrmals am Tag einrieb, stank zwar wie ein toter Hund, der mindestens drei Tage in der Sonne gelegen hatte, aber sie half. Meine Rippen waren anscheinend nicht gebrochen und die anderen Wunden, die Peitschenstriemen, Beulen und Blutergüsse waren fast verschwunden. Dennoch würde ich einige Narben mein ganzes Leben lang behalten. Heißer Zorn erfüllte mich. Man hatte mich behandelt wie ein Stück Vieh. Geschlagen, gedemütigt, und all meine Gedanken kreisten immer wieder darum, wie ich Rache nehmen könnte.

Hass kam in mir hoch.

Ich humpelte zum einzigen Fenster des Zimmers und starre aus zusammengekniffenen Augen hinaus ins Freie. Dieses Fenster war ungewöhnlich großzügig angelegt und ermöglichte mir deshalb einen Blick über die gesamte Straße.

Missmutig starnte ich hinaus.

Die Stadt war aus ihrem nächtlichen Schlaf erwacht und es herrschte bereits ein reges Treiben. Frauen mit Einkaufskörben bevölkerten die Wege und Gassen der Stadt. Unweit von meinem Fenster unterhielten sich zwei Männer und auf der gegenüberliegenden Seite der Straße fegte ein kahlköpfiger Wirt mit einem Besen aus zusammengeschnürten Weidenzweigen die Reste einer anscheinend wilden Nacht aus seiner Taverne. Überall sah ich Bewaffnete umherlaufen und je länger ich das Treiben beobachtete, umso mehr gewann ich den Eindruck, dass all die-

se Menschen hier von einer seltsamen Unruhe erfüllt waren.

Doch so sehr ich darüber nachdachte, ich konnte mir diese düstere Stimmung nicht erklären.

»Über was denkst du nach, Thorak?«

Noch bevor ich mich umdrehte, wusste ich, dass es Anila war, die mich mit ihrer Frage aus meinen Gedanken gerissen hatte. Nachdenklich betrachtete ich die Frau.

»Ich denke, es ist Zeit, dass du mir endlich erklärst, was das Ganze hier soll!«

Einen Moment lang warf mir Anila einen prüfenden Blick zu, sagte aber nichts. Erst nach einer Weile, ich hatte bereits ein paar scharfe Worte auf den Lippen, nickte sie mit dem Kopf und sagte leise:

»Was willst du wissen?«

»Alles, von Anfang an.«

»Das ist aber eine lange Geschichte.«

Ich nickte grimmig.

»Ich habe Zeit!«

»Also gut«, erwiederte sie seufzend und sah mir direkt in die Augen. Ihre Gestalt straffte sich merklich und ihr Gesicht wurde ernst.

»Nachdem du zum verabredeten Zeitpunkt nicht in unserer Hütte erschienen bist, begann ich mir Sorgen zu machen und folgte am anderen Morgen deiner Fährte. Schon bald erreichte ich das Lager der Gaukler, oder vielmehr das, was die Hunde der Psa noch davon übrig gelassen hatten. Als ich auf dem Schlachtfeld nach Überlebenden Ausschau hielt, wurde ich von zwei umherstreifenden Spähern der Psa entdeckt. Die beiden waren noch ziemlich jung und unerfahren, denn als sie mich angriffen, benahmen sie sich wie Anfänger. Ich tötete einen von ihnen und fesselte den anderen an einen Baum, um ihn auszufragen. Zuerst war der Kerl ziemlich verstockt. Aber als ich damit begann, die Klinge meines Dolchs über jene Stelle tanzen zu lassen, die gemeinhin einen Mann von einer Frau unterscheidet, zwitscherte der Bursche plötzlich wie ein Vögelchen im Monat der blühenden Gräser.«

Bei diesen Worten verzog sich ihr Gesicht zu einem sonderbaren Lächeln, oder war es eher ein belustigendes Grinsen?

Jedenfalls schien dieses Erlebnis eine gewisse Heiterkeit in der sonst so ernsten und zurückhaltenden Frau auszulösen. Noch Monate danach huschte ein Schmunzeln über ihr Antlitz, wenn man sie auf das damalige Geschehen ansprach.

»Danach war es für mich ein Leichtes, deiner Spur wieder zu folgen«, fuhr sie nach einem Räuspern fort. Die kleinen Lachfältchen in ihren Augenwinkeln und am Mund waren verschwunden und ihr Blick wieder ernst.

»Ich ritt am Fluss entlang bis zu jener Stelle, an der du ans Ufer gekrochen warst. Schon bald stieß ich auf die Fährte einer Mic-Mac Patrouille, aber ich kam zu spät. Man hatte dich bereits gefangen genommen und hierher verschleppt.«

»Wie kommt es dann, dass dich diese rothaarigen Bestien unbehelligt ließen, während man mich wie einen räudigen Hund schlug und in ein Verlies sperre?«, entgegnete ich ungehalten.

»Was hast du ihnen gesagt? Ich meine, erst sperrt man mich weg wie ein Stück Vieh und schlägt mich halb tot, und als ich wieder aufwache, liege ich in einem weichen Bett, meine Wunden wurden versorgt und du stehst neben mir, als wäre dies das Selbstverständliche auf der Welt. Hier stimmt doch etwas nicht! Kannst du mir das bitte erklären?«

Anila nickte.

»Das ist schnell erzählt. Meine Kleider, mein Pferd und meine Waffen weisen mich als N'de aus. Unser Volk und die Mic-Mac sind seit Generationen Verbündete im Kampf gegen die Psa. Das konntest du aber alles nicht wissen, wie du überhaupt wenig über deine Herkunft und deine Bestimmung weißt. Aber du wirst lernen. Auch musst du diese Leute verstehen. Ihre Todfeinde ziehen mit einem großen Kriegstrupp durch ihr Land. Ein paar der Stadt vorgelagerte Gehöfte wurden bereits angegriffen und dem Erdboden gleichgemacht. Dabei wurden Männer, Frauen und sogar Kinder wie Vieh abgeschlachtet. Ihre Späher streifen durch die Gegend und dann entdeckt man dich, einen fremden, dunkelhaarigen Jungen, der auf der Spur der Psa reitet und beim Anblick der Mic-Mac-Leute die Flucht ergreift. Ich weiß auch nicht, was ich im ersten Moment mit dir gemacht hätte.«

Anila kam auf mich zu und legte sanft ihre Rechte auf meine Schulter.

»Aber das alles liegt jetzt hinter dir, den Göttern sei Dank. Ich darf gar nicht daran denken, was passiert wäre, hätte Han-homa der Schamane nicht deine Narbe entdeckt.«

Langsam kam die Erinnerung.

Vorsichtig legte ich meine rechte Hand in den Nacken und tatsächlich, meine Fingerkuppen ertasteten ein sternenförmiges, scheinbar

schlecht verheiltes Narbengeflecht. Die Worte meiner Tante kamen mir wieder in den Sinn. Angeblich war ich als kleines Kind so unvorsichtig gewesen, während der Fütterung mit den Dorfhunden spielen zu wollen. Dabei war ich angeblich ausgerutscht und eines der Tiere hatte sich in meinem Genick verbissen, als ich am Boden lag.

Jetzt bekam die Sache allerdings einen ganz anderen Sinn.

Ich glaubte mich erinnern zu können, dass meine Qualen mit der Entdeckung dieser Narbe abrupt ihr Ende fanden. Als ich Anila davon berichtete, nickte sie nur.

»Die Prophezeiung der Mic-Mac scheint sich zu erfüllen.«

»Welche Prophezeiung?«, fragte ich erstaunt.

»Hab Geduld, bis zum Abend wirst du alles erfahren.«

»Wird eigentlich jeder, der diese Stadt betritt, so zuvorkommend behandelt wie ich?«, fragte ich nach einem Augenblick. Anila starre mich an und ich sah ein Glänzen in ihren Augen, als sie mir antwortete.

»Nur jener Krieger, den die Prophezeiung als Retter der Stämme des Südens voraussagt.«

»Und woran erkennt man diesen Retter?«

»An der sternenförmigen Narbe in seinem Nacken!«

Gegen Mittag war es dann soweit.

Ich hatte gerade ein ziemlich opulentes Mahl hinter mir.

Mit der Linken legte ich den sorgfältig abgenagten Knochen einer gebratenen Schweinekeule zur Seite, während ich mit der Rechten einen silbernen Pokal, in dem blutroter Wein schimmerte, an die Lippen führte. Nachdem ich getrunken, mir genüsslich mit dem Handrücken über die Lippen gewischt und danach das Trinkgefäß auf der Tischplatte abgestellt hatte, wanderte mein Blick zwischen einem silbernen Tablett mit kandierten Früchten und einer gläsernen Schale mit Melonenscheiben und Trauben umher.

Ich strich mit der Rechten mehrmals über meinen Bauch und rülpste ungeniert.

In diesem Moment öffnete sich die Tür meines Zimmers.

Diesmal waren sie zu fünft.

Anila, Han-homa der Schamane, zwei Soldaten mit verkniffenen Gesichtern und jener Anführer der Mic-Mac Krieger, der mich während

meiner Gefangenschaft nicht gerade sanft behandelt hatte. Ich hatte sein Gesicht nicht vergessen.

Der alte Schamane hatte sich im Gegensatz zu unserer ersten Begegnung völlig verändert. Außer einem Lendenschurz, den er kunstvoll um die Hüften geschlungen hatte, trug er nichts am Leib. Sein hagerer Körper, auf dem sich die Rippen deutlich unter der Haut abzeichneten, war gänzlich mit mystischen Symbolen bemalt. Weiße Striche, Punkte und Kreise verliehen ihm ein geradezu gespenstisches Aussehen. In der Linken hielt er eine kleine Handtrommel, die aus einem Menschenenschädel gefertigt und sicherlich auch mit Menschenhaut bespannt war. Dabei brabbelte er ständig irgendwelche Beschwörungen vor sich hin, deren Worte in meinen Ohren unheimlich und düster klangen.

»Oyate nimkte wacin yelo!«

Die Götter wussten, was dies zu bedeuten hatte.

»Komm mit!«, sagte Anila knapp.

Als ich in die feierlichen Gesichter der Fünf blickte, war mir klar, dass ein Widerspruch sinnlos war. Ich folgte der Gruppe. Erneut stiegen wir in die Katakomben des weitläufigen Gebäudes hinab. Dunkle Erinnerungen kamen in mir hoch. Meine Kopfhaut zog sich zusammen und mit jeder Stufe, mit der wir tiefer in das Gewölbe eindrangen, verstärkte sich das Kribbeln in meinem Bauch.

Vor meinem geistigen Auge zogen noch einmal die Ereignisse der letzten Tage und Stunden vorbei. Ich sah mich wieder zusammengekrümmt in einem Verlies kauern, vermeinte das Knallen der Peitsche zu hören und erwartete förmlich das Einsetzen der Schmerzen. Aber nichts dergleichen geschah. Anila klopfte mir aufmunternd auf die Schultern und da wusste ich, dass ich diesmal nichts zu befürchten hatte.

Zielstrebig führte uns der Schamane vorwärts, immer tiefer in die Erde hinein. Unsere Schritte hallten auf dem festgestampften Lehm Boden wider. Unzählige Fackeln steckten rechts und links in den Wänden und ihr flackerndes Licht wies uns den Weg. Verwirrung und Neugier hatten mich gleichermaßen erfasst. Konnte es tatsächlich sein, dass ich Teil einer Prophezeiung war?

Ich, ein dürrer Fischerbursche von der schroffen Küste Eislandens.

Dann hielt ich unwillkürlich den Atem an.

Anscheinend waren wir am Ende unseres Weges angelangt. Vor uns war eine wuchtige Tür in die Felswand der Katakomben eingearbeitet. Das dunkle Holz war mit seltsamen Ornamenten verziert, und während

der Schamane mühsam die Tür öffnete, erfüllte mich eine gewisse Ehrfurcht. Eine solche Tür musste einfach zu großen, bedeutenden Dingen führen und ich war anscheinend die Hauptperson in diesem Spiel. Ein kalter Windhauch kam aus dem dahinter liegenden Raum.

Mein Herz pochte vor Aufregung wie verrückt.

Wenn der Xlingit erwacht

Jetzt gab es kein Zurück mehr!

Ich musste diesen Weg gehen, egal, was mich hinter der Tür erwartete. War ich tatsächlich derjenige, den die Prophezeiung vorbestimmt hatte? Han-homa, der Schamane, betrat den Raum als Erster.

»Folge ihm!«, sagte Anila und legte mir ihre Rechte auf die Schulter.

»Was verbirgt sich hinter dieser Tür?«, fragte ich zögernd.

»Die Kammer der Erleuchtung. Man sagt, wer sich dort vor den Augen der Götter als würdig erweist, dem ist es erlaubt, in die Zukunft zu blicken.«

»Was muss ich dafür tun?«

»Du musst nur an dich glauben, alles andere wird dir der Schamane sagen. Jetzt geh, die Zeit drängt.«

Ich nickte und Anila ließ mich los. Einen Moment lang blieb ich unschlüssig vor der Tür stehen, dann gab ich mir einen Ruck, atmete tief durch und folgte dem Schamanen.

Dämmerlicht umgab mich und hinter mir fiel die Tür krachend ins Schloss. Der Raum war vollkommen fensterlos, in der Mitte brannte ein Feuer, vor dem sich Han-homa niederließ. Ich folgte seinem Beispiel, während mein Blick aufmerksam umherschweifte. Die umliegenden Wände bestanden aus nacktem, kahlem Fels. Die aufflackernden Flammen des Feuers warfen bizarre Schatten auf das matt glänzende Gestein. Ein Holzscheit zersprang knackend in der Glut, dennoch herrschte hier drinnen irgendwie eine Kälte, die ich mir nicht erklären konnte.

Obwohl ich mich dicht ans Feuer gesetzt hatte, fror ich. Überall hingen Teppiche, deren kunstvolle Stickereien die vier Elemente Feuer, Erde, Wasser und Luft darstellten. Der Boden hinter dem Schamanen war mit bleichen Tier- und Menschenköpfen und faustgroßen Steinen bedeckt, die allesamt mit mystischen Symbolen bemalt waren. Rechts neben dem Feuer steckte ein Schwert im Boden, das ich sofort erkannte.

te. *Gleichmacher*, schoss es mir durch den Kopf. Aber wie um alles in der Welt kam mein Schwert hierher?

Unzählige Fragen drängten sich in mir auf, doch bevor ich etwas sagen konnte, warf Han-homa ein Pulver ins Feuer, das einen gelblichen Rauch erzeugte.

Sofort hing ein schwerer, süßlicher Geruch in der Luft.

Dann begann der Schamane zu sprechen. Seine Stimme klang heiser.

»Schließ die Augen und lausche meinen Gebeten. Erst danach wirst du rein an Geist und Körper sein und wir werden erfahren, ob die Götter dich wirklich erwählt haben. Aber die Zeichen dafür stehen gut. Du kamst aus dem eisigen Norden, obwohl deine Wiege in Sonnlanden stand. Du trägst die Narbe, so wie es die Prophezeiung vorausgesagt hat, und auch das magische Schwert ist in deinem Besitz.«

Dann erhob er sich und schlug mit der Schädeltrömmel einen monotonen Takt.

Erneut warf er eine Handvoll von jenem Pulver ins Feuer, dessen Geruch anscheinend eine betäubende Wirkung erzeugte.

Singend begann der Schamane sich im Kreis zu drehen. Mit der Trommel in seinen Händen und dem Stampfen seiner nackten Füße auf dem Lehm Boden begleitete er seinen monotonen Sprechgesang, mit dem er den Beistand irgendwelcher Götter herbeiflehte.

Dieser Gesang und der seltsame Geruch des Feuers wirkten auf mich betäubend.

Wohlige Wärme durchflutete meinen Körper, ich verlor schon bald jedes Gefühl für Zeit und Raum und irgendwann glaubte ich zu fliegen. Mir wurde abwechselnd heiß und kalt.

Kurze Zeit später hatte ich die ersten Visionen. Vor meinem geistigen Auge erschienen plötzlich die berittenen Horden der Psa. Es war ein Bild, das mich bis in mein Innerstes erschauern ließ. Wie eine brodelnde, alles verschlingende Flut wälzten sich Tausende und Abertausende dieser gedrungenen Gestalten auf ihren drahtigen Pferden über einen imaginären Hügel direkt auf mich zu. Kriegsbanner und Lanzenfedern flatterten im Wind. Die Pferde waren angemalt und in ihre Mähnen und Schweife hatte man Menschenknochen als Schmuck eingeflochten. Die aufgehende Sonne glitzerte auf den hochgereckten Schilden, auf den Helmen und den Waffen. Kriegskeulen und Kurzscherwerter hingen an dünnen Schnüren aus Menschenhaut an den Handgelenken der Psa. Die Luft war erfüllt von aufwirbelndem Staub, stampfenden Hufen und blit-

zenden Waffen. Das markerschütternde Geschrei der Horde vermischt sich mit dem Wiehern der Pferde und jenem dumpfen, gespenstisch wirkenden Geräusch, das immer wieder erklang, wenn sie ihre Schwerter im Takt gleichzeitig auf die stählernen Schilder schlugen.

»H-gun, H-gun, tötet, tötet!«, dröhnte es in meinem Schädel.

Das Ganze steigerte sich zu einem tosenden Inferno, das beinahe mein Trommelfell zum Platzen brachte.

Dann waren die Psa heran und ich riss mein Schwert hoch.

Gleichmacher begann zu glühen und in meiner Hand wob die magische Waffe ein blitzendes Netz des Todes um mich. Gesichter wurden zerschmettert, Bäuche aufgeschlitzt, Gliedmaßen abgehackt. Blut spritzte wie roter Regen durch die Luft.

Dann verblasste die Szenerie so schnell, wie sie erschienen war, und ein anderes Bild tauchte vor meinen Augen auf. Ein Bild, wie es schrecklicher nicht sein konnte.

Die Gestalt, die scheinbar aus dem Nichts aufgetaucht war, schien dem Gehirn eines Wahnsinnigen entsprungen zu sein. Ein bizarres, unförmiges Etwas, das auf säulenförmigen Beinen stand und nur im entferntesten einem Menschen ähnlich sah. Vier Arme, die alle in dreifingrigen, messerscharfen Raubtierklauen endeten, zuckten dabei ständig vor meinem Gesicht auf und ab. Der quadratische Schädel dieses Wesens wurde beherrscht von einem einzigen riesigen gelben Auge und einem grausigen Maul, aus dem fortwährend wässriger Speichel tropfte.

Fingerlange, nach innen gebogene Zähne näherten sich meiner Kehle und ein fauliger Gestank schlug mir entgegen, der mich an Tod und Verwesung erinnerte.

Instinkтив hielt ich den Atem an, stolperte rückwärts, fiel zu Boden und begann zu schreien, während sich dieser lebendig gewordene Albtraum über mich beugte.

Das ist das Ende, war einer der letzten Gedanken, die mir durch den Kopf schossen, bevor mich eine gnädige Ohnmacht einhüllte.

Als ich erwachte, war es dunkel und kalt.

Ich hob den Kopf und kühle Luft ließ mich frösteln. Erst jetzt bemerkte ich, dass ich auf dem Boden lag. Halb nackt, nur mit einer Hose bekleidet und mit einem Schwert an meiner Seite.

Meinem Schwert!

Einen Moment lang lauschte ich in die Dunkelheit hinein, aber das einzige Geräusch, das ich hörte, war das meines eigenen Atems. Ich wälzte mich auf die Seite und tastete im Dunkeln umher. Anscheinend befand ich mich immer noch in der Kammer der Erleuchtung, jetzt aber allein. Wo war Anila und vor allem, wo war der Schamane?

Was ich in meinen Visionen gesehen hatte, konnte ich mir nicht erklären. Dazu brauchte ich Han-homa, dem ich unbedingt alles erzählen musste.

Das Feuer, an dem ich mit dem Schamanen gesessen hatte, war längst niedergebrannt und deshalb konnte ich die Lage der Tür nur erahnen.

Mühsam richtete ich mich auf und setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen, bis meine Schwerthand das Holz der Tür erfuhrte. Mit einem Ruck riss ich sie auf und zuckte überrascht zurück, als ich unvermittelt vor Anila und dem Schamanen stand.

»Ich wusste es«, sagte Han-homa heiser. »Du bist es, der Prophezeite.«

Ich sah ihn verwirrt an. Er aber musterte mich mit seinen dunklen Augen so durchdringend, dass ich das Gefühl hatte, er blicke direkt in meine Seele.

»Ich habe schon viele junge Männer gesehen, auf welche die Prophezeiung zutraf. Denn die Völker des Südens und ihre Bewohner sind so zahlreich wie die Blätter eines Baumes. Aber auch, wenn alle ihre eigenen Legenden besitzen, so gibt es doch eine Überlieferung. Die eine, die uns alle miteinander verbindet. Wenngleich sie von Volk zu Volk anders erzählt wird.«

»Ihr seid also überzeugt davon, dass ich ein Teil dieser Legende bin?«

Der Schamane nickte ernst.

»Es spricht so vieles dafür. Deine Narbe, das Schwert, deine Herkunft und die drohende Gefahr durch die Psa, die, seit du hier aufgetaucht bist, mit jedem Tag größer zu werden scheint. Was hast du in der Kammer der Erleuchtung gesehen?«

Noch einmal sah ich im Geiste die schrecklichen Bilder. Mit knappen Worten erzählte ich von meinen Visionen. Der Schamane zog die Stirn sorgenvoll in Falten und murmelte schließlich irgendwelche Beschwörungsverse vor sich hin. Dann sah er mich ernst an.

»Du musst wissen, dass all das, was du gesehen hast, Wirklichkeit

wird. Heute, Morgen oder vielleicht erst in einigen Jahren, das wissen allein die Götter. Es heißt, dass der Prophezeite sich erst bewähren muss. Man wird dir viele schwere Prüfungen auferlegen und erst wenn du all diese gemeistert hast, wirst du die Macht besitzen, die Völker des Südens zu einen und die Welt in einer letzten Schlacht vor den Dämonen der Dunkelheit und ihren Handlangern, den Psa zu retten.«

»Erzählt deine Legende auch etwas darüber, was für Prüfungen auf mich zukommen?«

Han-homa nickte nachdenklich.

»Die erste hast du bereits in deinen Träumen gesehen. Der Xlingit wird erwachen und nach dir suchen. Er weiß, dass in deinen Händen das magische Schwert zu einer Bedrohung für ihn wird.«

Mein Herz schlug schneller, eine furchtbare Ahnung stieg in mir hoch.

»Wer ist der Xlingit?«

Jetzt mischte sich Anila in die Unterhaltung ein.

»Ein vierarmiges Monster, das angeblich aus den tiefsten Abgründen der dunkelsten Dämonenhöllen stammt. Man sagt, dass er nur ein Auge besitzt. Aber ich kenne keinen Menschen, der jemals den Xlingit mit eigenen Augen gesehen hat.«

»Weil keiner, der den Xlingit einmal aus der Nähe gesehen hat, dies überlebte«, erklärte der Schamane ernst.

»Pah!«, schnaubte Anila verächtlich.

Mir stand plötzlich kalter Schweiß auf der Stirn. Ich begriff die Sorgen und Ängste des Schamanen nur zu gut, schließlich hatte ich in meinen Visionen dieses Monster vor mir gesehen. Der Gedanke an eine erneute Begegnung mit dieser Kreatur ließ mich erschauern.

Angriff im Morgengrauen

Die nächsten Wochen verbrachte ich in ständiger Begleitung des Schamanen.

Er bestimmte fortan mein neues Leben.

Er lehrte mich, die Legenden der südlichen Völker besser zu verstehen. Behutsam bereitete er mich auf meine anscheinend vom Schicksal bestimmte Aufgabe vor.

Wir nahmen Schwitzbäder, tanzten uns in Trance und tatsächlich, im-

mer deutlicher begann ich zu spüren, dass es da tief in meinem Inneren etwas gab, was mir bisher fremd war.

Aber dieses Etwas erschreckte mich!

Bei manchen Ritualen Han-homas reagierte ich wie ein wildes Tier.

Kehlige Laute, die keinerlei menschlichen Ursprungs sein konnten, kamen über meine Lippen. Manchmal klang es wie ein dumpfes Wolfsknurren, manchmal wie das Brüllen eines Bären.

Meine Reflexe schienen in diesen Momenten besser den je zu funktionieren und *Gleichmacher*, mein Schwert, begann immer dann zu glühen, wenn ich die Klinge im Zustand völliger Raserei durch die Luft wirbelte.

Danach war mir jedes Mal schwindelig. Diese Momente erschöpften mich völlig, ja, heute kann ich sagen, sie kosteten mich beinahe meine ganze Kraft.

Diese Dinge machten mir Angst, aber anscheinend war ich in dieser verfluchten Mic-Mac Siedlung dazu verdammt, meinem Schicksal tapferlos entgegen zu sehen.

Selbst Anila zeigte sich in dieser Zeit nur selten.

Eigentlich war es Zufall, das ich sie nach langer Zeit wieder traf.

Normalerweise stand seit meinem Auftauchen aus der Kammer der Erinnerung Tag und Nacht eine Wache vor meinem Zimmer. Ein Soldat, der nicht von meiner Seite wich, ganz egal, wohin ich auch ging. Ich war wohl jemandem soviel wert, das man mich ständig beschützen musste.

Aber an diesem Morgen war irgendwie alles anders.

Aufgeregte Stimmen wurden vor meiner Tür laut und das Stampfen schwerer Soldatenstiefel hallte durch das Haus.

Vorsichtig öffnete ich meine Kammertür und spähte nach draußen.

Der Gang vor meinem Zimmer war leer.

Das war die Gelegenheit.

Hastig eilte ich die Treppen empor, um auf jenen Wehrgang zu gelangen, von dem aus man das umliegende Land vor den Stadtmauern der Mic-Mac Siedlung betrachten konnte.

Dabei war ich so in Gedanken, dass ich mit einer Gestalt zusammenprallte, die breitbeinig und stumm an jenem besagten Treppenaufgang stand.

Um ein Haar wäre ich zu Boden gestürzt, wäre da nicht eine Hand gewesen, die mich gehalten hätte.

»Es tut mir leid«, sagte ich hastig. »Ich wollte ...«

»Vergiss es«, unterbrach mich die Gestalt schroff.

»Anila?«, antwortete ich fragend und starnte auf die dunkle Gestalt.

»Was willst du denn hier? Ich dachte, Han-homa unterrichtet dich?«

Ich zuckte verlegen mit den Schultern. Einerseits freute ich mich, die vertrauten Umrisse Anilas wieder zu sehen, andererseits irritierte mich ihr Verhalten.

Sie wirkte irgendwie erschrocken.

»Du musst sofort wieder auf dein Zimmer.«

Ich starre sie verständnislos an und versuchte ein Lächeln.

»Was soll das, habe ich etwas Verbotenes getan?«

Anilas Kopfschütteln erfolgte meiner Meinung nach etwas zu vorschnell.

»Natürlich nicht«, sagte sie hastig und starre dabei nach Süden.

Ich folgte ihrem Blick und bemerkte in dieser Richtung ein leichtes Flirren in der Luft. Im selben Moment registrierte ich auch jenes eigenartige Geräusch. Es war irgendwie ein feines Summen und Brummen, ganz so, als ob da draußen in weiter Entfernung ein riesiger Schwarm wilder Hummeln seine Kreise zog.

»Was zum Teufel ist das?«, fragte ich erstaunt.

»Was?«, fragte Anila vorsichtig.

»Na dieses Geräusch«, entgegnete ich ärgerlich. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass mich Anila nicht für voll nahm. Sie zog die Augenbrauen zusammen und musterte mich nachdenklich.

Ich blickte erneut über die Palisaden des Wehrgangs und zuckte erschrocken zusammen.

Aus dem leichten Flimmern war inzwischen eine gewaltige Staubwolke geworden, die fast den halben Himmel verdunkelte. Das verhaltene Summen war einem Dröhnen gewichen, das jedes andere Geräusch an diesem Morgen übertönte.

Dann sah ich sie.

Psa!

Gelbhäutige Gestalten, die mit wendigen Ponys direkt auf uns zukamen.

Ich sah, wie diese zwergenhaften Reiter, einer dunklen Masse gleich, Welle um Welle auf uns zuströmten. Belagerungstürme, riesige Katapulte und gewaltige, von Hunderten von Pferden gezogene Rammböcke näherten sich den Mauern. Und kurz darauf konnte ich durch den Staub

die glitzernden Speere und Schwerter der Psa erkennen, die sich der Stadt von allen Seiten näherten.

»Es ist Zeit zu gehen«, sagte Anila leise und deutete mit kreidebleichem Gesicht gen Süden.

»Sie suchen dich bereits!«

Hand in Hand eilten wir die Treppe vom Wehrgang hinab in den Hof, wo bereits ein Dutzend bewaffneter Krieger und eine dementsprechende Anzahl von gesattelten Pferden auf uns warteten. Die Männer waren alle bis an die Zähne bewaffnet und wirkten dennoch nervös. Selbst die Pferde schienen unsere Unsicherheit zu spüren, denn sie warfen ständig den Kopf in den Nacken, tänzelten nervös auf der Stelle und wieherten schrill.

Ich griff nach den Zügeln eines hochbeinigen Wallachs und schwang mich in den Sattel.

Noch bevor ich Anila etwas fragen konnte, gab sie ein knappes Handzeichen und wir ritten los.

Wir ritten durch die Stadt gen Norden hin auf ein Seitentor zu. Kurze Zeit später bemerkte ich, wie Anila zu mir aufschloss.

»Was hat das alles zu bedeuten?«, fragte ich im Flüsterton.

»Was?«, gab Anila ebenso leise zurück.

»Ich habe die Armee der Psa gesehen. Die Stadt der Mic-Mac wird wohl fallen. Warum habt ihr das getan?«

»Was?«

Für einen kleinen Moment sah ich es in Anilas Augen aufblitzen.

»Mir zur Flucht zu verhelfen! Verdammt noch mal, ich will jetzt endlich wissen, was hier los ist!«

Die wilde Horde

Drei Tage lang waren wir ununterbrochen gen Süden geritten.

Erbarmungslos hatten wir unsere Pferde durch dichtes Dornengestrüpp, auf karge Berg Rücken und über endlos scheinende Grassteppen gehetzt.

Wir waren Tag und Nacht hindurch ohne Pause unterwegs, hatten mit

Trockenfleisch aus den Satteltaschen unsere knurrenden Mägen halbwegs ruhiggestellt und nur gerastet, um den Pferden die notwendigsten Pausen zu gönnen, und manchmal nicht einmal das.

Jetzt waren wir alle am Ende unserer Kräfte.

Ich saß zusammengekrümmt im Sattel, die Hände in die Lederriemen des Zaumzeugs verkrampft. Meine Beine schienen gefühllos zu sein und mein Rücken brannte bei jedem Huftritt einem Höllenfeuer gleich.

Den anderen erging es anscheinend nicht besser. Mehr als nur einer schien sich kaum noch im Sattel halten zu können.

Die Leiber unserer Pferde glänzten vor Schweiß.

Flockiger, weißer Schaum lag auf ihren Nüstern und ihren Flanken und ihr rasselnder Atem war selbst dann noch zu hören, als wir die Tiere über nacktes Felsgestein trieben und hämmernernder Hufschlag die Luft erfüllte. Als vor uns das silberne Band eines Flusses erschien, zügelte der Mann an der Spitze unseres Trupps unvermittelt sein Pferd, hob die Hand und sagte etwas in der kurzen, abgehackten Sprache seines Volkes, das sich wie das heisere Bellen eines Hundes anhörte.

Nacheinander brachten wir anderen unsere erschöpfsten Reittiere zum Stehen und versammelten uns schließlich in einem Halbkreis um den Mann.

Die Pferde wieherten unruhig, zwei von ihnen tänzelten nervös zur Seite und versuchten auszubrechen, aber die Männer hielten sie mit harter Hand unter Kontrolle.

»Wir rasten hier«, sagte Zas-tee, unser Anführer. »Wir brauchen alle eine Pause.«

»Ist das nicht zu gefährlich?«, wandte ein anderer Mann ein.

»Die Psa sind uns dicht auf den Fersen, wir sind noch lange nicht in Sicherheit.«

»Gerade deshalb«, erwiderte unser Anführer. »Unser Schicksal wird größtenteils von der Kraft und der Ausdauer unserer Pferde abhängen. Wir können es uns nicht leisten, unsere Tiere zuschanden zu reiten.«

Dann schwang er sich aus dem Sattel und führte sein Pferd an den Zügeln auf das Flussufer zu.

Die anderen folgten seinem Beispiel und auch ich stieg schwerfällig aus dem Sattel. Fluchend hielt ich mich am Sattelhorn fest, denn für einen Moment lang war ich nicht fähig, mich auf den Beinen zu halten.

»Was hast du?«, fragte Anila besorgt und trat rasch auf mich zu.

»Die Schnauze voll!«, knirschte ich ärgerlich und starre sie mit blit-

zenden Augen an.

Obwohl ich jetzt erleichtert bemerkte, wie sich die Taubheit in meinen Füßen allmählich aufzulösen begann und ich wieder aus eigener Kraft auf den Beinen stehen konnte, gelang es mir nicht, jene düstere Stimmung abzuschütteln, die sich meiner immer mehr bemächtigte.

»Wie darf ich das verstehen?«

»Ich werde das Gefühl nicht los, dass mein Leben so langsam aus dem Ruder läuft. Nicht ich entscheide, wohin mich mein Weg führt, sondern andere, und das ist etwas, was mir überhaupt nicht gefällt. Zuerst werden meine Freunde, die Gaukler, von einer Horde gelbesichtiger Zwerge abgeschlachtet, dann gerate ich in Gefangenschaft dieses seltsamen Mic-Mac Volkes und man schlägt mich fast tot. Keinen Tag später umsorgen mich dieselben Menschen wie einen verloren geglaubten Königssohn. Ein vertrockneter Schamane erzählt mir etwas über eine Bestimmung und lässt mich in meinen Träumen Dinge sehen, die mir Angst machen. Bevor ich anfangen kann, all das zu begreifen, tauchen plötzlich diese Zwerge wieder auf, aber diesmal mit einer Armee, die wahrscheinlich ausreichen würde, die halbe Welt zu erobern. Dann werde ich gezwungen, so lange nach Süden zu reiten, bis mein Hintern wie Feuer brennt und mit Sicherheit jetzt Ähnlichkeit mit einem Stück rohem Fleisch hat. Weißt du was?«, unterbrach ich meinen Wortschwall und atmete erst einmal richtig durch.

Es war eine ziemlich lange Rede gewesen, soweit ich zurückdenken konnte, wahrscheinlich die längste Rede, die ich je gehalten hatte, seit ich Borks Hütte in Eislanden verlassen hatte.

»Was?«, fragte Anila zögerlich.

»Ich denke, es ist das Beste für uns alle, wenn ich wieder zurück nach Eislanden gehe. Das Ganze wächst mir einfach über den Kopf, zu viel ist in letzter Zeit auf mich eingestürmt. Außerdem glaube ich langsam nicht mehr daran, dass ausgerechnet ich dieser Erwählte sein soll.«

»Was redest du da für einen Unsinn? Han-homa hat dir doch in den vergangenen Wochen in deutlichen Visionen gezeigt, was für ein Schicksal vor dir liegt. Hast du in seinem Unterricht nichts begriffen?«

Ich zuckte mit den Achseln.

»Doch, natürlich, aber gerade das ist es doch, was mir Sorgen bereitet. Ich weiß nicht, ob ich der ganzen Sache überhaupt gewachsen bin.«

Ich machte eine abwertende Handbewegung.

»Bei den Göttern, ich wünschte, ich wäre wieder in Eislanden und

hätte von all dem nie etwas erfahren. Ich könnte an den Ufern des frostigen Meeres auf Fischfang gehen, in den kalten Nächten mit Freunden in der eigenen Hütte am Feuer sitzen und heißen Kräuterwein trinken. Keinen Menschen interessiert es dort, wer ich bin, was ich tue. In dieser kalten Schneewildnis ist sich jeder selbst der Nächste.«

»Du irrst«, erwiderte Anila. »Du steckst bereits tiefer in der Sache, als du ahnst.«

»Ach was«, erwiderte ich unwirsch. »In dieser selbst von den Göttern gemiedenen Gegend, in der ich aufgewachsen bin, käme kein Mensch jemals auf den Gedanken, dass ich für irgendeine höhere Aufgabe bestimmt bin. Dort zählt nur, ob du am Ende eines Tages genug Fische gefangen hast.«

»Das war einmal«, berichtigte mich Anila. »Inzwischen bist du alt genug, um *Gleichmacher* zu beherrschen. Sobald du auch nur in die Nähe dieser Götterwaffe kommst, beginnt das Schwert eine Art Seelenverwandtschaft mit dir einzugehen. Es entstehen magische Schwingungen, die den Besitzern der anderen Artefakte anzeigen, dass du tatsächlich noch am Leben bist. Die dunklen Mächte der Finsternis haben einen ihrer schrecklichsten Dämonen wieder zum Leben erweckt, damit er sich mithilfe der Psa auf die Suche nach dir macht. Und glaube mir, wohin du dich auch verkriechst, sie werden dich finden und töten, denn nur du stehst ihnen noch bei ihrem Plan im Weg, endgültig die Herrschaft über diese Welt zu erlangen.«

Plötzlich wurden wir durch das dumpfe Trommeln von Hufschlägen unterbrochen. Ich blickte auf. Ein Mic-Mac Krieger kam vom nahen Flussufer auf uns zugeritten. Neben Anila brachte er mit einem heftigen Zügelruck sein Pferd zum Stehen und deutete mit ausgestrecktem Arm aufgeregt auf die Berglandschaft hinter uns.

Ich reckte den Hals und starre angestrengt zu den kahlen Felsen.

Irgendetwas blitzte dort mehrmals hintereinander auf.

»Was zum Teufel hat das zu bedeuten?«

Anila fuhr sich angespannt mit der Zunge über die Lippen und blickte den Mic-Mac nachdenklich an. Dieser nickte kaum merklich und legte seine Rechte entschlossen um den stählernen Griff seines Kurzschwerts.

»Das war ein Psa-Signal und es galt uns«, kam es leise über Anilas Lippen.

»Sie geben solche Zeichen mit der blank polierten Seite ihrer Kriegs-

beile oder mit dem Kurzschwert. Ich glaube, dass das ein Signal irgend-eines Kundschafters für eine Kriegshorde war, die irgendwo hinter diesen Felsen nach uns sucht.«

»Das bedeutet wohl Ärger?«, fragte ich naiv.

»So könnte man es auch ausdrücken«, erwiderte Anila etwas spöttisch und zog sich wieder in den Sattel.

Ich drehte mich um und folgte der Richtung ihrer ausgestreckten Rechten.

Da sah ich sie!

Es mochten über hundert sein, ich nahm mir nicht die Zeit, sie genau zu zählen. Sie zügelten ihre Pferde auf einem lang gezogenen, kahlen Felskamm und starrten zu uns hinab.

»Aaaaiiehhh!«

Der wilde Kriegsruf der Psa gellte über das Land und ich sah, wie die zwergenhaften Reiter in breiter Front die Felsen herunterkamen.

»Los jetzt«, herrschte mich Anila an. »Oder willst du hier Wurzeln schlagen?«

Ich bestieg mein Pferd, riss meine Hand nach hinten und schlug meinem Reittier über die Kruppe. Danach spürte ich förmlich, wie sich das Pferd unter mir streckte und dem Fluss entgegen flog.

Neben mir ritten Anila zu meiner Linken und der Mic-Mac Krieger zur Rechten. Doch schon einen Augenblick später sank dieser vom Pferd. Aus den Augenwinkeln heraus erkannte ich noch den gefiederten Pfeil, der aus seiner Kehle ragte.

Ich blickte zurück und sah in panischer Angst, wie die Psa immer näher kamen.

»Das schaffen wir nie!«, schrie ich.

Aber Anila lachte nur. Schwertschwingend trieb sie ihr Pferd zum Fluss hinunter und galoppierte mit mir und den anderen durch das Wasser.

Die Psa preschten mit lautem Geschrei hinter uns her. Aber am Fluss-ufer zügelten sie unvermittelt ihre Pferde. Sie griffen nicht mehr an, sondern palaverten aufgereggt durcheinander und zeigten dabei immer wieder auf den Fluss, dessen Wasser sich hier und da kräuselte, ansonsten aber träge dahinfloss.

»Was ist denn jetzt wieder los?«, rief ich erstaunt. »Sind die Kerle etwa wasserscheu?«

Anila winkte ab und lachte lauthals.

»So kann man es auch nennen. Diese Hundesöhne können nämlich nicht schwimmen.«

»Was?«

»Du hast richtig gehört. Diese wilde Horde hat vor einer kleinen Pfütze mehr Angst als unsereins vor allen Kreaturen der tiefsten Finsternis und des Chaos.«

Ich atmete hörbar auf.

Mein Gesicht entspannte sich und ich wischte mir den Schweiß von der Stirn.

Dann deutete ich auf die Horde der Psa, die jetzt wütend davon ritt, und lachte.

»Das nenne ich Glück!«, sagte ich.

Anila grinste freudlos.

»Diesmal haben wir es gerade noch so geschafft. Aber freu dich nicht zu früh. Das nächste Mal haben vielleicht die wilden Horden der Psa etwas mehr Glück..«

Mein Lachen erstarb.

Die Stadt der Diebe

Es war dunkel.

Wir hatten unser Lager einen Tagesritt vom Fluss entfernt aufgeschlagen, inmitten eines Gewirrs von umgestürzten Bäumen und abgebrochenen Ästen. Geduckt saßen wir im Halbkreis um das Lagerfeuer herum. Wir hielten das Feuer niedrig, nur ab und zu legte jemand einen dünnen Ast oder ein paar kleine Zweige nach. Keiner von uns hatte ein Interesse daran, durch hoch auflodernden Feuerschein umherziehende Psa-Horden aufmerksam zu machen, gleichwohl wollte aber auch keiner auf ein warmes Essen und die anheimelnde Glut eines Feuers verzichten, denn die Nächte waren trotz der vorangeschrittenen Jahreszeit noch empfindlich kühl.

Die kleinen Flammen verbreiteten ein mattes Licht. Die Pferde waren getränkt worden und grasten. Die Männer aßen gebratenes Antilopenfleisch.

Kurz vor Einbruch der Dämmerung war ein junger Bock so unvorsichtig, unsere Spur zu kreuzen und Anila erwies sich einmal mehr als Kriegerin, die mit Schwert und Bogen gleichermaßen gut umzugehen

verstand. Es herrschte eine gedrückte Stimmung. Keiner sagte ein Wort und nur das Schnauben der Pferde durchbrach gelegentlich die Stille der Nacht. Im schwachen Schein des Feuers erkannte ich deutlich die Niedergeschlagenheit meiner Begleiter.

Einige von ihnen aßen schweigend, andere starnten betroffen ins Feuer, aber der Großteil der Männer musterte mich ganz offensichtlich mit feindseligen Blicken. Ich konnte es ihnen nicht einmal verdenken.

Wahrscheinlich hatte jeder von ihnen Angehörige in der Stadt zurückgelassen, Frau und Kinder, die Eltern oder irgendwelche Verwandte. Während die Psa zu Hunderten gegen die Mic-Mac Stadt zogen, mussten sie auf Befehl ihres Clanführers und des Schamanen einen fremden Jungen in Sicherheit bringen und damit ihre Familien und Freunde einem ungewissen Schicksal überlassen.

Ich konnte mir vorstellen, was in diesen Männern vorging.

»Wie geht es jetzt weiter?«, wollte ich schließlich wissen. Die bedrückende Stille zerrie an meinen Nerven. Anila saß mir direkt gegenüber, zu unseren Seiten die rothaarigen Mic-Mac Leute.

»Wir werden versuchen, uns nach Kitash durchzuschlagen. Dort sind wir vorläufig in Sicherheit. Eine Stadt dieser Größe ist selbst für die Horden der Psa nicht so einfach zu nehmen. Dort ruhen wir uns ein paar Tage aus, um dann mit neuen Kräften, frischen Pferden und genügend Proviant weiter gen Süden ins Land deiner Väter zu ziehen. Die Hohepriester der N'de warten mit Sicherheit schon ungeduldig auf deine Ankunft.«

Zas-tee warf einen abgenagten Knochen ins Feuer und wischte sich die fetttriefenden Finger einfach an der Hose ab.

»Jemand hat einmal in meiner Gegenwart erwähnt, dass der Ort Kitash die wohl größte Ansammlung von Schurken in diesem Teil der Welt sei. Nicht umsonst nennt man sie auch die Stadt der Diebe. Wir stehen jetzt also vor der Wahl, ob wir gegen die Horden der Psa kämpfen oder gegen eine ganze Stadt voll Gurgelabschneider und Diebe. Wenn ich ehrlich bin, mir gefällt keines von beidem.«

Han-homa starrte den Clanführer der Mic-Mac aus schmalen Augen an. Deutlich waren dem ausgezehrten Körper des Schamanen die Spuren des zurückliegenden Gewaltritts anzusehen. Dennoch stand er jetzt hoch aufgerichtet vor dem Feuer, die Arme vor der Brust gekreuzt und seine Stimme war erstaunlich fest und sicher, als er seine Worte an Zas-tee richtete.

»Kein Mensch verlangt von uns, dass wir gegen die Einwohner von Kitash kämpfen sollen. Auch wenn dies die Stadt der Diebe ist, so gelten auch dort gewisse Gesetze und Regeln. Wir geben uns als Söldnertruppe aus, die ihr Glück im Süden versuchen will und ich bin sicher, wenn wir hier und da bei den richtigen Leuten ein paar Silberlinge verteilen, bleiben wir bestimmt unbehelligt.«

»Was passiert aber, wenn es sich in der Stadt der Diebe herumspricht, das bei uns die Silberlinge allzu locker sitzen?«

»Dann bleibt uns immer noch der scharfe Stahl unserer Waffen«, warf Anila kämpferisch ein.

»Außerdem«, fügte sie augenzwinkernd nach einem kurzen Seitenblick auf den Schamanen hinzu, »besitzt Han-homa für solche Fälle noch das ein oder andere magische Pulver.«

Die Männer rückten enger zusammen und redeten sich über den Fortgang unserer Reise die Köpfe heiß. Anfangs hörte ich noch interessiert zu. Aber irgendwann in der Nacht wurden meine Augenlider plötzlich zentnerschwer.

Es war ein ereignisreicher Tag gewesen und ich war ziemlich erleidigt. Mehr und mehr kroch die Müdigkeit durch meine Glieder. Ich entfernte mich vom Feuer, wickelte mich fest in die Satteldecke meines Pferdes und legte mich etwas abseits neben einem Baum zum Schlafen nieder. Die gedämpften Stimmen der Männer drangen kaum noch hörbar an mein Ohr, irgendwann hörte ich sie gar nicht mehr.

Dichte Nebelfetzen hingen über der Lichtung, auf der wir unser Lager aufgeschlagen hatten. Irgendwo schnaubte ein Pferd. Ich öffnete die Augen und richtete mich schwerfällig auf. Es war kühl und ich fröstelte. Um mich herum herrschte bereits reges Treiben.

Schlafdecken wurden zusammengerollt, Pferde gesattelt, irgendjemand warf eine Handvoll Erde auf die Feuerstelle und jemand anderes verwischte mit einer Pferdedecke hastig die gröbsten Spuren unserer Anwesenheit.

Als wir im Sattel saßen, hatten sich die Nebelfetzen weitgehend aufgelöst. Im Osten stieg die Sonne aus einem blutroten Lichtermeer unaufhaltsam höher. Rechts und links von uns erstreckte sich eine gewaltige Ebene, übersät mit immergrünen Büschen, riesigen Grasflächen, in

denen sich der Wind kräuselte und kleinen Wacholderbaumwäldchen. Dahinter ragte die gezackte Linie einer bizarren Berglandschaft in den bläulichen Himmel. In unserem Rücken blitzte das silberne Band des Flusses. Wahrhaftig, es war ein imposantes Bild, aber ich hatte an diesem Morgen kein Auge für jedwede Schönheiten der Natur. Mir knurrte schlicht und einfach der Magen.

Nach dem Aufstehen gab es nämlich nichts zum Essen, nur einen Schluck Wasser aus der fellumspannten Trinkflasche, die jeder von uns am Sattelhorn hängen hatte.

Die Mic-Mac waren der Meinung, dass es nicht klug war, zu lange in einem Lager zu verweilen. Ihrer Ansicht nach war es besser, eine Mahlzeit ausfallen zu lassen, als das Leben zu riskieren.

Ein loblicher Vorsatz, aber als wir bereits einen halben Tag lang durch die sanft geschwungene Hügellandschaft, die da vor uns lag, geritten waren, hatte ich langsam so meine Zweifel, wer denn nun unser gefährlichster Gegner war. Die blitzenden Schwerter der Psa oder der Hunger, der inzwischen bei allen in den Eingeweiden nagte.

Die Stimmung unter den Männern wurde immer gereizter, bis wir schließlich in Sichtweite von Kitash kamen.

Wir zügelten unsere Pferde.

Vor uns ragten die gelbbraunen Felssteinmauern der riesigen Stadt scheinbar bis in die Wolken.

Die gewaltigen hölzernen Tore mit den schmiedeeisernen Beschlägen standen weit offen und unzählige Menschen strömten in die Stadt hinein.

Viele von ihnen zu Fuß, manche ritten auf Pferden oder Eseln oder saßen auf schwankenden Wagen, die von Ochsen gezogen wurden. Nur allmählich wälzte sich der Menschenstrom in die Stadt. Als wir das weit offen stehende Südtor erreicht hatten, sahen wir den Grund für das langsame Vorwärtskommen.

Hinter dem Tor standen bewaffnete Männer, die die Habseligkeiten jener durchsuchten, die in die Stadt wollten. Rechts von uns standen ein paar Bauern, die geduldig darauf warteten, dass ihre Bündel kontrolliert wurden, links wurden gerade einige Wagen von einem Dutzend bewaffneter Männer durchsucht. Als Anila versuchte, uns durch das Tor zu bringen, hielt sie einer der Wachen auf.

»Halt!«, brüllte er. »Kitash darf erst nach Genehmigung der Torwachen betreten werden.«

»Warum?«, bellte Zas-tee ungehalten.

»Die Mauern von Kitash bieten einem jeden, der diese Stadt betritt, Schutz und Sicherheit. Hier findet der Reisende ein Dach über dem Kopf, Speis und Trank und alle anderen Annehmlichkeiten, die er sonst in der Wildnis missen würde. Das Ganze kostet natürlich eine Kleinigkeit, schließlich arbeiten wir Wachen ja auch nicht umsonst. Der Hohe Rat von Kitash erhebt deshalb eine gewisse Gebühr auf alle Menschen, Waren oder Tiere, die in die Stadt kommen wollen.«

Der Wegezoll war gerecht und so bezahlten wir ohne Murren und passierten danach ungehindert das Südtor der Stadt.

Im ersten Augenblick fiel es mir schwer zu begreifen, was ich dort sah.

Niemals zuvor in meinem Leben hatte ich mich inmitten so vieler scheinbar ziellos umherirrender Menschen befunden. Allein die Straße, auf der wir uns jetzt befanden, war breiter als ganz Kolding, jenes Dorf in Eislanden, in dem ich meine Jugend verbracht hatte.

Die Straße quoll über vor lauter Menschen und Tieren und ein schier unerträglicher Gestank von ungewaschenen Leibern, verbranntem Essen und überquellenden Abwasserkanälen hing wie eine Dunstglocke über der Stadt.

Der Lärm ringsum betäubte uns fast.

Trotz der ganzen Menschenmassen fühlte ich mich einsam und sehnte mich zurück in mein kleines Dorf am Rande des frostigen Meeres.

Indes führte uns Anila in eine kleine Seitenstraße. Anscheinend kannte sich die Frau hier aus. Die ungepflasterte Gasse war durchsetzt mit stinkenden Pfützen und übel riechenden Haufen voller Unrat. Bei den Göttern, der Gestank war unerträglich. Mit dem Zeigefinger und dem Daumen meiner Linken kniff ich die Nasenflügel zu und presste den Rest der Hand fest auf meinen Mund. Ein halbes Königreich hätte ich in diesem Moment für einen einzigen Atemzug frischer, reiner Meeresluft gegeben. Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich, dass es meinen Begleitern ebenso erging.

Schließlich zügelten wir unsere Pferde vor einem weitläufigen Anwesen. Das zweistöckige Hauptgebäude war aus hiesigem Felsgestein erbaut worden und hatte ein flaches Dach aus grob zurechtgeschlagenen Baumstämmen. Neben dem Eingang hatte jemand in ungelenker Schrift die Worte Essen und Schlafen auf die helle Außenmauer gemalt. Eine ebenso große Scheune mit einem zweiflügeligen Tor aus verwitterten

Brettern folgte auf der Linken und rechts vom Haupthaus gab es einige kleinere Pferche für Kühe, Schafe und Ziegen. Wir waren kaum aus den Sätteln gesprungen, als ein unersetzer fetter Zwerg aus dem Haus eilte und uns mit großen runden Augen anglotzte.

Der Kerl schien noch nie in seinem Leben Wasser, Seife oder eine Bürste gesehen zu haben. Seine Kleidung war schmutzig und zerfetzt und er stank dermaßen nach Schweiß, ranzigem Fett und abgestandenem sauren Bier, dass selbst die Fliegen, die es hier in Massen gab, einen großen Bogen um ihn zu machen schienen.

Er verbeugte sich tief und sagte: »Willkommen im blauen Krug, was kann ich für die Herrschaften tun?«

»Bist du der Wirt?«, fragte Anila erstaunt.

Der Zwerg schüttelte so heftig seinen fetten Schädel, dass ich befürchtete, dieser würde ihm jeden Moment von den Schultern fallen.

»Nein, nein ...«, stotterte er. »Ich bin nur der Stallbursche.«

»Dann zeige uns, wo wir die Pferde unterstellen können und richte deinem Herrn aus, dass hier dreizehn müde und hungrige Krieger stehen, die für einige Tage ein Dach über dem Kopf benötigen.«

»Könnt ihr es euch überhaupt leisten, im blauen Krug Quartier zu beziehen?«

Statt einer Antwort nestelte Anila an ihrem Gürtel, hob schließlich mit der Linken einen kleinen Lederbeutel in die Höhe und ließ aus ihm eine ansehnliche Zahl Silberlinge in ihre geöffnete Rechte fallen. Der Anblick der Münzen verlieh dem Zwerg anscheinend unsichtbare Flügel. Jedenfalls hatte ich bis dahin noch nie jemanden gesehen, der so schnell ein gutes Dutzend müder Pferde versorgen konnte.

Ungläubig musterte ich Anila.

»Du willst doch nicht allen Ernstes hier übernachten? Wenn uns die Psa nicht umbringen, dann ganz sicher dieser Gestank.«

Anila grinste.

»Der blaue Krug ist genauso gut oder schlecht wie jede andere Speilunke in diesem Teil der Stadt. Jedenfalls stellt man hier, wenn die Bezahlung stimmt, keine neugierigen Fragen. Was den Geruch betrifft, so werden wir uns daran gewöhnen müssen, so duftet es nun mal in jeder größeren Stadt, wenn die Abwasserkanäle neben der Straße liegen.«

Ich schüttelte mich und schwor mir insgeheim, so schnell keine Stadt mehr aufzusuchen. Kitash war in meinen Augen ein jämmerlicher Ort für einen Menschen, der die Weite und die Freiheit des offenen Landes

liebte.

Kurze Zeit später gingen wir von der Scheune aus zum Haupthaus hinüber. Dort öffnete sich gerade die Tür und zwei Betrunkene torkelten grölend an uns vorbei.

Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich noch, wie sie die Gasse entlang Richtung Hauptstraße liefen. Ich wollte gerade die Schenke betreten, als ich innehielt. Irgendetwas kam mir an einem der Zecher bekannt vor. Ich konnte es im Moment aber nicht richtig zuordnen. Als ich den Kopf drehte, waren aber beide schon im Getümmel der Hauptstraße untergetaucht.

»Was ist mit dir los?«, fragte mich Anila, die bereits im Türrahmen stand. »Hast du noch nie Betrunkene gesehen?«

»Blödsinn«, sagte ich, denn natürlich hatte ich schon des Öfteren Menschen gesehen, deren liebster Begleiter der Schnaps war. Ich brauchte nur an meine Jugendzeit zurückzudenken.

In diesem Moment traf mich die Erkenntnis wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel.

Natürlich kannte ich einen der beiden Zecher, aber bei den Göttern, wie kam er hier her?

Messer, Mörder und Verräter

Im Innern der Schenke war es düster und stickig.

Eine Handvoll flackernder Fackeln verbreitete nur notdürftiges Licht.

Der Geruch von vergangenen Mahlzeiten, Schweiß, Tabakqualm und abgestandenem, saurem Bier schlug mir entgegen. Die Luft war erfüllt von schrillem Gelächter und dem Klinnen von tönernen Krügen. Zielsicher steuerten Anila und die Männer eine Sitzgruppe im hinteren Teil der Schenke an. Die große Tafel und die beiden wuchtigen Holzbänke boten reichlich Platz für uns alle. Außerdem konnte man von dort aus sowohl den Eingang als auch die schmale Treppe, welche ins obere Geschoss führte, wo sich die Schlafkammern befanden, im Auge behalten. Besonders hier, in der Stadt der Diebe, konnte es von großem Nutzen sein, wenn man rechtzeitig erkannte, wer auf einen zukam.

Während ich noch zögernd im Türrahmen stand, hatten die Männer bereits Platz genommen und Zas-tee hämmerte mit der Faust auf die raue Tischplatte und schrie nach Bier.

Ein Zupfen am Ärmel ließ mich den Kopf drehen. Anila stand neben mir und hatte die Stirn gerunzelt.

Missmutig blickte sie mich an.

»Was ist los mit dir, Thorak? Seitdem dir die beiden Betrunkenen über den Weg gelaufen sind, bist du wie ausgewechselt. Gibt es da etwas, das ich wissen sollte?«

Nachdenklich wiegte ich den Kopf.

»Ich will es nicht beschwören, aber mir war so, als hätte ich einen der Trunkenbolde erkannt.«

»Wer war es?«, wollte Anila sofort wissen.

»Bork«, sagte ich und schüttelte sogleich wieder den Kopf.

»Nein, das kann eigentlich nicht sein. Ein Säufer wie Bork könnte den Weg von Eislanden bis hier niemals bewältigen. Ich habe mich wahrscheinlich doch getäuscht.«

»Was wirst du jetzt tun?«, fragte sie besorgt.

Ich zuckte mit den Schultern.

»Einen Moment lang wusste ich es selber nicht so genau. Aber jetzt, glaube ich, selbst wenn es Bork wäre, werde ich nicht hinter ihm herlaufen, obwohl ich gerne erfahren hätte, wie es meiner Tante geht. Ich denke, das Beste wird sein, du bestellst mir jetzt einen großen Krug Bier und wir lassen die alten Geschichten ruhen.«

Anila nickte mir zu und lächelte.

»So gefällst du mir schon besser.«

Am Tisch angelangt spielte Anila erneut mit ihrer Lederbörse und obwohl das Klimpern der darin enthaltenen Silbermünzen in dem Lärm, der hier vorherrschte, eigentlich völlig unterging, dauerte es trotzdem keine drei Atemzüge und eine dralle Bedienung kam an unsere Tafel herangerauscht. Irgendwie schienen alle Bewohner von Kitash für dieses Geräusch sehr empfänglich zu sein. Wir bestellten Bier, kaltes Bratenfleisch, Brot und würzigen Käse. Kurz darauf servierte uns die Frau das Gewünschte mit erstaunlich flinken Bewegungen, welche ich ihr aufgrund ihrer Körperfülle eigentlich gar nicht zugetraut hatte. Aber sie war nicht die einzige Person an diesem Tag, in der ich mich täuschen sollte.

Das Essen war nichts Besonderes, das Bier ebenso wenig, wenngleich es immerhin gut gekühlt war, nur die Preise waren mehr als königlich. Angesichts unserer bereits nach dem ersten Tag bedenklich zusammengeschmolzenen Barschaft verzichteten wir auf Einzelzimmer und beleg-

ten deshalb gemeinsam vier Schlafkammern, deren Obolus wir für drei Tage im Voraus entrichten mussten.

Nach dem Essen und einen Krug Bier später erhob ich mich und ging die Treppe zu unseren Schlafkammern hoch. Erst, als ich die Tür zu meinem Zimmer öffnete und das Schnarchen zweier Männer an mein Ohr drang, wurde mir wieder bewusst, dass ich die Kammer mit zwei Mic-Mac Männern teilte.

Sie hießen Groo und Sat-kann und waren ganz offensichtlich gerade dabei, die Meisterschaft im ›Wer kann am lautesten schnarchen?‹ für sich zu entscheiden. Dabei sägten, grunzten und prusteten sie, was das Zeug hielte. Das reichlich genossene Bier tat ein Übriges dazu und so verzichtete ich gerne darauf, mich neben die beiden auf die Schlafstelle zu legen, die nichts anderes war als ein Stück Zimmerboden, den man mit Strohmatratzen ausgelegt hatte. Ein kleines Tischchen mit einer Waschschüssel, zwei Holzstühle und ein wurmstichiger schmaler Schrank vervollständigten die karge Einrichtung des Zimmers. Ich schnappte mir einen der Stühle und setzte mich damit ans Fenster. Es führte zum Hinterhof des blauen Kruges hinaus und deshalb drangen die Geräusche der Stadt nur dumpf an mein Ohr. Irgendwo grölte ein Betrunkener, ich hörte entferntes Hufgeklapper und leises Stimmengemurmel. Selbst eine Stadt wie Kitash musste einmal zur Ruhe kommen.

Ich zog den zweiten Stuhl heran und legte meine Füße darauf, nachdem ich das Fenster weit geöffnet hatte. Die beiden gaben nämlich nicht nur Geräusche von sich, sondern auch einige Düfte, die nicht gerade an Rosenwasser erinnerten. Ich machte es mir, so gut es ging, auf den Stühlen bequem und schloss die Augen. Aber mein Schlaf sollte nicht lange dauern.

Tock!

Ein Laut, der überhaupt nicht zu den Geräuschen einer nächtlichen Stadt passte, weckte mich kurz darauf. Ich glitt vom Stuhl und griff nach *Gleichmacher*, den ich neben mir auf den Boden gelegt hatte.

Ich lauschte in die Nacht hinein, ohne mich zu rühren. Jemand hatte eine Leiter genau unter mein Fenster gestellt. Ich sah, wie die Leiter an den Holmen erzitterte und wusste, dass jetzt jemand die Sprossen hochstieg. Dann vernahm ich jenes typische Geräusch, das immer dann erklang, wenn man ein großes Messer oder ein Schwert aus der Scheide zog. Und dann hörte ich deutlich, wie Zähne gegen Waffenstahl schlügen.

Ich riskierte einen schnellen Blick nach draußen.

Insgeheim hatte ich so etwas Ähnliches bereits irgendwie geahnt.

Es war Bork, der die Leiter hochkam. Da er nur einen Arm hatte, musste er zwangsläufig die Waffe mit den Zähnen halten, um die Hand freizuhaben, wenn er die Leiter hochkletterte.

Er atmete keuchend und kam näher und näher.

Dieser Scheißkerl hatte bestimmt nicht vor, mir einen Freundschaftsbesuch abzustatten. Alles deutete darauf hin, dass Bork versuchen würde, mir die Kehle durchzuschneiden. Ich trat ans Fenster und stieß die Leiter mit einem kraftvollen Stoß nach hinten.

»Gute Reise, Arschloch!«, sagte ich grimmig und sah mit an, wie sich die Leiter nach hinten neigte. Das fahle Licht des Mondes und der trübe Schein einiger Talglichter, die jede Nacht zur Abschreckung von herumstreifendem Gesindel um das Haus herum entzündet wurden, zeigten mir recht deutlich, wie Bork zu Boden krachte, die Leiter zersplitterte und zwei weitere Gestalten hastig im Dunkel der umliegenden Gassen untertauchten.

Mit dem Schwert in der Hand rannte ich aus dem Zimmer und die Treppe hinunter in den Schankraum, wobei ich zwei Stufen auf einmal nahm.

Dort warf ich mehrere Tische und Stühle um und handelte mir eine Menge blauer Flecken ein.

Aber das interessierte mich in diesem Moment nicht.

Ich flog förmlich durch das dunkle Lokal nach draußen.

Dann hatte ich Bork erreicht.

Die Finger seiner Hand hatten sich in die harte Erde gekrallt. Er atmete stoßweise, seine Augen waren weit aufgerissen, aber er würde nie mehr etwas wahrnehmen. Der dunkle Schleier des Todes hatte sich bereits über ihn gelegt.

Das Leben schrieb manchmal die seltsamsten Geschichten. Es war die Ironie des Schicksals, dass ausgerechnet Bork, wenn auch auf Umwegen, durch die Folgen des Alkohols sein Leben auf dem düsteren Hinterhof der Herberge aushauchte. Ein unbekannter Zecher hatte im Laufe des Abends aus Ärger, Melancholie oder sonstigen Beweggründen eine leere Weinkaraffe im Hof des blauen Kruges abgestellt, und nachdem ich die Leiter umgeworfen hatte, war Bork mit voller Wucht auf dem fast unterarmlangen Gefäß gelandet. Die schmale Öffnung der Karaffe war in tausend Scherben zersprungen, doch der stabile Boden

hatte sich mit seinem gezackten Scherbenrand in den Rücken von Bork gebohrt, diesen wie warme Butter durchtrennt und ragte nun fast eine Handbreit aus seinem Brustkorb heraus.

Deutlich war zu sehen, wie immer mehr Blut aus der Wunde sickerte.

»Du verdammter Rotzlöffel«, keuchte er. »Das ist jetzt das zweite Mal, dass du mich aufs Kreuz legst.«

»Dann sauf das nächste Mal nicht mehr so viel, vielleicht hast du dann bessere Karten«, entgegnete ich scharf, obwohl uns beiden längst klar war, dass es kein nächstes Mal geben würde.

»Wie kommst du eigentlich hierher?«

»Warum interessiert dich das?«

»Ich habe meine Gründe«, sagte ich knapp.

»Kurz, nachdem du uns verlassen hattest, kamen ein paar Männer auf den Hof«, flüsterte Bork. Und als er erneut zum Sprechen ansetzte, sah ich, wie ihm das Blut aus den Mundwinkeln lief.

»Gelbhäutige Zwerge, die nach dir suchten. Sie versprachen mir ein Vermögen, wenn ich mit ihnen reiten würde. Aber bis heute ist es dir immer wieder gelungen, uns zu entwischen. Das war in Nadarko so, wie auch im Lager der Gaukler. Ha, das hättest du sehen sollen, sie sind gerannt wie die Hasen, als die Psa sie überfielen.«

Ohnmächtiger Zorn erfüllte mich, als ich an Khim und die Gaukler dachte.

Ich hatte das Gefühl, einen Eisklumpen im Magen zu haben.

»Verflucht, wenn ich schon früher gewusst hätte, was du diesen Psa wert bist, wäre ich heute ein gemachter Mann.«

»Sind welche von ihnen schon in der Stadt?«

Bork nickte stöhnend.

»Ein paar von ihnen. Aber diesmal werden sie dich erwischen, glaub es mir.«

»Was ist mit meiner Tante?«

Sein Gesicht zuckte vor Schmerz, dennoch verzogen sich seine Lippen zu einem abfälligen Grinsen.

»Die blöde Kuh, sie wollte dir hinterher laufen, um dich zu warnen. Da habe ich ihr eine gescheuert. Pech, dass sie dann mit dem Kopf an die Tischkante geknallt ist, sie war sofort tot.«

Ich schluckte.

Eiskalte Wut griff wie mit einer riesigen Faust nach mir.

Bork versuchte, sich noch einmal aufzurichten. Er röchelte etwas, das

ich nicht verstand. Ich sah nur seine verzerrte Fratze und wie er sich über den Tod meiner Tante lustig machte. Ich packte *Gleichmacher* mit beiden Händen und rammte ihm die Spitze meines Schwertes in den Hals.

Bork zuckte noch einmal und lag dann still.

Sterben sollst du in Kitash

Ich hatte einen Menschen getötet!

Ich, ein dürrer Bursche von nicht einmal siebzehn Wintern.

Es war noch gar nicht so lange her, da hatte ich an der schroffen Küste von Eislanden mit dem Netz Fische gefangen und auf Borks Hof die Hühner gefüttert. Jetzt stand ich Hunderte Meilen von Eislanden entfernt auf dem Hinterhof einer Schenke und starre auf meinen Onkel nieder, den ich vor wenigen Augenblicken erstochen hatte.

Es dauerte geraume Zeit, bis mir das Geschehen so richtig bewusst wurde.

Gewiss, Bork war ein Schwein gewesen und hatte den Tod sicherlich verdient. Aber das gerade ich es sein musste, der ihm die Rechnung für sein verpfuscktes Leben präsentierte, setzte mir doch gewaltig zu. Ich verspürte weder Genugtuung noch irgendein anderes Gefühl. Stattdessen fühlte ich mich ausgebrannt und leer.

Ich stand einfach nur mit hängenden Schultern da und Übelkeit stieg in mir hoch.

Ich hätte kotzen können.

Da legte sich plötzlich eine Hand auf meine Schulter. Ich drehte mich um und erkannte Anila, die hinter mir stand. Ihr Auftauchen nahm mir etwas von dem beklemmenden Gefühl, das meinen Körper zu lähmen drohte.

»Ich habe ihn getötet«, krächzte ich.

Anila nickte wissend.

»Ja, aber jetzt ist es vorbei.«

Ich blickte sie zweifelnd an.

»Nach allem, was du mir bisher über ihn erzählt hast, ist sein Tod kein allzu großer Verlust für die Menschen in diesem Land. War er allein?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Da waren noch zwei Kerle, die sofort vom Hof rannten, als er mit der Leiter nach hinten fiel. Ich will es zwar nicht beschwören, aber ich glaube fast, dass es wieder diese verdammten Zwerge waren.«

»Bist du dir sicher?«

Ich nickte und Anilas Miene verfinsterte sich zusehends. Rasch blickte sie sich um. Aber außer den üblichen Geräuschen einer nächtlichen Stadt war nichts Ungewöhnliches zu hören. Anscheinend hatte noch niemand etwas von der Sache mitbekommen.

»Wir sollten die Leiche wegräumen, bevor womöglich noch die Stadtwache auftaucht und anfängt, neugierige Fragen zu stellen.«

Kurz entschlossen packte sie Bork an den Füßen und schleifte den Toten zur nächsten Hauswand. Dort lehnte sie ihn so geschickt an, dass ein zufälliger Beobachter die Leiche durchaus für einen schlafenden Trunkenbold halten konnte.

»Weck die anderen«, flüsterte sie leise und sah sich immer wieder wachsam um.

»Ich habe nicht vor in Kitash zu sterben. Wir müssen so schnell wie möglich von hier verschwinden. Wer weiß, wie viele Psa sich bereits in der Stadt aufhalten. Ich sattle solange unsere Pferde und warte im Stall auf euch. Los jetzt, beeil dich.«

Sofort lief ich los, froh darüber, wieder eine Aufgabe erfüllen zu können. Jetzt würde ich nicht mehr so leicht die Nerven verlieren.

Mit dem Schwert in der Hand raste ich wie ein Wahnsinniger durch die dunkle Schenke die Treppe hoch zu den Kammern der Männer.

Obwohl mancher von ihnen ordentlich gebechert hatte, genügte bei den Meisten eine flüchtige Berührung, um sie zu wecken. Ihre Kriegerinstinkte schienen selbst nach etlichen Humpen Wein und Bier noch zu funktionieren.

Anila war mit dem Satteln der Pferde gerade so fertig geworden, als wir im Stall eintrafen. Mit stummen Handzeichen gab sie uns zu verstehen, dass wir die Pferde zu Fuß vom Hof der Schenke führen sollten. So leise wie möglich schlichen wir durch die dunklen Straßen und Gassen der Stadt.

Die schmale Sichel des Mondes und eine Handvoll Sterne, die am Himmel funkeln, wiesen uns mit ihrem spärlichen Licht den Weg.

Kaum ein Mensch war um diese Zeit noch zu sehen. Nur hin und wieder huschte ein nächtlicher Zecher an uns vorbei, um rasch hinter der Tür eines der umliegenden Häuser wieder zu verschwinden.

Irgendwo bellte ein Hund und in der Ferne ratterten die eisenbeschlagenen Räder eines Fuhrwerks über das Straßenpflaster.

Zielstrebig marschierte Anila gen Süden. Während für mich in der Dunkelheit die Straßen und Häuser alle gleich aussahen, führte uns die Kriegerin mit nahezu traumwandlerischer Sicherheit zum Strand hin. Irgendwann blieb sie abrupt stehen und lauschte in die Dunkelheit. Dann deutete sie mit der Schwerthand nach rechts.

»Wir müssen da lang. Bis zum Ende der schmalen Gasse, dann links zum Nachttor. Das ist der einzige Weg, um die Stadt der Diebe auch nach Einbruch der Dunkelheit verlassen zu können.«

Die Männer folgten ihr stumm.

Ich blieb einen Moment stehen und sah mich um. Alles war dunkel und still. Aber gerade diese Stille beunruhigte mich. Vor mir tauchten die Männer in der Dunkelheit unter und ich musste mich beeilen, um nicht den Anschluss zu verlieren. Ich fluchte lautlos, als ich schließlich als Letzter die schmale Seitengasse betrat.

Verdammtd, was störte mich eigentlich an dieser Stille?

Ich zog mein Schwert aus dem Gürtel, mehr aus Instinkt als in dem Bewusstsein einer sich nähernden Gefahr. Im nächsten Moment machte sich ein seltsames Gefühl in meinen Fingern breit. Es war, als ob Ameisen über meine Hände krabbelten. Auf irgendeine unbeschreibliche Art schien *Gleichmacher* ein Eigenleben zu entwickeln. Mein Blut begann zu kochen und der Drang zu kämpfen, zu schreien und zu töten wurde beinahe übermächtig in mir. Ich stieß ein Knurren aus, das keiner menschlichen Kehle entsprungen sein konnte, ließ die Zügel meines Pferdes fallen und sprang vorwärts in die dunkle Gasse.

Und genau in diesem Moment erfolgte ohne jegliche Vorwarnung der Angriff.

Von vorne, von hinten, aus Häusernischen und selbst von den Dächern aus griffen uns die Psa an.

Dutzende kleine gelbesichtige Männer, die sich mit geradezu dämonischer Wildheit auf uns warfen.

Schwerter klirrten, Speere flogen, Pferde stampften, wieherten und bäumten sich auf.

Etwas zischte durch die Luft und ich erkannte, wie neben mir ein

Mic-Mac Krieger zu Boden sank. Wie durch Zauberhand, so sah es jedenfalls aus, ragte plötzlich ein gefiederter Pfeilschaft aus seiner Kehle.

Danach kam ich nicht mehr dazu, mich um irgendetwas anderes zu kümmern oder gar nach meinen Begleitern zu schauen.

Die Psa waren nun in voller Stärke heran.

Eine dunkle Gestalt sprang auf mich zu.

Das bemalte Gesicht und der Hörnerhelm ließen ihn wie einen gelbgesichtigen Teufel aussehen.

Ich riss mein Schwert hoch, keinen Moment zu spät.

Sein Krummsäbel fauchte gefährlich nahe an meinem Kopf vorbei und schlitzte mir den linken Hemdärmel auf. Als die Klinge erneut auf mich zukam, schlug ich sie zur Seite und stieß *Gleichmacher* in die Brust des Angreifers. Der Mann sank stöhnend zu Boden.

Ein Pfeil streifte meinen Oberarm und der rasiermesserscharfe Stahl einer Speerspitze hinterließ eine rote Spur an meiner Hüfte. Aber fast gleichzeitig breitete sich ein nie gekanntes Gefühl in meinem Inneren aus. Wie vom Fieber besessen stürzte ich mich ohne zu Überlegen ins Getümmel. Wie mir Anila später einmal erzählte, kämpfte ich mit einer derartigen Verbissenheit, als hinge der Ausgang des Kampfes einzig und allein von mir ab.

Mein Schwert zertrümmerte Schädel, zerschmetterte Knochen und schlitzte Leiber auf.

Gleichmacher brachte Tod und Verderben in die Reihen der Angreifer. Als nicht weniger als fünf der gelbgesichtigen Zwergenmänner mit durchbohrter Brust oder eingeschlagenem Schädel vor mir lagen, zogen sich die Psa allmählich zurück.

Dennoch, ich wob mit *Gleichmacher* weiterhin ein blitzendes Netz des Todes. Die Psa wurden schließlich von Panik erfasst, verzichteten auf einen weiteren Kampf und rannten in heilloser Flucht davon.

Anila kam auf mich zu gerannt.

»Bei den Göttern, Thorak!«, rief sie ehrfürchtig. »Es ist vorbei.«

Der Klang ihrer Stimme holte mich langsam in die Wirklichkeit zurück.

Mit funkelnenden Augen starre ich die Kriegerin an.

Erst dann ließ ich das Schwert sinken und schaute mich um. Langsam erlosch die Flamme des Kampfes in mir. Ich sah, wie die wenigen Mic-Mac, die diesen Hinterhalt überlebt hatten, mich beinahe ehrfürchtig anstarren. Breitbeinig stand ich in der Gasse über einem erschlagenen

Psa, von Kopf bis Fuß mit Blut bespritzt, das nicht mein eigenes war.

Für einen Moment herrschte eine geradezu unnatürliche Stille. Ir-gendwo in der Dunkelheit heulte ein Wolf. Nur ein einziges Mal.

»Er ist es tatsächlich«, keuchte Zas-tee, der Anführer jener Männer, die das Schicksal auserkoren hatte, mich in meine Heimat zu begleiten.

»Er ist Thorak, der Berserker!«

Am Berg der Götter

Die Psa waren geflohen.

Das Klinnen der Schwerter und das dumpfe Hacken von Äxten waren verklungen, das Keuchen der Kämpfer und das unterdrückte Stöhnen der Sterbenden und Verwundeten verstummt. Zurückgeblieben waren eine bleierne Stille und der Geruch von Blut und Tod.

Ich ließ meinen Schwertarm sinken und betrachtete mich selber. Wieder einmal, so schien es, erwachte ich aus einer Art Trance. In meinem Kopf wirbelten Bilder durcheinander, die sich zu etwas Entsetzlichem formen wollten, es aber nicht konnten, weil ich dies nicht wahrhaben wollte.

Bei allen Göttern, was geschah mit mir?

Nur allmählich beruhigte sich mein rasender Herzschlag und langsam begann ich auch wieder gleichmäßiger zu atmen.

Für die Länge eines Atemzuges starre ich auf mein blutbesudeltes Schwert, auf meine Begleiter, die mich angstvoll und ehrfürchtig zugleich anblickten und auf die vielen Toten zu meinen Füßen. Es war, als erwachte ich langsam aus einem Traum. Verwirrung war in meinen Gedanken, Verwirrung und Neugierde gleichzeitig.

Aber mir blieb keine Zeit zum Nachdenken.

»Weg hier!«, hörte ich Anila rufen und im gleichen Moment waren von vorne aus der Gasse Stimmen und rasche Stiefelritte zu hören. Der Kampflärm war nicht unbemerkt geblieben. Vom Wachturm her erklangen Trompetenstöße, die kein Ende zu nehmen schienen. Stimmengewirr, wildes Fluchen und Verwünschungen hallten uns entgegen. Angesichts der vielen Toten würde uns die heraneilende Wache des Nachtors sicherlich nicht nur unangenehme Fragen stellen. Womöglich würden wir uns noch in dieser Nacht alle in einer Zelle des Stadtkerkers wieder finden, während die Psa ungeschoren davonkamen. Wir mussten

also schleunigst von hier verschwinden und irgendwo in dem Gewirr der Gassen und Straßen von Kitash untertauchen.

Wir eilten durch mehrere düstere Hinterhöfe, hetzten durch verwinckelte Gassen und dunkle Torbogen, immer die Soldaten der Wache im Nacken. Erst als wir eine der großen Hauptstraßen von Kitash erreicht hatten, konnten wir die Schnelligkeit unserer Reittiere ausspielen. Rasch lagen die Wachen hoffnungslos hinter uns zurück und am Ende blieb ihnen nichts anderes mehr übrig, als uns ihre wütenden Flüche nachzuschicken.

Schließlich zügelten wir unsere Pferde in einer Gegend, die ganz offensichtlich überhaupt nicht ins Stadtbild von Kitash zu passen schien. Zwar war der Himmel nur mit einigen Sternen übersät und der Mond stand einer schmalen Sichel gleich fast senkrecht am Firmament, dennoch war es hell genug, um Einzelheiten zu erkennen. Anstelle großzügig angelegter Tempelanlagen, Paläste und den schmucken Häusern der Bürgerschicht mit ihren Vorgärten und den weitläufigen, gepflasterten und sorgsam gefegten Straßen gab es hier nur Dreck, Gestank, jämmerliche Zeltbauten und marodes Gemäuer.

Baufällige, windschiefe Häuser säumten eine ungepflasterte Straße, die von stinkenden Pfützen durchzogen war. Vor nahezu jeder Behausung türmte sich ein übel riechender Haufen Unrat und der Gestank von verfaulten Essensresten, kaltem Rauch und Pissem raubte einem schier den Atem.

Anila zügelte ihr Pferd und deutete nach vorne.

»Hier sind wir in Sicherheit, vorläufig jedenfalls. Die ehrbaren Bürger der Stadt meiden dieses Viertel und selbst die Wachen lassen sich hier nur aufgrund höchstrichterlicher Anordnung blicken. Man nennt diese Straße auch den dunklen Weg.«

Hier, so erklärte uns Anila, haust der Abschaum der Stadt.

Meuchelmörder, Gurgelabschneider, alternde Huren und Säufer. In einigen dieser jämmerlichen Behausungen sollten zudem Menschen leben, die von einer Krankheit befallen waren, durch die ihnen bei lebendigem Leib die Gliedmaßen abfaulten.

Ich fröstelte.

Verstört musterte ich Anila, worauf die Kriegerin mit ein paar erklärenden Worten andeutete, warum sie sich in Kitash wie in ihrer eigenen Hosentasche auskannte.

Aber das war eine andere Geschichte.

In den meisten Häusern waren die Fensterscheiben eingeschlagen und die Türen aus den Angeln herausgerissen. Eine zerschlissene Decke diente stattdessen hier und dort als Eingang. Dennoch fiel genügend Licht auf die Straße, um die nähere Umgebung genauer zu betrachten.

Ich erschrak zutiefst.

Außer mir, Anila, Han-homa dem Schamanen und Zas-tee dem Anführer unserer Gruppe hatten nur noch zwei Männer den Kampf in der Seitengasse überlebt.

Als wir die Mic-Mac Stadt verlassen hatten, waren es noch zwölf dieser rothaarigen, wortkargen Krieger gewesen. Anscheinend war es mein Schicksal, das alle, die mich auf meinem Weg zu den Gefilden der N'de begleiteten, zum Sterben verdammt waren.

Inzwischen hatten wir unsere Pferde zum Stehen gebracht, bildeten mitten auf der Straße einen Halbkreis um Anila und starnten uns wortlos an. Als ich in die verkniffenen Gesichter der Mic-Mac starrte, spürte ich, dass noch in dieser Nacht ein neuer Abschnitt in meinem Leben beginnen würde.

»Wie geht es jetzt weiter?«, fragte Zas-tee beiläufig, während er nervös mit den Händen an den Zügeln zerrte. Dabei verzerrte sich sein Gesicht zu einem gequälten Grinsen. Aber in diesem Grinsen lag keinerlei Freundlichkeit.

»Verstehe mich bitte nicht falsch, aber seit wir Han-homa und dir versprochen hatten, diesen Erwählten zurück in seine Heimat zu begleiten, sind einige Dinge geschehen, die niemand von uns voraussehen konnte. Viele gute Männer sind inzwischen gestorben, wir sind Hunderte von Meilen von unserer Heimat entfernt und wahrscheinlich wird unsere Stadt inzwischen gänzlich von den Hunden der Psa beherrscht. Das ungewisse Schicksal unserer Frauen und Kinder zerrt an den Nerven eines jeden von uns und ich kann die Wünsche meiner letzten mir noch verbliebenen Männer verstehen. Sie wollen einfach nur noch nach Hause.«

Anila nickte und wartete.

Zas-tee fügte hinzu: »Also, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, aber wenn du uns von unserem Versprechen entbinden würdest, wären dir meine Männer mehr als dankbar.«

Während der nächsten Augenblicke schwiegen wir alle.

Anila wandte sich im Sattel um und betrachtete die Männer der Reihe nach.

»Was ist mit dir, Schamane?«

Han-homa hob die Schultern und lächelte gequält.

»Ich würde meinen rechten Arm dafür geben, um mitzuerleben, wie sich die Prophezeiung erfüllt. Aber bei dem Gedanken an mein Volk blutet mir das Herz. Mein Verstand sagt mir, dass ich weiterhin mit euch reisen sollte, aber tief in meinem Innersten gibt es etwas, das mir zuflüstert, ich sollte besser auf meine Gefühle hören. Ich hoffe, du verstehst mich irgendwie.«

Anila grinste flüchtig.

»Die Krieger der N'de sind es normalerweise gewohnt, alleine zu reisen. Würde es euch etwas ausmachen, uns jetzt vorbei zu lassen?«

Einen Herzschlag lang sahen uns die Mic-Mac Männer dermaßen verwundert an, dass ich nicht sicher war, ob Anilas Bemerkungen nicht ein Fehler gewesen waren. Dann aber nickte der Schamane bedächtig und die Mic-Mac machten uns den Weg frei. In der nächsten Sekunde griff die Kriegerin in das Zaumzeug meines Pferdes und wir beide tauchten in der Dunkelheit der stinkenden Gasse unter.

Irgendwann gab Anila das Zeichen zum Anhalten.

»Ich weiß, was du jetzt denkst. Sicher haben wir diesen rothaarigen Männern eine Menge zu verdanken, aber das Leben geht weiter und ich habe nun mal die Aufgabe dafür zu sorgen, dass dein Arsch unbehelligt bei den Tempeln der N'de ankommt.«

»Wie geht es jetzt weiter?«

Ohne eine Antwort abzugeben, gab Anila ihrem Pferd die Sporen und rief: »Wir müssen aus der Stadt heraus und versuchen, die Berge zu erreichen.«

»Warum?«

»Darum«, fauchte Anila und gab ihrem Pferd die Sporen, als ginge es um ihr Leben.

Der rasche Abschied von unseren Begleitern machte der Kriegerin anscheinend mehr zu schaffen, als sie sich anfangs eingestehen wollte. Ganz offensichtlich gab es bei Anila doch noch so etwas wie eine weiße Stelle, einen wunden Punkt also, der sie nicht nur als die Unnahbare erscheinen ließ und dafür war ich den Göttern dankbar.

Wie wir es fertigbrachten, bis zum Morgengrauen durch die Straßen

zu ziehen, ohne von der Stadtwache aufgegriffen zu werden, ist mir bis heute nicht begreiflich. Ich denke, wir hatten damals mehr Glück als Verstand. Ich weiß noch, dass wir in dieser Nacht mehr als nur einmal ins Schwitzen gerieten. Als die Sonne schließlich aufging und wir unbekümmert durch eines der Stadttore ritten, heulten wir beinahe vor Freude. Wir lachten und scherzten und erfreuten uns an der bloßen Tatsache überlebt zu haben. Fast schon brutal gaben wir unseren Pferden die Sporen.

Bald lagen die Mauern von Kitash hinter uns und vor unseren Augen erstreckte sich eine weite Steppe, die langsam in eine grüne Hügellandschaft überging, welche schließlich irgendwo am Horizont am Fuß eines gewaltigen Bergmassivs endete.

Während der Reitwind durch meine Haare fuhr, warf ich einen kurzen Blick auf Anila und meinte:

»Wohin reiten wir jetzt?«

Die Kriegerin lachte und antwortete mit leiser aber fester Stimme.

»Vor uns liegen der Berg der Götter und dahinter ein Sumpfland, das bis zum Ufer des blutenden Meeres reicht.«

»Na und?«, erwiederte ich verständnislos.

Wieder lachte Anila.

»Am Berg der Götter sind wir in Sicherheit. Psa können nicht schwimmen, oder hast du das schon vergessen?«

Die Sumpfbestien

Es war kurz nach Sonnenaufgang.

Die Stadt der Diebe lag einen Tagesritt weit hinter uns und wir hatten jene Stelle in der Steppe erreicht, wo das Grasland allmählich in Hügel und Hänge überging. Als wir an diesem Morgen unsere Pferde auf einem scharfkantigen Hügelrücken zügelten, bot sich unseren Augen ein atemberaubender Anblick.

Vor uns türmte sich ein bizarres Felsmassiv auf, mit jenem besagten Berg in der Mitte. Während die gezackten Spitzen der anderen Erhebungen sich höchstens tausend Schritte hoch in die Lüfte erhoben, ragte dieser Gipfel bis weit in den mit weißen Wolken getupften stahlblauen Himmel hinein.

Im Gegensatz zu dem umliegenden dunklen Felsgestein waren am

Berg der Götter die Hänge durchsetzt mit grünen Dornbüschchen und dicht stehenden Nadelbäumen. Auf halber Höhe gab es einen breiten Pass, der in das dahinter liegende Sumpfland führte.

Das Licht der aufgegangenen Sonne überzog die Landschaft wie flüssiges Kupfer. Vor uns ästen ein paar Antilopen im Gras, irgendwo hatte sich eine Truthahnfamilie versteckt, ihr kollerndes Geschrei erklang in der friedlichen Morgenstille fast ohrenbetäubend. Die gesamte Bergkette verlief von Norden nach Süden, mindestens hundert Meilen in der Länge und fast zehn Meilen breit. Die Felsen begrenzten das Grasland auf allen Seiten. Dahinter musste zwangsläufig etwas ganz neues, anderes liegen.

»Hinter dem Berg der Götter liegt das Sumpfland«, erklärte mir Anila.

»Wenn wir den Pass durchquert haben, dauert es nicht mehr lange und wir sind an der Küste des blutenden Meeres. Dort reiht sich eine Hafenstadt an die andere und ich bin sicher, dann finden wir auch bald einen Segler, der uns auf direktem Weg in die Heimat bringt.«

Anila erzählte weiter, wie der Berg der Götter zu seinem Namen kam, was es mit dem Sumpfland auf sich hatte, was uns an der Küste des blutenden Meeres erwarten würde und ich weiß nicht mehr, was sonst noch so alles.

Ich nickte beiläufig, obwohl ich absolut keine Ahnung hatte, wo wir uns befanden, noch wie es weitergehen sollte. Ich saß jetzt ununterbrochen fast vierundzwanzig Stunden im Sattel, mein Hintern war wund gescheuert, ich war müde, hungrig und durstig. Selbst mein magisches Schwert, das ich am Gürtel trug und das jetzt wieder leicht zu glühen begann, ließ mich im Grunde genommen völlig kalt.

Selbst heute kann ich die Frage nicht mehr beantworten, wer mehr erschöpft war, mein Pferd oder ich.

Das Einzige, was mich im Moment noch interessierte, waren ein warmes Essen, ein heißes Bad und anschließend ein weiches Bett. Und zwar genau in dieser Reihenfolge. Ich war des Herumziehens müde, ich sehnte mich geradezu nach einem festen Dach über dem Kopf, ja, insgeheim begann ich sogar, unser schäbiges Haus in Eislanden zu vermissen.

Aber die Götter hatten andere Pläne mit mir.

»Sag mal, schlafst du?«

Anilas schrille Stimme riss mich jäh aus meiner Lethargie. Ich wand-

te den Kopf und musterte sie irritiert.

Die Kriegerin deutete nach vorne.

»Spätestens in zwei Tagen sind wir durch den Pass, dann durchqueren wir das Sumpfland. Dann sind wir unsere Verfolger wohl endlich los. Ich glaube kaum, dass die Psa uns auf dem Weg zur Küste nachkommen. Diese Hunde fürchten nichts mehr als das Wasser.«

Ich nickte, trieb das braune Pferd an, das ich seit der Flucht aus der Mic-Mac Stadt ritt, und lenkte das Tier hinter Anila her nach Süden.

Zwei Tage später hatten wir den Pass durchquert. Es war bereits später Nachmittag, als Anila vom Pferd stieg, ihren Proviantbeutel und die Wasserflasche über die Schultern warf und sich den Waffengurt mit ihrem zweischneidigen Schwert um die Hüften schlang, welcher bisher am Sattelhorn gehangen hatte.

Mit einem stummen Nicken forderte sie mich auf, es ihr nachzumachen.

Verständnislos starre ich in ihr ausdrucksloses Gesicht.

»Im Sumpf sind die Pferde nur hinderlich. Ein falscher Tritt und die Tiere zerren uns in den Morast. Außerdem liegt dahinter bereits die Küste des blutenden Meeres und dort sind Boote und Kähne die eigentlichen Fortbewegungsmittel und nicht Pferde. Wir würden da also nur auffallen.«

Mit einem harten Schlag auf die Hinterhand schickte sie ihr Pferd in den Bergpass zurück. Ich folgte ihrem Beispiel, wenn auch nur widerwillig. Ich hatte ein flaues Gefühl im Magen, als ich mit ansah, wie unsere Pferde schrill wiehernd in den Bergen verschwanden. Instinkтив überkam mich der Verdacht, dass wir damit vielleicht einen großen Fehler gemacht hatten.

»Ich gehe ab sofort voraus und du passt auf, wohin ich trete. Ein falscher Schritt und der Sumpf wird dein Grab. Hast du mich verstanden?«

Ich nickte und dann liefen wir los.

Mit mechanischer Gleichförmigkeit setzte ich einen Fuß vor den anderen, während ich insgeheim darauf hoffte, bald eine Gelegenheit zum Ausruhen zu erhalten. Aber Anila schien überhaupt nicht müde zu werden und stapfte zielstrebig vorwärts.

Als wir den Rand des Sumpfgebiets erreicht hatten, zogen am Himmel dunkle Wolken auf und bedeckten den Abendhimmel gänzlich. Innerhalb weniger Augenblicke konnte man kaum noch die Hand vor Augen sehen und zu allem Überfluss begann es auch noch zu regnen. Nicht besonders stark, aber dafür stetig und anhaltend. Bereits nach kurzer Zeit war ich nass bis auf die Knochen.

Der Boden unter meinen Füßen wurde schlammiger, stärker als er es infolge des Regens eigentlich hätte sein dürfen und instinktiv trat ich einen Schritt zur Seite. Unvermittelt gab das Erdreich an dieser Stelle unter mir nach und ich versank im nächsten Moment bis zu den Knien im Schlamm.

Fluchend versuchte ich, mich zu befreien. Aber je ungestümer ich mich bewegte, desto tiefer versank ich in dem dunklen Morast. Der Sumpf schien mich zu verschlucken wie ein gefräßiges Ungeheuer.

Plötzlich spürte ich harte Fäuste an meinen Schultern und jemand zog mich hoch und legte mich danach wie ein abgetragenes Kleidungsstück einfach zur Seite.

Schwerfällig hob ich den Kopf.

Es regnete immer stärker, dennoch roch ich dermaßen intensiv nach Moder und Fäulnis, dass mir beinahe schlecht wurde.

»Hast du was an den Ohren?«, blaffte mich Anila an.

»Habe ich dir nicht gesagt, dass du aufpassen sollst, wohin ich trete? Manchmal habe ich das Gefühl, als nimmst du die ganze Geschichte einfach nicht ernst genug. Ich hoffe nur, dieser kleine Zwischenfall hat dich endlich wachgerüttelt. Jetzt komm weiter, hier soll es nämlich auch Sumpfbewohner geben, die scharf auf frisches Menschenfleisch sind.«

Ich nickte ergeben.

Anilas Tonfall duldeten keinen Widerspruch und so beeilte ich mich, ihr zu folgen. Wobei der Hinweis auf die fleischfressenden Sumpfkreaturen ein weiterer Ansporn war, ihr schleunigst zu folgen.

Stunde um Stunde schleppten wir uns dahin, ohne dass ein Ende des Sumpfgebiets abzusehen war oder dass es endlich aufhörte zu regnen.

Mit nahezu traumwandlerischer Sicherheit eilte Anila über den schmalen, trittfesten Pfad, welcher sich durch den tückischen Sumpf wandte. Ich hatte Mühe, ihr zur folgen.

Unvermittelt erklang irgendwo östlich von uns ein Schrei in der Regennacht. Einen Atemzug später noch einer.

Anila stand für die Länge eines Herzschlages wie angewurzelt da, dann sank sie in die Knie, um wahrscheinlich dem unsichtbaren Feind ein möglichst kleines Ziel zu bieten, und zog ihr Schwert aus dem Gürtel. Vor uns erklang noch einmal dieser Schrei, dann wurde es plötzlich geradezu unheimlich still.

»Die Sumpfbestien!«, keuchte Anila erregt.

Auch ich erstarre mitten im Schritt und blickte angestrengt nach vorne. Aber es war so dunkel, dass ich lediglich bis zu Anila meine Umgebung noch erkennen konnte und die kniete keine zwei Armlängen vor mir auf dem Pfad. Plötzlich vernahm ich ein seltsames Geräusch unmittelbar neben mir. Ein unbeschreibliches Blubbern und Schmatzen und Zischen, als ob ein riesiger Topf mit Haferschleim überkochte. Ich blickte nach links zum Sumpf und im nächsten Moment stellten sich mir die Haare auf. Ich hatte das Gefühl, als fließe Eiswasser durch meine Adern und nicht Blut.

All meine Ängste und meine Furcht vor dem Unnatürlichen erfassten mich.

Direkt neben mir schob sich eine krallenbesetzte, mit Morast, Gräsern und Wurzeln bedeckte Hand aus dem Sumpf.

Fast gelähmt vor abergläubischer Furcht wich ich Schritt um Schritt zurück, während die Hand immer höher aus dem Sumpf wuchs.

Zweikampf mit dem Tod

Die Oberfläche schien sich wahrhaftig zu teilen und aus den Tiefen des Sumpfes tauchte eine Schreckengestalt auf, deren Anblick mich fast in den Wahnsinn trieb. Langsam, unendlich langsam schob sich das Geschöpf aus dem Sumpf.

Seine Finger, an deren Ende Nägel saßen, die augenscheinlich nur darauf warteten Fleisch zu zerfetzen, bohrten sich neben mir in die Erde und mit ruckartigen Bewegungen zog sich das Wesen allein mit der Kraft seiner Arme endgültig aus dem Morast.

Die Gestalt richtete sich auf und tapste unbeholfen auf mich zu. Ganz offensichtlich war die Kreatur einstmals ein Mensch gewesen. Schädel, Körper und die Gliedmaßen waren immer noch zu erkennen, obwohl die Albtraumgestalt eher einer wandelnden Moorleiche als einem Menschen ähnelte.

Eine Fratze des Wahnsinns stierte mich an.

Der Schädel hatte keine Augen mehr, stattdessen funkelte in den dunklen Höhlen ein kaltes, böses Irrlicht und anstelle der Nase gab es mitten im Gesicht nur ein gezacktes Loch, in dem winziges Getier zuckte. Während sich seine Kiefer klackend öffneten und schlossen, zeigte mir ein kurzer Blick auf das Gebiss der Kreatur eine dichte Reihe spitz zulaufender, gelblicher Zähne.

Ich wusste nicht, welchen dämonischen Beschwörungen diese Bestie ihr Dasein verdankte, ich wusste aber wohl, dass es in diesem Moment um unser Leben ging.

Schlammtriefend und geifernd stand die lebende Sumpfleiche jetzt vor mir und öffnete den Mund zu einem krächzenden Schrei. Übel riechender Atem schlug mir ins Gesicht und ließ mich würgen.

Ich drehte kurz den Kopf zur Seite und sog tief die kalte Regenluft in meine Lungen. Das Gefühl, mich übergeben zu müssen, war in diesem Moment beinahe übermächtig. Einen Moment lang stand ich mit geschlossenen Augen einfach da und kämpfte gegen den aufsteigenden Brechreiz an. Als ich einen Herzschlag später wieder nach vorne starrte, war es beinahe um mich geschehen.

Entsetzt musste ich mit ansehen, wie sich eine bräunliche Klaue ruckartig meiner Kehle näherte. Meine Reaktion war instinktiv. Ohne großartig zu überlegen, schlug ich mit meinem Schwert einfach zu.

Gleichmacher pfiff durch die Luft und traf den ausgestreckten Arm.

Die abgetrennte Hand fiel zu Boden und grünes schleimiges Blut tropfte aus dem Stumpf des Unterarmes.

Aber dann weiteten sich meine Augen jäh vor Entsetzen.

Jeder andere Schwertkämpfer wäre durch die Schwere dieser Verletzung normalerweise nicht mehr in der Lage gewesen, diesen Kampf weiterzuführen. Nicht so die Sumpfbestie.

Das Wesen schüttelte sich kurz, betrachtete den verstümmelten Arm einen Moment lang apathisch und taumelte dann, die andere Krallenhand ausgestreckt, erneut auf mich zu.

Ich sprang zurück, hieb mit der Schwertklinge wild um mich und doch kam die Kreatur unaufhaltsam näher. Seine Krallenfinger erfasssten mit einem fauchenden Hieb sogar ein Stück meines Hemdes und rissen den fadenscheinigen Stoff in Fetzen.

Wut stieg in mir auf.

Berserkerwut!

Erneut schwang ich mein Schwert durch die Luft und stieß die Klinge ruckartig nach vorne. Der scharfe Stahl fraß sich durch den Leib der Sumpfbestie, durchstieß das dämonische Herz der Schreckensgestalt wie heiße Butter und wieder ertönte dieses grausige, unmenschliche Schreien. Instinktiv spürte ich aber, dass ich diesmal besser getroffen hatte. Mit einem dämonischen Heulen verschwand die Kreatur im nächsten Augenblick wieder im Sumpf.

Aber mir blieb keine Zeit mich auszuruhen.

Ein schriller Schrei ließ mich herumwirbeln.

Was ich sah, ließ mir das Blut in den Adern stocken.

Anila lag am Boden.

Auf ihr hockte eine weitere der grässlichen Albtraumgestalten und beugte sich gerade über sie.

Die morastverschmierte Fratze des Sumpfwesens senkte sich auf die Kriegerin hinab, während sich die geifernden gelben Zähne unaufhaltsam der Kehle meiner Gefährtin näherten. Eine weitere Bestie war inzwischen aufgetaucht und indes der Körper noch im Morast steckte, hatten die Krallenfinger der Kreatur bereits tiefe Spuren in dem Unterschenkel der Kriegerin hinterlassen.

Deutlich war zu erkennen, dass die Schwertklinge Anilas die beiden Schreckensgestalten mehrfach getroffen hatte. Die Körper der Sumpfbestien wiesen Verletzungen auf, die genügt hätten, ein Dutzend erfahrener Krieger sich im Todeskampf auf dem Boden wälzen zu lassen. Aber im Gegensatz zu *Gleichmacher* konnte ihre Klinge diesem wandelnden Grauen anscheinend nicht viel anhaben.

»Anila!«, brüllte ich und sprang rasend vor Wut nach vorne.

Die Muskeln meiner Schwerthand traten in dicken Strängen hervor, als ich *Gleichmacher* mit weit ausholenden Hieben schwang.

Knochen splitterten wie morsche Zweige, grünes Sumpfblut spritzte und abgeschlagene Schädel rollten durch den Morast. Innerhalb weniger Atemzüge hatte ich den Zweikampf mit dem Tod aus dem Sumpf gewonnen und außer meiner blutenden Gefährtin war jetzt nichts mehr von dem ganzen Spuk zu sehen.

Mit dem bluttriefenden Schwert in der Hand starre ich betroffen zu Anila.

»Halte hier gefälligst keine Maulaffen feil, sondern hilf mir lieber«, erwiderte die Kriegerin krächzend.

Genau diese Worte waren es, weswegen ich Anila so verehrte.

Mit einem tiefen Seufzer voller Erleichterung sank ich vor ihr in die Knie.

»Willst du hier Wurzeln schlagen? Los, mach schon!«

Verständnislos starre ich auf die blutende Gestalt der N'de Kriegerin. Ich glotzte die Frau an, als sei sie der einzige Mensch auf der Welt.

»Verdammt noch mal«, fluchte Anila und richtete mühsam den Oberkörper auf.

»Bist du denn zu gar nichts zu gebrauchen? Ich bin am Verbluten, diese Sumpfbestie hat mir den halben Oberschenkel aufgerissen. Kümmere dich gefälligst um meine Wunden, so wie der Schamane und ich dir es gezeigt haben. Oder willst du zusehen, wie ich hier krepiere?«

Ich nickte benommen und handelte wie unter Zwang.

Ich langte nach ihrem Proviantbeutel, der neben uns am Boden lag, und zog einen kleinen Ledersack heraus. Dann schüttete ich etwas von dem Pulver, das sich in dem Säckchen befand in den Deckel von Anilas Wasserflasche, der gleichzeitig als Trinkbecher diente. Ich hielt ihr das Ganze an die Lippen und setzte den Becher erst wieder ab, als er leer war. Dann säuberte ich mit etwas Wasser die Wunde in ihrem Schenkel und befreite sie von Blut und Dreck.

Anila nickte mir dankbar zu.

»Das müsste genügen. Das Pulver wird verhindern, dass sich die Wunde entzündet.«

Dann richtete sie sich auf.

Ihr kantiges Gesicht wirkte plötzlich energisch. In ihren Augen flackerte ein seltsames Feuer. Dann stand sie vor mir, schwankte etwas, hielt sich aber.

»*Gleichmacher!*«, flüsterte sie nach einem scheuen Blick auf mein Schwert.

»Diese Klinge hat uns heute wieder einmal vor dem Tod bewahrt.«

Ich nickte stumm. So allmählich begann ich zu verstehen, dass mein Schicksal vorbestimmt war.

Eine Weile standen wir uns schweigend gegenüber und musterten uns nachdenklich.

»Wie geht es jetzt weiter?«, fragte ich schließlich.

»Wir sollten keine Zeit mit Gerede vergeuden, sondern zusehen, dass wir diesen Sumpf noch heute Nacht verlassen.«

Ich nickte und dann rannten wir los.

Spätestens im Morgengrauen mussten wir das Ende des Sumpflandes

erreicht haben.

Aber noch waren wir nicht in Sicherheit.

Vor uns huschten weitere Kreaturen durch die Nacht. Grässliche Schreie hallten durch den Sumpf, vermischt mit wütendem Fauchen und Knurren. Morastklumpen, abgestorbenes Wurzelwerk und Grasbüschel flogen durch die Dunkelheit, konnten uns aber nicht ernsthaft gefährlich werden. Die Wesen wagten sich jetzt offensichtlich nicht mehr in die Reichweite unserer Schwerter. Sie hatten ihre Macht überschätzt und waren jetzt vorsichtiger geworden.

Im Hafen von Daak'Marn

Wir stolperten förmlich durch die Finsternis.

Immer wieder bückte sich Anila und tastete mit den Händen vorsichtig über den Boden, um sich zu vergewissern, ob wir uns noch auf dem festen Pfad befanden.

Erst wenn der Mond aufging und sein Schein auf das Sumpfland fiel, würde die Sicht etwas besser werden, so dachte ich. Aber schon bald darauf wurde ich eines Besseren belehrt. Das fahle Licht durchdrang die Dunkelheit und den Regen nur spärlich und reichte gerade aus, um die nähere Umgebung einigermaßen zu erkennen. Wenigstens genügte es, um etwaige Angreifer rechtzeitig zu bemerken, und das war gut so.

Denn die Sumpfbestien hatten noch nicht aufgegeben.

Immer wieder, wenn ich zurückblickte, bemerkte ich dunkle Schatten hinter uns, deren groteske Bewegungen mich an Marionetten erinnerten, die an Fäden bewegt werden. Unheimliche Laute drangen von überall her durch die Nacht. Schrille Schreie, dämonisches Gelächter und durchdringendes Gewimmer, mal laut, mal leise.

Ich fröstelte, nicht nur wegen der Nachtkühle und des Regens.

Noch nie war ich in solch einer gespenstischen Umgebung unterwegs gewesen. Das Land ringsum war topfeben. Es gab keine Bäume oder Sträucher, nur hin und wieder ein paar Sumpfgrasbüschel und in der Luft hing ein entsetzlicher Modergeruch, der an den Gestank von verfaulten Eiern erinnerte. Mir kam es so vor, als ob der Geruch durch den Regen sogar noch verstärkt wurde. Es gab auch kein Anzeichen von Leben an diesem unheimlichen Ort. Kein Lufthauch schien sich zu regen, kein Vogel flatterte am Himmel, kein Tier kreuzte unseren Weg.

Es war geradezu unheimlich still. Eine Stille, die nur ab und zu durch das Kreischen der Sumpfleute durchbrochen wurde.

Wir hasteten weiter, ohne dass ein Ende des Sumpflandes abzusehen war.

Dabei fiel mir auf, dass Anila in immer kürzeren Abständen anhielt, um nach ihrem Bein zu sehen. Die Krallen der Sumpfbestie hatten sie anscheinend doch schwerer verletzt, als sie zugeben wollte. Ich konnte mich auch irren, aber irgendwie hatte ich das Gefühl, als wäre seit dem Angriff ihr ebenmäßiges Gesicht plötzlich von harten Linien geprägt und unnatürlich blass geworden. Ihre Augen lagen jetzt in tiefen Höhlen und ihr Blick war stumpf und glanzlos geworden.

Aber bevor ich mir weiter Gedanken über Anilas Zustand machen konnte, erfolgte der nächste Angriff der Sumpfbestien. Beinahe lautlos waren sie im Schutz des Dunkels an uns herangeschlichen, und als ich mich aus einer Laune heraus unverhofft umdrehte, hatten mich zwei von ihnen schon fast erreicht. Ihre Krallenhände schnitten fauchend durch die Luft, während sie auf mich zukamen. Ich schwang mein Schwert mit gnadenloser Härte.

Es war ein Gemetzel.

Die Kreaturen waren meiner magischen Klinge nicht gewachsen. Jedes Mal, wenn *Gleichmacher* traf, sank eine weitere der unheimlichen Gestalten zu Boden. Schließlich stand ich allein mit einem halben Dutzend Toten um mich und einer verwundeten Anila im Rücken keuchend auf dem Pfad. Mit zusammengekniffenen Augen starrte ich nach vorne in die Düsternis. Urplötzlich war es geradezu unheimlich still geworden. Es schien, als habe es die Sumpfleute nie gegeben, obwohl die Getöteten zu meinen Füßen eine andere Geschichte erzählten.

Im bleichen Mondlicht schleppten wir uns südwärts durch das Sumpfland.

Noch heute frage ich mich, wie wir es damals schafften, trotz totaler Erschöpfung immer wieder die müden Füße zu heben und weiter zu laufen. Meile um Meile, zuletzt kaum noch Herr unserer selbst. Es war dann gegen Mittag, als wir, am Ende unserer Kräfte, aus dem Sumpf heraus waren. Das Land ging übergangslos in eine weite, hügelige Grasebene über und dahinter in der Ferne schimmerte das purpurne

Wasser des blutenden Meeres.

Wir hetzten weiter.

Auf einem scharfkantigen Hügelrücken machten wir endlich Rast. Anila blieb stehen und beobachtete die Umgebung. Ich ließ mich einfach zu Boden fallen, wischte mir den Schweiß vom Gesicht und streckte alle Viere von mir.

Der immerwährende Regen hatte jetzt aufgehört. Die Sonne stand fast senkrecht am Himmel und ich lauschte dem leisen Rauschen des Windes in den Büschen und Bäumen des Graslandes. Ich konnte nicht verhindern, dass ich ein wenig vor mich hindöste, während die ganze Anspannung allmählich aus meinem Leib wich.

Irgendwann schlief ich erschöpft ein.

Ein unterdrücktes Keuchen weckte mich. Ich wälzte mich schlaftrunken zur Seite und starre dabei direkt auf Anila. Sie lag auf dem Rücken und blutete aus ihrer Beinwunde wie ein abgestochenes Schwein. Ihr Gesicht war vor Schmerzen verzerrt, obwohl sie keinen Ton von sich gab. Wie ich später erfuhr, hatte sie sich, während ich schlief, ihre Beinwunde mit dem Krummdolch nochmals ausgeschabt. Die Gefahr einer Vergiftung war ihr trotz des eingenommenen Pulvers einfach zu groß. Sie zerschnitt ihren Proviantssack in schmale Streifen und befahl mir, ihre Beinwunde damit, so fest es nur ging, zu verbinden. Dabei stand sie unsägliche Qualen aus und es schien so, als wäre sie nahe daran, das Bewusstsein zu verlieren. Aber irgendwie, tief aus ihrem innersten Kern heraus, brachte sie noch einmal alle Kraft auf, die in ihr steckte.

Es war später Nachmittag, als wir uns wieder erhoben und weiterzogen.

Wir ließen das Grasland hinter uns und schon bald tauchten die ersten Häuser einer kleinen Stadt schemenhaft vor uns auf.

»Das ist Daak'Marn«, sagte Anila nur.

Dann schlug sie einen Bogen und lief mit mir von Westen her in die Stadt.

Je mehr wir uns dem Ort näherten, umso intensiver wurde der Geruch von Salzwasser, Schweiß, Fisch, Tabak und Unrat. Die ersten Häuser, die wir passierten, waren klein, windschief und düster.

Mehrere Wagen, hoch beladen mit allerlei Waren, Fässern und großen Kisten, überholten uns. Dabei rollten sie schwankend über das ausgetretene Kopfsteinpflaster und ich hatte ständig das Gefühl, dass sie

im nächsten Moment umzukippen drohten.

Zu diesem Zeitpunkt ahnte keiner von uns, was uns tatsächlich im Hafen von Daak'Marn erwarten würde.

Es war mehr als eine Überraschung.

Hafenratten

Der Hafen von Daak'Marn bestand aus einem halben Dutzend hölzernen Anlegern, an denen an diesem Spätnachmittag noch drei Segelschiffe vertäut waren. Seitlich der Anleger standen unzählige Fuhrwerke mit Kisten, Säcken, Stoffballen und bauchigen Fässern. Zwei stier nackige, glatzköpfige Kerle, die scheinbar nur aus Muskeln und Sehnen zu bestehen schienen, ließen ihre Peitschen knallen und trieben damit halb nackte Sklaven an, die schweren Sachen von den Wagen zu laden und sie backbords in den Laderaum der Schiffe zu bringen.

Für einen Moment lang blieb ich fasziniert stehen und sog das ganze Geschehen in mich auf.

Die Sonne stand einem Feuerball gleich am westlichen Firmament und überzog das Wasser mit seinem tiefroten Licht. Spätestens jetzt wurde mir klar, woher das blutrote Meer seinen Namen hatte. Das eigentlich blaugrüne Wasser klatschte mit ständig wiederkehrenden Wellen an die Kaimauern, nässte die Hafenmolen und spritzte bis auf die Straße. Möwen schwebten krächzend, mit weit ausgebreiteten Schwingen am Himmel über dem Hafen, ständig rollten weitere Wagen, beladen mit großen Frachtkisten und Fässern, durch die schmalen Gassen heran und von Osten her tauchte eine Kutsche auf, die etliche Passagiere zu einem der Segelschiffe brachte. Über schwankende Planken betraten sie das Schiff, gefolgt von schwitzenden Sklaven, die ihr Gepäck schleppten. Die Luft roch nach Seetang, Salzwasser, schwitzenden Leibern und verbranntem Essen und ständig war der Gesang der Schauerleute zu hören.

Als mich Anila kurze Zeit später in eine der verwinkelten Seitengassen drängte, sah ich auch die andere Seite dieses bunten Treibens, das für mich als Bursche aus einem kleinen Dorf an der Küste des frierenden Meeres so faszinierend war. Ich sah den unglaublichen Dreck, den Abfall, der überall auf den Straßen herumlag. Zerbrochene Weinkrüge, weggeworfene Essensreste, die teilweise schon schimmelten, zersplit

terte Holzkisten, leere Fässer und zerschlagenes Mobiliar.

Hier und da entdeckte ich auch ein paar katzengroße Ratten, die fiepend zwischen dem ganzen Unrat umherhuschten.

Anila zog mich weiter, bis wir schließlich im Hinterhof eines weitläufigen, aus Felsstein gemauerten Hauses standen. Anila kloppte in einem bestimmten Erkennungssignal gegen eine schmale Seitentür. Dreimal kurz, zweimal lang und dann wieder dreimal kurz.

Zunächst passierte gar nichts, wir warteten.

Dann öffnete sich unvermittelt die Tür einen Spaltbreit. Anila nannte ihren Namen und erst danach öffnete sich der Eingang richtig und eine gebrechlich wirkende, alte Frau winkte uns stumm in das Haus.

Wir traten ein und die Frau führte uns durch den dunklen Hausflur in ein kleines Zimmer, dessen Fenster sorgfältig mit dunklem Stoff verhangen war.

Dort zündete sie umständlich ein kleines Talglicht an.

»Wir haben dich schon lange zurückerwartet.«

»Es kam etwas dazwischen«, sagte Anila. »Die Hunde der Psa haben mithilfe dunkler Magie und ihrer besessenen Priesterschaft wahrscheinlich erfahren, dass wir den Erwählten ausfindig gemacht haben. Wir hatten höllische Schwierigkeiten auf dem Weg hierher. Wenn ich nur daran denke wie ...«

»Ist er das?«, unterbrach sie die Frau scharf.

Anila nickte, dann erzählte sie der Alten die ganze Geschichte unserer abenteuerlichen Reise. Die Frau lauschte schweigend und bedachte mich schließlich mit einem seltsamen Blick.

»Ihr müsst vorsichtig sein. In letzter Zeit treibt sich eine Menge Gesindel hier herum. Zweibeinige Hafenratten, die überall ihre Nase in Dinge stecken, die sie eigentlich nichts angehen. Es scheint, als ob sie auf der Suche nach irgend etwas wären.«

Meine Begleiterin schnaubte verächtlich.

»Die Psa sind offenbar doch nicht so dumm, wie es den Anschein hat. Sie wissen, dass wir ihre Furcht vor dem Wasser kennen und haben wahrscheinlich damit gerechnet, dass wir unsere Reise auf dem Meer fortsetzen werden. Es würde mich nicht wundern, wenn sich in allen fünf Hafenstädten entlang der Küste des blutenden Meeres plötzlich haufenweise zwielichtiges Gesindel herumtreiben würde.«

»Bist du in Ordnung?«, wollte die alte Frau wissen. Sie hatte den Kopf etwas schief gelegt und trat näher an Anila heran.

»Du siehst ziemlich blass aus, und wenn ich mich nicht irre, habe ich ein leichtes Hinken an dir bemerkt, als du ins Haus gegangen bist. Was hat der Verband an deinem Bein zu bedeuten?«

»Ein kleiner Kratzer, nichts weiter.«

Mir blieb fast die Spucke weg. Die Krallen der Sumpfbestie hatten ihrem Oberschenkel tiefe Wunden zugefügt. Mehr als einmal auf dem Weg in die Hafenstadt hatte ich ihren Verband gewechselt, weil er nass vom Blut war. Sie konnte kaum noch laufen, hatte wahrscheinlich schon Wundfieber und redete immer noch von einer Kleinigkeit. Eigentlich war ich nie das, was man im landläufigen Sinne einen Schwätzer nennt, aber in diesem Fall konnte ich nicht länger schweigen.

Die alte Frau riss bei meinen Worten erschrocken die Augen auf und packte Anila an der Hand.

»Du bist wohl verrückt geworden? Mit solch einer Wunde ist nicht zu spaßen«, fuhr sie die Kriegerin mit einer Stimme an, die keinen Widerspruch zuließ.

»Leg dich jetzt sofort dahin. Ich will mir das Ganze ansehen.«

Dabei deutete die Alte auf eine schmale Lagerstatt zu ihrer Rechten hin. Im trüben Schein der Talglichtfunzel war ein einfaches Holzbett zu erkennen, an dessen Kopfende sich ein Strohkissen und eine zusammengerollte Decke befanden. Seltsamerweise widersprach Anila der Frau nicht, sondern humpelte mit zusammengebissenen Zähnen auf das Bett zu und legte sich schließlich stöhnend darauf.

Ganz offensichtlich machte ihr die Wunde doch mehr zu schaffen, als sie zugeben wollte.

Mit geübten Griffen löste die Frau den Verband der Kriegerin. Kopfschüttelnd untersuchte sie die Verletzung, wobei sie hier und da mit den Fingern über die Wundränder tastete. Diese Art der Untersuchung entlockte Anila mehr als nur ein unterdrücktes Stöhnen.

»Du Närrin!«, sagte die Frau etwas rauer als sonst.

»Die Krallen der Sumpfleute sind nicht nur messerscharf, sondern auch giftig. Diese Wesen leben in einer Welt voller Morast, Fäulnis und Tod und jeder noch so kleine Kratzer kann tödlich sein. Du kannst von Glück sagen, dass dir jemand die Wunde sofort gründlich gesäubert und immer wieder neue Verbände angelegt hat. Hat er dir geholfen?«

Die Kriegerin nickte.

»Hast du wenigstens das Pulver zu dir genommen, welches ich dir bei deiner Abreise mitgegeben habe?«

Anila nickte erneut.

»Trotzdem hat sich die Wunde entzündet. Ich muss dir einen Salbenverband anlegen und dann darfst du mindestens drei Tage das Bett nicht verlassen.«

Anila fuhr wie angestochen mit dem Oberkörper hoch.

»Das ist unmöglich. Wir müssen so schnell wie möglich mit ihm in das Dorf seines Vaters.«

Mit ihm war wohl ich gemeint. Die Alte schüttelte den Kopf und drückte Anila mit den Händen sanft aber bestimmt wieder ins Bett zurück.

»Willst du dein Bein verlieren? Was vermag ein einbeiniger N'de auf dem Rücken eines Pferdes noch im Kampf gegen die Psa ausrichten?«

Es dauerte einen Moment, bis Anila diese Worte verarbeitet hatte. Aber dann ließ sie sich langsam auf das Kissen zurücksinken. Ich weiß nicht, was ihr im Moment alles durch den Kopf ging, ich weiß nur noch, dass die Kriegerin nach diesen Worten sichtlich bleich wurde.

Die Alte begann nun, mich eingehender zu mustern.

»Du scheinst in Ordnung zu sein. Ohne deine Hilfe wäre sie wahrscheinlich nicht mehr lebend aus dem Sumpf heraus gekommen.«

»Wird sie es schaffen?«

Ein Lächeln huschte über das Gesicht der Frau.

»Ich denke schon. Mit der richtigen Medizin wird sie in ein paar Tagen schon wieder ohne Beschwerden herumlaufen können. Apropos richtige Medizin, jemand muss zu Arko, dem Heiler, gehen und die Salbe besorgen. Ich bin hier ziemlich bekannt und man weiß, dass ich alleine lebe. Jemand könnte eventuell auf dumme Gedanken kommen, wenn ich bei ihm auftauche. Du aber als Fremder fällst hier nicht so auf. In letzter Zeit streifen hier sowieso ziemlich viele Fremde mit dem Schwert in der Hand durch die Straßen. Traust du dir zu, die Salbe zu besorgen?«

Natürlich traute ich mir das zu. Ich war schließlich kein kleines Kind mehr. Innerhalb des letzten Jahres hatte ich zu viel erlebt und den unbedarften Jungen, der ich einst in Eislanden gewesen war, gab es schon lange nicht mehr. Ich hatte Menschen sterben sehen und ich hatte auch töten müssen, wenngleich im Kampf, um selbst zu überleben. Danach hatte ich mich aber immer ziemlich beschissen gefühlt, denn der Tod eines Menschen ist eine üble Sache, auch wenn derjenige den Tod verdient hatte, wie etwa Bork. Aber ich erwiderte nichts von alledem, son-

dern nickte nur.

»Gut«, sagte die Frau. »Das Haus von Arko ist nicht zu verfehlten. Du gehst einfach die Straße hier hinunter und bei der dritten Gasse biegst du nach links ab. Es ist das letzte Haus auf der rechten Seite. Seine Kammer liegt unterm Dach. Sag einfach, die alte Gunda hat dich geschickt und du brauchst einen Topf voll Blaugrassalbe.«

Ich nickte erneut, warf noch einen letzten Blick auf Anila, die jetzt zu schlafen schien, und verließ leise das Haus der alten Gunda.

Auf den Straßen von Daak'Marn herrschte reges Treiben.

Überall in den Gassen wimmelte es nur so von Menschen. Die Stadt war der erste Anlegeplatz für die Schifffahrt des blutenden Meeres und somit ein wichtiger Umschlagplatz für Waren aller Art, die von hier aus ihren Weg bis in die entlegensten Winkel des Hinterlandes fanden. Hier kamen Handel treibende Menschen aus aller Herren Länder zusammen. Ich erkannte wetterharte, von der Arbeit gebeugte Weinbauern aus dem Ruland, schweigsame, groß gewachsene Männer aus Goa, vereinzelt rothaarige Mic-Mac Leute, Stadtbewohner und ein paar geschäftstüchtige, dunkelhäutige Kaufleute aus den Südländern. Ich drängte mich durch die scheinbar ziellos umherlaufende Menschenmenge und bog in die dritte Gasse von links.

Die Gasse war nicht sonderlich belebt und kein Mensch schien mich zu beachten, als ich zielstrebig auf das letzte Haus am rechten Ende der Gasse zulief.

Dann hatte ich das Haus erreicht. Ich ging die Stufen des hölzernen Vorbaus hoch und wollte gerade das dreistöckige Gebäude betreten, als ich aus den Augenwinkeln sah, wie sich zwei kleine, gedrungene Gestalten links von mir in den Schatten eines benachbarten Hauses drückten. Die Gesichter waren mir unbekannt, aber die Kerle waren bis an die Zähne bewaffnet.

Die Sache gefiel mir nicht. Was hatten diese Männer hier zu suchen? Warum versuchten sie, sich vor mir zu verstecken? Irgendetwas war da faul und dann fielen mir plötzlich die Worte der alten Gunda ein.

»Nimm dich in acht vor diesen Hafenratten!«

Das blutende Meer

Rasch betrat ich das Haus und hastete, immer zwei Stufen auf einmal

nehmend, die Treppen hinauf. Mein Gefühl sagte mir nämlich, das sich diese zwielichtigen Gestalten auf der Straße nur wegen mir in den dunklen Hausecken der schmalen Seitengasse herumdrückten. Irgendetwas ging hier vor sich, wahrscheinlich war es das Beste, ich beeilte mich mit meiner Rückkehr zu Gunda und Anila. Als ich das oberste Geschoss, wo sich direkt unter den Dachbalken Arkos Kammer befand, endlich erreicht hatte, war ich völlig außer Atem.

Der Heiler hob den rußigen Glaszyylinder einer Öllampe hoch, als er mir nach kurzem Klopfen die Tür öffnete. Im schwachen Licht der Lampe erkannte ich einen Mann in den Sechzigern, dem das Haar in langen weißen Strähnen vom Kopf fiel. Weiß war auch sein wallender Bart, der ihm tief bis auf die Brust hinunter reichte. Arko trug eine braune, zerschlissene Kutte, die von einem einfachen Strick zusammengehalten wurde und er war barfuß. Ich zuckte zusammen, als mich der Blick seiner eisblauen, scheinbar alles durchdringenden Augen traf.

Ein Hauch von Allwissenheit lag darin. Als er mich ansah, hatte ich das Gefühl, als könne er bis auf den Grund meiner Seele blicken. Es hätte mich nicht überrascht, wenn mir jemand erzählt hätte, dass er in diesem Moment sogar meine Gedanken lesen konnte.

Ein Schauer jagte über meinen Rücken, als er mich mit tiefer Stimme nach meinem Begehrten fragte.

»Die alte Gunda schickt mich. Ich soll einen Topf mit Blaugrassalbe abholen.«

Arko nickte stumm.

»Geh nach hinten«, sagte er leise, während ich an ihm vorbei in die Wohnung huschte.

Dann schloss er die Tür und folgte mir in seine Wohnkammer.

Er war ein Heiler, und so war dieses Zimmer vollgestopft mit Büchern, Schriftrollen und seltsamen Tiegeln und Töpfen. Sämtliche Wände des Zimmers waren mit Regalen überzogen, in denen sich die verblichenen Pergamentrollen von unzähligen Generationen stapelten. Der einzige Tisch des Raumes sah aus, als habe jemand einen ganzen Monat lang damit verbracht, jeden Tag seinen Mülleimer darüber auszuleeren. Das altersschwache Möbelstück brach unter der Last der vielen Pergamentschriftstücke, Tabakkrümel, Obstkerne, den Ergebnissen verunglückter Experimente, erkalteter Kerzenstummel und anderem nicht genau bestimmmbarem Abfall schier zusammen. Von der Decke des winzigen Raumes baumelten getrocknete Wurzeln und Pflanzen he-

rab und ein undefinierbarer Geruch nach Kerzenrauch und wilden Kräutern hing in der Luft.

»Wieso Blaugrassalbe, was ist passiert?«

Ich überlegte einen Augenblick lang, aber schließlich kam ich zu dem Schluss, dass ich dem Mann vertrauen konnte, und so erzählte ich ausgiebig von Anilas Verletzung. Wahrscheinlich aber zu ausgiebig, denn plötzlich spiegelten sich so etwas wie Hass und unterdrückte Wut in seinem Antlitz wider.

Der Mann lächelte, aber es war ein eigenartiges Lächeln, weil sein Gesicht dabei plötzlich einer starren Maske glich und seine Augen mich fast schon verächtlich musterten.

»Dann bist du also dieser Junge, weswegen bereits die halbe Stadt verrückt spielt.«

»Wie meinst du das? Wir sind doch erst seit heute Mittag in ...«

Mit einer unwilligen Handbewegung unterbrach mich der Heiler und seine Stimme schien plötzlich schärfer zu werden, als er mir ins Wort fiel.

»Irgendjemand scheint ein verdammt großes Interesse daran zu haben, dich zu finden. Warum, wieso, ich weiß es nicht. Ich weiß aber, dass auf deinen Kopf ein Preis ausgesetzt ist, und zwar ein ziemlich hoher.«

»Und?«, fragte ich gedehnt.

Meine Gedanken überschlugen sich und eine bestimmte Ahnung stieg in mir hoch, als sich die Lippen des Heilers zu einem spöttischen Grinsen verzogen.

Arko lächelte kalt.

»Tut mir leid, mein Junge, aber ab einer bestimmten Menge von Goldmünzen wird selbst ein Heiler wortbrüchig.«

»Ich bin nicht dein Junge«, sagte ich hart. »Aber ich habe kapiert, du Schwein hast uns verraten.«

Arko öffnete den Mund, schien etwas sagen zu wollen, konnte aber nur mit dem Kopf schütteln und klappte den Mund wieder zu.

»Wie sprichst du denn mit mir, du Rotzlöffel?«

In seinem Gesicht stand eine seltsame Mischung aus maßloser Überraschung und unterdrückter Wut geschrieben.

»Du kleine, verdammte Ratte, du ...«

Ich ließ ihn nicht ausreden, ich handelte.

Meine Faust erwischte den Dreckskerl am rechten Kinnwinkel. Der

Heiler schrie auf und rutschte am Türrahmen herunter. Ich stieg über ihn, nahm einen der Tiegel, von denen ich annahm, dass sie jene Medizin enthielten, die Gunda so dringend benötigte, und versuchte wieder zu verschwinden. Arko begann das Haus zusammen zu brüllen.

Ich fuhr herum und trat ihm in den Unterleib.

Mit dem Tiegel in der Hand wandte ich mich ab. Für mich war die Sache in diesem Moment erledigt. Aber nicht für Arko.

Seine Augen blitzten vor Wut und sein Gesicht hatte sich in eine hassverzerrte Fratze verwandelt. Er nestelte an seiner Kutte, und bevor ich auf drei zählen konnte, hatte er mit der Rechten aus einer verborgenen Tasche seiner Kleidung einen kleinen, glitzernden Wurfstern hervor gezogen. Eigentlich zu klein, um mich nennenswert zu verletzen, oder gar zu töten.

Aber was, wenn dieses kleine funkelnende Etwas vergiftet war, schoss es mir durch den Schädel, als das Ding auf mich zuflog. Ich ließ mich einfach fallen, rollte über den Boden und als ich aufsprang, lag *Gleichmacher* in meiner Hand. Genau in diesem Moment machte der hinterhältige Heiler einen Schritt nach vorne und die Spitze meines Schwertes drang ihm in den Leib.

Arko schrie gellend auf und seine Hände umschlossen dabei unsinnigerweise den Teil der Klinge, der nicht in seinen Körper eingedrungen war. Dass er sich dabei die Finger blutig schnitt, bemerkte er schon nicht mehr. Arko war stehend gestorben.

Ich zog das Schwert aus dem Verräter und zögerte nicht länger.

So schnell ich konnte, rannte ich aus dem Haus, die Gasse entlang in Richtung jenes Ortes, wo Gunda und Anila auf mich warteten.

Sie jagten mich!

Ich duckte mich in den Schatten der umliegenden Häuser und versuchte, unerkannt zu den Frauen zu gelangen. Aber die ganze Hafenstadt schien plötzlich von Männern zu wimmeln, die es auf mich abgesehen hatten. Wild durcheinander brüllend streiften sie durch die Straßen. Unvermittelt tauchte ein Reiter vor mir auf und schwang schreiend eine brennende Fackel. Ich hechtete zur Seite, glitt über den Boden und schnellte im nächsten Moment, als die heißen Flammen wirkungslos über mich hinweggezischt waren, wieder hoch. Dabei stieß

ich mein Schwert dem Reiter mitten in die Brust. Während das Tier verschreckt weitertrabte, sank der Mann ganz langsam auf den Hals seines Pferdes, verharre dort einen Moment lang und kippte dann leblos aus dem Sattel.

Aus einem dunklen Hauseingang heraus rannten zwei weitere Männer schreiend auf mich zu. Ich schwang mein Schwert und verletzte beide schwer. Ich wartete nicht, bis die blutenden Männer in den dunklen Hauseingang zurückgefallen waren, dazu blieb keine Zeit. Ich hatte inmitten dieses Chaos von schreienden Männern und stampfenden Stiefern alle Hände voll zu tun, um ungeschoren zu Gunda und Anila zu kommen.

Ich brauchte nicht viel Fantasie, um mir auszumalen, was die Männer mit mir anstellen würden, sollte ich ihnen in die Hände fallen.

Ich rannte um mein Leben.

Aber die gedungenen Mörder tauchten jetzt überall auf und drängten mich immer weiter vom Ziel meiner Flucht ab.

Plötzlich ertönte irgendwo vor mir ein leiser Pfiff.

Erst zaghaft, dann schrill und schließlich fordernd.

»Hierher!«, zischte eine Stimme, die mir irgendwie bekannt vorkam. Kurz entschlossen stürmte ich mit schlagbereitem Schwert nach vorne und richtete *Gleichmacher* auf jene Gestalt, die urplötzlich, scheinbar aus dem Nichts, vor mir auftauchte.

Die Gestalt kicherte schrill.

»Begrüßt du eigentlich immer so die Leute, die dir das Leben retten wollen?«

Erleichtert ließ ich das Schwert sinken.

»Na los, folge mir!«, sagte Gunda und nahm mich an der Hand. Ich folgte der Frau, ohne zu fragen. Die Alte führte mich sicher durch ein Gewirr von engen Gassen und verwinkelten Straßen und ich bemerkte, wie der Lärm meiner Hässcher hinter mir immer leiser wurde. Schließlich verstummte er ganz und wir standen plötzlich in der wohl hinterssten, dunkelsten und abgeschiedensten Ecke des ganzen Hafens.

Hier waren wir anscheinend sicher, vorläufig jedenfalls.

»Danke!«, sagte ich zu meiner Lebensretterin. »Aber wie hast du so schnell erfahren, was geschehen ist?«

»Jemand lief an meinem Fenster vorbei und schrie, dass der Junge Bescheid wusste und den Heiler erstochen hatte. Damit konntest nur du gemeint sein. Arko hat also nicht dicht gehalten und uns verraten.«

Ich nickte düster.

»Anscheinend hat jemand eine Menge Goldstücke auf meinen Kopf ausgesetzt, da ist er wohl schwach geworden.«

»Pah!«, sagte Gunda und machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Arko war schon immer ein geldgieriger alter Sack! Der hätte sogar seine eigene Mutter verkauft, wenn die Summe groß genug gewesen wäre. Um ihn ist es nicht schade.«

»Und wie geht es jetzt weiter?«, wollte ich wissen.

Gunda deutete auf ein kleines Ruderboot, welches schräg auf dem Uferstrand lag.

»Anila hat mir erzählt, dass du dich mit dem Meer auskennst. Nimm dieses Boot und rudere nach Süden, bleib aber immer in Ufernähe. Keine Angst, man wird dich so schnell sicherlich nicht entdecken, die Nacht wird dich schützen. Spätestens morgen früh wirst du eine kleine Insel erkennen, die nicht weit vom Festland entfernt im Meer liegt. Steuere sie an und verstecke dich dort. Sobald Anila wieder auf den Beinen ist, wird sie sich dort mit dir treffen.«

Ich blickte die alte Gunda skeptisch an.

»Diese Insel, die du mir da beschreibst, die ist doch sicher auch meinen Feinden bekannt? Dort sitze ich doch bestimmt wie eine Maus in der Falle.«

Das Gesicht der Alten zersprang in tausend Falten, als sie mich angrinste.

»Sicherlich kennt die Insel hier in der Gegend jeder, aber keiner wagt es, sie zu betreten.«

Ich horchte auf.

»Warum?«

»Auf dieser Insel lebt etwas, das nur den Träger von *Gleichmacher* neben sich duldet.«

Dann trat sie an mich heran und flüsterte mir einige Dinge ins Ohr, die genügten, mir die Nackenhaare aufrichten zu lassen. Aber wenn ich ihren Worten glauben schenken durfte, und daran gab es keinen Zweifel, war diese seltsame Insel tatsächlich vorläufig der einzige Ort, wo ich in Sicherheit war.

Mit gemischten Gefühlen zog ich das Boot ins Wasser und begann zu rudern. Das Wasser des blutenden Meeres trug mich rasch von dannen. Als ich zurückblickte, war Gunda schon nicht mehr zu sehen und die Dämmerung senkte sich langsam wie ein dunkles Tuch über das Land.

Ich blieb mit meinem kleinen Boot immer so weit vom Ufer entfernt, dass ich das Festland gerade noch sehen konnte.

Die Insel der Dämonen

Bei Sonnenaufgang erkannte ich die Umrisse der Insel zu meiner Rechten.

Mit gemischten Gefühlen tauchte ich das Ruderblatt in die Fluten des blutenden Meeres und steuerte das geheimnisvolle Eiland an. Mein kleines Boot schlingerte zunächst, bewegte sich dann aber schräg auf den Uferstrand zu. Angetrieben durch mein Rudern und der Kraft der Wellen schob sich die Unterseite knirschend auf den sandigen Boden, das Schaukeln hörte abrupt auf und das Ruderboot lag schließlich in leichter Schräglage völlig still.

Aufmerksam musterte ich meine Umgebung.

Der ockerfarbene Uferstrand war keine fünf Schritte breit. Danach folgte unvermittelt eine fast undurchdringlich wirkende Dschungelwand, die scheinbar bis in den Himmel wuchs. Geheimnisvolles Rascheln und schleichende Schritte waren dahinter zu hören, ansonsten aber herrschte bis auf das Rauschen des Meeres und das Rascheln der Bäume im Morgenwind eine geradezu gespenstische Stille. Ich war mir nicht sicher, aber hin und wieder vermeinte ich, das Schimmern schräg stehender Augen im Dunkel des Unterholzes zu erkennen.

Ich fröstelte nicht nur der Morgenkühe wegen.

Ein Gefühl sagte mir, dass diese dschungelüberwucherte Insel wahrscheinlich noch mehr düstere Geheimnisse barg, als die ahnungslosen Festlandbewohner wussten. Insgeheim hoffte ich, dass die alte Gunda recht hatte mit ihrer Behauptung, dass der Träger von *Gleichmacher* hier unbeheiligt bleiben würde. Mein Herz begann unwillkürlich schneller zu schlagen und Schweißperlen standen auf meiner Stirn. Instinktiv umklammerte ich den Griff meines Schwertes und sofort begann der kalte Waffenstahl, meine angespannten Sinne zu beruhigen. Grummig entschlossen stieg ich aus dem Boot und zerrte es vorwärts. Ich versteckte es im Unterholz und verwischte mit einem Palmenwedel sorgfältig meine Spuren. Auch wenn die Insel angeblich gemieden wurde, meine Anwesenheit sollte dennoch möglichst unentdeckt bleiben. Schließlich tauchte ich in den Dschungel ein.

Augenblicklich wurde aus dem hellen Sonnenschein des neuen Tages ein beinahe gespenstisch wirkendes graugrünes Dämmerlicht. Ich blickte mich um, konnte aber keinen Weg oder einen schmalen Pfad erkennen. Nur grünen, mit Moos bewachsenen Boden, der hier und da feucht schimmerte, dazu ein scheinbar undurchdringliches Gewirr aus großblättrigen Pflanzen, Kletterranken und Bäumen in den seltsamsten Formen. Lianen, die den Umfang vom Oberschenkel eines ausgewachsenen Mannes hatten, hingen vom Pflanzendach des Dschungels bis zur Erde herab, hier und da wuchsen farbenprächtige Blumen.

Ich zuckte mit den Schultern, aber es war nicht mehr zu ändern. Die Lage, in der ich mich befand, war mehr als seltsam. Ich umfasste den Griff meines Schwertes fester und bahnte mir damit einen Weg durch den Dschungel.

Allmählich stieg die Sonne höher und höher und ihre Strahlen fielen gnadenlos auf das Blätterdach des Urwaldes. Darunter begann sich die Hitze bald wie in einem Ofenrohr zu stauen. Das Atmen wurde zur Qual und jeder weitere Schritt trieb mir den Schweiß aus allen Poren. Es war gegen Mittag, als ich beinahe am Ende meiner Kraft war und schon langsam zu wanken begann. Unverhofft öffnete sich vor mir der Dschungel. Keinen Steinwurf entfernt tauchten auf einer weitläufigen Lichtung vor meinen Augen plötzlich die Ruinen einer kleinen Stadt auf.

Einstmals war sie sicher der Mittelpunkt eines mächtigen und reichen Landes gewesen, aber das lag wahrscheinlich Äonen zurück. Aus Gründen, die ich nicht kannte, war von der Stadt nichts mehr zurückgeblieben als Staub, Trümmer und Ruinen. Die Zeit hatte dem sonnenlosen Dschungel geholfen, sich jenen Ort wieder einzuerleben, den seine Bewohner ihm einst mitten aus seinem grünen Herz entrissen hatten. Längst hatte der Urwald die Stadt wieder von allen Seiten eingenommen.

Bizarre Pflanzen hatten die Pflastersteine gesprengt, die einst die breiten Straßen bedeckten. Eingestürzte Häuser, Tempelanlagen und zerfallene Mauern waren mit einem dichten grünen Teppich überzogen. Als ich mich staunend der Stadt näherte, erkannte ich in ihrer Mitte einen geräumigen Platz, an dessen nördlichstem Ende eine Art steinerner Altar stand. Darauf kauerte etwas, das ich im ersten Moment für ein Denkmal oder eine Statue hielt, aber dann erkannten meine scharfen Augen, dass sich dieses Etwas bewegte!

Als mich die seltsame Gestalt bemerkte, stieß sie ein wütendes Krächzen aus, dessen Echo sich schrill an den zerfallenen Mauern brach. Dann breitete das Albtraumwesen mächtige Flügel aus und flatterte stumm in den Dschungel. Eine eiskalte Hand schien nach meinem Herzen zu greifen.

»Bei den Göttern«, murmelte ich beunruhigt und wischte mir über die Augen.

Ich konnte nicht glauben, was ich soeben in aller Deutlichkeit gesehen hatte. Eine gigantische Gestalt mit dem Oberkörper einer Frau und dem Unterleib einer Raubkatze hatte sich keine zwanzig Schritte vor mir mit ausgebreiteten Flügeln in die Lüfte erhoben. Diese Kreatur konnte nie und nimmer ein Mensch oder Tier sein. Eher ein Dämon oder, und bei diesem Gedanken erschauerte ich unwillkürlich, etwas von allen Dreien.

Kein Wunder, dass diese Insel, obwohl sie in der Nähe des Festlandes lag, von allen gemieden wurde. Bei Hela und Belen, den Göttern meiner Heimat, wo war ich hier gelandet, gar auf einer Insel voll geflügelter Dämonen?

Instinktiv legte sich meine Hand so fest um den Griff meines Schwertes, dass die Knöchel weiß unter meiner Haut hervortraten, während ich immer noch auf jene Stelle im Dschungel starnte, wo die geflügelte Kreatur verschwunden war. Pausenlos jagten unzählige schaurige Gedanken durch meinen Kopf und dennoch forderten die drei elementarsten Bedürfnisse eines jeden Menschen so langsam ihr Recht.

Essen, Trinken, Schlafen, und zwar genau in dieser Reihenfolge.

Seit ich gestern Nachmittag mit Arko, dem bestechlichen Heiler zusammengestoßen war, hatte ich weder geschlafen noch etwas Ordentliches zwischen die Zähne bekommen. Der Inhalt jenes ausgehöhlten Kürbisses, der mir als Wasserflasche diente und mit einer Lederschlaupe an der rechten Seite meines Gürtels hing, war nach meinem Marsch durch den stickigen Dschungel längst bis auf den letzten Tropfen geleert. Hunger und Durst trieben mich über die Lichtung mitten in das Herz der Stadt hinein, die einmal aus mindestens zweihundert Häusern bestanden haben musste.

Die wuchtigen Eingangsportale des ehemaligen Stadttores mit seinen schmiedeeisernen Beschlägen waren längst schon zerfallen. Ruinen

umgaben mich von allen Seiten, und wie es bei so vielen alten Gemäuern der Fall war, hing auch über diesem Ort beinahe greifbar eine Aura des Unheimlichen. Die einzigen Geräusche in der toten Stadt waren mein stoßweise gehender Atem und das leise Tappen meiner Füße auf dem Boden.

Ansonsten war es geradezu unnatürlich still.

Die Sonne stand jetzt senkrecht am Himmel und überzog die Ruinen mit ihrem grellen Licht. Ich blieb stehen und hob den Kopf. Ein leises, seltsames Geräusch drang aus der Ferne an mein Ohr.

Flapp, flapp, flapp.

Abrupt blieb ich stehen, doch weder rechts noch links noch vor oder hinter mir gab es in den halb zerfallenen Mauern etwas, das diesen seltsamen Laut erzeugen konnte.

Plötzlich fiel ein Schatten senkrecht vom Himmel herab und landete auf den ausgetretenen Pflastersteinen der Hauptstraße direkt vor mir.

Meine Augen weiteten sich jäh vor Entsetzen, als ich sie wieder erkannte, jene unheimliche geflügelte Kreatur, die bei meinem Erscheinen zunächst in den Dschungel geflogen war. Zwei, drei Atemzüge lang standen wir uns kampfbereit gegenüber, ich mit erhobenem Schwert, die Kreatur mit vorgestreckten spitzen Krallen. Doch statt eines Angriffs blieb das Wesen seltsamerweise keine zwei Schritte vor mir stehen, neigte den Kopf zur Seite und schien mich eingehend zu mustern.

Obwohl die Angst vor dem Unerklärlichen wie eine heiße Flamme durch meinen Körper jagte, rührte ich mich nicht von der Stelle und betrachtete ebenfalls mein Gegenüber.

Es war eine Gestalt, wie sie gegensätzlicher nicht sein konnte. Wahrscheinlich wussten nur die Götter, warum etwas in dieser Form hier lebte.

Umrahmt von einer Flut schulterlanger dunkler Haare war das elfenbeinfarbene, ebenmäßig geschnittene Gesicht von einer fast unirdischen Schönheit und die vollen sinnlichen Lippen luden förmlich zum Küssen ein. Wahrlich, ein Antlitz zum Verlieben, wären da nicht jene schräg stehenden, blutroten Augen gewesen, in deren kaltem Blick das unmenschliche Böse lauerte. Die fledermausartigen Flügel, die an den Schulterblättern hervor wuchsen, verstärkten den Eindruck des Dämonischen noch mehr. Meine Augen glitten tiefer und starnten wohl einen Moment zu lange auf den herrlich geformten, apfelförmigen Busen. Je-

denfalls verzog sich der sinnliche Mund zu einem spöttischen Lächeln. Doch schon von den Hüften abwärts verwandelte sich mein Begehrn für diese Gestalt in nacktes Entsetzen.

Völlig übergangslos ging die grazile Gestalt eines nahezu traumhaften Frauenkörpers in den muskelbepackten, mit graubraunem Fell überzogenen Hinterleib einer Raubkatze über. Die mit fingerlangen Krallen besetzten Pfoten kratzten ungeduldig über die Pflastersteine, während der armlange Schwanz am Hinterleib aufgeregt hin und her zuckte.

Plötzlich begann das Wesen mit einer fremdartig, seltsam schrill klingenden Stimme zu sprechen.

»Wer bist du?«

»Thorak aus Eislanden«, entgegnete ich überrascht.

»Du bist nicht wie die anderen von deiner Rasse«, murmelte das Geschöpf. »Ich spüre es. Kann es sein, dass sich in deinem Besitz göttliche Artefakte befinden?«

Zögernd reckte ich ihr *Gleichmacher* entgegen.

»Man sagt, ich bin der Erwählte der N'de und dieses Schwert wurde einst von den Alten geschmiedet.«

Völlig überraschend sank die Kreatur vor mir auf die Knie, dennoch überragte mich das Wesen noch um mindestens zwei Köpfe.

Reise ins Nirgendwo

Beinahe fassungslos sah ich mit an, wie jenes Geschöpf, das anscheinend aus einer Laune der Götter heraus halb Frau, halb Tier war, vor mir in die Knie sank und die Arme wie zum Gebet gen Himmel streckte.

Dunkle Tränen rannen aus seinen blutroten Augen.

»Endlich wurden meine Gebete erhört.«

Verwirrt starrte ich das ungewöhnliche Wesen an.

»Wer bist du?«

»Ich bin Te Emathla. Seit beinahe zwanzig Wintern warte ich hier schon auf dich. Endlich hast du den Weg zu mir gefunden.«

»Zu dir gefunden, wie meinst du das? Es war Zufall, die alte Gunda ...«, begann ich, aber die schrille Stimme der geflügelten Kreatur unterbrach mich jäh.

»Still! Ich weiß sehr wohl, dass du nie die Absicht hattest, diese Insel

zu besuchen. Bisher konntest du auch nicht wissen, was deine Bestimmung ist, wie auch. Bei den Göttern, ich kann es immer noch nicht glauben, dass ausgerechnet du dazu ausersehen sein sollst, die Dämonen der Dunkelheit in ihre Schranken zu weisen.«

Bevor ich darauf etwas erwidern konnte, wiegte das Geschöpf seinen Kopf hin und her und betrachtete mich eingehend. Ein wissendes Lächeln stahl sich plötzlich in das überirdisch schöne Gesicht.

»Obwohl, du bist noch jung an Jahren, aber an deinen Händen klebt bereits Blut. Du hast schon einige Kämpfe bestehen müssen. Ich denke, man sollte dich nicht unterschätzen.«

Sodann nahm sie die Arme herunter, starre mich eindringlich an und begann zu erzählen.

»Also höre, o Mensch, was ich dir jetzt sage.

Ich weiß, in deinen Augen bin ich ein Ungeheuer, abstoßend und ekelregend.«

Ich wollte aufbegehren, aber ein verächtliches Knurren ließ mich verstummen.

»Du brauchst nichts zu sagen, ich spüre es auch so. Aber wisst, ich war nicht immer in diesem abscheulichen Leib gefangen. Einst, vor langer, langer Zeit, hat meine Schönheit sogar die Götter verzaubert. Ich war ihre Gespielin, aber das war, als die Welt noch ein anderes Gesicht hatte und alles spätere Leben sich immer noch als krabbelndes Etwas in den Tiefen der Meere tummelte.«

Erstaunt hörte ich dem Geschöpf zu.

»Deshalb höre meine Geschichte und du wirst verstehen, was ich von dir will. Ich, eine Frau von niederem Stand, saß einst an der Tafel der Götter und kostete von dem süßen Nektar der Macht und der Unsterblichkeit. Aber bald schon wurde ich unersättlich. Ich wollte mehr, doch die Götter verlachten mich. In meiner Gier wandte ich mich der dunklen Seite der Macht zu und schon bald schienen meine Wünsche Wirklichkeit zu werden. Aber ich wagte zu viel und man entdeckte meinen Verrat. Nur meine Schönheit, welche die Götter noch immer in ihren Bann schlug, verhinderte ein sofortiges Todesurteil. Doch in meinen Augen ist der Fluch, mit dem man mich danach belegte, weitaus schlimmer als der Tod. Ich wurde dazu verdammt, bei lebendigem Leibe miterleben zu müssen, wie sich mein Alabasterkörper in den Kadaver eines wilden, stinkenden Tieres verwandelt, welches zum Schluss seinen eigenen Kot frisst. Der Gedanke daran ist mir unerträglich und

doch, nach jeder Zeitspanne, die ihr Menschen ein Jahrtausend nennt, schreitet die Verwandlung weiter voran.«

Wieder rollten blutige Tränen aus den rubinroten Augen, während der Körper unter dem Druck der Erinnerungen erzitterte. Ich begann zu ahnen, dass ich hier einem Wesen aus uralten Zeiten gegenüberstand und deshalb konnte ich nichts anderes tun, als dazustehen und dieses Geschöpf unentwegt anzustarren.

»Aber es gibt eine Möglichkeit, diesem Fluch zu entrinnen. Manche der Götter begehrten mich noch immer und deshalb weiß ich, wenn es mir gelingt, hier durch ihre Hand zu sterben, wird mein irdischer Leib endlich verdorren und meine gefangene Seele gen Himmel ziehen. Dann werde ich wieder an der Tafel der Götter sitzen, werde wieder Te Emathla sein, mit einem begehrenswerten Körper, Füßen zum Tanzen und Händen, die Liebe schenken. Also befreie meine Seele aus diesem Käfig von verunstaltetem, stinkenden Fleisch.«

»Aber ich bin kein Gott!«, entgegnete ich zögernd.

»Aber du bist im Besitz einer Waffe der Götter und das stellt dich auf die gleiche Stufe.«

Plötzlich schielte sie misstrauisch auf mein Schwert.

»Oder bist du gar ein Blender, einer von denen, die nur auf meine Schätze aus sind, die ich hier im Laufe der Jahrtausende angesammelt habe? Ich warne dich, Mensch, das haben im Laufe unzähliger Jahre schon viele versucht, aber alle, die nicht würdig waren, wurden letztendlich Teil meiner Nahrung. Deswegen ist diese Insel auch unbewohnt, obwohl der Boden fruchtbar ist und keine fünf Pfeilschussweiten vom Festland entfernt liegt.«

Meine Hände klammerten sich krampfhaft um den Schwertgriff von *Gleichmacher*. Irgendwie begann ich zu ahnen, dass man meine Bestimmung sowie die magischen Kräfte meiner Waffe jetzt auf eine Probe stellen würde. Eine Probe, die mich vielleicht sogar das Leben kosten konnte. Mein Herzschlag beschleunigte sich, mein Atem wurde schneller und meine Handflächen waren plötzlich schweißnass.

»Was willst du von mir?«, keuchte ich.

»Wisst, Erwählter, nur der Träger von *Gleichmacher* kann mich erlösen, und erst, wenn er mir sein Schwert ins Herz bohrt, werde ich in meiner wirklichen Gestalt gen Himmel ziehen, um wieder an der Seite der Götter zu sitzen. Aber wenn dein Schwert in mich dringt und ich merke, du bist nicht der Erwählte, dann fürchte dich. Denn keine Waffe

der Welt, geschmiedet von Sterblichen, kann mir etwas anhaben. Meine Zähne werden sich bei lebendigem Leib einen Weg durch deine Gedärme fressen.«

Bevor ich reagieren konnte, stürzte die Gestalt vorwärts und die Spitze meines erhobenen Schwertes bohrte sich tief in die Brust der Kreatur. Dunkelrotes Blut spritzte über mein Schwert und meine Hand.

»Du bist es wirklich, du bist der Erwählte«, sagte Te Emathla beinahe dankbar und sank zu Boden. Ihre Stimme wurde merklich leiser.

»Geh in den Norden der Insel. Schon bald wird vor der Küste ein Schiff auftauchen, das dich mit in den Süden nimmt, dort, wo dein Schicksal liegt.«

»Und dann, was ist mit Anila, meiner Gefährtin?«

»Willst du weiterleben?« Die Stimme der Kreatur war nur noch ein Hauch.

»Oder Anila wieder sehen und dann sterben? Die Psa sind bereits auf deiner Spur.«

Bevor ich antworten konnte, sah ich mit ungläubigem Entsetzen zu, wie die Kreatur rasend schnell zerfiel. Der riesenhafte Körper fiel ineinander zusammen, wurde schließlich zu Staub, der zerfiel und vom Wind in alle Richtungen getragen wurde.

Ich hatte nicht die Zeit lange zu überlegen.

Mit dem Tod der Kreatur begann auch die Stadt zu zerfallen.

Auf allen Seiten schwankten die Mauern und Säulen und ich rannte im Zickzack durch die Straßen, während links und rechts von mir Häuser, Tempelanlagen und Mauern zusammenfielen. Der Lärm war ohrenbetäubend. Mehr als einmal entging ich nur durch einen gewaltigen Satz den herabfallenden Steinen und Ziegelbrocken.

Hinkend, hustend und keuchend rannte ich um mein Leben, und als ich endlich anhielt, stand ich am nördlichen Strand der seltsamen Insel. Keinen Steinwurf von mir entfernt pflügte vor mir ein Schiff durch das Wasser. In großen schwarzen Lettern stand der Name an der Schiffswand.

Te Emathla!

Ohne zu zögern, stürzte ich mich kopfüber in die Fluten des blutenden Meeres.

Selbst wenn die Reise ins Nirgendwo gehen sollte, es war allemal besser, als auf einer Insel festzusitzen, die dem Untergang geweiht war.

Das Blutschiff

Ich sog die Lungen voll Luft, tauchte mit einem Kopfsprung im Wasser unter und schwamm dem Bug des seltsamen Schiffes entgegen.

Das Schwert in meinem Gürtel behinderte mich kaum und mit jeder Schwimmbewegung kam ich meinem Ziel näher. Das Schiff rührte sich nämlich fast nicht von der Stelle. Kein Wunder, schließlich war weder ein Segel gesetzt, noch ein Ruderblatt ins Wasser getaucht. Mit gemischten Gefühlen ergriff ich ein Seil, das scheinbar lose über der Bordwand ins Wasser hing. Später sollte ich erfahren, dass am Ende des Stricks, der tief ins Wasser ragte, ein Eimer befestigt war, der dazu diente, Meerwasser an Deck zu holen, um Selbiges zu schrubben. Mühsam kletterte ich über die Reling und verharrete triefnass mit dem Schwert in der Rechten.

Seltsam, außer dem Knarren des Holzes, dem Klappern der Takelage und dem Klatschen der Wellen an den Schiffsrumph war nichts zu hören, geschweige denn etwas zu sehen.

War die Te Emathla ein Totenschiff, das seinen Namen zu Recht trug? In der Sprache der Völker des Südens war dieses nämlich mit den Wörtern »die Verfluchte« gleichzusetzen. Aber bevor ich diesen Gedanken weiterführen konnte, erklang plötzlich hinter mir das Zuschlagen einer Kajütentür und schnelle Schritte klatschten über die Planken.

Ich wirbelte herum und starre einer schmächtigen Gestalt in schreiend roten Pluderhosen und weißem Seidenhemd entgegen, die mit einem Krummsäbel in der Hand auf mich zueilte.

»Wer zum Teufel seid ihr?«, kreischte der Kerl unfreundlich.

Ich hob mein Schwert und richtete die Spitze der Waffe genau auf die Magengegend des Pluderhosenmannes. Zwar ließ der Mann jetzt seinen Säbel sinken, aber seine dunklen Augen funkelten mich weiterhin finster an.

»Ich bin Thorak!«, antwortete ich knapp.

»Und wie kommt ihr hierher?«

»Ich bin hierher geschwommen, als ich das Schiff sah und dann an der Bordwand hochgeklettert.«

»Geschwommen?« Die Stimme des Mannes triefte förmlich vor Misstrauen.

»Erzähl nicht solche Lügengeschichten, Junge. Wir sind hier Meilen vom Festland entfernt und ich sehe nirgends ein Boot. Also, woher

kommst du?«

Ich deutete mit meinem Schwertarm nach rechts, wo jene seltsame Insel im Sonnenlicht glitzerte.

»Von dort!«

»Oh!«

Der Kerl steckte den Säbel zurück in den Gürtel und musterte mich mit wachsendem Interesse.

»Wir segeln nach Razamanaz, um dort seidene Tücher, Zucker und andere Gewürze gegen Elfenbein und Perlen einzutauschen. Unsere Fracht ist also ziemlich wertvoll, daher mein Misstrauen.«

Der Schiffsherr bedachte mich erneut mit einem langen Blick und bot mir schließlich seine Rechte dar.

»Ich heiße Malemut. Ich bin eingetragener Schiffsherr und Kaufmann in allen sieben Hafenstädten entlang der Küste des blutenden Meeres. Ich, ein Dutzend Männer an den Rudern und zwei weitere am Steuer und Ausguck sind die Besatzung dieses Schifffes.«

»Und wo sind deine Leute jetzt?«

»Unter Deck!«

»Und warum versteckt ihr euch dort?«

»Es heißt, dass auf dieser Insel geflügelte Dämonen leben, die gegen jegliche Waffen von sterblicher Hand gefeit sind. Wir wollten Aufsehen vermeiden, deshalb haben wir die Segel gerafft und die Ruder eingeholt. Meine Männer sind schließlich friedliebende Seeleute und keine Schwertkämpfer.«

Malemut wiegte den Kopf und musterte mich erneut. Langsam verschwand der düstere Blick aus seinem Antlitz und wich einem wissen Lächeln. Etwas zu lange hatte er auf mein Schwert gestarrt.

»Wenn wir von nun an schon bis zum nächsten Hafen miteinander reisen, solltest auch du deinen Teil zum Gelingen der Fahrt beitragen. Du musst wissen, ich bin Kaufmann und mein ganzes Denken und Handeln dreht sich ausschließlich um Gold und Silber.«

»Einverstanden«, brummte ich und schob mein Schwert in den Gürtel zurück.

»Was soll ich tun?«

»Es könnte sein, dass wir von Piraten aufgespürt werden. Da mag es sich als nützlich erweisen, einen Schwertkämpfer wie dich an Bord zu haben, wenn du verstehst, was ich meine.«

Ich verstand sehr wohl.

Dieser Menschenschlag entlang der Küste des blutenden Meeres bestand anscheinend nur aus Kupfermünzenfuchsern, parfümierten Weichlingen, bestechlichen Richtern und ähnlichen Gesellen, die ihre Probleme größtenteils durch Barbarensöldner und gedungene Mörder aus dem Nordland erledigten.

Als mich Malemut zu einem Krug Bier in die Kapitänskajüte einlud, tauchten so langsam auch die anderen Besatzungsmitglieder auf. Untersetzte schwarzbartige Männer, deren Haut durch Wind und Wetter die Farbe von dunklem Kupfer angenommen hatte. Malemut befahl sie an die Ruder, der bleiche Stoff der Segel straffte sich im aufkommenden Wind und das Schiff begann langsam Fahrt aufzunehmen.

Die Te Emathla war ein kleines stabiles Schiff, typisch für Kaufleute, welche ihre Geschäfte entlang der Küste des blutenden Meeres abwickelten und sich nur selten aufs offene Wasser wagten. Der schmale, spitz zulaufende Bug durchschnitt das Wasser wie ein heißes Messer Butter und aufgrund des ständig wehenden Windes kam das Schiff rasch voran.

Wir segelten mit aller Kraft gen Süden und mit jedem Tag wurde die Sonne heißer.

Dann kam der Hafen von Chleb in Sicht.

Glasklares Wasser, meilenweit weißer Sandstrand und Palmen und Tropenbäume, deren Wipfel sich unter der Last von überreifen Früchten bis fast auf den Boden neigten.

Dahinter ragten die steinernen Zinnen einer gewaltigen Stadt fast senkrecht in den Himmel.

Als die erste Hundertschaft schwarzbartiger Reiter schwertschwingend am Strand entlang ritt und uns brüllend befahl anzulegen, war dahinter im weit geöffneten Stadttor zu sehen, wie sich eine Einheit Armbrustschützen formierte. Jetzt verstand ich, warum der Kaufmann hier keine Geschäfte machen wollte.

»Mit den wilden Söhnen von Chleb kann man keinen vernünftigen Handel treiben«, erklärte er mir kopfschüttelnd. »Sie haben eine recht seltsame Auffassung von dem, was mein und dein ist, wenn du verstehst, was ich meine.«

Ich verstand sehr wohl, nur hätte ich mich treffender ausgedrückt. Die

Bewohner von Chleb waren nichts anderes als plündernde Hundesöhne und Diebe, die davon lebten, Reisende, die sich ihrer Stadt näherten, zu überfallen und auszurauben. Malemut erteilte ein paar kurze Befehle und die Männer hissten jeden Fetzen Stoff, der nur irgendwie nach Segel aussah. Sofort füllte der ständig am Meer wehende Wind das Tuch und das Schiff nahm immer mehr an Fahrt auf. Als ich mich umblickte, sah ich auf dem stetig weiter zurückbleibenden Festland die schwarz-bärtigen Männer immer noch wild gestikulierend am Strand entlang reiten. Ich wandte mich ab und starrte hinaus auf die endlose Weite des Meeres. Mein Blick wurde schwermütiig.

Während wir immer weiter gen Süden segelten, wurde mir immer deutlicher bewusst, dass wieder ein neuer Abschnitt in meinem Leben begonnen hatte. Es musste schon ein Wunder passieren, damit ich Anila jemals wieder sehen konnte. Nach Khim, der bei einem Überfall der kriegerischen Psa ums Leben kam, war sie jetzt der zweite Begleiter an meiner Seite, der urplötzlich wieder aus meinem Leben verschwunden war. Zu beiden hatte sich im Laufe der Zeit etwas mehr als nur eine lose Freundschaft entwickelt, nicht nur, weil jeder von ihnen mir bereits einmal das Leben gerettet hatte. Khim und Anila waren jeder auf seine Weise meine Lehrmeister gewesen und so etwas wie Elternersatz. In den wenigen Monaten an ihrer Seite hatte ich mehr gelernt, als in den vergangenen fünfzehn Jahren auf dem Hof meines trunksüchtigen Onkels. Beinahe ärgerlich starrte ich auf *Gleichmacher*.

Seit ich dieses vermaledeite Schwert zum ersten Mal in den Händen gehalten hatte, war mein Leben aus den Fugen geraten.

Ich war Teil einer Prophezeiung geworden und statt Hühner füttern und Fische fangen bestimmten jetzt Kampf, Blut und Magie mein weiteres Schicksal.

Plötzlich legte sich eine Hand auf meine rechte Schulter.

»Worüber denkst du nach?«, fragte Malemut.

Ich wandte den Kopf und seufzte.

»Ach, nichts.«

Der Kaufmann schüttelte den Kopf und lächelte nachsichtig.

»Das kauf ich dir nicht ab, dazu bin ich ein viel zu guter Menschenkenner. Irgendetwas bedrückt dich, also heraus mit der Sprache. Der gute Onkel Malemut kann dir wahrscheinlich mehr helfen, als du denkst.«

Bevor ich ihm eine Antwort geben konnte, rief der Mann im Ausguck

eine Warnung herunter.

Malemut wurde kreidebleich und starre mit weit aufgerissenen Augen nach Norden. Dort, wo vom Festland aus eine Landzunge weit ins Meer hineinragte, tauchte plötzlich eine schmale Galeere auf. Dreißig Ruder an jeder Seite trugen sie pfeilschnell durchs Wasser. Eine blutrote Fahne flatterte an der Mastspitze der Galeere im Wind, darunter hatte sich ein rot-weiß gestreiftes Segel aufgebläht und verhalf dem Schiff noch zusätzlich an Fahrt.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte ich und meine Rechte legte sich unwillkürlich um den stählernen Knauf meines Schwertes.

»Die Götter stehen uns bei, das Blutschiff segelt in unserem Kielwasser.«

»Gorin, der Kapitän dieses Schiffes, ist eine Schande für unsere ganze Kaufmannszunft. Bis auf ein paar bezahlte Söldner ist der Rest seiner Mannschaft mit Gewalt an Bord des Schiffes gebracht worden. Wer nicht arbeiten will, bekommt die Peitsche oder fliegt über Bord.«

»Dann wundert es mich, dass bei diesen Zuständen überhaupt noch jemand dort am Ruder sitzt.«

Malemut starrte mich an und ein gequältes Grinsen verzerrte sein Gesicht.

»Wenn ihm die Männer auszugehen drohen, besorgt er sich rasch Nachschub, indem er andere Schiffe überfällt. Heute sind anscheinend wir an der Reihe. Aber jetzt ist nicht die Zeit, weiter zu reden, jetzt ist die Zeit zu kämpfen. Auch du, mein junger Freund, solltest jetzt dein Schwert bereithalten, oder hast du vor, bis ans Lebensende bei Wasser, Brot und Peitsche an ein Ruder gekettet zu werden, auf das auch dein Blut dafür sorgt, dass der Name dieses verfluchten Schiffes bestehen bleibt?«

Ohne auf eine Antwort zu warten, rannte der Kaufmann auf und ab und trieb seine Mannschaft zu noch größeren Anstrengungen an.

»Legt euch in die Riemen, gebt alles!«, brüllte Malemut und seine Augen funkelten. Alle Segel wurden gespannt und die Ruder ins Wasser getaucht. Das Holz des kleinen Schiffes ächzte und stöhnte, als die Männer das Boot geradezu über das Wasser jagten.

Tanz der Schwerter

In meinen Augen war es sinnlos.

Der Ausgang der Verfolgungsjagd stand von vornherein fest. Fünf Dutzend Ruderer standen gegen zwölf von uns. Obwohl es alle typische Seeleute waren, unersetzte, drahtige Männer mit kräftigem Körperbau, konnten sie niemals soviel Ruderkraft aufbringen wie die sechzig auf der anderen Seite. Auch wenn es sich dort nur um Männer handelte, die gewaltsam zur Schiffssarbeit gezwungen wurden. Wenn die Peitsche über ihren Rücken zu tanzen drohte, würden selbst jene Männer ihr Bestes geben. Wir konnten dieses Wettrennen also gar nicht gewinnen.

Unaufhaltsam schob sich das Blutschiff näher und näher an uns heran.

Schon bald konnte ich Einzelheiten erkennen.

Auf einem hölzernen Podest am Bug stand ein muskelbepackter schwarzhäutiger Riese mit kahlrasierter Schädel und wagenradgroßen goldenen Ohrringen. Er zeigte seine blitzenden Zähne, während er mit den flachen Händen auf einer fellumspannten Trommel den Takt der Ruderschläge bestimmte. Auf dem Deck befand sich eine gut fünfzig Mann starke Söldnerhorde aus aller Herren Länder. Viele von ihnen waren von Schlachtenscarben oder glühenden Eisen gezeichnet und manch einem fehlte ein Ohr oder gar ein Arm. Je näher sie uns kamen, desto verrückter gebärdeten sie sich. Ihr Brüllen, Fluchen und Kreischen vermischtete sich mit dem Schlagen ihrer Schwerter und Speere auf den Rundschilden zu einem infernalischen Lärm, bei dem es nicht nur mir kalt den Rücken hinunterließ.

Dann zischten die ersten Pfeile durch die Luft.

Noch tauchten ihre eisernen Spitzen vor uns ins Wasser. Aber bereits zehn oder zwölf Ruderschläge später prasselten die gefiederten Todesboten aufs Deck und bohrten sich in die Holzplanken unseres Schiffes. Ein gellender Schrei ließ mich kurz umdrehen und ich sah, wie einer der Steuermannen sich beide Hände vors Gesicht riss. Aus seinem Hals ragte der wippende Schaft eines Söldnerpfeils.

Inzwischen hatte auch Malemut die Sinnlosigkeit unserer Flucht erkannt.

Mit einem wilden Fluch auf den Lippen zog er seinen Krummsäbel aus dem Gürtel und stellte sich breitbeinig neben mich auf das Hauptdeck.

»Bei den Göttern, jetzt zeig uns, dass es kein Zufall war, dass du die Insel der Dämonen lebend verlassen konntest!«, sagte er. Dabei funkelten seine Augen vor Entschlossenheit und wildem Grimm.

Dann wandte er sich seiner Mannschaft zu und brüllte einen letzten Befehl.

»Los Männer, weg vom Ruder! Nehmt eure Waffen und zeigt den Hunden, dass wir ihnen unser Leben nicht kampflos vor die Füße werfen werden.«

Wie ein riesiger Schatten schob sich das Blutschiff auf uns zu und einen Moment später bohrte sich der mit Eisen beschlagene Bug des Schiffes seitlich in die Bordwand des kleinen Kaufmannsbootes. Enterhaken flogen heran und krallten sich in der Reling fest und im nächsten Moment sprangen die Söldner mit blitzenden Schwertern an Deck unseres Schiffes.

Der Kampf war kurz und blutig.

Malemuts Mannschaft, die ausschließlich aus Seeleuten bestand, hatte dem Ansturm der Söldner nichts entgegenzusetzen. Bereits kurze Zeit später standen nur noch Malemut und ich mit dem Rücken am Hauptmast, während zu unseren Füßen ein halbes Dutzend tote Söldner auf den blutbesudelten Planken lagen. Das Klirren der Waffen war verstummt, ebenso das Gebrüll der Angreifer. Zu hoch war der Blutzoll, den sie gezahlt hatten. Jetzt umringten sie uns in sicherem Abstand mit wurfbereiten Speeren. Das Feuer des Kampfes war aus ihren Gesichtern verschwunden, jetzt funkelte nur noch pure Mordlust in ihren Augen. War mein Weg jetzt hier zu Ende? Sollte ich trotz Berserkerwut und einem magischen Schwert mein Leben auf den Planken eines schwankenden Handelsschiffes aushauchen? Wie auf ein stummes Kommando hin hoben sich die Arme der Männer, um die Speere zu schleudern.

Ein tiefes Knurren entrang sich meiner Kehle. Ich war wild entschlossen, noch so viele Söldner wie möglich mit in den Tod zu nehmen. Ich riss mein Schwert in die Höhe und spannte mich zum Sprung, als ein scharfer Ruf ertönte.

»Halt, tötet sie nicht!«, kreischte eine schrille Stimme. Eine seltsame Gestalt schob sich zwischen die Söldner und drückte ihre Speere herab.

Ich glaubte, meinen Augen nicht zu trauen.

Die Gestalt war ein Zwerg!

Er war klein und alt, ein vertrocknetes, dürres Männchen mit einem

wallenden schwarzen Rauschebart, der bis auf seine riesige Knollenna-
se und den beiden schwarzen Knopfaugen fast vollständig sein Gesicht
bedeckte. Der Zwerg war keine vier Fuß groß und trug trotz der heißen
Sonne einen knöchellangen, viel zu weiten Seidenmantel, maßgeschnei-
derte kneihohe Lederstiefel und ein Hemd aus kostbarem Tuch. Auf
seinem Schädel thronte ein breitkempiger Schlapphut mit einer Feder
im Schweißband. Um seinen Hosenbund, um den sich eine goldbestickte
Schärpe anstelle eines Gürtels spannte, steckten zwei gefährlich aus-
sehende Wurfesser und ich zweifelte keinen Moment daran, dass der
geheimnisvolle Zwerg mit diesen Waffen auch umzugehen verstand.

Der Zwerg musterte uns ebenfalls mit ungläubigen Blicken und dabei
kicherte er ständig vor sich hin wie ein verrückt gewordener Ziegen-
bock.

»Hä, hä, hä. Wen haben wir denn da? Ist das nicht Malemut der Kauf-
mann?«

Ich konnte zuerst nicht glauben, dass sich vor diesem Winzling ein
ganzes Schiff voller blutdürstiger Söldner duckte, aber ein einziger
Blick in seine Augen, die wie brennende Kohlen glühten, belehrte mich
eines Besseren. Bei Hela und Belen, den Göttern von Eislanden, nie zu-
vor hatte ich in Augen gesehen, die so vom Bösen gezeichnet waren.

»Was willst du, Gorin?«

Der Zwerg lachte erneut meckernd.

»Hattest du vielleicht gedacht, ich hätte dich vergessen? Nein, Mal-
emut, der gute alte Gorin vergisst niemanden, schon gar nicht einen wie
dich! Jemanden, der sich ständig in meine Geschäfte einmischt und ver-
sucht, mich in den Häfen des Südlandes anzuschwärzen, kann ich nicht
vergessen.«

»Du bist eine Schande für die ganze Kauffahrerzunft. An deinen Ge-
schäften klebt das Blut vieler Unschuldiger und es würde mich nicht
wundern, wenn du selbst mit den Feinden des Südlandes Handel treiben
würdest. Du bist ein Mann ohne Ehre, ich spucke auf dich.«

Bevor der Zwerg reagieren konnte, spie ihm Malemut mitten ins Ge-
sicht.

Unversöhnlicher Hass glomm in den Augen des Zwerges auf, wäh-
rend er sich mit dem Ärmel seines Mantels den Speichel aus dem Bart
tupfte.

»Wenn du mit dieser Tat einen schnellen schmerzlosen Tod bezweckt
hast, so muss ich dich leider enttäuschen. So billig kommst du mir nicht

davon«, sagte der Zwerg höhnisch. Dann richteten sich die Augen von Gorin auf mich und nach einer kurzen Musterung wies er mit der Rechten auf sein Schiff.

»Eure Nussschale bricht jeden Moment auseinander, also kommt an Bord meines Schiffes und genießt eure letzte Fahrt über das blutende Meer. Eure Waffen könnt ihr meinetwegen behalten, viel Schaden könnt ihr beiden traurigen Figuren damit ohnehin nicht mehr anrichten.«

Damit hatte der vom Hass zerfressene Zwerg leider nur allzu recht.

»Was habt ihr mit uns vor?«, fragte ich.

Wieder lachte der Zwerg meckernd.

»Die Jugend kennt einfach keine Geduld. Kommt an Bord und in zwei Tagen werdet ihr es beim Tanz der Schwerter erfahren.«

Ein lautes Knirschen nahm uns die Entscheidung ab. Dort, wo der Bug des Blutschiffs sich in unseren Rumpf gebohrt hatte, barst das Holz mit einem lauten Splittern und Wasser drang ins Schiff ein. Malemut's Boot neigte sich langsam zur Seite, während die Söldner sich beeilten, die Fracht zu bergen. Wie aus dem Nichts tauchten an Backbord dreieckige Schwanzflossen vor uns auf, die das Wasser durchpfügten. Wir hatten also die Wahl, jämmerlich abzusaufen und als Fischfutter zu enden, oder noch zwei Tage zu leben. Was dann kam, wussten die Götter.

Wir trafen unsere Wahl ziemlich rasch.

Als wir an Bord von Gorins Schiff gingen, zupfte ich Malemut in einem unbewachten Augenblick am Ärmel. Ich wollte wissen, was es mit dem Tanz der Schwerter auf sich hatte.

»Dariüber brauchst du dir keine Gedanken mehr zu machen. Das hat noch niemand überlebt«, antwortete er tonlos und ich erschrak, als ich in sein Gesicht blickte, das jetzt die Farbe von kalter Asche angenommen hatte.

Das Ritual

»Was geht hier vor?«

Mit einem resignierenden Blick starrte mich der Kauffahrer an. Seit er sein Schiff verloren hatte, war der Glanz aus seinen blitzenden Augen verschwunden. Den Malemut von einst gab es anscheinend nicht mehr. Innerhalb eines Tages prägten scharfe harte Linien sein Gesicht, seine Augen wirkten müde und stumpf und seine gebeugten Schultern zeugten von tiefer Verzweiflung.

Man hatte uns unter Deck gebracht, in einen lang gezogenen schmalen Raum, der ganz offensichtlich sowohl als Vorratskammer als auch als Schlafraum für die angeheuerten Söldner Gorins diente. Auf dem Boden stapelten sich Fässer, Kisten und Körbe, an der niedrigen Decke waren überall Schlafkojen aufgehängt und an den Wänden hingen zusammengebundene Taue und eingerolltes Segeltuch. Da der ganze weitläufige Raum nur zwei schmale Luken besaß, war die Luft hier unten zum Schneiden.

Es roch nach gepökeltem Fleisch, angefaultem Obst und Gemüse, nach wilden Zwiebeln und vergorenem sauren Wein, nach Schweiß, Teer und ungewaschenen Kleidern und nach den Ausdünstungen unzähliger Männer, deren Körperöffnungen nicht unbedingt nach Veilchen oder Rosen dufteten. Kurz, es stank dermaßen in dieser Großraumkajüte, dass es einem die Zehennägel verbog.

Drei kleine Öllichter tauchten den Raum in diffuses Dämmerlicht, dennoch konnte ich deutlich erkennen, dass Malemut anscheinend jeden Lebensmut verloren hatte.

Ich stand auf, ging auf ihn zu und rüttelte ihn an den Schultern.

»Verdammt, was ist los mit dir? Seit man uns hierher gebracht hat, ziehst du ein Gesicht, als ob man dich zu deiner eigenen Beerdigung eingeladen hätte. Was soll das? Mensch, wir leben noch und sind noch im Besitz unserer Waffen. Es hätte weitaus schlimmer kommen können.«

»Es wird noch schlimmer, glaube mir«, entgegnete Malemut leise.

So langsam ging mir seine Untergangsstimmung auf die Nerven.

Bei den Göttern, noch waren wir am Leben, noch steckte *Gleichmacher* an meiner Seite. Sollte dieser meckernde Zwerg tatsächlich vorhaben, mich zu meinen Ahnen zu schicken, so würde er dafür einen hohen Blutzoll zahlen müssen. Mich fürchtete es nicht im Angesicht des To-

des. Tief in meinem Innern gab es etwas, das mich vieles mit anderen Augen sehen ließ. In mir schlummerte das unruhige Blut eines Berserkers, nicht nur das unterschied mich von meinen Altersgenossen.

»Bei Hela und Belen«, sagte ich trotzig. »Wenn dieser Zwerg glaubt, ein leichtes Spiel mit uns zu haben, irrt er gewaltig. Bevor ich die ewige Reise antrete, werde ich das Deck seines Schiffes in Blut baden.«

»Was vermögen du und dein Schwert gegen fünfzig Söldner auszurichten?«

»Nur noch vierzig«, entgegnete ich wild. »Und davon liegt noch ein halbes Dutzend an Deck und leckt die Wunden, die ihnen *Gleichmacher* zugefügt hat.«

»Vierzig gegen zwei, hör auf zu träumen, Thorak. Falls du es noch nicht mitbekommen hast, nur wegen deines Schwerts sind wir noch am Leben. Hast du nicht den gierigen Glanz in seinen Augen gesehen? Warte nur, bis wir in seinem Lager sind, spätestens beim Tanz der Schwerter wirst du dir wünschen, nie geboren zu sein.«

Ich horchte auf.

»Gibt es da etwas zwischen euch, das ich wissen sollte?«

Malemut winkte mich heran.

Mit leiser Stimme begann er zu erzählen und ich erkannte, wie ihm die Erinnerungen an vergangene Tage fast die Tränen in die Augen trieben.

»Einst lehrte mich mein Vater die Kenntnisse der Kauffahrerzunft. Unsere Familie, musst du wissen, segelt schon seit Generationen an der Küste des blutenden Meeres entlang. Ich glaube, ich war in deinem Alter, als wir im Monat der blühenden Gräser wieder einmal die Hafenstadt Razamanaz ansteuerten. Wir hatten Gewürze und sauren Wein geladen und wollten diese Dinge im Hafen gegen seidene Tücher und Schmuck aus Silber und Elfenbein tauschen. Weiter südlich, in der Nähe von Tanaka, waren diese Dinge ihr Gewicht in Gold wert. Es versprach, ein gutes Geschäft zu werden. Aber plötzlich war da dieses Schiff, Gorins Schiff.

Was soll ich erzählen, Kauffahrer sind nun mal keine Schwertkämpfer. Eine Kriegskeule traf mich am Hinterkopf, und als ich wieder erwachte, musste ich mit ansehen, wie mein Vater zum Tanz der Schwerter gezwungen wurde. Gorin, dieser widerliche Zwerg, lachte sich dabei halb tot.«

Mein Magen zog sich zusammen.

»Was bitte ist denn der Tanz der Schwerter?«

»Stell dir einen Pfad von hundert Schritten Länge vor. Dort gräbt man blitzende Schwerter, beidseitig geschliffene Messer und gebogene Säbel in die Erde, sodass ihre scharfkantigen Klingen steil nach oben ragen. Wenn man nun langsam, wie ein Tänzer, nach rechts und links versucht, diesen Waffen auszuweichen, kommt man unbeschadet ans Ziel. Aber diese Zeit hast du nicht. Zu beiden Seiten des Pfades stehen Gorins Vasallen. Entweder du rennst durch diesen Pfad, auf das die Klingen deine Beine aufschlitzen und du an Blutverlust stirbst, oder du gehst vorsichtig durch diesen Weg und Gorins Spießgesellen haben alle Zeit der Welt, dir neunschwänzige Peitschen, an deren Enden scharkantige Messer eingeflochten sind, auf den Rücken zu schlagen. Der Tod ist dir in jedem Fall gewiss.«

So langsam begann ich zu begreifen.

Dieser Zwerg war wahrlich eine Bestie in Menschengestalt.

Ich blickte durch eine der Luken und erkannte, wie Gorins Blutschiff von der Küste des blutenden Meeres aus langsam in die Mündung eines düsteren Flussdeltas einbog.

Es war kurz vor Sonnenuntergang, die Ruderer kämpften sich mühsam durch die Strömung und wichen immer wieder tückischen Sandbänken aus.

Man führte uns an Deck.

Aus der Ferne war der ohrenbetäubende Lärm fremdartiger Tiere zu hören, die durch unser Auftauchen aufgeschreckt an Land hin und her liefen. Ein Brüllen und Heulen hallte hinter dem baumbesäumten Küstenlandstrich übers Wasser, dass es mir kalt den Rücken hinabließ.

Als wir uns einer Landspitze näherten, die gänzlich von dornenbewehrten Büschen und Sträuchern überzogen war, wurden die Ruder eingeholt. Kurz darauf legten wir an einem zerfallenen Kai an.

Vor uns, am Ende des Eilandes, erhoben sich zerfallene Mauern in den Himmel.

Trommeln dröhnten dumpf zu uns herüber. Von irgendwo hinter dem Buschland schallten Hörner und wilde Stimmen sangen, begleitet von stampfenden Füßen und klatschenden Händen, ein barbarisches Lied. Die Söldner auf dem Schiff antworteten, indem sie den Takt des Liedes mit dem Schlagen ihrer Schwerter auf die Schilder erwidernten.

Aus den Augenwinkeln heraus registrierte ich, wie einer der Söldner nach Backbord lief, um sich zu erleichtern. Der Mann nestelte kurz an

der Hose und zog schließlich fröhlich pfeifend sein bestes Stück ins Freie.

In diesem Moment passierte es!

Eine schlängelnde Kreatur mit blitzenden Zähnen und schuppenigem Leib schoss aus dem Wasser, und während der Söldner noch kreischte, schnappten klackende Kiefer nach seinen Beinen.

Der Mann brüllte, Blut spritzte über die Reling und ich wusste, das war meine Chance!

Ich stürmte an die Bordwand und nach einem letzten Blick auf Malemut nahm ich Anlauf und stürzte mich kopfüber in das aufgewühlte Wasser des blutenden Meeres.

Schatten der Rache

Mit einem Kopfsprung tauchte ich in den Fluss, während neben, vor und hinter mir Pfeile ins Wasser zischten. Mit heftigen Schwimmbewegungen tauchte ich immer tiefer, um so schnell wie möglich vom Rumpf des Blutschiffes und von jener Unterwasserbestie wegzukommen, die ihr Opfer in der Zwischenzeit regelrecht zerrissen hatte.

Blutige Schlieren trieben im klaren Wasser, Fleischfetzen und menschliche Eingeweide schwammen vor mir träge flussabwärts. Mit weit aufgerissenen Augen beobachtete ich bei jedem Schwimmzug meiner Arme, wie die Kreatur ihre Beute verschlang.

Plötzlich zuckte der schlängelnde Leib des Monsters zusammen und die Bestie wandte sich um.

Ich verharrte mitten in der Schwimmbewegung. Vielleicht schlug in diesem Augenblick nicht einmal mehr mein Herz. Die Bestie drehte den Kopf, riss ihr blutverschmiertes Maul auf und blickte mich aus winzigen, dunklen Augen für einen Moment lang tückisch an.

Vier, fünf Herzschläge lang erstarrte ich im wahrsten Sinn des Wortes.

Der Anblick der fast fingerlangen, nach innen gebogenen Zähne machte mir Angst. Aber anscheinend war die Kreatur jetzt satt. Ohne mich auch nur noch eines Blickes zu würdigen, drehte sie ab und pflügte durch den Fluss zum offenen Meer hin.

Erleichtert atmete ich aus, während langsam dunkle Punkte vor meinen Augen zu tanzen begannen.

Ich musste nach oben, um wieder Atem zu holen. Jede Faser meines Körpers schrie jetzt nach Luft. Als ich auftauchte, befand ich mich genau hinter dem Schiff. Ich machte zwei, drei schnelle Atemzüge, blickte mich blitzschnell nach allen Seiten um, sog die Lungen voll Luft und tauchte wieder unter.

Ich hatte genug gesehen.

Ich hatte einige Bogenschützen an der Reling des Schiffes erkannt, die allerdings an der falschen Seite auf mich lauerten. Vor mir hatte ich einen kleinen Seitenarm des Flusses gesehen, der fast vollständig von Schilf und den tief herabhängenden Blättern und Blüten unzähliger Wasserpflanzen bedeckt war.

Dorthin konnte mir Gorins Schiff in keinem Fall folgen.

Dort war ich in Sicherheit und konnte unentdeckt an Land gehen. Der Gedanke daran ließ mich noch schneller schwimmen, auftauchen, Luft holen und wieder unter Wasser schwimmen.

Ich erreichte unerkannt den schmalen Flusslauf und ging an einer seichten Stelle an Land. Zwar gab es keine wilden Tiere in diesem Wasser, aber der Flussgrund war so morastig und voller Wasserpflanzen, dass ich vor Schmutz nur so starnte. Meine schwarzen Haare waren verfilzt und mit halb verfaulten grünen und braunen Pflanzen überzogen. Meine Arme und Beine waren mit dickem Schlamm verklebt und meine ganzen Kleider waren nass und rochen modrig. Ich riss *Gleichmacher* aus dem Gürtel und bahnte mir einen Weg durch den Schilfwald, welcher das Flussufer säumte. Der Lärm von Gorins Schiff drang nur noch leise an mein Ohr. Irgendwann lag das Schilfgebiet hinter mir und ich stand auf einer grünen Wiese. So weit mein Blick nach vorn reichte, sah ich nichts als welliges Grasland. Einen Steinwurf von meiner Linken entfernt erhob sich eine Wand aus Bäumen und Büschen aus dem Gras der Wiese, zu meiner Rechten lag ein verwittertes Felssubstrat, in dem irgendwo eine Quelle entsprang. Ein kleines Rinnensystem floss an den graugelben Steinen hinab und hatte sich am Fuße des größten Berges dieser kleinen Gebirgskette zu einem kleinen See mit klarem, tiefblauen Wasser gewandelt.

Eine verträumte Ruhe lag über der ganzen Gegend.

Irgendwo im nahen Wald zwitscherten Vögel und ein mächtiger Ad-

ler zog mit weit ausgebreiteten Schwingen über den Bergen seine Kreise. Ich lief auf den See zu, bohrte mein Schwert in den sandigen Uferboden und watete bis zu den Schultern in das blaue Wasser. Als ich wenig später wieder an Land kam, war meine Kleidung wieder einigermaßen sauber und meine wassertriefende schwarze Mähne nicht mehr verfilzt. Auch war auf meinen Armen und Beinen jetzt wieder meine kupferfarbene, von Sonne und Wind gebräunte Haut zu erkennen.

Dann steckte ich das Schwert wieder in den Gürtel zurück und lief auf den Wald zu. Die Zweige einiger Bäume hingen voller goldroter Früchte und ich bemerkte, wie mein Magen zu knurren begann.

Als ich meinen größten Hunger gestillt hatte, betrachtete ich meine Umgebung näher.

In welcher Richtung sich wohl Gorins Lager befand?

Wie dunkle Schatten legten sich Rachegelüste auf meine Gedanken; bei den Göttern, ich war drauf und dran blindlings loszustürmen, um diesen widerlichen Zwerg die Klinge meines Schwertes spüren zu lassen. Aber wieder einmal waren es die Worte meiner ehemaligen Lehrmeister Khim und Anila, die mich von unüberlegten Handlungen abhielten.

»Du wirst deiner Strafe nicht entgehen, Gorin«, schwor ich lauthals.

In diesem Moment durchbrach mit einem durch Mark und Bein dringenden Geschrei ein grobknochiger, zerzauster alter Maulesel das Schilfdickicht und stolperte über die Wiese auf den kleinen See zu.

Auf dem Rücken des ständig bockenden und schreienden Mulis hockte ein unglaublich dürrer, ziegenbärtiger Mann, der in kostbare Gewänder gehüllt war.

Krampfhaft versuchte er, im Sattel zu bleiben.

Immer wieder schlug er seinem Reittier die Fersen in die Flanken, zerrte wie ein Wahnsinniger am Zügel und belegte das Tier mit allen erdenklichen Verwünschungen, die ihm in der Aufregung gerade einfießen.

Nichtsdestotrotz steuerte das Tier geradewegs auf das Wasser zu, stellte seinen Schwanz fast senkrecht in die Höhe und stürzte sich mit einem infernalischen Wiehern samt Reiter und Gepäck in den kleinen See.

Der ziegenbärtige Mann riss den Mund weit auf, um augenblicklich wieder loszubrüllen, aber da erstickte bereits das kühle Nass der kleinen Wasserstelle die letzten Schreie von Mensch und Tier.

Verwundert machte ich mich daran, den bereits halb ertrunkenen Unbekannten aus dem Wasser zu ziehen. Der Maulesel konnte sich anscheinend selber helfen, denn das Grautier stapfte in diesem Moment bereits an das gegenüberliegende Ufer des kleinen Sees. Dabei bleckte das Vieh seine gelben Zähne, ja, es sah beinahe so aus, als machte sich das Grautier über uns lustig.

Ich fischte den Dürren wie einen nassen Lumpen aus dem Wasser und zerrte ihn ans Ufer, wo er sich langsam hustend und keuchend aufrichtete.

»Bei allen Göttern des Südlandes, irgendwann verwandele ich dieses störrische alte Maultier doch noch in ein gegerbtes Fell, das ich mir zu Hause an die Wand über meinen Kamin hänge.«

Dabei fiel sein Blick auf mich.

»Verzeiht meine Unhöflichkeit, vielleicht sollte ich mich erst einmal vorstellen.«

Dabei machte der Kerl einen Kratzfuß, dass ich dachte, er wolle die Erde küssen.

»Mein Name ist Hark, ich bin Kaufmann, Geldverleiher und ab und an auch Schreiberling für so manchen hohen Herren, der seinen Hintern zwar auf edle Stoffebettet, aber zu dumm ist, sein Gefasel in verständlicher Weise zu Papier zu bringen.«

Ich musterte den nassen Kerl mit misstrauischen Augen und deutete zum Waldrand hin.

»Ich denke, wir machen jetzt erst mal ein Feuer und dann reden wir. Es gibt da scheinbar einiges, das wir erst einmal klären sollten.«

Obwohl die Sonne in dieser Gegend bereits ziemlich heiß auf das Land herunterbrannte, war das Wasser des Bergsees eisig kalt. Frierend hockte der durchnässte Hark vor den Flammen eines prasselnden Lagerfeuers und nahm dankbar einen Becher heißen Tee an, den ich in einem Wasserkessel direkt im Feuer aufgekocht hatte.

Der Wasserkessel stammte aus Harks Gepäck, der Tee aus Kräutern und Früchten, die mir bekannt waren und die ich in der näheren Umgebung eingesammelt hatte.

Versonnen starre der dürre Kaufmann in die aufzüngelnden Flammen des Feuers und seufzte bitterlich.

Doch dann hellte sich das Gesicht des Mannes plötzlich auf, seine magere Gestalt straffte sich merklich und er grinste mich in einer Art und Weise an, die mich Böses ahnen ließ.

»Bei den Göttern, das ist es! Das ist die Lösung meines Problems!«
»Was?«

Stadt in Angst

Ein geradezu diebisches Grinsen überzog Harks Gesicht.

»Du wirst an meiner Stelle in die Stadt reiten und meine Forderungen eintreiben.« Dabei fuchtelte er mit dem ausgestreckten Zeigefinger seiner Rechten ständig vor meinen Augen auf und ab. »Ja, so werden wir es machen. Dir trauen sie garantiert nicht zu, dass du im Auftrag eines Geldverleiher unterwegs bist.«

Ich glotzte ihn an wie ein Pferd mit fünf Beinen, ehrlich gesagt hatte ich im Moment nicht die leiseste Ahnung, was dieser Mann da von mir wollte.

»Von was redest du eigentlich die ganze Zeit?«, erwiderte ich verständnislos.

Mit einer einladenden Geste bot mir der Mann einen Platz neben ihm am Feuer an, und als ich mich zu seiner Rechten ins Gras sinken ließ, erklärte er mir sein Vorhaben.

»Hinter dem Wald da liegt Takone, eine der vielen Siedlungen entlang der Küste des blutenden Meeres. Ein kleiner beschaulicher Ort zwar, aber einer mit großer Zukunft. Takone ist der letzte Anlegeplatz im Norden für die Schifffahrt des blutenden Meeres. Damit der wichtigste Umschlagplatz für Waren aller Art, die von hier aus bis in die nördlichen Fürstentümer wie Goa oder Ruland gehen. Ich habe diese Entwicklung schon vor Jahren vorausgesehen und deshalb eine Menge Geld in die Geschäfte dieser Stadt gesteckt. Jetzt ist es an der Zeit, die Früchte meiner Arbeit zu ernten.«

»Und was habe ich damit zu tun?«

»Der Schmied, ein Bäcker und der Gewürzhändler der Stadt stehen in meiner Schuld. Ich habe ihnen Geld geliehen, damit sie ihre Geschäfte ausbauen konnten. Doch leider bleiben seit einigen Wochen die Rückzahlungen aus, obwohl Gerüchten zufolge der Handel in Takone immer mehr floriert. Diese Drei schulden mir in der Zwischenzeit fast tausend

Goldsulats.«

Ich schluckte. Das war im Südland eine Summe, von der eine vierköpfige Familie gut und gerne mindestens zwei Jahre lang leben konnte.

»Ich soll dir also diese Summe zurückholen? Hast du keine Angst, dass ich dich betrügen könnte? Es geht schließlich um einen ansehnlichen Betrag.«

Der Kaufmann schüttelte energisch den Kopf.

»Du hast mich aus dem Wasser gezogen und mir damit das Leben gerettet, denn ich kann nicht schwimmen. Du hast einiges gewagt, um mir zu helfen, obwohl ich für dich ein Fremder bin, dessen Leben dir eigentlich wenig bedeuten kann. Außerdem habe ich in deine Augen gesehen, es lag nichts Falsches darin. Also, was ist, willst du mir helfen, zu meinem Geld zu kommen?«

»Und was machst du so lange?«

»Mach dir nur keine Sorgen um den alten Hark. Ich habe hier ein gemütliches Plätzchen gefunden, in meinem Gepäck befindet sich Proviant für mindestens eine Woche, und wenn es mir zu langweilig wird, werde ich dieses verdammte Maultier mit einem glühenden Holzstück streicheln und ich bin sicher, wir beide werden dabei eine Menge Spaß haben. Also, warum zögerst du eigentlich noch? Geh endlich los, Tokane erwartet dich.«

Als zwei Tage später frühmorgens die ersten Vögel zu singen begannen, verharrte ich auf einem bewaldeten Hügel. Mit dem Handrücken meiner Rechten wischte ich mir den Schweiß von der Stirn und starrte nach vorn. Unterhalb jenes Hügels wandte sich ein breiter, von unzähligen Fahrrillen durchzogener Karrenweg schlängengleich auf eine kleine Stadt zu.

Auf den ersten Blick sah der Ort ziemlich einladend aus. Alles wirkte sauber und gepflegt. Die Straßen waren befestigt, die solide wirkenden Gebäude weiß getüncht und mit blitzenden Fensterscheiben versehen.

Die liebevoll errichteten Häuser, die allesamt entweder mit Stroh oder Schindeln gedeckt waren, standen weit verstreut am baumlosen Ufer eines Flusses. Hier und da zogen blaugraue Rauchschwaden aus den Feuerluknen gen Himmel. Die Stadt schlief noch, denn es war früh am Mor-

gen. Die Sonne des Landes stand erst wenige Fingerbreit über den Bergen im Osten.

Als ich den Ort schließlich erreicht hatte, bemerkte ich rasch, dass es sich bei dem ersten Gebäude wohl um eine Art Wachhaus handeln musste. Ein heruntergelassener Schlagbaum blockierte an dieser Stelle die Straße. Auf einer Bank an der Vorderseite des Hauses saßen zwei Männer in dunkelblauen Uniformen und starnten mir misstrauisch entgegen. Einer von ihnen neigte den Kopf in Richtung Eingang und rief ein paar Worte, die ich nicht genau verstand.

Als ich die Holzschanke erreicht hatte, schälten sich die Umrisse eines weiteren Uniformierten aus dem Rahmen der Eingangstür. Der Mann, ein ziemlich dürrer, pickelgesichtiger Bursche, gab mir mit einem knappen Handzeichen zu verstehen, dass ich warten sollte.

Dienstbeflissen eilte er aus dem Postenhäuschen heraus, stemmte die Arme in die Hüften und baute sich vor mir auf. Danach begann er, mich neugierig zu mustern.

»Guten Morgen!«, krächzte er mit einer schrillen Stimme, die irgendwie zu seinem Aussehen passte. »Es passiert sehr selten, dass jemand zu dieser frühen Stunde nach Takone kommt. Was führt euch denn jetzt schon in unsere kleine Stadt?« Dabei musterte er mich eingehend und seine Augen verweilten eindeutig länger, als es die Höflichkeit gebot, an meinem Schwert.

»Mein Name ist Thorak«, sagte ich. »Ich bin hier nur auf der Durchreise. Mein Pferd hat sich ein Bein gebrochen und ich bin seit Tagen zu Fuß unterwegs, um einen guten Freund zu besuchen. Aber so langsam bin ich des Wanderns müde. Wo kann ich um diese Zeit hier ein Pferd kaufen?«

Die Wache deutete auf die parallel zum Flussufer hin verlaufende Straße.

»Immer geradeaus, diesen Weg hinunter. An der ersten Kreuzung links, das große Haus dann am Ende der Gasse. Das Haus von Wilbur dem Schmied ist praktisch nicht zu verfehlten.«

Ich nickte wohlwollend, denn die Wache hatte mir soeben ohne weitere Fragerei den Weg zu Harks größtem Schuldner beschrieben. Aber bereits im nächsten Moment wurden meine weiteren Gedanken durch die schrille Stimme des Wachkommandanten unterbrochen.

»Auch wenn ihr hier nur auf der Durchreise seid, muss ich wissen, woher ihr kommt und was das Ziel eurer Reise ist. Danach muss ich

euch dem Stadtkommandanten melden. So will es nun mal das Gesetz in Takone.«

Ich verzog unwillig das Gesicht.

»Dann macht doch, was ihr nicht lassen könnt«, entgegnete ich schroff und strich mir eine widerspenstige Strähne meines fast blau-schwarzen Haupthaars aus der Stirn.

Ich dachte nicht im Traum daran, mich von irgendeiner Stadtwache aushorchen zu lassen. Ohne noch ein weiteres Wort über die Angelegenheit zu verlieren, umrundete ich den Schlagbaum und lief auf die Stadt zu. Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich, wie mir die Männer ungläubig nachstarrten. Aber bevor noch irgendeine Reaktion erfolgte, war ich bereits im Gewirr der Straßen und Gassen untergetaucht.

Keine Menschenseele war auf den morgendlichen Straßen zu sehen.

Nur hier und da waren vereinzelt Stimmen hinter den wenigen hell erleuchteten Fenstern zu hören.

Kurze Zeit später sah ich die Umrisse der Schmiede vor mir. Ich durchquerte die Seitengasse und öffnete die schwere, hölzerne Eingangstür.

Im Innern der Schmiede, in dem sich auch gleichzeitig ein Pferdestall und eine Schlafkammer befanden, war es angenehm warm. Wuchtige Hammerschläge hallten durch den Stall, indes ich rasch das Tor wieder schloss. Der Geruch von Pferdeleibern, Sattelzeug und würzigem Stroh schlug mir entgegen.

Ein Mann mit stämmigen Beinen und gewaltigen Schultern stand mit nacktem Oberkörper in der Mitte des Stalls. Mit schweren Hammerschlägen formte er ein rot glühendes Hufeisen im Feuer der Schmiede.

»Ich bin Wilbur, der Schmied, was kann ich für dich tun, Fremdling?«

»Die Stadtwache schickt mich. Ich bin erst vorhin zu Fuß hier angekommen und wollte mir ein Pferd für die Weiterreise kaufen. Aber so langsam habe ich genug von dem Herumziehen. Wo bekommt man hier ein Zimmer für ein, zwei Tage?«

Der Schmied spuckte ins Feuer, bearbeitete das Hufeisen weiter und erwiderte mürrisch und ohne mich dabei anzusehen: »Zwei Häuser weiter liegt der blaue Krug. Kein vornehmes Haus zwar, aber dafür ein einfacher, sauberer Gasthof. Dort bekommt ihr ein weiches Bett und ein anständiges Essen zu einem fairen Preis und glaubt mir, so etwas ist

verdammst selten geworden in unserer Stadt.«

»Kennt ihr Hark, den Kaufmann und Geldverleiher?«

Wilbur der Schmied ließ mit einem derben Fluch das Hufeisen fallen. Seine große rechte Hand umfasste den hölzernen Griff des Schmiedehammers fester und mit wütend funkeln den Augen baute sich der Mann vor mir auf.

»Bei allen Göttern, was weiß ein Rotzlöffel wie du von der Sache zwischen Hark und mir?«

»Du schuldest ihm Geld«, erwiderte ich ungerührt. »Du, der Bäcker und Sihl, der Gewürzhändler. Ich bin hier, um abzukassieren.«

Der Schmied blinzelte in das Halbdunkel des Stalles und betrachtete mich genauer.

»Was willst du damit sagen?« Das Gesicht des Schmieds wurde ernst und verschlossen. Bevor ich weiter reden konnte, hob Wilbur warnend die Hand und huschte, trotz seiner hünenhaften Gestalt, beinahe lautlos zu der Eingangstür seiner Werkstatt und spähte durch eine kleine Luke in der Tür hinaus ins Freie. Eine Peitsche knallte, ein Mann fluchte heißer, ein Pferd schnaubte und ich hörte die eisenbeschlagenen Räder eines Fuhrwerks durch die ausgefahrenen Straßen rollen.

Einen Atemzug später kam der Schmied wieder auf mich zu.

»Man kann in diesen Zeiten nicht vorsichtig genug sein«, erklärte er mir mit ernstem Gesicht.

»Bei den Göttern, seit Gorin und seine Schergen das Sagen in dieser Stadt haben, ist man besser daran, sein Maul zu halten. In den letzten Wochen sind bereits viele gute Männer unter seltsamen Umständen verschwunden. Also, was willst du wirklich?«

Mein Blick fiel auf einige Kisten und Fässer in einer dunklen Ecke der Schmiede.

Kleidungsstücke, Hausrat und Werkzeuge waren dort wahllos aufeinandergestapelt und alles sah nach einem baldigen Aufbruch aus.

»Willst du verreisen?«

»Jawohl, ich verlasse Takone so bald wie möglich. Meine Zeit ist hier abgelaufen. Ich lasse mir den Mund nicht verbieten und sage offen, was ich von den neuen Machtverhältnissen im Lande halte. Das passt offensichtlich einigen Herrschaften nicht und deshalb fängt man an, mir plötzlich Schwierigkeiten zu machen.«

Takone

»Man kann in diesen Zeiten nicht vorsichtig genug sein«, meinte der Schmied mit ernstem Gesicht.

»Könntest du mir das Ganze vielleicht etwas genauer erklären?«
Der Schmied nickte.

»Einst war Takone eine kleine aber aufstrebende Stadt. Wer Geschäftssinn besaß, ein Quäntchen Glück hatte und das nötige Kleingeld dazu, konnte hier tatsächlich etwas bewegen. Mein Kleingeld stammt übrigens von Hark, aber dazu später. Alles lief seinen geregelten Gang bis zu dem Tag, an dem Gorin unsere Stadt entdeckte. Bei den Göttern, ich habe diesem widerlichen Zwerg und seinen Schergen von Anfang an nicht über den Weg getraut und in der Zwischenzeit haben sich meine dunklen Vorahnungen leider bestätigt. Die Kerle machen sich immer mehr hier in der Gegend breit. Es vergeht kaum ein Tag, an dem sie sich nicht in irgendein Geschäft in der Stadt einmischen oder einen Bauern hier aus der Gegend um Haus und Hof bringen. Sogar die Stadtwachen stehen bereits auf Gorins Seite. Allmählich wird nur noch gemacht, was dieser Zwerg will und wer dagegen ist, bekommt ziemlich schnell Schwierigkeiten.«

»Was sagt der Rat der Stadt dazu?«

»Pah, diese Pfeffersäcke tanzen doch längst alle nach Gorins Pfeife. Aber mir ist das so langsam egal. Ein guter Schmied findet auch woanders Arbeit. Ich verschwinde von hier, auch wenn ich noch einmal ganz von vorn anfangen muss.«

Das erinnerte mich wieder an Harks Auftrag.

»Du kannst nicht so einfach von hier verschwinden, du schuldest Hark noch vierhundert Goldsulats.«

»Genau das ist mein Problem!«

So langsam begann ich zu begreifen.

Jetzt wartete ich nur noch auf eine Erklärung von Wilbur. Ich ahnte aber bereits, was jetzt kommen würde.

»Eigentlich habe ich in den letzten Wochen und Monaten genug Geld verdient, um Hark das Darlehen auf einen Schlag zurückzahlen zu können. Sihl dem Gewürzhändler und Chleb dem Bäcker ergeht es sicherlich nicht anders. Aber man hat in dieser Stadt nur noch zwei Möglichkeiten zum Überleben. Entweder du arbeitest Tag und Nacht und die Steuern, die uns auferlegt wurden, nehmen dir allmählich die Luft zum

Atmen, oder du verlässt Takone und musst praktisch deinen ganzen Besitz Gorin und seinen Handlangern in den Rachen werfen. Du hast sicherlich die Schranken mitsamt jenen unsäglichen Tributhäusern bei deiner Einreise gesehen.«

Ich nickte.

Es war immer wieder das gleiche Spiel. Irgendjemand schwang sich mit Geld oder Waffengewalt zum Herrscher einer Stadt oder gar eines ganzen Landes auf und bestimmte fortan die Geschicke der Menschen, die dort lebten. Insgeheim begann ich, meine jugendliche Unbekümmertheit zu verfluchen, in der ich Hark, ohne zu überlegen, angeboten hatte, ihm zu helfen. Der Kaufmann war in jedem Fall der Gewinner bei der ganzen Sache. Gelang es mir nicht, seine Forderungen einzutreiben, so würde ihn das gewiss nicht an den Bettelstab bringen, aber in jedem Fall kam er mit heiler Haut aus der Sache. Bekam ich das Geld, so kam er in den Genuss längst verloren geglaubter Goldstücke, ohne auch nur einen einzigen Finger krumm gemacht zu haben. Ich konnte es drehen und wenden, wie ich wollte, der Dumme war am Ende immer ich. Ich beschloss, zukünftig manche Sachen etwas genauer zu überdenken, als mich Wilburs Worte aus meinen trüben Gedanken rissen.

»Aber jetzt genug der Worte, das viele Reden hat mich durstig gemacht. Weißt du was, ich schließe die Schmiede jetzt einfach ab und wir beiden gehen rüber in den blauen Krug. Ein, zwei Becher mit gewürztem Wein und ein anständiges Frühstück werden uns um diese Zeit sicher gut tun. Dann bereden wir alles Weitere.«

Dabei legte er mir in einer freundschaftlichen Geste seine gewaltige Rechte sanft auf die Schulter. Dennoch ging ich fast in die Knie. Dann zog er mich langsam zum Ausgang hin.

»Jetzt aber los, meine Kehle ist schon ganz ausgetrocknet.«

Im Innern der Schenke war es angenehm warm und sauber. Während so kurz nach Sonnenaufgang auf den Feldern immer noch der Raureif lag, brannte hier in einem offenen Kamin ein anheimelndes Feuer. Immer wieder knackten Holzkloben darin und die Flammen warfen ein bizarres Muster auf die rußgeschwärzten Wände. Tische und Stühle waren blank gescheuert und Vorhänge an den Fenstern sowie frische Blumen in dem Raum zeugten von einer weiblichen Hand.

»Guten Morgen, Männer, ich freue mich, euch im besten Haus am Platz begrüßen zu dürfen«, empfing uns kurz nach unserem Eintritt ein kahlköpfiger Wirt und wieselte sogleich hinter seiner Theke hervor.

Einladend breitete er die Arme aus, aber bereits im nächsten Moment verfinsterte sich seine Miene, als er den Schmied erkannte.

»Das beste Haus am Platz kannst du dir meinetwegen sonst wohin stecken«, erwiderte Wilbur barsch.

»Bring uns lieber eine anständige Portion Eier mit Speck, frisches Brot und ordentlich Butter dazu.«

Der Wirt schüttelte unwillig seinen Schädel.

»Auch wenn du als Schmied einer der maßgebenden Männer in dieser Stadt bist, irgendwann wird dich dein vorlautes Mundwerk den Kopf kosten.«

Lachend überging Wilbur die Warnung des Wirtes und fuhr fort mit seiner Bestellung.

»Bevor ich es vergesse, zum Munterwerden hätten wir noch gerne zwei Humpen mit gewürztem Wein. Aber nicht von dieser Hundepisse, die du sonst deinen Gästen ausschenkst, sondern von dem guten Tropfen. Du weißt schon, von dem, den du in einem Extrafass in deiner Giftküche versteckt hältst.«

Der Wirt nickte ungehalten, murmelte etwas Unverständliches vor sich hin und verschwand in seiner Küche, die hinter der Theke lag.

Wilbur und ich steuerten indessen zielsicher auf einen Tisch gleich neben der Theke zu.

Kurz darauf war das Klappern von Töpfen und Pfannen zu hören. Wenig später wehte uns aus der Küche der verführerische Duft von frisch gebratenen Eiern und Speck und das Aroma von gewürztem Wein um die Nasen.

Augenblicklich meldete sich mein Magen.

Wir brauchten dann nicht mehr lange auf das Essen zu warten. Sofort fiel Wilbur wie ein ausgehungerter Wolf mit dem Holzbesteck über sein Frühstück her. Auch ich langte ordentlich zu.

»Was ist nun mit Harks Forderung?«, sagte ich geraume Zeit später mit vollen Backen kauend.

»Ich weiß es nicht«, sagte Wilbur. »Bleib einfach ein paar Tage hier in der Stadt und beobachte, wie die Menschen hier leben. Vielleicht fällt dir eine Lösung ein. Ich für meinen Teil weiß mir keinen Rat mehr. So oder so wird schließlich Gorin die Oberhand behalten.«

In diesem Augenblick brachte uns der Wirt die Becher mit dem Wein. Beinahe verschwörerisch funkelte er uns dabei aus seinen dunklen Augen an.

»Jetzt benehmt euch bitte«, flüsterte er seltsam geheimnisvoll. »Es ist gleich nach Sonnenaufgang und Kitu, Gorins erster Mann, und die Stadtwachen können bei ihrem morgendlichen Rundgang jeden Moment hier auftauchen. Also behaltet eure Ansichten über die Zustände in Takone wenigstens heute Morgen für euch. Ich will hier drin keinen Ärger, kapiert?«

Nachdenklich aß ich weiter.

Im nächsten Moment schwang die hölzerne Eingangstür der Schenke mit solcher Wucht zurück, das sie an die dahinter liegende Wand knallte und der Putz aus dem Mauerwerk rieselte.

Fünf Männer betraten den blauen Krug. Vier von ihnen in derselben dunkelblauen Uniform, die ich bereits bei meiner Ankunft in Takone bei den Männern am Schlagbaum gesehen hatte. Sie hielten Speere in den Händen, während sich der fünfte Mann rasch umblickte. Dieser war eine grobschlächtige, gedrungene Gestalt mit einem kantigen Gesicht. Kalte Fischaugen funkelten bösartig durch die Schenke, und während die mit Speeren bewaffneten Uniformierten den Eingang sicherten, steuerte der Kerl direkt auf unseren Tisch zu.

»Bist du der junge Bursche, der bereits kurz nach Sonnenaufgang in die Stadt gekommen ist?«

Es war mehr eine Feststellung als eine Frage.

Während ich mir mit einem Stofftuch die Reste meines Frühstücks aus den Mundwinkeln wischte, setzte sich der Mann ungefragt zu uns an den Tisch. Ich hob den Kopf, legte das Tuch zur Seite und starrte den Kerl missmutig an. Es war offensichtlich, dass dieser Mann seine Machtstellung genoss. Herausfordernd starnte er durch den Schankraum und fast jeder wich seinem Blick demütig aus.

»Weißt du eigentlich, wer ich bin?«, plärrte der Mann los.

»Nein, noch nicht«, erwiderte ich gereizt. »Aber wenn du weiter so schreist, wird man es bald bis in die Nordländer wissen.«

Der Mann schluckte.

»Ich bin Kitu, der Statthalter von Takone und der Oberbefehlshaber der Wachen. Ich habe es immer gerne, wenn ich weiß, wer sich gerade in meiner Stadt herumtreibt. Also, was willst du hier?«

Seine Augen funkelten bösartig und seine Stimme klang jetzt wie gesprungenes Glas. Eine unheilvolle Spannung lag greifbar in der Luft und in der kleinen Schenke wurde es urplötzlich totenstill. Das Stimmengewirr der anwesenden Gäste setzte aus, das Klappern von Besteck und das Klicken von Bechern und Krügen verstummte.

Alle starnten mich plötzlich ungläubig an.

»Ich bin hier nur auf der Durchreise!«, erwiederte ich gedeckt. Langsam stieg kalte Wut in mir hoch und nur Wilbur bemerkte anscheinend das gefährliche Funkeln in meinen Augen. Rasch legte er unter dem Tisch seine Rechte auf meinen Schwertarm.

»Es treibt sich zurzeit jede Menge Gesindel in der Gegend herum. Deshalb müssen die Wachen jeden Neuankömmling befragen. Mein Freund und ich verstehen das vollkommen«, heuchelte der Schmied um Verständnis. Inzwischen wusste auch ich nur zu genau, dass wir bei Widerstand nicht ungeschoren aus der Schenke herauskommen würden.

Kitu nickte bedächtig zu den Worten Wilburs. Bevor er jedoch eine Antwort auf die Rede des Schmieds geben konnte, drangen von der Hauptstraße her plötzlich seltsame Geräusche in die Schenke. Peitschen knallten durch die Straßen und wurden begleitet vom schmerzvollen Stöhnen von Menschen, vom Knarren von Wagenrädern und vom Stampfen von Pferdehufen. Waffenklirren und wildes Geschrei erfüllten die Luft.

»Wir beide sprechen uns noch. Irgendwoher kenn ich dich«, sagte Kitu noch. Dann verließ er mit den Uniformierten beinahe fluchtartig die Schenke, ohne uns dabei auch nur noch eines Blickes zu würdigen.

»Was ist denn jetzt schon wieder los?«

Langsam erhob sich Wilbur und atmete seufzend aus.

»Jetzt hat es dieser oberste Speichellecker in Gorins Diensten doch tatsächlich geschafft, mir den Appetit zu verderben. Dem Krach nach zu urteilen, kommen die Stadtwachen und Gorins Scherzen wieder von einem ihrer speziellen Ausflüge zurück. Los, das sehen wir uns an. Wahrscheinlich ist es ihnen wieder gelungen, irgendwelche armen Teufel in Ketten zu legen, weil diese angeblich ihre Steuerschuld nicht bezahlt haben. Vielleicht haben diese Leute aber auch den Kerlen gegenüber nicht genügend gekatzbuckelt oder was weiß ich schon wieder angestellt. Auf jeden Fall wandern sie alle schnurstracks ins Stadtverlies.

Komm mit, das sehen wir uns mal aus der Nähe an.«

Als ich Wilbur ins Freie folgte, ahnte ich nicht im geringsten, was mich dort draußen erwarten würde.

Ich sah Anila wieder, aber ihr Anblick brachte mich schier um den Verstand.

Anila darf nicht sterben!

Beinahe gleichzeitig traten wir ins Freie.

Während ich neugierig in jene Richtung starrte, aus der die Geräusche kamen, kramte Wilbur aus einer Tasche seiner Hose eine kleine, zerschrammte Pfeife hervor, die er umständlich entzündete. Während wir auf dem hölzernen Vorbau der Schenke verhielten, zog der Schmied genüsslich den würzigen Tabakrauch seiner Pfeife ein. Dabei blinzelte er in die Morgensonnen, deren Strahlen die Stadt in kupferfarbenes Licht tauchte.

Bis auf die immer lauter werdenden Geräusche war es unnatürlich still geworden. Mütter holten ihre Kinder von der Straße, Männer hasteten umher und verschlossen Tür und Tor. Selbst die ständig bellenden Hunde der Stadt schienen stumm geworden zu sein und eine seltsame Stimmung lag über Takone. Die Geräusche wurden immer lauter und als Erstes sah ich die Reiter die Straße hochkommen.

Sechs, acht, zehn, in dunkelblaue Uniformen gehüllte Männer, deren Schwerter und Speere im Morgenlicht glitzerten. Die Pferde schnaubten, weißer Nebel entstieg ihren Nüstern und nervös tänzelten die Tiere über das Straßenpflaster.

Die Gefangenen dahinter waren auf zweirädrigen, von Maultieren gezogenen, Holzkarren angekettet. Ihre gesamte Bekleidung war zerfetzt und die wenigen Stofflumpen, die ihnen noch geblieben waren, verbargen nur notdürftig die zahlreichen Wunden, Abschürfungen und blutunterlaufenen Stellen auf ihren Körpern.

Unwillkürlich hielt ich den Atem an.

Dahinter stapften nämlich ein halbes Dutzend Fährtensucher vom Volk der Psa durch die Straßen und versuchten mühsam, Anschluss an Reiter und Wagen zu halten. War es nur Zufall, dass diese blutgierigen Hundesöhne in Gorins Diensten standen, oder suchten sie auch hier schon nach mir? Ich konnte mir darüber nicht weiter den Kopf zerbre-

chen, denn im nächsten Moment sah ich die Frau auf dem letzten Wagen. Sie war nur von mittlerer Größe und ihr rabenschwarzes Haar fiel in weichen Wellen bis auf ihre schmalen Schultern hinab. Ein schwarzes Lederband mit einem silbernen Anhänger umschloss ihren Hals. Ich konnte nicht glauben, was ich sah.

Die Frau war niemand anderes als Anila!

Jene Kriegerin der N'de, deren Schicksal so eng mit dem meinen verknüpft war.

Doch jetzt war das Gesicht dieser Frau eine einzige verquollene, blutunterlaufene Wunde. Ein Auge war zugeschwollen, ihre linke Wange eine zerschlagene, in sämtlichen Regenbogenfarben schillernde Stelle und in ihren Mundwinkeln und an der schmalen Nase klebte geronnenes Blut. Ihr schlichtes Kleid war zerrissen und ihre kleinen, festen Brüste quollen aus ihrem zerfetzten Oberteil heraus. Nur allzu deutlich bemerkte ich die gierigen Blicke der Männer.

Wie alle anderen war auch Anila an die Seitenwand ihres Holzkarrens gefesselt, dennoch stand sie stolz und scheinbar unbeugsam in dem schwankenden Gefährt.

Obwohl sich unsere Blicke nur für einen Moment lang kreuzten, vermeinte ich einen stummen Hilferuf in ihren dunklen Augen zu erkennen.

Kalte Wut stieg in mir auf und ich musste mich beherrschen, um nicht sofort blankzuziehen. In ohnmächtigem Zorn ballte ich beide Fäuste, bis die Handknöchel weiß unter meiner von Wind und Wetter gebräunten Haut hervortraten.

»Ich weiß, was du jetzt denkst. Aber ich rate dir, vergiss es.«

Der Schmied hatte meine Miene beim Anblick der Frau gesehen und er war Menschenkenner genug, um zu wissen, was in diesem Augenblick in mir vorging. Fast lautlos trat er hinter mich und legte mir sanft aber bestimmt seine gewaltige Rechte auf die Schultern.

»Alleine hast du nicht die geringste Möglichkeit, gegen diese Scheißkerle etwas zu unternehmen«, flüsterte er mir leise ins Ohr. »Hör auf meinen Rat und denke einfach nicht weiter darüber nach.«

Ungläubig trat ich einen Schritt zurück.

»Was wird hier eigentlich gespielt? Es kann doch nicht sein, dass eine ganze Stadt vor einer Handvoll Bewaffneter zu Kreuze kriecht. Dich habe ich eigentlich als jemanden eingeschätzt, der solche Geschichten an einem Vormittag mit seinem Schmiedehammer erledigt. Aber an-

scheinend ist Takone eine Stadt voller Weiber.«

Statt einer Antwort schüttelte der Schmied verbittert den Kopf. Ich sah Zorn in seinen Augen aber auch Wut und Hilflosigkeit. In diesem Moment stellte sich Kitu den Reitern in den Weg. Nach einem kurzen, aber heftig geführten Wortwechsel mit dem vordersten der blau Uniformierten hob dieser einen Atemzug später seinen Schwertarm und der ganze seltsame Zug verschwand in einer dunklen Seitenstraße.

»Was ist denn jetzt los?«

Wilbur schüttelte den Kopf.

»Das verstehe ich jetzt auch nicht. Das ist nicht der Weg ins Stadtverlies, man bringt die Gefangenen zur Westseite der Stadt.«

»Und?«, fragte ich drängend.

»Dort befindet sich eigentlich nur noch Gorins Hauptquartier. Aber was will Kitu dort mit den Gefangenen?«

»Das ist vielleicht ein Wink der Götter. Dort komme ich bestimmt leichter an die Gefangenen heran als in den vergitterten Zellen des Stadtkerkers. Mein Entschluss steht fest. Ich werde diese Leute befreien, wenn es sein muss auch alleine.«

Wilbur legte den Kopf schief, verzog das Gesicht zu einem gequälten Lächeln und starre mich mit sauertöpfischer Miene an.

»Es ist wegen der Frau, habe ich recht?«

»Wie meinst du das?«

»Komm, komm, ich habe sie gesehen und ich habe den Ausdruck in deinen Augen gesehen. Auch wenn ich die letzten Jahre nur in der Gesellschaft von struppigen Pferden verbracht habe, bin ich dennoch nicht blind.«

Ich zuckte zusammen und bekam plötzlich rote Ohren. Was faselte dieser ungehobelte Kerl da? Anila war eine Schwertkämpferin und Kriegerin, die mir mehr als einmal das Leben gerettet hatte. Ich war es ihr verdammt noch mal einfach schuldig, sie aus den Klauen von Gorins Spießgesellen zu befreien. Das hatte nichts mit Liebe oder ähnlichem Unsinn zu tun. Das sagte ich auch Wilbur auf den Kopf zu.

Dieser bedachte mich für einen kurzen Moment mit einem dämmlichen Grinsen, dann aber straffte sich seine Gestalt merklich und ein entschlossener Ausdruck trat in seine dunklen Augen.

»Also gut, du verdammter Bengel, auch wenn es mich den Kopf kosten wird, ich helfe dir. Schließlich muss ich dir noch Harks Darlehen zurückzahlen. Niemand soll sagen, dass Wilbur der Schmied seine

Schulden nicht begleichen kann. Außerdem, irgendeiner muss ja schließlich auch auf dich aufpassen.«

Es war kurz nach Mitternacht.

Alle Bewohner von Takone schienen bereits zu schlafen, überall herrschte Stille und nur im blauen Krug ging es noch hoch her. Dort feierte Kitu mit den Uniformierten ausgelassen deren Rückkehr. Schrille Musik, das Hämmern unzähliger Stiefelabsätze auf dem festgestampften Lehm Boden der Schenke und Wortfetzen eines wilden Liedes drangen immer wieder auf die Straße.

Ich hörte nur mit halbem Ohr hin.

Zu dieser Zeit bewegte ich mich beinahe lautlos durch das Gewirr der Straßen und Gassen der Stadt. Je länger ich in den vergangenen Stunden über das Schicksal der Gefangenen nachgedacht hatte, umso mehr wurde ich in meinem Entschluss bestärkt, ihnen zu helfen. Auch wenn das Ganze augenscheinlich ziemlich ausweglos erschien.

Es war nicht nur wegen Anila, redete ich mir ein.

Der Stolz eines jeden aufrechten Mannes verlangte es so zu handeln, jedenfalls dort, wo ich herkam.

Dennoch vermeinte ich, die Kriegerin jetzt direkt in der Dunkelheit vor mir zu sehen. Wie sie in dem schwankenden Maultierkarren stand, ihren Oberkörper mit diesen wunderschönen braunen, festen Brüsten stolz nach vorne gereckt. Ich ertappte mich dabei, wie ich in Gedanken mit meinen Händen jede Wölbung, jede Kurve ihres begehrenswerten Körpers nachstrich, während ich in ihre dunklen, unendlich sanften Augen blickte.

Unwillkürlich schüttelte ich mich.

Bei allen Göttern, was war nur los mit mir?

Instinktiv umklammerte ich den Griff meines Schwertes fester und der kalte Stahl der Waffe brachte mich langsam wieder auf andere Gedanken. Bald darauf hatte ich das westliche Ende der Stadt erreicht.

Gorins Hauptquartier beherrschte das Stadtbild in einer Länge von fast einhundert Schritten. Das riesige Anwesen bildete das gesamte westliche Ende von Takone.

Eine mehr als zwei Meter hohe Mauer aus sorgfältig zusammengefügten Lehmziegeln umgab die Gebäude und in der Krone der Mauer

waren unzählige scharf geschliffene Glas- und Tonscherben eingearbeitet. Ein Torbogen, versehen mit zwei schmiedeeisernen Doppeltüren bildeten den einzigen Zugang zu dem Gebäude. Kein Wächter war zu sehen und kein Lichtschein drang aus dem Anwesen.

Alles wirkte still und verlassen.

Meine Schuhsohlen verursachten nicht den geringsten Laut auf dem sandigen Weg, als ich mich geduckt an die Außenmauern heranschlich. Ich sprang hoch, meine Finger bekamen das schroffe Mauerwerk zu fassen und mit der Kraft meiner Arme zog ich mich über den Rand hinweg.

Ein schneller Blick nach allen Seiten zeigte mir außer einem einsamen Posten, der im Dunkel des Torbogens kauerte, keinen weiteren Gegner. Frierend presste sich dort ein junger Bursche an die dünnen Holzwände seines Wächterhäuschens und starre sehnsuchtsvoll auf die hell erleuchtete Schenke des blauen Kruges, wo der Lärm immer lauter wurde.

Ich hatte genug gesehen.

Meine Hände ließen das Mauerwerk los und katzenleich landete ich wieder auf dem Weg. Mit dem Schwert in der Hand trat ich kurz darauf an das große Tor und klopfte mit der Klinge leise gegen das Metall der Doppeltüren.

Es dauerte nicht lange, bis der neugierige Posten das Tor öffnete und seinen Kopf ins Freie steckte. Sofort warf ich mich gegen die Tür und versetzte dem Posten mit dem Schwertgriff einen harten Schlag gegen den Schädel.

Die Wache sank bewusstlos zu Boden.

Blitzschnell drang ich in das Anwesen ein.

Das fahle Licht des Mondes fiel silbern auf den Vorhof. Eine unwirkliche Stille lag über dem Anwesen.

Anscheinend befanden sich alle Männer in der Schenke. Rasch eilte ich über den Hof, vorbei an einigen Hütten und Ställen und betrat schließlich den hölzernen Vorbau des Haupthauses.

Lautlos öffnete ich das unverschlossene Eingangsportal und hastete weiter in das Gebäude hinein, einen schmalen Gang entlang, vorbei an zahlreichen Türen. Vorsichtig durchsuchte ich ein Zimmer nach dem anderen, bis ich am Ende des Ganges eine wuchtige Tür erreichte, die nur angelehnt war.

Hinter den schmiedeeisernen Beschlägen der Tür drang fahles Licht

hervor und ich vernahm die gleichmäßigen Atemzüge eines Schlafenden.

Langsam öffnete ich die Tür und starre angespannt in den Raum.

Das Zimmer war riesengroß und vornehm eingerichtet. Kostbare Teppiche bedeckten den Fußboden und an den mit edlem Zedernholz getäfelten Wänden hingen ein halbes Dutzend Kerzenleuchter, die den Raum in spärliches Licht tauchten. Am Ende des Zimmers befand sich ein riesiger Schreibtisch.

Dahinter saß ein Posten.

Der Kopf war ihm fast bis auf die Brust gesunken.

Mit einem gewaltigen Satz stürmte ich vorwärts, die Wache zuckte verschreckt in die Höhe und schon im nächsten Moment zeigte die matt glänzende Spitze von *Gleichmacher* genau auf den Kehlkopf des bleichen Mannes.

»Wo sind die Gefangenen?«

Der Wachposten machte eine unsichere Handbewegung.

»Bist du verrückt? Weißt du nicht, wem die Gefangenen gehören? Kitu lässt dich vierteilen, wenn du die Leute befreist.«

Ich drückte die Spitze meines Schwertes hart gegen den Hals der Wache. Ein dunkler Bluttropfen quoll unter seiner Haut hervor.

»Wo?«, fragte ich nur.

Resignierend deutete der Posten schließlich auf eine verschlossene Tür in seinem Rücken.

Ich nickte, dann schmetterte ich ihm den stählernen Griff meiner Waffe direkt gegen die Schläfe.

Gorins Helfer sank mit einem dumpfen Stöhnen nach vorn und verlor augenblicklich das Bewusstsein.

Dann handelte ich rasch.

Mit einem schnellen Ruck riss ich den schweren Schlüsselbund des Wächters von seinem Gürtel und öffnete mit fliegenden Fingern die mehrfach verschlossene Holztür.

Nur noch ein einziger Gedanke beherrschte mich.

Anila durfte nicht sterben! Ich war wild entschlossen, alles in meiner Macht stehende zu versuchen, um diese Frau zu befreien. Himmel, hatte der Schmied doch recht, als er behauptete, ich hätte mich in sie verliebt?

Den Tod im Nacken

Ächzend und knirschend schwang die Tür nach innen.

Dahinter herrschte absolute Dunkelheit.

Ein widerlicher Geruch nach Schweiß, Blut und menschlichen Exkrementen stieg mir augenblicklich in die Nase. Ich riss einen der Kerzenleuchter aus der Halterung an der holzgetäfelten Wand und trat durch die aufgeschlossene Tür. Das flackernde Licht erhelle einen gewölbeartigen Raum mit einer steil nach unten führenden Holztreppe. Das Schwert kampfbereit in der Rechten stieg ich die Stufen vorsichtig hinab. Stimmen wurden laut und in der Dunkelheit glommen Augen auf.

Entschlossen schritt ich weiter.

Schließlich fiel das Licht der Kerzen auf die Gefangenen, die reglos dort unten zusammenstanden und mich anstarnten.

Sieben Männer und eine Frau.

Sie sagten keinen Ton, aber in ihren Augen stand nackte Angst.

»Habt keine Angst, ich bin ein Freund. Ich werde euch jetzt befreien. Seid leise, wenn ihr hier rausgeht und versucht, so schnell wie möglich das südliche Zolltor zu erreichen. Dort wartet der Schmied mit Pferden auf euch. Auch er steht auf unserer Seite. Los, beeilt euch!«

Ungläubig taumelten die Gefangenen die Treppe empor.

»Was ist mit den Stadtwachen und Gorins Männern?«

»Die Wachen habe ich schlafen geschickt, der Rest der Horde feiert im blauen Krug eure Gefangennahme.«

Im nächsten Augenblick verspürte ich eine sanfte Berührung an meinem Arm.

»Es ist schön, das du wieder da bist«, sagte Anila und musterte mich eingehend aus ihren dunklen Augen. Mein Herz begann heftig zu klopfen und für einen Moment lang vergaß ich bei ihrem Anblick das ganze Geschehen rings um mich herum. Ich fühlte ihre sanfte Berührung immer noch auf meinem Arm, sah ihre wohlgerundeten Formen deutlich vor mir und verfluchte mich innerlich für meine Unsicherheit und jenes seltsame Gefühl, das mir völlig neu war.

Als die Fingerspitzen ihrer Rechten beinahe zärtlich von meiner Stirn über den Nasenrücken bis zu meinen Lippen hinabstrichen, erstarrte ich förmlich.

Dann fasste Anila nach meiner Hand und wir verließen gemeinsam das Haus und rannten als letzte durch die weit geöffneten Flügel des

Eingangstores auf das südliche Ende der Stadt zu.

In meinem Bauch tanzten Schmetterlinge und dort, wo mich Anila berührt hatte, schien meine Haut in Flammen zu stehen.

War ich tatsächlich in sie verliebt?

Genau in diesem Moment ertönte der schrille Warnruf!

Zwei Fährtensucher der Psa stolpern betrunken aus dem Schankraum des blauen Kruges heraus auf die Straße. Ihre Gesichter waren vom Wein gerötet, aber dennoch waren sie Krieger genug, um zu erkennen, was passiert war.

»Verdammst, was sind das denn für Gestalten?«, brüllte der Vordere.

»He, das sind doch unsere Gefangenen«, schrie der andere und seine Stimme überschlug sich fast dabei.

»Verflucht, welcher Idiot hat die denn freigelassen? Los, fang die Leute sofort wieder ein oder Kitu reißt uns die Köpfe ab.«

Danach drehte er sich abrupt um, lief zurück und brüllte in den Gasthof hinein.

»Alarm, die Gefangenen fliehen!«

Im nächsten Augenblick quoll Kitu zusammen mit seinen Männern, den Stadtwachen und den Fährtensuchern der Psa aus dem Eingang der Schenke.

»Fangt sie, jagt sie! Tötet sie, lasst sie ja nicht entkommen!«

Kitus Stimme überschlug sich fast vor Zorn und wie ein Kastenteufel tanzte er in ohnmächtiger Wut auf dem hölzernen Vorbau der Schenke auf und ab.

Wir duckten uns in den Schatten der umliegenden Häuser und versuchten, unerkannt aus Takone heraus zu kommen.

Die ganze Nacht hindurch hatten wir das Pferd über die Hügel gejagt, welche einer steinernen Mauer gleich das Land um Takone einschlossen. Wilbur und die anderen waren anscheinend längst schon Gorins Scherben entkommen und so blieb am vereinbarten Treffpunkt nur noch ein Pferd für uns beide zurück. Ich saß im Sattel, Anila dahinter, während sie beide Arme um meinen Leib geschlungen hatte, um nicht vom Pferd zu rutschen.

Aber wir kamen nur noch mühsam vorwärts.

Der nächtliche Gewaltritt und das zusätzliche Gewicht eines zweiten

Reiters forderten unbarmherzig ihren Tribut von unserem Pferd. Der hochbeinige Wallach trabte immer schwerfälliger voran, ab und an stolperte das Tier, dann schwankte es wieder, dennoch lief das treue Pferd unbeirrbar weiter.

Aber ich wusste genau, dass es nicht mehr lange dauern konnte, bis das Pferd endgültig am Ende war.

Ich schnalzte mit der Zunge und lenkte das Pferd mit einem leichten Schenkeldruck nach Süden, wo ich zwischen ein paar moosbewachsenen, verwitterten Felsen die schmale, dunkle Eingangsspalte eines versteckten Seitentales entdeckte.

Ich folgte einem schmalen Pfad, der sich schlängelte in südlicher Richtung durch die Hügel wandte, bis schließlich das kleine Tal mit einer alten Holzhütte in seiner Mitte direkt vor unseren Augen lag.

Das Haus war aus grob zurechtgeschlagenen Baumstämmen errichtet worden.

Ich band das Pferd an einen Dornbusch an und betrat beinahe gleichzeitig mit Anila die Hütte.

Sie war leer und unbewohnt.

An der Nordseite stand eine breite Holzpritsche, in der Mitte des Raumes ein einfacher Tisch und drei Stühle. Der unebene Boden war mit Dreck bedeckt, den der Wind von unzähligen Jahren hier hereingetragen hatte. Es roch nach altem Staub, Tierexkrementen und verrotteten Blättern und Zweigen.

Ich schüttelte mich.

Seit meiner Ankunft in Takone hatte ich kein Auge mehr zugetan und war so müde, dass ich auf der Stelle einzuschlafen drohte. Die Ereignisse der letzten Stunden, das Wiedersehen mit Anila, die Befreiung der Gefangenen und mein ungewisses Schicksal, das auf meiner Zukunft wie eine dunkle Wolke lag, das alles drohte mich aus den Stiefeln zu werfen.

Anila nahm mich an der Hand und führte mich auf das Bett zu.

»Wir sollten jetzt versuchen, etwas zu schlafen. Spätestens gegen Mittag müssen wir weiter. Kitu wird so schnell nicht aufgeben.«

»Es gibt hier aber nur ein Bett«, warf ich kläglich ein.

»Stört dich das?«, fragte Anila und drängte mich sanft aber bestimmt auf die Holzpritsche.

Ich erwachte kurz vor Mittag.

Noch halb im Schlaf drehte ich den Kopf und sah einen nackten weiblichen Körper neben mir. Vorsichtig schwang ich die Beine aus dem Bett und zog mich an. Immer wieder beobachtete ich dabei die Schlafende, deren Brüste sich mit jedem Atemzug regelmäßig hoben und senkten. Anila schlief tief und fest, sie hatte mir an diesem Morgen gezeigt, dass es noch andere Dinge im Leben gab als Schwerter, Kampf und Tod. Mein Herz raste bei dem Gedanken an die vergangenen Stunden und ich war unfähig, einen klaren Kopf zu bekommen. Diese Hände, dieser Mund, ich erschauerte, als ich daran dachte, was Anila damit alles angestellt hatte. Ich schwebte förmlich aus der Tür der Hütte, als ich nach dem Pferd sehen wollte, und hatte keine Augen für meine Umgebung. Ich vermeinte noch immer ihre heißen Lippen auf meiner Haut zu spüren und deshalb holte mich draußen die Wirklichkeit auch so brutal und schmerhaft wieder ins wirkliche Leben zurück.

Ein dumpfes Knurren ertönte plötzlich direkt vor mir und im nächsten Moment sah ich auch schon die dunklen Umrisse eines riesigen Makahls, der sich langsam aus einem Gebüsch schälte. Das Pferd wieherte angstvoll, riss sich los und galoppierte zu meinem Entsetzen genau auf den fauchenden, brüllenden Makahl zu, der jetzt auf uns zuraste.

Ein Hieb seiner messerscharfen, krallenbesetzten Vorderpfoten erwischte das Pferd voll an der Hinterhand und schleuderte es zu Boden. Der Wallach fiel in den Sand und schlug mit wirbelnden Hufen durch die Luft.

Augenblicke später war das geifernde, weit aufgerissene Maul des Makahls bereits vor seiner Kehle und dann bohrten sich seine zuschnappenden Kiefer tief in den Hals des Pferdes.

Ich reagierte sofort.

Augenblicklich zog ich mein Schwert aus dem Gürtel, und als ich sah, wie aus dem Raubtiermaul das Blut aus dem zerfetzten Hals des Pferdes tropfte, sprang ich vorwärts. Als ich den Makahl erreicht hatte, hob ich das Schwert an und trieb die Klinge, ohne zu zögern, in das dunkle Fell des Raubtieres. Als der scharfe Stahl durch die zähe Fellhaut drang und das weiche Fleisch im Innern durchtrennte, gab der Makahl ein wahnwitziges Gebrüll von sich, ließ von dem Pferd ab und drehte sich sofort zu mir.

Sein erster wütender Tatzenhieb zischte nur knapp an meinem zurückgezogenen Schwertarm vorbei, aber dann wurde ich vom nächsten

Prankenschlag voll an der Hüfte getroffen. Nur der dicke Stoff meiner Hose und mein breiter, lederner Waffengürtel bewahrten mich davor, von den schrecklichen Krallen zerfleischt zu werden. Die Wucht des Hiebes ließ mich zurücktaumeln, während das verletzte Raubtier Anstalten machte, sich erneut auf mich zu stürzen.

Der Makahl war angeschlagen, er war verwundet, doch der Geruch von frischem Blut machte ihn rasend und zwang ihn, mich erneut anzugreifen. Sein ganzer Körper zitterte und in seinen gelblich schimmenden Augen stand pure Mordlust.

Dann sprang er wieder vorwärts.

In diesem Moment flog ein Schatten mit langen wehenden schwarzen Haaren an mir vorbei, tauchte unter dem Makahl hinweg und stieß sein Schwert mit aller Kraft von unten her nach oben in den Bauch des Raubtieres. Der Makahl krachte hart zu Boden und richtete sich taumelnd wieder auf. Blut strömte aus seiner Schnauze, als er die Zähne bleckte und uns anknurrte.

Der Schatten war nämlich niemand anderes als Anila gewesen. Dann durchlief ein Zittern den Körper des Tieres und der Makahl kippte einfach zur Seite weg. Seine Läufe zuckten noch einmal schwach und dann erlosch ganz plötzlich der Glanz in seinen Augen.

Langsam richtete ich mich auf und starre nachdenklich auf das verendete Raubtier. Der Hunger musste den Makahl schon sichtlich geschwächt haben, denn sonst hätte uns ein einzelnes Tier nicht so ohne Weiteres angegriffen.

In diesem Moment begann Anila wild zu fluchen!

Uns hatte das Raubtier zwar nicht zu bezwingen vermocht, aber unser Pferd. Der hochbeinige Wallach lag unweit von mir sterbend am Boden. Seine weißen Augäpfel waren blutgeädert hervorgequollen, Schaumflocken lagen auf seinen geweiteten Nüstern und sein Hals war regelrecht zerfetzt. Mit geradezu gnadenloser Deutlichkeit wurde auch mir bewusst, dass wir uns nun ohne Reittier in den scheinbar unendlichen Weiten eines fremden Landes befanden. Zudem saßen uns Männer im Nacken, die sicherlich über ausgeruhte Pferde verfügten.

Lange Zeit starrte ich wie benommen auf den nun toten Wallach, während Anila immer noch fluchte. Es war ihr deutlich anzumerken, dass sie Angst davor hatte, erneut Kitus Männern in die Hände zu fallen. Ich wusste zwar nicht, was bei ihrer Gefangennahme passiert war, aber es schien nichts Angenehmes gewesen zu sein. Als ich schließlich

den Kopf hob und meinen Blick über das Land schweifen ließ, sah ich seitlich von mir den ersten Kol-Kol Raben links von der Hütte auf einem Dornenbusch sitzen.

Der hässliche schwarz gefiederte Vogel hatte den Kopf etwas schief gelegt und starrte mich aus dunklen Augen ausdruckslos an, während drei weitere seiner Artgenossen krächzend und flügelschlagend am blauen Himmel immer engere Kreise zogen.

Wie immer, wenn irgendwo in dieser Welt etwas Totes oder Sterbendes lag, witterten diese Aasfresser auch hier sofort die neue Beute. Nur wenige Augenblicke später tanzten bereits ein halbes Dutzend dieser düsteren Vögel flügelschlagend und krächzend um die Kadaver der beiden toten Tiere.

Immer wieder hackten sie dabei mit ihren scharfen Schnäbeln nach den leblosen Körpern.

Ich bückte mich und meine Finger ertasteten einen handlichen Stein, den ich zielsicher einem der Aasfresser an den gefiederten Kopf warf.

»Verschwindet, ihr verdammten Totenvögel, noch gibt es hier nichts für euch zu holen.«

Verschreckt flatterten die Raben auf und zogen unter protestierendem Geschrei erneut ihre Kreise am mittäglichen Himmel.

»Wir müssen so schnell wie möglich von hier verschwinden«, sagte Anila. »Der Schwarm dieser geflügelten Aasfresser ist bei diesem wolkenlosen Himmel meilenweit zu sehen.«

Ich nickte betroffen. Kitu und seine Männer mussten schon blind sein, um dieses Zeichen zu übersehen.

Kämpf oder stirb!

Mühsam zerrte ich unseren Proviantbeutel, die Wasserflasche sowie Anilas Bogen und eine Decke unter dem Körper des toten Pferdes hervor. Ich schulterte die beiden ersten Dinge, während sich Anila die Decke um die Hüften schlängelte, den Köcher mit den Pfeilen und den Kurzbogen auf den Rücken nahm.

Meine ganze linke Seite schmerzte noch immer von dem Tatzenhieb des Makahls, aber ich biss die Zähne zusammen und marschierte hinter Anila her.

Unser Weg führte durch das Tal hindurch immer tiefer in die Einöde

des wilden Landes hinein. Die Stunden verrannen, die Sonne hatte längst ihren höchsten Stand erreicht und ihre weißgelben Strahlen trieben uns den Schweiß aus allen Poren. Beharrlich schritten wir immer weiter gen Süden, über karges Felsgestein hinweg und über bewaldete Anhöhen. Ziemlich erschöpft erreichten wir wenig später ein weiteres kleines, versteckt gelegenes Tal.

Ein schmaler Bach schlängelte sich dort von den Bergen aus kommend durch die Landschaft.

Hier und da war das Wasser hinter der dichten Dornenbuschwand, welche das Bachufer über das gesamte Tal hinweg verdeckte, deutlich gurgeln zu hören.

In einer Felsnische, die umgeben war von umgestürzten Baumstämmen und dichtem Gestrüpp, schlügen wir schließlich unser Lager auf. Es machte keinen Sinn, in der Dunkelheit in einem fremden Land herumzuirren. Vorsichtshalber verzichteten wir auf ein Feuer und so bestand unser karges Abendmahl lediglich aus trockenem Brot und dünnen Fleischstreifen, die durch Sonne, Wind und Wetter getrocknet hart wie Schuhleder waren. Dazu tranken wir das eisige Wasser aus dem nahen Bach.

Schließlich forderten die Strapazen der letzten Stunden ihren Tribut.

Wortlos kauerten wir uns tiefer in die Felsnische und schliefen augenblicklich ein.

Aber nicht lange, denn Krieger wie wir schliefen in einer unbekannten und sichtlich feindseligen Umgebung selten tief und fest.

Es begann langsam zu dämmern, als ich aufsprang und angestrengt durch das Tal spähte.

»Was hast du?«, fragte Anila leise. Ganz offensichtlich war sie schon längere Zeit wach.

Ich zuckte mit den Schultern.

Ein seltsames Gefühl hatte Besitz von mir ergriffen. Obwohl sich vor meinen Augen nichts bewegte, außer einigen im Abendwind sich wiegende Gräser und dem gurgelnden Wasser des nahen Baches, wurde das unheimliche Gefühl, beobachtet zu werden, tief in meinem Inneren immer stärker.

Aus den Augenwinkeln heraus vermeinte ich, eine plötzliche Bewegung im immer schwächer werdenden Tageslicht ausgemacht zu haben. Aber was immer es auch war, es war sofort wieder verschwunden.

»Verdammst!«, fluchte ich vor mich hin. »Sehe ich jetzt etwa schon

Gespenster?«

Die nachfolgende Stille war von geradezu beängstigender Intensität.

Kein Lufthauch schien sich zu regen, kein Vogel flatterte flügelschlagend durch die rasch hereinbrechende Dämmerung, kein Tier, kein Strauch schien sich zu bewegen. Plötzlich trat Anila neben mich und deutete mit einem erstickten Laut gen Osten.

Dort, auf einem flachen, mit grasbewachsenem Hügel stand unvermittelt ein Mann.

Sein Gesicht war mit Pflanzenfarben beschmiert und auf seinem kahlrasierten Schädel thronte eine dunkelblaue Uniformmütze.

Der krummbeinige Psa im Dienst der Stadtwaache von Takone war in zottige Fellkleidung gehüllt und in seinen Händen hielt er jetzt einen Bogen aus dunklem Holz. Ein Pfeil lag schussbereit auf der Sehne.

Der Mann sagte kein Wort, aber in seiner feindseligen Haltung lag die pure Lust am Töten.

Jetzt mussten wir kämpfen oder sterben.

Auf den nahen Hügelrücken entstand plötzlich Bewegung und im fahlen Licht der stetig tiefer sinkenden Abendsonne tauchten in dem Tal immer mehr Reiter in einer breit gefächerten Linie vor unseren Augen auf. Ich fluchte lauthals, als ich die Männer entdeckte. Erst zwei, dann vier, sechs und schließlich fast zwei Dutzend. Sie waren schon ziemlich nahe und trugen alle die dunkelblauen Uniformen der Wachen von Takone.

Die Männer sprangen augenblicklich von ihren Pferden und suchten sofort Deckung hinter irgendwelchen umgestürzten Bäumen oder herumliegenden Felsbrocken. Befehle wurden gebrüllt und in der klaren Abendluft drang der Klang ihrer Stimmen deutlich zu uns herüber.

Kurze Zeit später fauchten die ersten Pfeile heran und in dem kleinen Tal war plötzlich der Teufel los.

Wie wild gewordene Bienen umschwirrten uns die Geschosse der Angreifer.

Anscheinend wollten sie uns mit ihren Pfeilen regelrecht zudecken.

Kurz darauf ertönte ein scharfer Ruf und das Schießen hörte abrupt auf. In der nachfolgenden Feuerpause versuchten die Männer, näher an uns heranzukommen.

Aber Anila hatte aufgepasst.

Entschlossen hob sie ihren Bogen und feuerte einen Pfeil ab.

Sie schoss nur zweimal und zielte dabei genau, denn sie wusste, dass ihre Pfeile nicht ewig reichen würden.

Einer der Angreifer, ein kleiner, gedrungener Mann bekam den ersten Pfeil voll in die Brust. Der Getroffene breitete beide Arme aus, so als wolle er fliegen und kippte dann einfach nach hinten weg. Sein dunkles Blut zeichnete ein hässliches Muster in den Sand. Mit dem zweiten Pfeil traf sie einen Mann, der so unvorsichtig war, sich neugierig aus seiner sicheren Deckung heraus zu wagen.

Die stählerne Pfeilspitze raste auf den Mann zu, wirbelte den Uniformierten einmal um die eigene Achse und schleuderte ihn wie eine willenlose Gliederpuppe in den sandigen Boden zurück. Die anderen drehten ab und sprangen wieder hastig in Deckung. Danach deckten sie uns sofort wütend mit ihren Pfeilen ein.

Anila und ich zogen den Kopf ein und duckten uns noch tiefer in unser Versteck, während über uns der Baumstamm, hinter dem wir in Deckung lagen, von den heranfliegenden Pfeilen förmlich zerhackt wurde.

Der Pfeilhagel dauerte einige Augenblicke an, dann blieben die Geschosse aus. Stattdessen tönte eine sonore Stimme durch die Dämmerung.

»Kommt hinter dem Baumstamm hervor, ihr Hunde!«

Wir schwiegen.

»Wenn ihr nicht rauskommt, holen wir euch«, rief die Stimme wieder.

Wir schwiegen erneut, sollten sie doch kommen und versuchen uns zu holen.

»Los doch, macht schon, ihr verdammten Hunde«, knirschte ich böse.
»Wir werden euch schon noch genügend Pfeile in eure verdammten blauen Uniformen schießen.«

Dennoch gab ich uns insgeheim nur noch geringe Chancen zum Überleben.

Wir hatten kaum Proviant bei uns, Anilas Pfeile würden auch nicht ewig reichen und mit jedem Atemzug rückten die Männer aus Takone ein Stück näher.

Ich hatte wirklich kaum noch Hoffnung. Dennoch suchte ich nach einem Ausweg, obwohl wir hier absolut in der Falle saßen. Unser Lager, nur umgeben von einer Handvoll winterharter Büsche und einigen

wahllos herumliegenden Baumstämmen, bot auf die Dauer keinen Schutz gegen diese Übermacht.

Wenn die Männer von zwei Seiten aus gleichzeitig angriffen, saßen wir hier wie auf dem Präsentierteller. Ich dachte an das schroffe Felsmassiv in unserem Rücken und wusste genau, dass wir verdammt noch mal da hochkommen mussten.

Wenn wir hier blieben, waren wir wirklich verloren.

Nur dort oben im Schutz der Dunkelheit und zwischen den Felsen hatten wir noch die Möglichkeit, den Männern zu entkommen.

Anila war meinen Blicken gefolgt und nickte mir wissend zu.

Vorsichtig schob sie sich an den Rand jenes Baumstamms, hinter dem wir in Deckung gegangen waren, sah ein Schwert aufblinken und feuerte blitzartig zwei, drei Pfeile ab.

Augenblicklich ertönte ein schriller Schrei. Eine gedrungene Gestalt tauchte hinter den Felsen auf, taumelte vorwärts, stolperte und fiel kopfüber zu Boden.

Einen Augenblick lang herrschte gespenstische Stille.

Wir nutzen diesen Moment, drehten uns um und hetzten auf das Ge- wirr der nahen Hügel zu. Wir erklommen einen Hang nach dem anderen und hasteten atemlos weiter.

Hinter uns ertönte wildes Geschrei.

Gorins Scherben waren offenbar aus ihrer Deckung gekommen und sprangen auf ihre Pferde. Ich rannte so schnell wie noch nie in meinem Leben, rannte, bis ich kaum noch atmen konnte und Seitenstiche bekam. Meine Lungen schienen zu platzen, schwarze Punkte tanzten vor meinen Augen, aber dennoch konnte ich bereits den Hufschlag hinter uns hören.

Dann kamen die Pfeile. Einer der gefiederten Todesboten riss dicht neben mir mit seiner Stahlspitze eine hässliche Furche in den Boden und wirbelte eine Sandfontäne in die Luft.

Ich warf mich mit Anila hinter den nächsten Felsen, ließ den Proviantbeutel und die Wasserflasche fallen und stellte mich mit erhobenem Schwert dem Unvermeidlichen. Die Männer waren keine hundert Schritte mehr entfernt und jagten mit halsbrecherischem Tempo auf uns zu. Sand und Staub wirbelten unter den Hufen ihrer Pferde auf und hüllte sie ein. Neben mir schoss Anila einen Pfeil ab, holte den nächsten aus dem Köcher und schickte auch ihn den Angreifern entgegen. Zwei Reiter stürzten noch aus dem Sattel, dann waren die anderen he-

ran.

Ich sah ein blitzendes Schwert auf mich zurasen, verspürte einen mörderischen Schlag an der rechten Seite und *Gleichmacher* entfiel meinen Händen.

Ein Pfeil durchschlug meinen Arm und riss mich beinahe von den Beinen. Vor Schmerzen krümmte ich mich und bedeckte instinktiv mit der Rechten die verletzte Stelle, als wollte ich damit das Blut auffangen, das aus der Wunde zu Boden tropfte. Benommen richtete ich mich noch einmal auf. Der Schmerz trieb mir das Wasser in die Augen und wie durch einen Tränenschleier sah ich, wie mich die Männer umringten. Die harte Spitze eines Reitstiefels traf mich ins Kreuz und ich wurde von der Wucht des Tritts zu Boden geschleudert. Ich bemerkte noch, wie ein weiterer Mann auf mich zuritt. Er hielt einen hölzernen Stab in den Händen, an dessen oberem Ende ein faustgroßer, ovaler Stein mit Lederriemen befestigt war. Es war ein Pogan, so nannte man die furchterliche Waffe der Psa, die im Nahkampf als Schädelbrecher eingesetzt wurde.

Es war das Letzte, was ich sah. Ich hörte Anila noch einen schrillen Schrei ausstoßen und dann wurde mein Bewusstsein einfach ausgelöscht wie eine Kerze im Wind.

Zeit zum Sterben

Irgendwann erwachte ich wieder.

Mein Schädel drohte bei jedem Atemzug zu platzen, kalter Schweiß stand auf meiner Stirn und ich hatte Mühe, mich nicht zu übergeben. Zitternd hob ich beide Hände und legte sie auf meine hämmерnden Schläfen, während sich die dunklen Schatten vor meinen Augen langsam in feurige Kreise verwandelten. Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, bis ich wieder klarer sehen konnte.

Ich lag allein auf einem mit Fellen ausgelegten Bett inmitten eines kleinen Zimmers.

Was war mit mir geschehen?

Wie lange war ich bewusstlos gewesen und wo bei allen Göttern war ich hier?

Schwer atmend richtete ich mich auf und schwang die Beine über den Bettrand. Ich setzte meine nackten Füße auf die ausgetretenen Holzdie-

len des Fußbodens und versuchte aufzustehen.

Augenblicklich hatte ich das Gefühl, als trete ein wilder Stier gegen meinen Kopf. Schweiß brach mir aus allen Poren und das Zimmer begann sich vor meinen Augen zu drehen.

In diesem Moment ging die Tür auf.

Im hellen Licht, welches von draußen ins Zimmer fiel, erkannte ich schemenhaft die Umrisse einer Gestalt, die jetzt im Türrahmen stand. Mein Bewusstsein drohte erneut zu schwinden und unwillig fuhr ich mir über die Augen, als könnte ich dadurch die Dunkelheit, die mich allmählich wieder umgab, abwischen.

»Du bist wohl verrückt geworden?«, sagte eine energische weibliche Stimme, die mir irgendwie bekannt vorkam. Weiche Hände umschlossen meine nackten Schultern und zogen mich sanft aber bestimmt wieder ins Bett zurück. »Wo bin ich hier?«, dachte ich noch, dann wurde es erneut dunkel um mich.

Als ich das nächste Mal aus meiner Ohnmacht erwachte, lag ich nackt unter weichen Fellen und bunt gewebten Decken, die meinen geschundenen Körper in mehreren Lagen fast vollständig bedeckten. Irgendjemand hatte mich gewaschen und meinen pochenden Schädel verbunden.

Eine flache Schüssel mit dampfender Brühe und einem Kanten Sauerzeugbrot stand vor einem Tonkrug mit frischem Wasser auf einem Holzschemel neben meinem Bett.

Die Suppe war noch warm und dampfte.

Ich versuchte mich aufzurichten, aber dann fiel mir ein, dass ein wild gewordener Stier irgendwo hinter mir nur darauf wartete, mir wieder mit aller Kraft gegen meine Schädeldecke zu treten. Und richtig, bereits nach der ersten ruckartigen Bewegung hatte ich das Gefühl, als würde jemand meinen Kopf als Amboss benutzen. Also beschränkte ich mich darauf, meinen dröhnenden Schädel mit den Händen zu betasten und verzichtete auf das Aufstehen.

In diesem Moment betrat Anila das Zimmer.

Wortlos kam sie auf mich zu und kümmerte sich sofort um meinen schmerzenden Schädel.

Bevor ich irgendetwas sagen konnte, füllte plötzlich die massige Gestalt von Wilbur dem Schmied den Türrahmen meiner Kammer aus.

»Tut verdammt gut, dich wieder unter den Lebenden zu wissen, alter Junge.«

»Wo bin ich hier, was ist eigentlich passiert?«

Der Schmied trat an mein Bett und betrachtete mich nachdenklich.

»Das ist der Hof von Elric Hartstein, hier bist du in Sicherheit. Gorins Männer werden es nicht wagen, uns hier anzugreifen, nicht nach den Ereignissen der letzten Tage.«

»Kann mir hier einer erklären, was geschehen ist, während ich weggetreten war?« Dabei sog ich scharf zwischen meinen zusammengepressten Zähnen die Luft ein, weil sich Anila meiner Meinung nach zu sehr mit meinem Brummschädel beschäftigte.

Wilbur lächelte mitfühlend.

»Was willst du wissen?«

»Alles, von dem Moment an, wo ihr mich gefunden habt.«

Nachdenklich fuhr sich der Schmied über seinen kantigen Schädel und seufzte.

»Das ist aber eine verdammt lange Geschichte.«

»Das ist mir egal, und jetzt raus mit der Sprache. Ich habe schließlich nicht den ganzen Tag Zeit.«

Der Schmied zog seine verschrammte Maiskolbenpfeife aus der Hosentasche, setzte sie umständlich in Brand und sog ein paar Mal kräftig daran. Würziger Tabakrauch erfüllte den Raum und Wilbur starnte nachdenklich auf das rot glühende Ende seiner Pfeife, als er zu erzählen begann.

»Während du die Gefangenen befreit hast, war es mir gelungen, noch ein paar andere Bewohner von Takone zu überreden, mir zu helfen. Ich hätte nie gedacht, dass so viele Leute in der Stadt nur darauf warteten, Gorin und seinen Männern eins auszuwischen. Leider wurden wir bei unserer Flucht getrennt. Es dauerte ziemlich lange, bis wir wieder eure Spur fanden und dann war es fast zu spät. Ihr habt der Bande aber ordentlich eingehetzt. Sie waren so mit euch beschäftigt, dass sie uns erst bemerkten, als wir praktisch schon auf ihren Füßen standen. Bei den Göttern, denen haben wir es dann aber ordentlich besorgt. So schnell erholt sich Gorins Bande nicht von dieser Schlappe.«

»Weiter, was geschah dann?«, drängte ich, als der Schmied verstummte, langsam ein paar genussvolle Züge aus seiner Pfeife nahm und dabei andächtig zusah, wie ein paar weiße, kreisrunde Rauchkrin-

gel zur Decke hin schwebten.

Der Schmied bedachte mich kopfschüttelnd mit einem nachdenklichen Blick und fuhr schließlich fort.

»Ohne die Unterstützung der Psa ist Gorin in Takone jetzt erledigt. Überall im Land sammeln sich die Unterdrückten und es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis man ihn davonjagt.«

»Jetzt aber genug geredet«, mischte sich Anila ein. »Thorak wird jetzt seine Suppe essen und danach versuchen wieder zu schlafen. Mit solchen Wunden ist nicht zu spaßen.«

Ich versuchte schwach zu protestieren. Es gab noch so vieles, was ich wissen musste, aber Anila hatte recht. Ich hatte die Schüssel nicht einmal zur Hälfte geleert, als ich erschöpft auf mein Lager sank und wieder einschlief.

Ich erwachte erst wieder am anderen Morgen und fühlte mich immer noch schwach und ausgebrannt. Aber die Zeit heilt bekanntlich alle Wunden und zwölf Tage später stand ich wieder am Fenster der Kammer und übte mit meinem Schwert.

Schweiß stand auf meiner Stirn und irgendwie fühlte ich, dass da noch so einiges fehlte, bis ich wieder der Alte war. Nachdenklich betrachtete ich *Gleichmacher*, der schwer in meiner Rechten lag.

»Ich behaupte immer noch, dass du verrückt bist, wenn du jetzt schon wieder mit dem Schwert übst«, unterbrach Wilburs Stimme meine Gedankengänge. Er stand mit verschränkten Armen im Türrahmen und hatte mich wahrscheinlich schon eine ganze Zeit lang beobachtet.

»Mach langsam, Thorak. Du tust niemandem einen Gefallen damit, wenn du morgen schon wieder auf der Nase liegst.«

Ich schüttelte den Kopf. Mein Gesicht wurde hart.

»Ich habe über vieles nachgedacht. Die Hunde der Psa werden mich jagen, solange ich lebe. Ich bin jetzt lange genug vor ihnen davongelaufen. Ich bin ein Berserker und es wird Zeit, dass die Psa spüren, mit wem sie sich da eingelassen haben. Aber ich werde nicht mehr davonrennen. Ab jetzt schlage ich zurück. Ab heute beginnt die Zeit des Sterbens!«

»Was hast du vor?«

»Ich bin der, der prophezeit wurde. Es wird Zeit, dass ich meinen Weg gehe.«

Wilbur trat auf mich zu. Ein besorgter Ausdruck lag auf seinem kantigen Gesicht.

»Du bist noch viel zu schwach«, beschwore er mich. »Und du kennst die wirkliche Macht der Psa und ihrer Priester nicht.«

»Dann wird es Zeit, dass ich sie kennenlerne, und sie mich!«

Gegen Mittag des nächsten Tages saß ich im Sattel eines hochbeinigen Pferdes, *Gleichmacher* an meiner Seite, Proviant, Pfeil und Bogen am Sattelhorn und starre auf Wilbur und jene Leute nieder, die mich aus den Klauen der Psa befreit hatten.

»Willst du es dir nicht noch einmal überlegen?«, fragte Wilbur und seine Stimme klang seltsam belegt.

»Du kannst bei uns bleiben, solange du willst.«

Ich schüttelte den Kopf und starrte auf Anila.

Erleichterung durchfuhr mich, als ich ihren Blick sah.

Ja, sie würde mich auch weiterhin begleiten, auch weiterhin an meiner Seite kämpfen.

»Denkt an mich, wenn ihr Gorin zum Teufel jagt und vergesst vor allem nicht, eure Schulden bei Hark zu begleichen«, rief ich noch, zog mein Pferd herum und ritt gen Süden. Dann drehte ich mich im Sattel und winkte ihnen zu.

»Komm Anila«, sagte ich.

Dämonenzauber

Steigbügel an Steigbügel ritt ich mit Anila stetig weiter gen Süden.

Wir mieden die Städte und Siedlungen entlang der Küste des blutenden Meeres und lenkten stattdessen unsere Pferde durch die spärlich bewachsenen Steppen des Hinterlandes. Über uns brannte die Sonne gnadenlos auf das Land herunter und der ständig vom Meer herüberwehende Wind blies uns den Sand der Steppe um die Ohren. Dieser Staub war entsetzlich, er durchdrang einfach alles.

Man aß ihn, man trank ihn, man atmete ihn ein, ja man trug ihn wie eine zweite Haut und am Ende jeden Tages leerte man trotz zugeschnürter Reitstiefel immer noch mindestens eine Handvoll von diesem verdammten Sand aus seinen Schuhen.

Dennoch zogen wir all diese Strapazen dem bequemeren Handelsweg

entlang der Hafenstädte vor. Mit Daak'Marn und Takone hatten wir zwar erst zwei der vielen Städte bereist, aber das, was uns dort alles widerfahren war, reichte aus, um uns davon zu überzeugen, dass es für unsere Gesundheit einträglicher war, wenn wir um den Rest der Siedlungen einen großen Bogen machten.

Am zehnten Tag nach unserer Abreise vom Hof derer zu Hartstein ließen wir die Sandsteppe hinter uns. Vor uns lag jetzt ein kahler Landstrich mit unzähligen kahlen Hügeln und noch kahleren Bergen, die sich hier und da wie weißgraue Steinmonumente in den stahlblauen Himmel reckten. Nirgendwo war auch nur ein Ansatz von Leben zu erkennen. Hier waren selbst die Bäume und Sträucher grau wie verwachsenes, altes Leinen.

Als die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, zügelten wir unsere Pferde im spärlichen Schatten einer Felsengruppe. Die Luft flimmerte und der Wind war jetzt so heiß, als käme er aus einem Backofen.

Irgendwann, als die Schatten immer länger wurden und die glühende Sonne allmählich tief im Westen stand, erhob sich Anila und schüttelte ihre Glieder.

Obwohl wir uns ziemlich lange ausgeruht hatten, fühlte sie sich wahrscheinlich genauso zerschlagen wie ich. Das lange Reiten in der glühenden Sonne hatte unsere Knochen steif werden lassen. Der ständig wehende Wind mit dem feinen Staubschleier, der uns peitschte, trug ebenso wie mangelnder Schlaf ein Übriges zu unserer Erschöpfung bei. Anila kümmerte sich gerade um die Pferde, als sich ihr Körper plötzlich versteifte. Über das Sattelhorn meines hochbeinigen Wallachs spähte sie gen Norden und ich sah, wie sich ihre Rechte um den Griff ihres Schwertes legte.

»Was ist los?«, fragte ich und richtete mich auf.

»Reiter«, sagte Anila und zeigte mir alle Finger ihrer Hände, zehn Reiter also.

Rasch erhob ich mich und trat mit einem mulmigen Gefühl im Magen neben sie.

»Wir müssen sofort weiter!«, sagte sie und begann das Lager abzubrechen.

Ich schätzte die Entfernung ab, welche die Reiter noch bis zu unse-

rem Lager zurücklegen mussten. Viel Zeit blieb uns wirklich nicht mehr. Zumal die Reiter uns nun ebenfalls entdeckt zu haben schienen und ihre Pferde zu immer schärferem Tempo anstachelten. Mit jedem Atemzug rückten sie uns bedrohlich näher. Mit fliegenden Fingern brachen wir unser Lager ab, sprangen in die Sättel unserer Pferde und gaben den Tieren die Sporen.

Keinen Moment zu spät, sie waren höchstens noch zwei Pfeilschussweiten von uns entfernt.

Zehn Psa, deren schwarzes, glänzendes Haar von Stirnbändern aus Wildleder gehalten wurde. Sie hatten sich ihre breiten, sonnenverbrannten Gesichter mit einfachen weißen Kreidestreifen bemalt, was sie wie reitende Dämonen erscheinen ließ.

Ich gab die Zügel frei und mein Wallach schien förmlich über den Boden zu fliegen.

Die Psa waren jetzt bis auf ungefähr hundert Schritte an uns herangekommen. Sie jagten mit unvermitteltem Tempo weiter und schossen ihre Pfeile vom Sattel aus ab.

Staub wallte unter den Hufen ihrer Pferde auf und hüllte sie beinahe gänzlich ein.

Dennoch feuerte ich einen Pfeil ab, legte einen weiteren auf die Sehne und schoss erneut.

Einer der Psa stürzte aus dem Sattel, die anderen schwärmteten aus.

Neben mir ritt Anila.

Sie schien mit ihrem Pferd verwachsen zu sein. Nur so konnte ich mir erklären, wie es jemand fertigbrachte, sein Reittier nur mit den Füßen zu lenken, seinen Oberkörper zu drehen, um gleichzeitig im Sattel seines dahinjagenden Pferdes mit dem Kurzbogen einen Pfeil nach dem anderen in die Leiber seiner Verfolger zu jagen.

Als der vierte Psa kopfüber aus dem Sattel stürzte und sich dabei mehrmals überschlug, bevor er brüllend im Sand liegen blieb, rissen die anderen ihre Pferde herum und verschwanden schweigend zwischen den kahlen Hügeln hinter uns.

Anila und ich jagten im Höllentempo weiter. Irgendwann lenkten wir unsere Pferde auf einen Tafelfelsen und spähten über das Land, welches im rötlichen Schimmer des Abendhimmels aussah, als hätte man es in flüssiges Kupfer getaucht.

Keine Menschenseele war mehr zu sehen.

Wir hatten es also wieder mal geschafft und waren den Psa erneut

entkommen. Vorläufig jedenfalls, ich gab mich da keinen großen Hoffnungen hin. Über kurz oder lang würden wir bestimmt auf weitere Spähtrupps dieser gelbgesichtigen, krummbeinigen Teufel treffen.

»Wir bleiben hier!«, sagte Anila, führte ihr Pferd zwischen einige Felsbrocken und schlang die Zügel um den Stamm eines blattlosen, verdornten Baumes.

»Hier?«

»Der Platz ist so gut wie jeder andere. Was gefällt dir daran nicht? Wenn das Abendleuchten erlischt, wird es hier so dunkel wie in einem Pferdeintern. Dann siehst du die Hand nicht vor Augen. Ich habe keine Lust, in absoluter Finsternis durch ein fremdes Gebiet zu wandern. Hier zwischen den Felsen kann jeder falsche Tritt tödlich sein. Frühestens kurz vor Sonnenaufgang haben wir wieder genug Licht.«

Ich nickte ergeben.

Anila hatte wieder einmal recht. Es war keinem von uns damit gedient, wenn der andere irgendwo in der Dunkelheit mit gebrochenen Knochen zwischen den Felsen lag.

Also sattelte auch ich ab, versorgte mein Pferd und machte es mir mit meiner Reitdecke zwischen den Felsen so bequem wie möglich. Aus Furcht vor der Entdeckung durch einen Spähtrupp der Psa verzichteten wir auf ein Lagerfeuer und so bestand unser Abendessen aus abgeständerten lauwarmem Wasser aus der Sattelflasche, etwas Hartbrot und geräucherten Fleischstreifen, die Anila ganz in der Tradition der N'de unter dem Sattelleder mürbe geritten hatte. Anila übernahm die erste Wache und kurz nach dem Essen schlief ich ein.

Fernes Trommeln, das von einem dumpfen Gesang begleitet wurde, weckte mich.

»Hörst du das?«, fragte ich Anila, die von unserem Tafelfelsen herunter auf das dunkle Land starnte.

Die Kriegerin nickte.

»Das gefällt mir überhaupt nicht.«

Ich horchte auf.

»Wie meinst du das?«

»Sie wissen, dass wir irgendwo hier draußen sind, aber sie wagen sich nicht mehr in unsere Nähe. So langsam fürchten sie uns. Wir haben

schon zu viele von ihnen getötet. Sie werden keinen offenen Angriff mehr wagen. Stattdessen werden sie versuchen, uns mit ihrer teuflischen Magie einzufangen. Hör genau zu! Mit Gesängen wie diesen beschwören sie ihre unseligen Götter. Sollten ihre Schamanen mit dem Dämonenzauber tatsächlich Erfolg haben, wird es für uns verdammt gefährlich.«

»Was sollen wir tun?«, fragte ich. Anilas Ausführungen hatten dafür gesorgt, dass ich schlagartig wach geworden war. Mit Handzeichen gab sie mir zu verstehen, dass ich ihr folgen sollte.

Der Mond stand einer silbernen Scheibe gleich hoch am Himmel, als ich ihr auf jenen Pfad folgte, der sich schlängelte von unserem Tafelstein herab durch das Land wandte. Die Nacht war erfüllt vom Summen und Surren von Insekten, aber auch vom Trommeln und dem nasalen Singsang der Psa.

»Diese Nacht haben wir noch Ruhe vor ihnen. Sie werden ihre Wunden lecken und bis zum Umfallen singen und tanzen. Aber danach werden sie uns jagen, wenn es sein muss bis ans Ende der Welt.«

»Sollten wir deshalb nicht zusehen, dass wir so schnell wie möglich so viele Meilen wie möglich zwischen uns und die Psa bringen?«

Anila schüttelte den Kopf.

»Wir können nicht ständig vor ihnen davonlaufen.«

»Was hast du vor?«, fragte ich unbedarf. Aber als ich Anilas Mienenspiel sah, während sie in jene Richtung starnte, aus der die Trommeln der Psa erklangen, ahnte ich förmlich den kommenden Verdruss.

»In der Stunde vor Sonnenaufgang, wenn die Nacht allmählich vor dem heranbrechenden Tag flieht, lässt die Wachsamkeit eines jeden Menschen nach. Das ist einfach so, wahrscheinlich der Wille der Götter. Die Psa werden zudem noch müde von ihrer Tanzerei sein. Allein schon deshalb sollten wir es wagen.«

Ich ahnte bereits, was sie mir damit sagen wollte und schluckte meine nächste Frage herunter. Und richtig, einen Atemzug später erklärte mir Anila genau jenes Vorgehen, das ich unbedingt vermeiden wollte.

»Wir gehen nachher da runter und schnappen uns ihren Schamanen. Das wird die Bande davon abhalten, weiter auf unserer Spur zu reiten, denn kein Volk ist so abergläubisch wie die Hunde der Psa und gleichzeitig doch so hilflos, wenn man nur ihre Priester außer Gefecht setzt.«

Ich starrte in den Nachthimmel und rollte seufzend mit den Augen.

Anila war tatsächlich wild entschlossen, kurz vor Sonnenaufgang in

das Lager der Psa zu schleichen, um dort deren Schamanen gefangen zu nehmen, zu töten, zu entführen oder sonst irgendetwas. Genaueres wussten wahrscheinlich nicht einmal die Götter.

Aber eines wusste ich. Die Wahrscheinlichkeit, diesen wahnwitzigen Plan zu überleben, war mit Sicherheit nicht größer als die eines Schneeballs auf einer glühenden Herdplatte.

Aber ich hatte keine Zeit mir darüber großartig Gedanken zu machen, denn schon bald darauf war es dann soweit.

All meine Stoßgebete zu den Göttern meiner Ahnen hatten nichts genutzt. Ich schwor mir insgeheim, sollte ich das tatsächlich überleben, würde ich meine Meinung über die alten Götter gründlich überdenken müssen.

Der neue Tag brach an.

Die Nebelschwaden am Fuße unseres Tafelberges lösten sich nach und nach auf und die ersten Strahlen der aufgehenden Morgensonne erhellt das Lager der Psa nur schwach.

Wie schattenhafte Gestalten schllichen wir auf das Lager zu.

Es war beinahe zu einfach, durch ihre Reihen zu spazieren, dachte ich, bis meine Augen einen Psa entdeckten, der neben einem Felsen lehnte und mit dem Rücken zu uns stand. Mit einem knappen Kopfnicken deutete mir Anila an, dass dieser Posten mein Problem war. Mit größter Vorsicht näherte ich mich dem Psa, legte meine Hand um den Griff meines Schwertes und im selben Moment, als ich die Klinge aus meinem Gürtel zog, wirbelte der Psa herum. Er hatte die Augen weit aufgerissen und die Finger seiner Rechten um den lederumwickelten Knauf seines Kurzschwertes gelegt.

Aber es blieb ihm keine Zeit mehr, die Waffe aus seinem Gürtel zu reißen. Mein Schwert sauste auf ihn herab und mit gespaltenem Schädel sank der Psa zu Boden.

Ich blickte mich rasch um.

Doch offenbar hatte keiner der Stammesgefährten die leisen Geräusche gehört, welche der Psa beim Sterben verursacht hatte.

Tod den Psa

Um uns herum lagen etwa ein Dutzend Psa in Decken gerollt und schliefen.

Ich wagte kaum zu atmen.

Auf meiner Reise ins Südland hatte ich nämlich wahre Wunderdinge von ihnen gehört. Sie galten als die besten Reiter in diesem Teil der Welt und unbarmherzige Jäger, wenn es darum ging, eine Fährte aufzunehmen. Angeblich hörten sie sogar das Gras wachsen. Schon ein zu Boden fallendes Blatt vermochte diese wilden Krieger selbst aus dem tiefsten Schlaf zu wecken, angeblich!

Aber so langsam kam ich zu der Ansicht, dass dies anscheinend nur Legenden waren. Diese Psa hier waren bei unserer Verfolgung nach einem mehrtägigen harten Ritt erschöpft. Außerdem hatte sie die nächtliche Tanzerei sicherlich auch mitgenommen und so schliefen sie, jeder in der Gewissheit von seinen Stammesbrüdern umgeben zu sein, tief und fest den Schlaf der Gerechten.

Am östlichen Ende des Lagers waren ihre Pferde an ein dickes Seil gebunden, welches man zwischen zwei blattlose, halb verborrete Bäume gespannt hatte. Während im Osten der Schein der aufgehenden Sonne zaghaft durch den Frühdunst schimmerte, wurde die Stille des anbrechenden Tages nur ab und an durch lautes Schnarchen unterbrochen. Plötzlich aber ertönte ein leiser, monotoner Singsang durch die morgendliche Stille.

Einen Steinwurf zu meiner Linken entfernt erkannte ich das schwache rote Glühen heruntergebrannter Holzscheite. Jenseits des kleinen Feuers saß eine zusammengekauerte Gestalt, die in den Schwaden des Morgen Nebels kaum zu erkennen war. Als Anila und ich näher an das Feuer kamen, sahen wir, dass es sich hierbei tatsächlich um einen Schamanen der Psa handelte. Magische Symbole wie Tierpfoten, Kürbisrasseln und bemalte Steine waren auf dem Boden ausgebreitet. Der alte Mann, der nur mit einem Lendenschurz bekleidet war, saß mit geschlossenen Augen inmitten dieser Dinge. Sein Oberkörper wiegte leicht hin und her und er war es auch, der diesen Singsang von sich gab.

Es war offensichtlich, das er sich in Trance versetzt hatte.

Ich verstand zwar nichts von alledem, was dieser Mann von sich gab, aber ein Gefühl sagte mir, dass von diesen Worten, die über seine Lippen kamen, etwas Bedrohliches, Unheimliches ausging.

»Sat-Kan, Miwok Sahila!«

Vorsichtig näherten wir uns dem Feuer. Im nächsten Moment brach der Singsang ab, die geschlossenen Lider des Schamanen hoben sich und er starre uns feindselig entgegen.

Sein Gesicht war schweißüberströmt und in seinen Augen glühte Hass.

»N'de!«, fluchte er. Seine Stimme klang wie das Zischen einer gereizten Schlange.

»Lange genug habt ihr uns zum Narren gehalten und viele meiner Brüder getötet, aber damit ist jetzt Schluss. Ich habe mit unseren Göttern Zwiesprache gehalten und ich sage euch, meine Magie wird euch hier und jetzt vernichten.«

Nach diesen Worten erhob sich der Schamane und deutete mit seinen knochigen Armen auf uns. Ehe er aber seine Beschwörungen ausstoßen konnte, war Anila mit einem mächtigen Satz bei dem Mann. Ihr Schwert pfiff durch die Luft und der wuchtige Hieb endete in einem dumpfen Klatschen. Der Kopf des Schamanen flog durch die Luft, krachte zu Boden und rollte auf das Feuer zu.

Kalter Schweiß stand auf meiner Stirn, als ich mich umblickte.

Aber die schlafenden Psa lagen immer noch so da wie vorher. Nichts hatte sich verändert, kein Geräusch war hinzugekommen, keiner der Psa war aufgewacht.

Inzwischen hatte Anila den Schädel des Schamanen ins Feuer geworfen und der Gestank von verbrennendem Fleisch breitete sich rasend schnell im Lager aus. Düstere Rauchschwaden stiegen auf, während wir so leise wie möglich aus dem Lager hasteten.

Als wir wieder auf unserem Tafelfelsen angelangt waren, erwachten die Psa. Wilde Schreie, Klagerufe und ein Heulen, das sich anhörte, als ob ein liebeskranke Wolf den Mond anjaulte, drangen zu uns herauf. Ich blickte nach vorne. Deutlich war zu erkennen, wie die Psa von Panik erfüllt ziellos durch das Lager rannten. Innerhalb von nur wenigen Augenblicken löste sich die Horde unserer Verfolger auf.

Die Psa verstreuten sich in alle Richtungen. Im Schein der aufgehenden Sonne sahen wir, wie sie zwischen den Bergen verschwanden. Es war alles so, wie es mir Anila vorausgesagt hatte. Ohne ihre Schamanen waren sie nichts weiter als ein Haufen gelbhäutiger, bemalter Wilder, die ein Krieger der N'de, selbst nur mit einem Holzprügel bewaffnet, in die Flucht schlagen konnte.

»Komm jetzt!«, unterbrach Anilas scharfer Ruf meine weiteren Ge-

danken. Als ich mich umdrehte, sah ich, dass die Kriegerin bereits im Fellsattel ihres Pferdes saß und mir mit der Rechten die Zügel meines Reittiers vor das Gesicht hielt.

»Bis die Hunde der Psa mit einem neuen Schamanen wieder unsere Spur aufnehmen, werden einige Tage vergehen. Die sollten wir nutzen, um weiter zu reiten. In zehn, elf Monden erreichen wir den Dunkelwald, dahinter beginnt dann schon das Land der N'de.«

Ohne auf eine Antwort von mir zu warten, riss Anila die Zügel herum, hämmerte die Hacken in die Seite ihres Pferdes und preschte mit einem Schlachtruf auf den Lippen nach Süden.

»Tod den Psa!«

Mit trüben Gedanken behaftet schwang ich mich in den Sattel und folgte ihr.

Ein neuer Schamane, eine neue Verfolgungsjagd und neue Kämpfe erwarteten uns. Spielte ich bei der Prophezeiung tatsächlich solch eine gewichtige Rolle, dass man mich jagte, offensichtlich sogar bis ans Ende der Welt? So sehr ich mir auch den Kopf zermarterte, ich kam zu keiner befriedigenden Antwort. Nach einer Weile verdrängte ich die düsteren Überlegungen aus meinem Kopf und richtete meinen Blick nach vorne.

Die Rast hatte unseren Tieren gut getan und wir kamen zügig voran. Bereits gegen Mittag erreichten wir das Ende der grauen Felsenwüste und galoppierten über eine baumlose Steppe nach Süden. Irgendwo am Ende dieser topfebenen Graslandschaft, die sich scheinbar unendlich vor uns ausdehnte, lag der Dunkelwald. Das letzte natürliche Hindernis vor dem Land der N'de.

Ich rief mir Anilas Erzählungen wieder ins Gedächtnis.

Selbst ein geübter Reiter benötigte angeblich mindestens zwanzig Tage, um ihn zu durchqueren. Außer seiner gewaltigen Größe wartete der Wald mit seltsamen Tieren, noch seltsameren Pflanzen und einem geheimnisvollen Volk auf, das seit Urzeiten in den Wipfeln der Bäume hauste. Ein ungutes Gefühl bemächtigte sich meiner, je mehr Meilen wir zurücklegten. Immer, wenn Anila von einem weiteren Land erzählte, das wir durchqueren mussten, steckten wir schon bald bis zum Hals in Schwierigkeiten. Das war im Land der Mic-Mac so, im Sumpf und auch in den Hafenstädten entlang der Küste des blutenden Meeres. Für mich stand jetzt schon fest, dass wir in diesem seltsamen Wald zweifellos ebenfalls Ärger bekommen würden.

Den ganzen langen Tag hindurch ritten wir durch die Steppe, über Gras, Steine und Wurzeln entlang, bis wir uns schließlich einem Bach näherten. Vom Plätschern des Wassers und dem Rauschen des Windes abgesehen, war es beinahe totenstill. Lediglich das Schnauben unserer Pferde und unser lautes Atmen durchbrach die absolute Stille. Seltsam, dachte ich noch, weder von den Vögeln noch von all dem anderen Getier, das hier in dieser Grassteppe leben musste, kam irgendein Laut. Man konnte meinen, die Steppe hielt den Atem an.

Als wir unsere Pferde auf das steinige Bett des Wassers zulenkten, durchbrach wildes Geschrei die unnatürliche Stille. Die Steppe zu unserer Linken spuckte plötzlich eine Horde bemalter Zwerge aus. Sie waren, von Lendenschurzen, Federn und eingeflochtenen Knochen im Haar abgesehen, völlig nackt.

Ihre Körper waren mit Pflanzenfarben beschmiert, und mit Messern, Lanzen und Äxten stürmten sie auf uns zu. Gellendes Kriegsgeschrei, das an das Bellen von Hunden erinnerte, hallte über die Grassteppe.

Dann waren die Psa heran!

Sie waren zu sechst. Heulende, geifernde Gestalten, die uns sofort mit erhobenen Waffen umkreisten.

Wo bei allen Göttern kamen diese Männer her? Doch schon im nächsten Augenblick war ich zu sehr damit beschäftigt, mich ihrer Angriffe zu erwehren, als dass ich mir weitere Gedanken über die Psa machen konnte. Wild entschlossen stürmte ich zwischen die Wilden und zog mit meinem Schwert todbringende Kreise. Der vorderste der Angreifer blieb plötzlich stehen, als wäre er gegen eine unsichtbare Wand gelaufen. Dann griff er sich mit beiden Händen an die Brust und sank brüllend zu Boden. Der nächste Schwerthieb traf einen weiteren Psa mitten in die Stirn.

Der Mann hatte plötzlich kein Gesicht mehr.

Gleichmacher hatte ihm den halben Kopf zerschmettert und der Krieger war schon tot, noch ehe sein unersetzter Körper auf dem grasbewachsenen Steppenboden aufschlug. Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich, wie Anila den hölzernen Schädelbrecher eines weiteren Psa mit solcher Gewalt parierte, dass die primitive Waffe eine Handbreit über dem Griff in tausend Stücke zerbarst. Ihr nächster Schwerthieb verwandelte das Gesicht des Angreifers in eine blutige, umherspritzende

de Masse aus Knochen, Haut und rotem Lebenssaft.

Die Reihe der Psa brach und der Kampf neigte sich dem Ende zu.

Schließlich verstummte das Klirren unserer Waffen und erst, als ich erschöpft meine Schwerhand sinken ließ, bemerkte ich das halbe Dutzend blutender Gestalten, die leblos im Gras der Steppe lagen.

Geflügeltes Grauen

Es war bereits Nacht, als wir auf den Bauernhof stießen.

Das Anwesen lag am Fuß einer kleinen Anhöhe, die in dem völlig ebenen Grasland fast schon wie ein Berg anmutete. Bleiches Mondlicht lag über den vier u-förmig ausgerichteten Gebäuden und spiegelte sich in den Fensterscheiben des Wohnhauses. Wie hungrige Makahls starrten wir durch die Nacht auf den Hof. Uns ging es nicht besonders. Hunger wühlte in unseren Eingeweiden, unsere Wasserflaschen waren leer und bleierne Müdigkeit steckte uns in den Knochen. Wir waren seit dem Kampf mit den Psa ununterbrochen im Sattel und hatten eine Menge Staub geschluckt. Wir waren mit unseren Kräften fast am Ende, auch unsere Pferde waren völlig ausgepumpt. Die Flanken der Tiere glänzten im Mondlicht vor Schweiß. Alle, Mensch wie Tier, waren erledigt und deshalb kam uns das Erscheinen dieser bäuerlichen Ansiedlung wie ein Wink der Götter vor.

Alles, was wir benötigten, lag vor uns.

Auf diesem Hof gab es Essen und Wasser, eventuell auch einen Krug voll saurem Wein. In der Scheune erwartete uns mit Sicherheit ein duftendes weiches Heulager und unsere Pferde konnten bestimmt mit einem Trog voll frischem Körnerfutter rechnen.

»Auf was wartest du noch, Anila? Für einen Beutel voll Silberlinge wird uns der Bauer sicherlich fürstlich bewirten. Ich glaube kaum, dass er in dieser Einöde sonst viel Gelegenheit hat, zu Geld zu kommen.«

Ich wollte schon meinem Pferd die Hacken in die Flanke schlagen und losreiten, als mich ein Blick in Anilas düsteres Gesicht davon abhielt.

»Was ist los mit dir?«

Die Kriegerin zuckte mit den Schultern.

»Weiß nicht, irgendein Gefühl sagt mir, dass wir uns diesem Hof vorsichtig nähern sollten. Vielleicht wollen die Leute dort gar keinen Be-

such.«

Ich fügte mich seufzend in mein Schicksal, rutschte vom Rücken meines Pferdes und setzte mich steifbeinig in Bewegung. Das Pferd zog ich an den Zügeln hinter mir her. Bald schon hatte ich Anila, die mir ein paar Schritte voraus war, eingeholt. In meinem Magen knurrten mindestens tausend hungrige Makahls und ich konnte es kaum noch erwarten, dort an der Haustür anzuklopfen, um nach Essen zu fragen. Der Hof lag schlafend im fahlen Mondlicht. Kein Leben schien sich dort zu regen, selbst die umzäunten Viehkoppeln neben den Häusern waren leer. Seltsam, ein Bauernhof so ganz ohne Tiere?

Allmählich verstand ich Anilas mulmiges Gefühl.

Als wir die leeren Koppeln erreicht hatten, erkannte ich einen kleinen Anbau am ersten Haus. Das Ganze sah wie ein stabiler Käfig aus. Bevor ich aber weiter über den Sinn und Zweck dieses Anbaus nachdenken konnte, sprang in dem Käfig ein gewaltiger Schatten hoch und im nächsten Moment begann ein Hund wie verrückt zu bellen.

Im Haupthaus des Bauernhofes flammte ein Licht auf. Der Hund bellte wie rasend. Es war ein riesiges Tier, das sich wütend gegen die Holzstäbe seines Zwingers warf. Als wir den Käfig passierten, riskierte ich einen kurzen Blick hinein. Der Anblick ließ mich frösteln.

Der Hund war fast so groß wie ein Hirschkalb. Er hatte die Lefzen hochgezogen und seine gewaltigen Zähne gefletscht. Seine Augen waren blutunterlaufen und das Tier war kurz davor durchzudrehen.

Wir hasteten gerade noch in den Schatten eines überhängenden Scheunendaches, als im Haupthaus die Tür aufging. Wir pressten uns förmlich an die Außenwand des Hauses, hielten den Atem an und lauschten. Eigentlich war unser Versteck jämmerlich, sobald sich jemand nämlich mehr als nur zwei Schritte vom Haupthaus entfernte, würde er uns unweigerlich entdecken.

Aber eine andere Deckung gab es im Moment nicht. Nur die Götter wussten, was uns hier erwartete.

Stiefelritte wurden laut.

»Ist da jemand?«, brüllte ein Mann. Sein Rufen ging fast im Bellen des Hundes unter. Dann erkannte er wahrscheinlich die Umrisse unserer Pferde, die sich im Gegensatz zu uns nicht so ohne Weiteres im

Schatten des Hauses verbergen ließen. In seiner Stimme schwang plötzlich Nervosität mit.

»Wer ist da?«, kreischte er. »Zeigt euch, oder ich lass den Hund raus.«

Mit einem Satz sprang Anila um die Ecke des Hauses. Ich folgte ihr augenblicklich.

Der Bauer blieb wie angewurzelt stehen, als wir unvermittelt vor ihm auftauchten. Er war ein mittelgroßer Mann mit breiten Schultern und einem sonnenverbrannten Gesicht. Jetzt trug er nur eine fadenscheinige Leinenhose, die mit einem Kälberstrick anstelle eines Gürtels um die Hüften herum zusammengebunden war. Sein Oberkörper war nackt und das Haar stand ihm wirr vom Kopf ab. Es war offensichtlich, dass wir ihn mit unserem Auftauchen aus tiefstem Schlaf geweckt hatten.

In seinen Händen hielt er eine zweischneidige Axt.

Aber die nutzte ihm jetzt nichts. Anila presste ihm die Spitze ihres Schwertes gegen seine Kehle, worauf ein paar rote Tropfen seine Brust nässten. Ich trat von der Seite heran auf ihn zu und nahm ihm die Axt aus den Händen. Er ließ es widerstandslos geschehen.

»Ins Haus!«, bellte Anila.

Der Bauer nickte hastig und drehte sich um. Im Flur des Hauses brannten ein paar Kerzenstummel, die leidlich Licht spendeten. Links und rechts erkannte ich einige Türen und aus einer dieser, sie war nur angelehnt, ertönte plötzlich eine Frauenstimme.

»Was ist los, Ardo? Warum bellt der Hund so?«

Die Tür öffnete sich und in ihrem Rahmen erschien eine junge Frau mit wallendem Haar und einem weit ausgeschnittenen, weißen Leinen-nachthemd. Als sie uns sah, stieß sie einen spitzen Schrei aus.

»Herkommen!«, befahl Anila und winkte mit ihrem Schwert.

Die Frau näherte sich uns ängstlich. Sie und ihr Mann wirkten zusehends verschüchtert, beide waren ziemlich blass und deutlich war die Angst in ihren Gesichtern zu erkennen.

»Sind noch mehr Leute im Haus?«

Anila deutete mit der Schwertspitze auf die anderen Türen im Hausflur.

Die Bäuerin schüttelte den Kopf und antwortetet schnell.

»Außer uns lebt niemand mehr auf dem Hof. Nur hinten links in dem Zimmer schläft meine Tochter Felice. Sie ist erst acht, bei den Göttern, verschont wenigstens sie.«

»Wenn du lügst, wird deine Tochter dafür büßen. Vorwärts, zeig uns die Küche.«

Die beiden gingen mit gesenktem Kopf voraus und nach wenigen Schritten standen wir in einem lang gezogenen Raum, in dem sich eine Feuerstelle und eine primitive Wasserpumpe befanden. Auf Anilas Befehl hin setzten sich die Bauern an einen einfach gezimmerten Tisch, der sicherlich fast die Hälfte des Raumes einnahm. Während Anila mit dem Schwert sämtliche Schränke, Schubladen und Türen öffnete, musterte ich das Bauernpaar genauer. Es war ganz offensichtlich, dass die beiden völlig harmlos waren. Wenn wir weiter unbehelligt durch dieses Land reisen wollten, konnten wir es uns meiner Meinung nach nicht schon mit den ersten Siedlern verderben.

Deshalb versuchte ich sie zu beruhigen.

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, sagte ich ruhig. »Wir tun Ihnen nichts, wir sind lediglich auf der Durchreise. Wir haben Hunger, wir wollen etwas zu essen. Wir bezahlen auch dafür.«

Die beiden antworteten nicht. Sie starrten mich lediglich aus großen Augen furchtsam an.

»Verdammtd, wir haben Hunger, wir bezahlen auch dafür!«, brüllte Anila ungeduldig, als sich die beiden weiterhin nicht regten. Dann knallte sie mit der Rechten ein paar Silbermünzen auf die blank gescheuerte Platte des Tisches und starre die Bauern aus funkelnenden Augen an.

»Reicht das für zwei Teller mit Eiern und Speck oder muss ich noch etwas dazulegen?«

Der Bauer schüttelte den Kopf.

Seine Frau erhob sich, ging zur Kochstelle und entfachte ein Feuer.

Dort hantierte sie mit Töpfen und Pfannen und geraume Zeit später lag der Duft von gebratenen Eiern, ausgelassenem Speck und warmem Brot in der Luft. Mir lief das Wasser im Mund zusammen und ich konnte es kaum erwarten, endlich einen wohlgefüllten Teller vor mir stehen zu haben. Als die Frau uns das Essen servierte, krümmte ich mich fast vor Hunger zusammen.

Der Bauer fasste seine Frau an den Händen und blieb mit ihr vor der Feuerstelle stehen, während wir regelrecht über das Essen herfielen.

»Ihr kommt wohl nicht aus der Gegend?«

»Wir sind nur auf der Durchreise. Wir wollen weiter nach Süden, aber ein paar Psa machten uns Schwierigkeiten.«

Die Frau begann plötzlich zu zittern. Im Gesicht des Mannes spiegelte sich wieder Angst, aber eine andere Angst als bei unserem Erscheinen.

»Bei den Göttern...«

Er trat einen Schritt auf uns zu.

»Zurück!«, sagte Anila scharf und hob ihr Schwert.

»Ich gebe euch, was ihr wollt, aber geht, geht bitte schnell.«

Anila schüttelte den Kopf.

»Wir gehen, wenn es uns passt. Jetzt wollen wir erst einmal essen.«

Ardo machte sich vor Angst fast in die Hosen.

»Bei den Göttern«, jammerte er und schlug die Hände vors Gesicht.

»Die Psa werden uns das Haus über dem Kopf anzünden. Ich habe mir nie etwas zuschulden kommen lassen, ich muss mit den Psa leben. Wenn sie erfahren, dass ihr bei uns Rast gemacht habt, werden sie mich töten. Was soll dann aus meiner Frau und meiner Tochter werden?«

»Halt dein Maul, du Memme«, fuhr ihn Anila ärgerlich an.

»Diese Hunde sind uns schon seit vielen Monden auf den Fersen, und wenn sie uns erwischen, werden wir wahrscheinlich viergeteilt oder landen in ihren Kochtopfen. Aber jammern wir deshalb?«

»Wenn Sie hier in ständiger Angst vor den Psa leben, warum ziehen Sie dann nicht in eine der Hafenstädte an der Küste?«, mischte ich mich in die Unterhaltung ein.

»Unter den vielen Menschen dort sind Sie und ihre Familie doch relativ sicher.«

Der Bauer starre mich entgeistert an.

»Du weißt nicht, was du da erzählst, mein Junge. Keiner, der hier lebt, kann dieses Land so einfach verlassen. Es sind nicht nur die Psa alleine, die wir fürchten, sondern auch etwas, das wir das geflügelte Grauen nennen.«

Jetzt wurde ich hellhörig.

Aber schon im nächsten Moment trat Ardos Frau zwischen uns und beschwore ihren Mann eindringlich.

»Sei still oder willst du, dass er wiederkommt? Denk an deine Tochter.«

Bevor ich mir einen Reim auf das seltsame Gerede der beiden ma-

chen konnte, begann im Zwinger der Hund erneut wie wild zu kläffen. Dann war ein seltsames Rauschen zu hören, Holz splitterte und kurz darauf gellte ein Laut durch die Nacht, bei dem sich mir sämtliche Nackenhaare aufstellten.

Ardo stieß einen ersticken Schrei aus.

»Wir sind verloren, der Xlingit ist wieder da!«

Ohne zu zögern, riss ich mein Schwert aus dem Gürtel und stürmte aus der Tür.

Duell im Mondlicht

Als ich aus der Tür stürmte, tauchte draußen im Mondschein plötzlich ein unförmiger Schatten auf.

Hinter mir begannen Ardo und seine Frau gellend zu schreien.

Im hellen Licht des Mondes, der wie eine silberne Scheibe fast senkrecht am Himmel stand, erkannte ich eine gigantische, menschenähnliche Gestalt, die rasend schnell auf mich zukam. Ich hörte noch Anilas ersticken Warnruf, doch schon im nächsten Augenblick starre ich geradewegs in eine Fratze des Wahnsinns. Vor mir stand eine Kreatur, die unmöglich von dieser Welt stammen konnte. Ihr quadratischer Schädel, der praktisch nur aus einem einzelnen, wässrigen Auge und einem riesigen Schlund voll geifernder, dunkler Zähne bestand, saß auf einem gewaltigen Körper mit zwei säulenartigen Beinen, unter deren stampfenden Schritten der Boden erzitterte. Die beiden ausgebreiteten Flügel, die aus seinen Schulterblättern wuchsen, erklärten mir eindringlich, warum man dieses Wesen das geflügelte Grauen nannte.

Vier Arme, an deren Enden dreifingrige Klauen saßen, woben vor meinen Augen ein Netz des Todes. Ich sprang zur Seite. Innerhalb eines Atemzuges wurde mir klar, dass mein Leben verwirkt war, sollte mich eine dieser umherzuckenden Krallenhände treffen.

Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich rechts von mir den Anbau mit dem Hundezwinger, genauer gesagt das, was noch davon übrig geblieben war. Die armdicken, hölzernen Gitterstäbe lagen wie ein Bündel achtlos ausgerissener Grasbüschel im Hof herum und der riesenhafte Hund, der uns beim Eintreffen auf dem Anwesen am liebsten an die Kehle gegangen wäre, lag jetzt mit zerschmettertem Leib unmittelbar neben mir. Genau genommen war es geradezu albern, auf was ich

alles achtete, während diese Schreckengestalt immer näher auf mich zukam. Aber im Angesicht des Todes hat wohl niemand mehr die Zeit für bewusste Überlegungen.

»Endlich ist es soweit!«, ertönte eine unwirkliche Stimme aus dem Schlund der Kreatur.

»Der Tag der Entscheidung ist gekommen. Ich, der Xlingit, werde den Träger dieses verfluchten Schwertes vernichten.«

Ich verstand zwar nicht ganz den Sinn dieser Worte, aber ich bemerkte sehr wohl, wie etwas Unheimliches, Fremdes nach meinen Gedanken zu greifen schien und versuchte, Herrschaft über meinen Geist und meinen Körper zu erlangen.

Verzweifelt blickte ich mich nach einer Fluchtmöglichkeit um. Aber es gab kein Entkommen, in wenigen Augenblicken würde mich das Monster erreichen und dann...

Ich hob mein Schwert, als eine der Krallenhände auf meine Brust zutraste. *Gleichmacher* begann in meinen Händen förmlich zu vibrieren. Als die Klauen auf die Klinge trafen, gab es ein Geräusch, als schlage Eisen auf Eisen. Die Wucht des Hiebes ließ mich zurücktaumeln. Schwankend hob ich mit beiden Händen erneut mein Schwert, um den nächsten Angriff abzuwehren. Dabei wurde mir mit erschreckender Deutlichkeit klar, dass das Ungeheuer stärker war als ich und seine Klauen mir den Tod bringen würden, sollte nicht ein Wunder geschehen. Ich parierte einen weiteren Angriff der Krallenhände und taumelte erneut rückwärts.

Die Kreatur kam immer näher.

Die dunklen Zähne in dem geifernden Schlund öffneten und schlossen sich klackend, während der stinkende Atem der Bestie in meiner Nase brannte. Mit ausgebreiteten Armen machte das Albtraumwesen Anstalten, sich auf mich zu werfen, als plötzlich etwas zwischen uns stürzte.

Taumelnd sah ich eine vor Wut bebende Gestalt, deren Glieder im Mondlicht wie Elfenbein schimmerten. Deutlich erkannte ich die Umrisse ihres wohlgeformten Körpers, das Glühen ihrer Augen und ihre sinnlichen, leicht geöffneten Lippen, während sie sich schreiend zwischen mich und das geflügelte Ungeheuer warf.

Einen Moment lang schien der Angriff der Kreatur ins Stocken zu geraten. Aber nur für einen Moment, während das Auge der Bestie kurz zwischen mir und dem neuen Gegner umherzuckte. Dann schossen die Klauenhände vor und jene Gestalt, die sich so selbstlos zwischen mich und das geflügelte Grauen gestellt hatte, wurde wie eine willenlose Gliederpuppe über den Hof geschleudert.

»Anila!«, brüllte ich.

Ich hatte plötzlich das Gefühl, in einem See aus Eiswasser zu baden.

Mit anzusehen, wie Anila verletzt wurde, erweckte in mir eine unbeschreibliche Wut. Ohne über die Folgen nachzudenken, stürmte ich schreiend auf die Bestie zu. Etwas traf meine Stirn und einen Augenblick später lief mir das Blut über die Augen und machte mich fast blind. Dennoch stieß ich *Gleichmacher* nach vorne und konnte deutlich spüren, wie sich die Klinge durch Haut, Fleisch und Knochen fraß. Ich blieb stehen, blinzelte und schüttelte das Blut aus den Augen und was ich sah, war einfach unglaublich.

Das grässliche Maul des Ungeheuers verzog sich in wildem Schmerz. Als ich die Klinge aus dem Leib der Kreatur zog, sah ich, wie das Blut in einem gewaltigen Schwall aus ihm herausströmte. Der Blick aus seinem milchigen, wasserhellen Auge verschleierte sich zusehends und wurde glasig. Die vier Klauenhände verkrampten sich und das Ungeheuer ging langsam in die Knie.

Als der Leib des Dämons den Boden berührte, schien dieser zu zerSchmelzen. Nach und nach löste sich der gigantische Körper in eine schleimige, glitschige Masse auf, welche den Boden des Hofes überzog, um schließlich vor meinen Augen zu Staub zu zerfallen.

Ich hatte dieses Duell im Mondlicht endgültig für mich entschieden.

Benommen schritt ich auf Anila zu, die mich aus weit aufgerissenen Augen anstarnte.

»Bei den Göttern«, keuchte sie. »Du hast diesen Dämon wahrhaftig bezwungen.«

Ich nickte und atmete hörbar aus. Zum ersten Mal verspürte ich den Hauch der Prophezeiung. Es gab da anscheinend ein paar Dinge zwischen Himmel und Erde, die ich erst langsam begriff. Dennoch hatte ich das Gefühl, dass die Welt nach dem Tod dieses Dämons nicht mehr so sein würde, wie sie einst vorher war. Langsam wandte ich mich um und ging wieder zum Haus zurück. Anila folgte mir humpelnd und Ardo und dessen Frau traten stumm zur Seite, als wir beide durch den

Hauseingang traten.

»Ich habe Hunger«, krächzte ich noch. »Und ein Krug mit saurem Wein wäre auch nicht schlecht.«

Dann wurde mir schwarz vor Augen.

Kurz, bevor ich zu Boden krachte, versuchte ich, noch etwas zu sagen, aber mehr als ein trockenes, unverständliches Rasseln kam nicht mehr aus meiner Kehle.

Stimmengewirr drang an mein Ohr, als ich wieder die Augen öffnete.

Anila, meine Gefährtin, Ardo, dessen Frau und ihre Tochter drängten sich allesamt um mein Bett, fuchtelten mit den Armen und redeten fragend durcheinander.

»Wasser«, krächzte ich, bis mir jemand einen tönernen Becher an die Lippen hielt. Ich trank wie ein Verdurstender. Danach sank ich wieder in die Kissen zurück. Man hatte meine Wunde an der Stirn versorgt und mir einen Verband einem Turban gleich um den Kopf gewickelt.

»Was gibt es da zu glotzen?«, sagte ich unwirsch, während die Drei mich aus weit aufgerissenen Augen musterten.

»Bei den Göttern, noch nie ist es jemandem gelungen, die Kreatur des Geflügelten zu bezwingen. Woher kommt ihr? Einfache Reisende seid ihr jedenfalls nicht.«

Anila lachte und erzählte von unseren bisherigen Abenteuern. So entstand nach und nach so etwas wie Vertrauen zwischen Ardo, seiner Familie und uns.

»Glaubt nur die Hälfte von dem, was diese Kriegerin erzählt. Ohne mein Schwert wären wir alle wohl längst schon tot«, warf ich irgendwann lachend ein.

»Bei allen Göttern!«, entgegnete Anila »Damit hat dieser Bursche auch noch recht. Ohne das Schwert wären wir beide jetzt nicht hier.«

»Darf ich diese Waffe einmal sehen?«, flüsterte der Bauer schließlich ergriffen und streckte beide Hände aus, als ich ihm *Gleichmacher* zeigte.

Wohlwollend übergab ich ihm meine Waffe.

Ardo schrie plötzlich auf, die Klinge klirrte zu Boden, der Bauer schlug beide Hände vor das Gesicht und fiel auf die Knie.

»Die Götter mögen uns schützen!«, kreischte er und alle im Raum

hielten plötzlich schaudernd den Atem an. Von der Klinge meines Schwertes stieg ein milchig weißer Schleier empor, in dem sich die Schatten von Geschöpfen abzeichneten, die so grauenhaft und bedrohlich anzusehen waren, dass manch anderer bei diesem Anblick wohl den Verstand verloren hätte.

Der Bauer warf mir das Schwert vor die Lagerstatt und wich mit einem wilden Schrei zurück. Verwundert starnte ich der Familie nach, die kreischend aus dem Zimmer flüchtete. Anila und ich blickten uns betroffen an. In dem Raum herrschte plötzlich eine geradezu erdrückende Stille. Bis wir den Hof verließen, ließ sich niemand mehr aus der Familie blicken.

Als im Morgengrauen das Anwesen hinter uns lag, kam plötzlich Wind auf, Blitze zuckten am Himmel und eine Art Dauerregen fiel über das Land. Die Reise in den Dunkelwald hätte nicht düsterer beginnen können, dachte ich noch, dann traf mich der Regen voll ins Gesicht, während mein Pferd durch den aufgeweichten Boden trabte.

Im Dunkelwald

Hell und warm brannte die Sonne auf das Land herab, während wir unsere Pferde am kiesbedeckten Ufer eines Baches zügelten und sie tränkten. Die große Steppe lag hinter uns, jetzt begann das Land wieder hügeliger zu werden. Am Horizont waren Felsen aufgetaucht und hier und da waren vereinzelte Bäume als erste Vorboten des Dunkelwaldes zu sehen. Ein leichter Wind trug uns den Harzduft von Schwarztannen, Kiefern und Nadelholz entgegen.

Aufmerksam blickte ich in die Runde.

Beinahe übergangslos verschmolz vor uns die Graslandebene mit dem hügeligen Randgebiet des geheimnisvollen Waldes. Was würde uns dort wohl erwarten?

Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich, dass mich Anila inzwischen irgendwie seltsam musterte.

»Was ist los?«, fragte ich etwas unwirsch, obgleich ich Gefallen daran fand, wie sie mich ansah.

»Ich habe Angst.«

»Wie meinst du das?«, entgegnete ich etwas irritiert.

»Ist dir nicht aufgefallen, dass die Gefahr durch die Psa immer größer wird, je näher wir dem Land deines Vaters kommen? Zuerst waren es nur umherstreifende Kriegerbanden, die sich auf deine Spur gesetzt hatten, dann kamen ihre Schamanen und Zauberer hinzu und vor wenigen Tagen hetzten sie sogar einen ihrer Dämonen auf dich. Was erwartet uns erst, wenn wir das Land der N'de erreicht haben?«

Ich wusste es nicht und ehrlich gesagt, wollte ich es auch gar nicht so genau wissen. Denn irgendwo, tief in meinem Innersten, keimte schon seit Langem der Verdacht, dass dies alles bisher nur eine Art Vorgeplänkel war im Gegensatz zu dem, was mich im Land meiner Väter erwarten würde. Es waren zwar schon viele Monde vergangen, aber immer wieder kam die Erinnerung an jene Tage, als mich ein Schamane der Mic-Mac in Trance versetzt und mich in meine Zukunft hatte sehen lassen.

Es waren blutige Bilder. Und trotz meines magischen Schwertes und Anila an meiner Seite wusste ich nicht, ob ich all dem, was noch kommen würde, auch gewachsen war.

Ich schüttelte den Kopf, als könnte ich durch diese Geste die trüben Gedanken, die mich beherrschten, ablegen und sah Anila ernst in die Augen.

»Was soll ich dir antworten? Ändern können wir es sowieso nicht. Es ist anscheinend mein Schicksal, ständig in Gefahr zu leben. Aber lass uns jetzt von etwas anderem reden, ich bin im Moment nicht in der Stimmung, mir über eine womöglich düstere Zukunft schon jetzt den Kopf zu zerbrechen.«

»In was für einer Stimmung bist du dann?«, fragte Anila lächelnd.

Ohne zu antworten, lenkte ich mein Pferd mit einem leichten Schenkeldruck auf Anilas Reittier zu, und als wir uns in den Sätteln Auge in Auge gegenüber saßen, vergaß ich für einen Moment die Welt um mich herum. Ich sah nur noch ihr Gesicht, die dunklen Augen, den Mund mit den weichen, sinnlichen Lippen und nach einem kurzen Moment des Zauderns hauchte ich ihr einen zärtlichen Kuss auf die Wange.

Ihre Augen begannen zu glänzen und einen Herzschlag lang starnte sie mich seltsam an.

Dabei strich ihre Hand über mein Gesicht und diese Berührung weckte ein prickelndes Gefühl in mir, das schnell meinen ganzen Körper er-

fasste.

Eigentlich war der Moment wie geschaffen dafür, dass wir uns in die Arme nahmen, ins Gras sanken und ...

Aber nicht so Anila, bei den Göttern, verstehe mir einer die Frauen.

Von einem Atemzug zum anderen war der weiche Ausdruck aus ihrem Gesicht der Entschlossenheit und dem stählernen Blick einer kampfbereiten Schwertkriegerin gewichen. Ansatzlos rutschte sie aus dem Sattel und nestelte am Zaumzeug ihres Pferdes herum, sah sich die Hufe des Tieres an, überprüfte den Sitz der Wasserflasche und vollbrachte sonst noch einige, in meinen Augen im Moment völlig sinnlose Handlungen.

»Dahinter beginnt der Dunkelwald«, meinte sie schließlich und ihre Stimme hatte einen metallischen Klang. Dabei zeigte sie mit ihrer Schwerthand auf das südliche Ende des kleinen Wasserlaufs. Dorthin, wo eine seltsame Felsengruppe mehr als baumhoch in den Himmel ragte und den Bach zwang, sich an seinem Fuße zu teilen.

Seltsam deshalb, weil das Felsgestein mit Glimmer durchsetzt war, der im Schein der Mittagssonne so unwirklich schimmerte, dass ich dachte, hier hätten magische Kräfte ihre Hand im Spiel.

»Was sind das für komisch blinkende Felsen?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Aber ich weiß, dass dahinter der Weg ziemlich beschwerlich wird und ich weiß nicht, ob wir dort mit den Pferden weiterkommen.«

»Was schlägst du vor?«, erwiderte ich.

»Lass es uns einfach versuchen. Absteigen und laufen können wir immer noch. Aber die Vergangenheit hat gezeigt, dass es nie verkehrt sein kann, ein ausdauerndes Reitpferd in seiner Nähe zu wissen. Also, steig ab und sieh nach, ob bei deinem Pferd alles in Ordnung ist. Ist der Sattel richtig festgezurrt, befindet sich noch genügend Wasser in deiner Flasche, sind kleine Steinchen zwischen den Hufen deines Tieres und anderes mehr. All diese Dinge können später einmal von großer Bedeutung sein, wenn wir verfolgt werden oder sonst irgendwie in Gefahr geraten.«

Seufzend rutschte ich aus dem Sattel.

Die vollen Brüste, die gerundeten Hüften, der makellose Körper Ani-

las, all meine Träume und Wünsche zerplatzten wie eine Seifenblase unter den harschen Anweisungen der Kriegerin und beinahe wütend folgte ich ihren Worten und kümmerte mich um mein Pferd und meine Ausrüstung.

Dabei musterte mich Anila mit einem wissenden Lächeln.

»Du bist zu ungestüm. Eigentlich bist du der geborene Krieger, aber du musst lernen, dich in Geduld zu üben. Denk immer daran, es gibt eine Zeit zum Kämpfen und eine Zeit zum Lieben und Leben. Jetzt aber ist die Zeit der Schwerter. Halt die Augen offen, wenn wir durch den Dunkelwald reiten.«

Ich nickte ergeben und wenig später lenkten wir unsere Pferde langsam auf die Felsen zu.

Als diese hinter uns lagen, hatte ich plötzlich das Gefühl, in einer anderen Welt gelandet zu sein. Anstelle eines lieblichen Sonnentages umgab uns ein gespenstischer, düsterer Wald, aus dem uns ein atembeklemmender Modergeruch entgegenwehte. Die Sonne war urplötzlich verschwunden, als wir den uralten Wald betraten, der düster und scheinbar undurchdringlich vor uns lag. Um uns herum war es totenstill geworden. Kein Vogelgezwitscher tönte aus den hohen Baumkronen, selbst das Rauschen der Blätter schien verstummt. Vom Plätschern des Baches abgesehen war der Wald so still wie eine Gruft. Es schien, als hielte das Land den Atem an.

Zwischen den starken Stämmen hochgewachsener Tannen und Kiefern lagen überall umgestürzte Bäume, morsch und von Moos überwuchert. Jenseits des schmalen Pfades, der sich schlängelte gen Süden durch den Wald zog, vereinten sich Dornenbüschle mit Stachelpflanzen und großblättrigen Blütenstauden zu einem undurchdringlichen Dickicht, das selbst das Licht der Sonne nicht durchdringen ließ. Die Hufe unserer Pferde versanken im feuchten Moder des Waldbodens, während wir vorsichtig durch das grünfarbene Halbdunkel ritten. Immer wieder streiften die mannshohen Wedel bizarre Farnpflanzen unsere Gesichter. Wir kamen nur langsam voran, da jetzt das Unterholz aus Hasel und Weißdornbüschchen auch auf dem Weg immer dichter wurde und der schmale, abfallende Pfad entlang dem südlichen Arm des Baches mit jedem Huftritt unserer Pferde steiler wurde.

Irgendwann zügelte Anila ihr Pferd, stieg aus dem Sattel und zog ihre Waffe.

»Wir müssen versuchen, uns mit den Schwertern einen Weg durch

das Gestrüpp zu bahnen. Zu Pferd kommen wir hier jedenfalls nicht mehr weiter.«

Nachdem die scharfen Klingen unserer Waffen mehrere Dornbüsche gefällt hatten und wir dadurch mindestens hundert Schritte weiter vorangekommen waren, fiel mein Blick zufällig nach oben. Vielleicht aus einer Laune heraus, vielleicht, weil ich den Kopf zurücklegte und ihn hin und her wiegte, um meinen schmerzenden Nacken zu entlasten, ich weiß es nicht. Selbst heute weiß ich immer noch nicht genau, was mich veranlasste, nach oben zu blicken.

Jedenfalls rettete uns diese zufällige Geste das Leben.

Genau über unseren Köpfen wiegte sich im Blätterdach des Waldes eine seltsame Pflanze im Wind hin und her. Der Stiel war dicker als mein Oberschenkel und mit seltsamen, spitz zulaufenden Blättern versehen. Eine riesige gelbe Blüte saß am Ende der Ranke, welche sich wie im Krampf öffnete und schloss. Dieses Gelb war von geradezu unnatürlicher Farbe, keine normale Blume oder Pflanze sah so aus, dachte ich noch. Bevor ich diesen Gedanken noch zu Ende führen konnte, neigte sich die Pflanze zu uns herab, die Blüte öffnete sich und zeigte mir einen dornenumrahmten, zuckenden Schlund.

Das hier war keine gewöhnliche Blume, durchzuckte es mich, sondern ein Gewächs mit einem geradezu teuflischen Verstand, das lebte und auf Nahrungssuche war.

Als die Blüte mit raschelnden Blättern direkt auf meinen Kopf zuschoss, tropfte eine honigartige Flüssigkeit aus dem offenen Pflanzenkelch und klatschte mit einem schmatzenden Laut auf den Waldboden. Ungläublich sah ich mit an, wie sich dort, wo die Flüssigkeit gelandet war, der Boden sich binnen weniger Augenblicke unter Zischen in eine grauweiße, breiige Masse verwandelte, die wenig später als Staub in sich zusammenfiel. Erst jetzt bemerkte ich das Brennen auf meiner rechten Wade, und als ich den Blick senkte, sah ich, dass mich dort ein paar Spritzer dieses ätzenden Pflanzenektars getroffen hatten und diese Stellen aussahen, als hätte mir dort jemand einen glühenden Ast in die Wade gebohrt. Ohne zu zögern riss ich *Gleichmacher* hoch und durchtrennte den Pflanzenstiel, der jetzt nur noch eine Handbreit von meinem Kopf entfernt war, mit einem wuchtigen Schwerthieb knapp

unterhalb der Blüte.

Der abgeschlagene Teil landete mit einem dumpfen Laut auf dem Waldboden, während der Rest der Pflanze durch die Luft peitschte. Der Pflanzenstiel wand sich wie unter Schmerzen zwischen den Baumwipfeln, während seine Blätter sich rasselnd zu und aufrollten. Schließlich hörte das Zucken auf, der Rest der Pflanze fiel vor mir zu Boden und ein stinkender, gelblicher Saft floss aus dem Pflanzenteil und nässte den Waldboden.

Wie gebannt starre ich auf die Pflanze.

Dann überschlugen sich die Ereignisse.

Ich hörte Anila erstickt aufschreien und spürte im selben Moment, wie eine Schlinge über meinen Kopf fiel. Blitzschnell sprang ich zur Seite, griff mit der einen Hand nach dem Seil, während ich in der anderen krampfhaft das Schwert hielt, und zog heftig an der Schlinge.

Irgendetwas zog mich und Anila mit ungeheurer Kraft in die Luft. Die Wipfel der Bäume rasten förmlich auf mich zu, dann erfassten mich plötzlich kräftige Hände und im nächsten Augenblick stand ich in geradezu schwindelerregender Höhe auf einem handbreiten Ast, während ein halbes Dutzend Schatten auf mich zukamen und mich umringten. Einen Ast weiter geschah mit Anila dasselbe. Mit dem Rücken zum Baumstamm hin schwang ich breitbeinig *Gleichmacher* in tödlichem Bogen.

Ein schrilles Lachen dröhnte in meinen Ohren, während die Schatten vor meinen Augen immer wieder in dem undurchdringlich scheinenden Blätterdach verschwanden, um kurz darauf wieder zurückzukehren und um mich herumzutanzen und mich mit ihrem Lachen zu verspotten schienen.

So sehr ich mich auch bemühte, meine Klinge fand nie ihr Ziel. Die unbekannten Angreifer wichen Gleichmachers todbringender Klinge mit einer geradezu unvorstellbaren Leichtigkeit aus.

Schließlich stand ich nach Atem ringend da, stützte mich auf mein Schwert und sah aus weit aufgerissenen Augen mit an, wie die Schatten erneut auf mich zukamen.

Diesmal mussten es Dutzende sein.

Das Volk der Blätter

Unvermittelt war der Dunkelwald voller Geräusche.

Geräusche, die ich noch nie zuvor gehört hatte. Seltsame Laute gellten durch die Baumwipfel und ein Kreischen und Schreien, das unerträglich in meinen Ohren schrillte, erfüllte die Luft. Mit erhobenem Schwert blickte ich mich um und erschrak.

Die umherhuschenden Schatten, die mich und Anila bisher unsichtbar umringten, hatten Gestalt angenommen. Die Baumwipfel waren voller grünhäutiger, menschenähnlicher Wesen. Hunderte und Aberhunderte von ihnen. Seite an Seite hockten sie dicht gedrängt in den Ästen und starnten uns aus ihren wasserhellen Augen fragend an. Tausend Stimmen schrien gleichzeitig durcheinander, ein Chaos aus Kreischen, Pfeifen und schrillen Lauten erfüllte den Wald und drohte, mich fast wahnsinnig zu machen. Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich, dass es Anila nicht besser erging. Sie hatte beide Hände auf die Ohren gepresst und ihr Gesicht war wie vor Schmerzen verzerrt. Das Schreien wurde lauter und lauter, und als ich bereits befürchtete, mir würde das Trommelfell platzen, hörte der Lärm so abrupt auf, wie er begonnen hatte.

Im nächsten Moment war es totenstill.

Wie benommen hob ich den Kopf, als die Stimme zum ersten Mal erklang.

»Wer seid ihr, dass ihr es wagt, den Dunkelwald widerrechtlich zu betreten?«

Noch während die helle Stimme sprach, teilte sich das Blattwerk vor unseren Augen und eine weitere grünhäutige Gestalt erschien scheinbar wie aus dem Nichts. Diese aber kam direkt auf uns zu.

Mit gemischten Gefühlen musterte ich den Herannahenden. Noch niemals zuvor hatte ich so einen seltsamen Menschen gesehen. Selbst auf Zehenspitzen reichte mir der Mann höchstens bis zur Brust. Als er näher kam, erkannte ich, dass seine grüne Haut von irgendeinem Zeug herrührte, mit dem sich diese Wesen einschmierten. An manchen Stellen schimmerte es nämlich weiß durch. Eine perfektere Art, sich in den Bäumen zu tarnen, hatte ich bislang nie gesehen. Dann baute sich der Mann breitbeinig vor mir auf. Eigentlich sah er wie ein ganz normaler Mensch aus, wären da nicht die gewaltigen muskelbepackten Arme gewesen, zu denen der Rest seines beinahe kindlichen Körpers geradezu grotesk wirkte. Der Oberkörper eines Riesen auf dem Unterleib eines

Kleinkindes, ja, so konnte man sein Aussehen am besten beschreiben. Ein Erscheinen, das anscheinend typisch für dieses Volk war, dachte ich, während mein Blick kurz über die anderen Gestalten flog.

Das fein geschnittene Gesicht meines Gegenübers war bartlos. Und trotz der grünen Farbe im Gesicht und den unzähligen eingeflochtenen Blättern und Zweigen in seinem schulterlangen Haar glaubte ich, in das Antlitz eines Kindes zu blicken. Die helle Stimme bestärkte meinen ersten Eindruck.

Doch nach einem weiteren Blick in seine wasserhellen, ernsten Augen wurde ich eines Besseren belehrt. Dieses Gesicht strahlte Energie, Mut und Würde zugleich aus, dass jeder, der ihn sah, wusste, dass hier ein Führer stand. Er brauchte keine Zeichen seiner Macht mit sich herumzuschleppen, seine bloße Erscheinung genügte.

»Ich bin Kitu, der Erste vom Volk der Blätter. Meine Krieger verlangen den Grund zu erfahren, weshalb ihr den Dunkelwald betreten habt. Überlegt euch die Antwort genau, denn wisset, solltet ihr Böses im Schilde führen, so werdet ihr den nächsten Sonnenaufgang nicht mehr erleben.«

Trotz der kindlichen Tonart des Sprechers lief mir plötzlich ein eisiger Schauer über den Rücken.

Schlagartig wurde mir bewusst, dass von den nächsten Worten unser Leben abhing.

Ich schluckte. Schweiß stand plötzlich auf meiner Stirn.

»Ich höre!«, setzte der Grünhäutige energisch nach.

Ich versuchte zu antworten, aber meine Kehle war wie ausgetrocknet. Anila, die stumm neben mir stand, war ebenfalls unfähig ein Wort zu sagen, jedenfalls für den Moment.

Aber als die Gestalt vor uns befehlend die Hand erhob und plötzlich Waffenstahl durch die Baumwipfel blitzte, verwandelte sich meine Gefährtin urplötzlich in ein Klatschweib.

»Haltet ein!«, sagte sie hastig. »Wir führen nichts Böses im Schilde. Wir sind nur zwei einfache Reisende auf dem Weg in die Südländer. Warum wir euren Wald betreten haben, das ist aber eine lange Geschichte.«

Eine weitere Handbewegung des Grünhäutigen ließ die Waffen wie-

der verschwinden und das aufkommende Stimmengewirr verstummen.

»Wir hier im Dunkelwald haben viel Zeit, also werdet ihr eure Geschichte in Ruhe erzählen können!«

Hilflos zuckte Anila mit den Schultern, als sie mich fragend anstarrte.

Ich nickte ihr aufmunternd entgegen. Mit mehr konnte ich ihr im Moment auch nicht helfen.

Anila trat einen Schritt zurück und musterte den Grünen unbehaglich. Dann begann sie hastig zu erzählen. Von unserem ersten Zusammentreffen, von den Kämpfen mit den Psa bis hin zum Erreichen des Dunkelwaldes. Über die Prophezeiung und über mein magisches Schwert schwieg sie sich jedoch aus. Bestimmt hatte sie ihre Gründe dafür.

Als sie ihren Bericht beendet hatte, herrschte für einen Moment eine fast erdrückende Stille. Dann trat einer der grünen Menschen auf jenen zu, der sich Kitu nannte, verbeugte sich ehrfürchtig und schnatterte im nächsten Moment drauflos, dass mir die Ohren klingelten. Ich verstand zwar überhaupt nichts von dem, was da gesprochen wurde, aber aus den Gesten und dem Gehabe des Vielschwärters heraus vermeinte ich zu wissen, dass es um jene seltsame Pflanze ging, die uns angegriffen hatte. Wie zur Bestätigung trat eine weitere Gestalt auf uns zu und hielt Kitu den abgeschlagenen Blütenkopf der Pflanze vor das Gesicht.

Nach einem kurzen Betrachten bedachte uns Kitu schließlich mit einem seltsamen Blick.

»Ihr kommt mit uns!«, befahl er knapp.

»Wohin bringt ihr uns?«, fragte ich.

Kitu lächelte nachsichtig.

»Eigentlich verbietet es eure momentane Lage, Fragen zu stellen. Aber ich halte euch zugute, dass ihr fremd in dieser Gegend seid, außerdem habt ihr einen grünen Tod erschlagen. Deshalb werde ich euch antworten. Ihr kommt mit in unser Dorf. Haltet euch bereit, wir fliegen gleich los.«

»Fliegen?«, erwiederte ich erstaunt.

Erneut lächelte Kitu.

»So nennen wir unsere Art der Fortbewegung. Wenn wir im Dorf sind, darfst du mir gerne einen anderen Namen dafür nennen. Doch jetzt genug geredet, steig auf meinen Rücken und halte dich fest. Um deine Gefährtin wird sich Nabu, mein bester Krieger kümmern und nun mach schon, komm endlich auf meinen Rücken.«

Verlegen kletterte ich auf das breite Kreuz Kitus und schlängelte meine

Arme um seine mächtigen Schultern. Ich wollte noch etwas sagen, aber im gleichen Moment sprang der Grünhäutige nach vorne und voll Entsetzen musste ich mit ansehen, wie wir beide anscheinend hilflos im freien Fall dem Waldboden entgegenrasten. Mein Herz begann wie verrückt zu schlagen, kalter Schweiß trat auf meine Stirn und mir wurde beinahe schlecht vor Angst. Ich schloss die Augen und sah mich im Geiste bereits mit zerschmettertem Körper am Boden liegen, als plötzlich ein Ruck durch Kitus Schultern ging und ich durchgeschüttelt wurde. Instinktiv klammerte ich mich fester an ihn.

»Du sollst dich festhalten und mich nicht erwürgen!«, keuchte Kitu, weil ihm mein Griff anscheinend die Luft nahm. Unwillkürlich nahm ich meine Hände von seinem Hals und klammerte mich an seine Schultern. Dabei riss ich beide Augen auf und sah mit angehaltenem Atem jetzt erst, was geschah.

Wir flogen tatsächlich!

Jedenfalls hatte es auf den ersten Blick den Anschein. In Wirklichkeit hangelten sich Kitu und seine Männer wie Affen von Ast zu Ast. Getragen nur von der Kraft ihrer Arme, bewegten sie sich mit geradezu unglaublicher Geschwindigkeit durch die Baumwipfel. Ich spürte, wie die Äste an meinen Kleidern vorbeipeitschten und mir umherwirbelnde Blätter ins Gesicht klatschten. Selbst ein geübter Reiter auf dem Rücken eines ausgeruhten Pferdes wäre nicht imstande gewesen, diesen Wesen zu folgen.

Nach und nach begriff ich auch ihr seltsames Aussehen.

Einem normalen Menschen hätte es spätestens beim zweiten Versuch, im freien Fall nach einer Wurzel oder einem herabhängenden Ast zu greifen, die Arme aus den Schultergelenken gerissen.

Nicht so diesem Volk der Blätter.

Seit Urzeiten schon bewegten sich die Grünhäutigen offensichtlich auf diese Art durch den Dunkelwald. Nur so waren ihre gewaltigen Arme und Muskeln zu erklären, die im Gegensatz zu ihren zerbrechlich wirkenden Beinen beinahe monströs wirkten.

Gegen Abend erreichten wir ihr Dorf.

Mindestens einhundert Schritte über dem Waldboden gelegen, versteckten sich unzählige Hütten in den weitverzweigten Ästen einer rie-

sigen Baumgruppe. Herabhängende Pflanzenranken verbanden die Behausungen, an denen sich die Bewohner bei unserer Ankunft in scheinbar hektischer Beschäftigung hin und her schwangen. Ein Signalhorn ertönte und kündigte unser Kommen an. Keinen Atemzug darauf kamen uns ein Dutzend Männer entgegen, alle mit Messern bewaffnet, deren Klingen im Mondschein blinkten. Kitu sprach kurz mit dem Anführer des Wachtrupps, dann konnten wir weiterziehen. Wenig später hatten wir die Lagermitte erreicht, ich rutschte von Kitus Rücken, und während dieser von seinen Stammesgenossen lebhaft begrüßt wurde, blickte ich mich staunend um.

Dieses Lager, eigentlich konnte man hier fast schon von einer kleinen Stadt reden, denn ich war sicher, dass mehr als tausend dieser Menschen das Dorf bevölkerten, war in seiner Lage und Bauweise etwas Einmaliges, etwas, das ich in dieser Form noch nie gesehen hatte.

Die aus biegsamen Zweigen, Blättern und bunt gewebten Decken errichteten Hütten schmieгten sich, soweit das Auge reichte, beinahe unsichtbar an die uralten, knorriegen Stämme im Herzen des Dunkelwaldes. Bei einem näheren Betrachten erkannte ich aus Pflanzen gewobene, stabil aussehende Laufwege, welche die Hütten miteinander verbunden. Ich sah Wohnhütten, Geschäftshütten wie die eines Kaufmanns, Bäckers oder Kesselflickers und sogar ein Wirtshaus. Wie in einer richtigen Stadt, nur dass sich hier das Leben in den Bäumen abspielte.

Eine Berührung an meinem Arm unterbrach jäh meine weiteren Gedanken.

Als ich mich umblickte, sah ich Kitu, der alles andere als erfreut in die Runde blickte.

»Wir müssen reden!«, sagte er knapp.

»Über was?«

»Still!«, erwiderte Kitu mit gedämpfter Stimme. Dabei klammerte sich seine dünne, kindliche Hand fest um meinen Arm. Im ersten Moment wollte ich meinen Arm wegziehen, aber dann sah ich in seine wasserhellen Augen und etwas in seinem Blick hinderte mich daran.

»Es ist besser, wir reden in meiner Hütte weiter.«

Als wir seine Zweighütte erreicht hatten, sprang Kitu vor und riss die bunt gewebte Decke, welche den Eingang verdeckte, zur Seite. Ein Duft von Holzfeuer, Kräutern, Wärme und Behaglichkeit schlug mir entgegen. In der Mitte der Hütte erblickte ich eine schmächtige Gestalt, die vor den glimmenden Holzkloben eines Lagerfeuers kauerte und

trotz der Wärme bis zum Hals in dunkle Gewänder gehüllt war. Ein seltsames Gefühl überfiel mich.

»Wer ist das?«, flüsterte die Gestalt bei meinem Eintreten, wandte den Kopf und zog langsam ihre Kapuze zurück.

Ich holte tief Luft, trat einen Schritt zurück und erstarrte fast vor Angst.

Die Uralte

Das Gesicht, das sich mir aus dem Schatten heraus zuwandte, war ein Antlitz wie aus einem Albtraum. Ein haarloser Schädel, überzogen von milchig weißer Haut, starre mich aus dunklen Augen funkelnnd an. Die schmalen Lippen, zu einem freudlosen Grinsen zurückgezogen, entblößten einen fast zahnlosen Mund. Lediglich im Oberkiefer waren noch die gelblichen Stummel zweier verfaulter Zähne zu erkennen. Die beiden Hände, die aus den Ärmelöffnungen des Gewandes herausragten, wirkten wie vertrocknete, knöcherne Klauen.

»Komm her zu mir!«, sagte die Gestalt mit einer Stimme, die nicht von dieser Welt zu stammen schien.

Die Härtchen in meinem Nacken richteten sich auf und eine Gänsehaut überfiel mich beim Klang der Worte. Zwar fürchtete ich mich nicht vor dieser unscheinbaren, zerbrechlich wirkenden Gestalt als solche, jedoch graute es mir vor dem unnatürlichen Schrecken und dem Unwirklichen, nicht Greifbaren, welche diese Gestalt wie eine Aura umgaben.

Ich spürte *Gleichmacher*, mein Schwert, an der Hüfte vibrieren und wusste sofort, dass hier Magie mit im Spiel war. Langsam, ruckhaft erhob sich das Wesen und starre mich aus schwarzen, kalt funkelnnden Augen an. Von abergläubischer Furcht erfasst, zwang ich mich mit eisernem Willen Schritt für Schritt vorwärts, um der Gestalt direkt ins Gesicht zu sehen.

Ich kam aus Eislanden.

Ich fürchtete weder den Kampf gegen einen menschlichen Feind noch gegen wilde Tiere oder gegen die Unwägbarkeiten der Natur, und auch der Tod als solcher schreckte mich nicht mehr. Auf meiner Reise in den Süden war er beinahe so etwas wie ein vertrauter Begleiter geworden. Mir graute aber vor dunkler Magie, vor den Kreaturen der Finsternis

und den Dämonen des Chaos, spätestens seit ich gegen den Xlingit gekämpft hatte.

Als ich der Gestalt Auge in Auge gegenüberstand, atmete ich erleichtert aus. Das hier war kein Dämon. Ich erkannte, dass es sich hierbei um eine uralte Frau handelte, die wie eine vertrocknete Mumie aussah.

»Verneige dich vor ihr«, zischte mir Kitu ins Ohr. »Du stehst vor der Uralten, der allwissenden Mutter vom Volk der Blätter!«

Mein Herz schlug wie rasend, als mich die Uralte anstarre.

»Ihr gebt vor, einfache Reisende auf dem Weg ins Südland zu sein, aber dem ist nicht so. Ich weiß es und du weißt es auch.«

Mir lagen tausend verschiedene Antworten auf den Lippen, aber in diesem Moment war mein Mund wie versiegelt. Ich konnte einfach nicht antworten. Unzählige Dinge schossen mir durch den Kopf und bevor ich meine Gedanken wieder geordnet hatte, sprach sie mich erneut an.

»Außerdem wurde mir erzählt, dass du mit einem einzigen Hieb deines Schwertes einen vom grünen Tod erschlagen hast. Dies vermag nicht jeder. Was ist das für ein Schwert? Das ist keine gewöhnliche Waffe, die du da bei dir trägst. In dieser Waffe schlummern Dinge, die ein normal Sterblicher nicht erklären kann. Ich aber spüre es deutlich, darum, denke ich, ist es an der Zeit, dass du erzählst, wer ihr wirklich seid. Denn seit du meine Hütte betreten hast, spüre ich, wie etwas dieses Zelt erfüllt, das ich nicht deuten kann, und das macht mir Angst. Also rede!«

Ich weiß bis heute nicht, was damals in mir vorging. Irgendetwas veranlasste mich, *Gleichmacher* aus dem Gürtel zu ziehen und das Schwert mit dem Griff voran der Uralten entgegen zu strecken. Im gleichen Moment bemerkte ich, wie die rasiermesserscharfe Klinge von Kitus Messer plötzlich gegen meine Kehle drückte und etwas Warmes meinen Hals entlang lief.

»Noch so eine dumme Bewegung und ich schneide dir die Kehle durch!«, zischte Kitu.

»Lass das!«, rief die Uralte scharf und hob beide Hände.

»Er führt nichts Böses im Schilde. Ich kann es spüren und jetzt lass uns gefälligst allein.«

Während dieser Worte berührten ihre Hände *Gleichmacher* und das Schwert begann augenblicklich blau zu leuchten.

»Allmächtige Götter«, stieß Kitu hervor und trat einen Schritt beiseite. Dabei legte sich seine Rechte beinahe krampfhaft um den lederumwickelten Griff seines Messers.

»Geh jetzt!«

Nach einem weiteren Blick in ihre funkelnden Augen verließ Kitu schließlich widerstrebend die Hütte. Währenddessen streckte die alte Frau ihre knochigen Arme aus und grapschte beinahe gierig mit ihren dünnen Händen nach meinem Schwert. Als sich ihre Finger jedoch um den Griff der Waffe legten, erstrahlte das Innere der Hütte plötzlich in eisblauem Licht und ein seltsames knisterndes Geräusch ertönte. Die Alte riss die Hände zurück und gab einen unterdrückten Laut von sich, während das Schwert klirrend zu Boden fiel.

»Was ist das für ein Schwert?«, keuchte sie atemlos und fuchtelte wild mit den Armen, ganz so, als hätte sie sich soeben die Finger verbrannt.

»Ein geweihtes Schwert«, entgegnete ich wahrheitsgemäß. »Diese Waffe ist Teil einer Prophezeiung.«

Die Frau starzte mich durchdringend an. Dann begann sie leicht zu nicken.

»Du bist ebenfalls ein Teil dieser Prophezeiung. Aber ich spüre auch, dass du mächtige Widersacher hast, und wenn du dich nicht als würdig erweist, könnte das schlimme Folgen haben.«

»Was weißt du noch?«

Die Alte lächelte milde.

»Vieles, man nennt mich nicht umsonst die Uralte. Ich lebe schon seit mehreren Hundert Jahren hier in diesem Dorf. Die Götter wollen meinen Tod anscheinend noch nicht, denn sie erscheinen mir immer wieder in meinen Träumen und übermitteln mir Botschaften. Dadurch habe ich zum Beispiel im Laufe der vielen Jahre so etwas wie das zweite Gesicht entwickelt, wenn du weißt, was ich meine.«

Ich nickte, diese Frau war nicht nur eine Schamanin, sondern auch eine Seherin. Kein Wunder, dass sie bei diesem seltsamen Volk der Blätter als gottähnlich galt.

»Bisher ist unser Leben hier im Dunkelwald in geordneten Bahnen verlaufen. Aber seit einiger Zeit spüre ich eine Veränderung nahen. Unsere Feinde, allen voran der grüne Tod, werden immer dreister. Fremde

durchqueren immer öfter diesen Wald und manchmal ist die Nähe von dunkler Magie und den Kreaturen der Finsternis spürbar für mich. Es ist alles so seltsam», sagte sie mit unheilvoller Stimme. Aber dann überzog so etwas wie ein Lächeln ihr Gesicht, und als ich ihr in die dunklen Augen sah, erkannte ich darin eine tiefe Wärme. Ich erblickte so etwas wie Hoffnung und den Glauben an eine bessere Zeit.

»Seit gestern aber weiß ich von jemandem, der den grünen Tod besiegen kann und jetzt stehst du vor mir mit diesem geweihten Schwert«, fuhr sie milde lächelnd fort. »Ich denke, wir sollten uns eingehender unterhalten. Wahrscheinlich kann einer vom anderen Dinge erfahren, die bisher im Dunkeln lagen.«

Die Alte verließ kurz ihre Hütte, klatschte in die Hände und stieß ein paar schrille Schreie aus. Geraume Zeit später, wir saßen nebeneinander in der Hütte und ich begann gerade von Eislanden zu erzählen, umringten uns drei junge, halb nackte Mädchen und servierten in hölzernen Schalen gebratenes Fleisch und Gemüse. Ich hatte seit dem Morgen nichts mehr gegessen und das Geräusch meines hungrigen Magens durchdrang das Innere der Hütte wie das Knurren eines Raubtiers. Für einen Moment herrschte eine eigentümliche Stille, dann begannen alle zu lachen, während ich über das Essen herfiel wie ein ausgehungertes wildes Tier.

Ich erwachte, weil ich irgendwie spürte, dass plötzlich jemand neben mir stand. Ich hob den Kopf, blickte auf und starrte in zwei wohlbekannte große Augen.

»Anila!«, stieß ich hervor. Schlaftrunken richtete ich mich auf, zog die Beine vor den Bauch, schlängelte die Arme darum und starrte sie erwartungsvoll an. Doch statt freudiger Worte über unser Wiedersehen hockte sie sich nachdenklich neben mich.

»Was ist los mit dir?«, fragte ich besorgt.

Ich wartete auf Antwort, wurde aber enttäuscht. Anila schwieg, kreuzte die Beine und starrte seltsam gen Süden. Sie schien mich gar nicht richtig wahrzunehmen.

»Du hast die ganze Nacht mit der Uralten geredet«, sagte sie plötzlich.

»Und?«

»Damit hast du uns in gewaltige Schwierigkeiten gebracht.«

»Was willst du damit sagen?«

»Der grüne Tod!«, erwiderte sie knapp. Das war alles, keine weiteren Erklärungen.

Nach einigen Momenten des Schweigens erhob sich Anila und starre mich vorwurfsvoll an.

»Du hast mit deinem Schwert geprahlt wie ein dummer Junge. Jetzt wartet das ganze Dorf darauf, dass du heute Mittag in den Dunkelwald gehst und dich dort ihrem schlimmsten Feind, dem grünen Tod, stellst.«

»Na und?«, entgegnete ich beinahe trotzig.

»Ich habe ihn einmal besiegt, ich kann diesen grünen Tod immer wieder besiegen. Auch die nächste dieser Pflanzenkreaturen kann *Gleichmacher* nicht widerstehen.«

»Vielleicht!«, erwiderte sie. »Vielleicht aber auch nicht. Denn da unten auf dem Boden des Dunkelwaldes wartet ein ganzes Nest dieser Pflanzen auf dich, und dabei kann ich dir nicht helfen. Es ist der Wille dieses seltsamen Volkes, dass du allein da runter gehst und den grünen Tod besiegst.«

Ich glaubte einen besorgten Ausdruck in ihrem Gesicht zu erkennen und meine Kehle war plötzlich wie zugeschnürt. Bei den Göttern, was hatte ich Prahlhans in meinem Übermut diesen Leuten alles versprochen?

Noch während ich meine Gedanken sortierte und darüber nachdachte, welchen Unsinn ich in dieser Nacht noch so alles von mir gegeben hatte, ertönte plötzlich schrilles Geschrei im Lager.

Kurz darauf drangen das dumpfe Dröhnen fellbespannter Trommeln und das Schallen von Muschelpfeifen durch das Dorf. Schrille Stimmen und dazu im Takt stampfende Füße begleiteten die ohrenbetäubende Musik. Ein halbes Dutzend junger Frauen drang plötzlich in die Hütte und riss mir bis auf meinen Lendenschurz sämtliche Kleider vom Leib. Aus den Augenwinkeln heraus sah ich, wie es Anila ebenso erging. Eine Gegenwehr war allerdings sinnlos. An der Tür und den Fenstern der Hütte standen mindestens zwei Dutzend federgeschmückte Krieger mit rasiermesserscharfen Klingen in den Händen. Ein Blick in ihre wasserhellen Augen zeigte mir deutlich, dass sie geradezu nach einer unbefechteten Bewegung unsererseits gierten.

Dann bohrte sich die Spitze einer dieser Klingen plötzlich in meinen Rücken und dirigierte mich auf den Ausgang zu. Als ich aus der Hütte

trat und mich umblickte, war ich einen Moment beinahe sprachlos.

Welcher Junge von nicht einmal zwanzig Wintern wäre es nicht gewesen beim Anblick von wenigstens eintausend grünhäutigen Gestalten, die sich im Feuerschein vor seinen Augen schreiend und geifernd hin und her bewegten?

Auf einem mit Blättern und Blüten geschmückten Stuhl saß die Uralte. Ihre dürren Hände ruhten in ihrem Schoss und umklammerten dort einen seltsam geschwungenen Pflanzenstiel. Offensichtlich ein Zeichen ihrer Macht dachte ich, nachdem ich erkannt hatte, wie behutsam sie mit diesem Teil umging. Ihre Augen glühten wie brennende Kohlen, als sie mich anstarrte. Dann öffnete sie ihren fast zahnlosen Mund und die Worte, welche nun über ihre Lippen kamen, versetzten das Volk der Blätter in wahre Verzückung.

Anila und mir aber stand plötzlich der Angstschorf auf der Stirn.

Eine Handbewegung der Uralten, und ein einziger gewaltiger Schrei drang aus den Kehlen ihrer Untertanen. Mit ausgestreckten Speeren und Messerklingen grüßten sie die Alte respektvoll. Als ein Finger ihrer Rechten direkt auf mich zeigte, zitterte ich vor Aufregung.

»Bist du bereit, dich dem grünen Tod zu stellen?«

Bevor ich antworten konnte, zerrissen die wilden Schreie ihrer Untertanen die Luft.

»Er ist bereit!«, gellte es mir in den Ohren und dann ertönte ein wahnwitziges Echo, welches mich schier um den Verstand brachte.

»Bereit, bereit, bereit!«

Als ich von den Baumwipfeln, in welchem das Dorf untergebracht war, zu Boden blickte, erschauerte ich. Ein gigantischer grüner Pflanzenstrunk, der nur aus einem Albtraum stammen konnte, wälzte sich zu meinen Füßen über den Waldboden. Mit gespenstischer Schnelligkeit bewegte sich das Ding genau auf jenen Baum zu, auf dem ich stand. Bevor ich allerdings weiter über irgend etwas nachdenken konnte, traf mich plötzlich eine Hand klatschend in den Rücken und ich fiel vom Baum – der Pflanzenkreatur entgegen. Während ich bereits auf den Waldboden zuraste, gellte mir Anilas Schreckenschrei noch in den Ohren.

Der grüne Tod

Alles ging rasend schnell.

Ich konnte gerade noch den Kopf einziehen, mich zusammenkrümmen und darauf hoffen, diesen Albtraum lebend zu überstehen. Hervorstehende Äste, Blattwerk, dichte Pflanzen und der moosbewachsene, weiche Waldboden dämpften zwar meinen Sturz, aber dennoch knallte ich mit solcher Wucht auf die Erde, dass ich Sterne sah. Der Aufprall trieb mir die Luft aus den Lungen und vor Schmerz schoss mir das Wasser in die Augen. Der Boden schien zu bebén und für einen Moment war die Luft voll von umherfliegenden Blättern, abgebrochenen Ästen und durcheinanderwirbelnden Pflanzen. Einen Augenblick lang dachte ich, dass dies das Ende war. Aber ich hatte es irgendwie dennoch geschafft, wie durch ein Wunder hatte ich mir bei diesem Sturz weder sämtliche Knochen noch das Genick gebrochen, sondern überlebt. Als sich der grüne Nebel endlich gelegt hatte und die Sicht wieder klarer wurde, sah ich, wie er auf der Suche nach Nahrung über den Waldboden zuckte.

Er, der grüne Tod, und ich, die Beute!

Benommen hob ich den Kopf. Schaudernd sah ich mit an, wie das Albtraumwesen über den Boden kroch, den Blütenkopf hin und her schwenkte, als versuchte es die Witterung von Beute aufzunehmen. Mein Herz schlug wie verrückt. Ich wischte mir mit dem Handrücken Blätter, Moos und Baumrinde aus dem Gesicht und versuchte mich aufzurichten, um davon zu laufen.

Aber es ging nicht!

Irgendetwas hielt meine Beine fest.

Mühsam drehte ich den Kopf und ein eisiger Schauer lief über meinen Rücken, als ich sah, dass der oberschenkelstarke Stamm eines harzigen Baumes genau auf meinen Füßen lag. Keinen Steinwurf von mir entfernt zuckte der gewaltige Leib des grünen Todes über den Boden, streifte dabei einen weiteren Baum, und als sich der entwurzelte Stamm knackend und krachend zu Boden neigte, wusste ich, wie der Baum, der auf meinen Füßen lag, dahin gekommen war.

Panik drohte mich zu übermannen.

Ich versuchte dagegen anzukämpfen, zwang mich für die Dauer von fünf, sechs Atemzügen reglos dazuliegen, um meine Kräfte zu sammeln, und versuchte dann, meine Beine vorsichtig unter dem Stamm

hervorzuziehen. Vergeblich! Erst beim dritten Versuch, mich zu befreien, gelang es mir, meine Beine gerade mal einen Fingerbreit weit unter dem Holz hervorzuziehen. Aber aus einem Fingerbreit wurde rasch eine Handbreit und allmählich spürte ich, wie ich freikam.

Ich wusste, dass mir nicht mehr allzu viel Zeit blieb.

Zitternd wälzte ich mich auf die Brust, stemmte mich hoch und musterte die Kreatur mit einer Mischung aus grenzenloser Angst und unterdrückter Wut.

Zwar hatte ich solch ein Pflanzenwesen schon einmal besiegt, aber diesmal hatte ich es anscheinend mit dem Urvater dieser Kreaturen zu tun. Auch diesmal sah der grüne Tod aus, wie der Stiel einer Blume, grün, mit Blättern und einer großen, leuchtend gelben Blüte besetzt. Allerdings war dieser Blütenstiel hier beinahe dreißig Schritte lang und so dick, wie ich groß war. Sobald sich seine Blüte, die sich am vorderen Ende des Stiels befand, öffnete, sah man auf keine liebreizende, farbenfrohe Blume, sondern starnte in einen schleimigen, zuckenden Schlund, der von unzähligen nadelspitzen Zähnen umgeben war. Das Ding war eine einzige, riesige, fleischfressende Pflanze, die nicht irgendwo angewachsen war, sondern sich so schnell fortbewegte, wie ein Mensch laufen konnte. Ähnlich wie eine Schlange wand sich dieses Wesen über den Waldboden, knickte Büsche und Sträucher und auch ganze Bäume um, ganz offensichtlich immer auf der Suche nach Nahrung.

Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich, wie ein kleines, fiependes Fellbündel den Weg des grünen Todes kreuzte. Ich vermutete ein Rehkitz oder etwas in dieser Art, aber um was es sich tatsächlich handelte, war im nächsten Moment bedeutungslos. Aus aufgerissenen Augen sah ich mit an, wie der monströse Leib der Kreatur sich um das Tier schlang, seine Blüte öffnete, der Pflanzenstrang kurz zuckte, um mir dann, einen Herzschlag später, ein rosafarbenes, blutverschmiertes Bündel aus Knochen und Fell vor die Füße zu spucken.

Vor Verblüffung war ich einen Augenblick lang wie gelähmt.

Genau in diesem Moment drehte sich der grüne Tod um und ich hatte das Gefühl, als ob sein weit aufgerissener Blütenschlund mir direkt in die Augen starre!

Blitzschnell kam die monströse Pflanze auf mich zu.

Ich drehte mich um und rannte einfach los. Lautes Rascheln verriet mir, dass mich die Kreatur verfolgte. Ich wagte es nicht mich umzudrehen, weil ich befürchtete, auf dem unebenen Waldboden zu stolpern, und dann würde mich das Monster erreichen, noch ehe ich wieder auf die Füße kam.

Das Ganze war ein einziger Albtraum.

Über mir in den Bäumen hockte das Volk der Blätter, kreischte, klatschte und trommelte, dass mir fast das Trommelfell platzte, während sich hinter mir eine fleischfressende Pflanze durch den Wald schlängelte, die scheinbar nur noch mich auf dem Speiseplan hatte.

Ein Schwert, ein Königreich für ein Schwert, dachte ich, während ich in wilder Jagd von Baum zu Baum hetzte. Ich rannte um mein Leben. Das Rascheln des gigantischen Pflanzenmonsters, während es sich über den Waldboden schlängelte, und die schmatzenden Geräusche des sich ständig öffnenden und schließenden Blütenschlundes verrieten mir, auch ohne mich umzudrehen, dass mir diese Kreatur dicht auf den Fersen war. Ich rannte weiter und weiter, bis ich japsend nach Luft schnappte und scharfe Stiche in der linken Seite spürte. In meinen Schläfen hämmerte das Blut, in meinen Ohren war ein Dröhnen wie von einem Sturm und vor meinen Augen tanzten feurige Kreise. Das Monster aber kannte keine Erschöpfung und jagte mich unter dem Kreischen des Blättervolkes hin und her. Als ich schließlich am Ende meiner Kräfte nach Atem ringend an einem Baum lehnte, wusste ich, dass meine letzte Stunde geschlagen hatte.

Wenn nicht doch noch ein Wunder geschah und die Götter meine Gebete erhörten.

Ich merkte nicht, dass sich meine Zähne in die Unterlippe gruben. Ich starre nur stumm dem grünen Tod entgegen, dessen ungeheuerliche Gestalt rasend schnell auf mich zu kam. Der Blütenkopf richtete sich dabei auf, öffnete sich und eine honigfarbene Flüssigkeit spritzte durch die Luft. Instinktiv suchte ich hinter dem Baumstamm Deckung. Dennoch traf ein winziger Tropfen meine rechte Schulter. Es brannte wie Feuer. In diesem Moment ertönte über mir eine Stimme, die ich unter Tausenden wieder erkannt hätte.

Anila!

Bei allen Göttern, mein Flehen war erhört worden.

Ich starre nach oben. Mein Herz raste und meine Gedanken drehten sich schneller und schneller. Ich wusste nicht, wie sie es geschafft hatte,

aber ich erkannte, wie sie *Gleichmacher*, mein Schwert, von sich warf, sich die blitzende Klinge mehrmals in der Luft überschlug und schließlich genau vor meinen Füßen im Waldboden landete. Als sich meine Hände um den Griff des Schwertes legten, spürte ich, was ich tun musste. Das, was ich von Anfang an seit meiner Ankunft beim Volk der Blätter hätte tun müssen.

Berserkerwut erfüllte mich.

Selbst heute kann ich nicht mehr sagen, was damals mit mir geschah. Ich musste mich später auf Anilas Erzählungen verlassen. Ohnmächtige Wut blitzte wohl in meinen Augen und aus meiner Kehle kamen Laute, die keiner menschlichen Sprache zu entstammen schienen. Brüllend stürzte ich vorwärts und hieb wie ein Verrückter auf die Kreatur ein. Die Klinge meines Schwertes pfiff durch die Luft und bohrte sich immer wieder tief in den Pflanzenstrang. Die riesige, grüne Masse wand und krümmte sich wie ein Wurm an der Angel eines Fischers. Stinkender, gelblicher Saft strömte aus den Wunden, während der Blütenkopf hin und her peitschte und der mächtige Leib den Wald erzittern ließ.

Nichts konnte mich mehr aufhalten. Wie von einem Fieber besessen zerhackte ich den grünen Tod regelrecht. Irgendwann erlosch die Flamme des Kampfes in mir.

Ich ließ das Schwert sinken und blickte auf den grünen Tod.

Allmählich wurden die Zuckungen des Monsters schwächer, das Schreien des Blättervolkes leiser und meine Gedanken wieder klarer. Es herrschte eine geradezu beängstigende Stille. Es schien, als hielt der Dunkelwald den Atem an.

Irgendwann, mir kam es wie eine Ewigkeit vor, in Wirklichkeit war keine Stunde vergangen, näherten sich mir ein paar Krieger des Blättervolkes. Ausdruckslos starnte ich ihnen entgegen. Die gewaltigen Anstrengungen des Kampfes hatten mich völlig entkräftet. Ich fühlte mich leer und ausgebrannt. Mir war jetzt alles egal.

»Du hast uns wahrhaftig gerettet«, sagte Kitu sanft, während er sich mir vorsichtig näherte.

»Du brauchst dir nun keine Sorgen mehr zu machen. Mein Volk wird dich schützen, egal wohin dein Weg dich führen wird. Du bist jetzt ein heiliger Mann.«

Als wenig später Anila neben mir auftauchte und mir etwas von Wasser, Essen und Ruhe erzählte, fiel eine zentnerschwere Last von mir.

Für den Augenblick wiegte ich mich in Sicherheit.

Ich hätte aber gut daran getan, das Volk der Blätter und den geheimnisvollen Dunkelwald so schnell wie möglich zu verlassen. Denn der grüne Tod war nicht die einzige Kreatur, die in dieser Welt auf Jagd ging.

Gefangen!

Schlagartig wurde es hell.

Es war ein faszinierendes Schauspiel, wie sich über dem düsteren Grün des Dunkelwaldes langsam ein leuchtendes Orange erhob. Innerhalb eines Atemzuges schien die Sonne wie aus dem Nichts heraus an den Horizont zu springen, zuerst blass, dann in blendend grellem Licht.

Ich saß etwas abseits vom Dorf und betrachtete das Naturschauspiel staunend durch ein gezacktes Loch im Blätterdach des Dunkelwaldes. Nur an dieser Stelle konnte man die Sonne deutlich sehen, ansonsten war das Gewirr von Ästen, Blättern und Baumkronen so dicht, dass ihre Strahlen nur spärlich in den Wald drangen.

Unglaublich schnell stieg die Sonne höher und höher, dabei nahm aber auch die Hitze immer mehr zu.

Hinter mir erwachte allmählich das Dorf, Frauen schwatzten, Kinder weinten und bald hing der Rauch unzähliger Kochfeuer in der morgendlichen Luft. Mein Magen meldete sich knurrend. Ich drehte mich um und war im Begriff auf jene Hütte zuzugehen, die Kitu Anila und mir zugewiesen hatte.

Ich verharrte, weil mir plötzlich etwas auffiel.

Wo waren eigentlich die Tiere dieses Waldes?

Tiere, die es hier geben musste, die längst hätten wach sein, herumflattern, herumkriechen und den neuen Tag begrüßen sollen.

Aber da war nichts!

Keine vielbeinigen Wesen, die über den Waldboden krabbelten oder sich von Ast zu Ast hängelten. Keine Vögel, die zwitschernd der Sonne entgegen flogen, keine Bewegung, kein Laut. Nicht einmal Fliegen oder Stechmücken schien es in diesem Teil des Waldes zu geben. Nachdenklich ging ich weiter, während sich die Finger meiner Rechten unbewusst fester um den Griff meines Schwertes legten. Dann erreichte ich die ersten Hütten. Vor dem qualmenden Holz eines Feuers kauerte ein grell bemalter Krieger des Blättervolkes. Dahinter lagen noch drei

weitere Männer vor dem Eingang der Laubbehausung und schließen. Als der Mann mich sah, rüttelte er die anderen wach und alle starnten mich feindselig aus dunklen Augen an. Als ich an ihnen vorbei ging, hielten sie ihre Waffen in den Händen. Ein komisches Gefühl beschlich mich, als ich den Fellvorhang am Eingang unserer Hütte beiseiteschob, während ich mir vorstellte, wie sie ihre Bogen und Blasrohre auf mich gerichtet hatten. Drinnen saß Anila kauend auf ihrem Lager. Vor sich hatte sie eine Holzschüssel mit einem dampfenden Etwas, das nach gebratenem Fleisch und Gemüse aussah. Ich verzog schmerhaft das Gesicht. In meinem Magen schienen Dutzende von hungrigen Nordlandwölfen zu wohnen.

»Guten Morgen, Thorak. Was ist mit dir? Du ziehst ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter.«

»Irgendetwas stimmt hier nicht.«

»Wie meinst du das?«

»Hör doch«, erwiederte ich drängend und deutete mit der Spitze meines Schwertes auf den Eingang.

Anila hörte mit dem Kauen auf und spitzte die Ohren. Als erfahrene Kriegerin wusste sie um die natürlichen Geräusche eines Waldes. Sofort stellte sie die Schüssel mit dem Essen ab und kam ruckartig auf die Beine.

»Es ist still, beinahe zu still. Was hat das zu bedeuten?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Das hätte ich auch gerne gewusst. Ich habe mir den Sonnenaufgang angesehen, und als ich danach zu unserer Hütte zurückgelaufen bin, starnten mir die Dorfbewohner beinahe feindselig nach.«

»Unsinn«, sagte Anila. »Das bildest du dir nur ein. Seitdem du den grünen Tod vernichtet hast, bist du bei diesen Leuten ein heiliger Mann, sozusagen fast ein Gott.«

»Die Messer und Bogen in ihren Händen waren aber kein Unsinn.« Mein Magen knurrte erneut.

»Wir reden nachher mit Kitu über die ganze Sache«, sagte Anila. »Jetzt solltest du erst einmal etwas essen. Du hörst dich an, als wärst du kurz vor dem Verhungern.« Dann klatschte sie in die Hände und kurz darauf huschten drei Mädchen durch unsere Hütte und stellten hastig mehrere Holzschüsseln neben unserem Feuer ab. Augenblicklich durchzog der Geruch von gebratenem Fleisch, gekochtem Gemüse und scharfen Gewürzen unsere Hütte. Mit offenem Mund starre ich den Mäd-

chen nach. Die jungen Frauen waren nämlich nur mit einem Rock aus geflochtenen Zweigen und Blättern bekleidet.

Während sie uns das Essen brachten, konnte ich deutlich sehen, wie ihre blanken Brüste beim Laufen auf und ab wippten. Bevor ich aber auf irgendwelche dummen Gedanken kommen konnte, rammte mir Anila ihre Faust beinahe schmerhaft in die Seite.

»Iss jetzt!«, sagte sie beinahe scharf und in ihren Augen lag ein Ausdruck, der gleichzeitig Zorn und Eifersucht widerspiegelte.

Wir hatten uns vorgenommen, nach dem Essen mit Kitu über die ganze Sache zu reden, aber dazu kam es nicht mehr. Ich machte mich gerade über die zweite Schüssel her, das Zeug schmeckte fast noch besser als es roch, als plötzlich ein seltsames Geräusch an meine Ohren drang. Diesen Laut hätte ich eigentlich eher in den Steppen von Goa oder im Felsland der Mic-Mac vermutet, aber nicht hier im Dunkelwald. Obwohl der moosbewachsene Boden noch mit Gräsern, Blätterwerk und abgefallenen Ästen bedeckt war, konnte ich deutlich Hufschlag ausmachen. Anila und ich schauten vom Essen auf und ich sah die fremden Reiter als Erster, da ich näher an der Tür zu unserer Hütte saß.

Es waren mindestens zwei Dutzend Männer, die da unter uns durch das Unterholz ritten.

Es waren Psa!

Ich wusste nicht warum, aber ich spürte, dass uns Gefahr drohte.

»Es sind Psa«, rief ich Anila entgegen. »Die Reiter sind Psa!«

Anila nickte. »Bleib ganz ruhig.«

Sie ließ die Schüssel mit dem immer noch dampfenden Essen sinken und erhob sich. Sie gab sich gelassen, aber in ihren Augen erkannte ich, dass sie mit Ärger rechnete.

Inzwischen hatten die Psa den Baumriesen umzingelt, in dessen Astwerk sich das Dorf von Kitu und seinen Leuten befand.

Es waren untersetzte Männer mit grimmigen Gesichtern. Ihre Kleidung wirkte abgetragen und schäbig, aber alle trugen sorgsam eingeölte, gepflegt wirkende, blitzende Waffen im Gürtel. Insgesamt sahen die Reiter alles andere als vertrauerweckend aus. Sie zügeln ihre Pferde am Fuße des Baumriesen und starnten nach oben.

»He, ihr da!«, rief einer der Reiter. »Ich möchte mit eurem Anführer

reden.«

Er sagte es leise, aber dennoch vermeinte ich, eine gewisse Drohung aus seiner Stimme heraus zu hören.

Ganz offensichtlich schien der Kerl der Anführer des Trupps zu sein. Der Mann sah furchterregend aus. Sein breitflächiges Gesicht war von unzähligen Schlachtnarben völlig entstellt, seine Nase war gebrochen und beim Sprechen entblößte er ein lückenhaftes, gelbliches Gebiss.

Inzwischen war Kitu in der Begleitung der Uralten neben uns getreten. Obwohl die beiden wussten, dass Hunderte aus ihrem Stamm ihnen im Rücken standen, waren sie jetzt sichtlich blass geworden und Kitu nagte unruhig an seiner Oberlippe.

»Was willst du?«, fragte er den Reiter.

Dieser blickte sich nur kurz um.

»Schöner Wald hier«, sagte der Mann. Dann deutete er in das Astwerk jenes Baumes hoch, in dem sich das Dorf des Blättervolkes befand.

»Ich habe gehört, ihr habt Gäste aufgenommen. Einen jungen Mann und eine Frau. Ich bin hier, um mit den beiden zu reden.«

»Ich weiß nicht, wovon du da sprichst«, entgegnete Kitu ernst. »Dies ist das Dorf vom Volk der Blätter. Wir dulden in unserem Wald keine Fremden. Selbst wenn diese Leute, von denen du da erzählst, hier anwesend wären, ginge dich das nichts an.«

»Ich bin Baku, der erste Krieger des Rabenclans. Ich bin hier, um mit deinen Gästen zu sprechen, jetzt!«, fügte der Psa scharf hinzu.

»Ich rede nicht mit Gesindel wie euch.«

»Ich an deiner Stelle wäre mit der Wahl meiner Worte etwas vorsichtiger.«

»Pah«, entgegnete Kitu. »Was wollt ihr denn? Ich brauche nur einmal mit den Fingern zu schnippen und Hunderte meiner Krieger werden ihre Pfeile auf eure Bäuche richten.«

Der Psa lachte leise. In seinen Augen glitzerte es kalt.

»Dann schnipp doch mal mit deinen Fingern.«

Im selben Augenblick wurde es geradezu unnatürlich still. Eine Stille, die fast schon in den Ohren schmerzte, lag plötzlich über dem Wald. Aber nur für einen Moment. Dann hörte man zwischen den Riesenbäumen die Geräusche Bewaffneter auf dem Weg hierher. Das Stampfen unzähliger Füße, gedämpftes Klinnen von Waffen und das Murmeln von Stimmen näherten sich.

Ich hatte plötzlich ein ungutes Gefühl im Bauch.

Vor unseren Augen begann sich das Unterholz zu teilen und zu Dutzenden tauchten die Psa im Laufschritt am Dorfbaum auf. Die erste Hundertschaft, die auf Baku zueilte, bestand zur einen Hälfte aus Lanzenträgern, zur anderen aus Bogenschützen. Wie auf einen stummen Befehl hin knieten sich die Lanzenträger auf den moosbewachsenen Waldboden und rammten die Schaftenden ihrer Lanzen in die Erde, so dass die scharf geschliffenen Spitzen schräg nach oben zeigten. Mit dem anderen Arm reckten die Lanzenkämpfer ihre Rundschilder hoch, unter die sich die Bogenschützen stellten, ein jeder von ihnen mit einem schussbereiten Pfeil auf der Sehne.

Das Ganze wiederholte sich mindestens zehn Mal.

Mein Mund wurde trocken. Ich hatte plötzlich das Gefühl, einen riesengroßen Kloß im Hals stecken zu haben. Kreischend rief Kitu seine Krieger zu den Waffen. Aber als ich bemerkte, wie einige von ihnen demonstrativ ihre Messer und Schilde zu Boden legten und mich unverhohlen angrinsten, wusste ich, dass uns irgendjemand verraten hatte. Die Macht der Psa war größer, als ich gedacht hatte.

Wir waren gefangen!

Nur ein Wunder konnte uns jetzt noch retten.

Anila packte mich am Arm und zog mich langsam zurück. Während das Blättervolk mit großen Augen die Ankunft der Psa betrachtete, versuchten wir, so leise wie möglich das Dorf zu verlassen, allein in einer uns fremden Welt, umgeben von Dutzenden von Feinden. Bei den Göttern, uns konnte wahrlich nur noch ein Wunder helfen.

Wunder dauern bekanntlich etwas länger.

Doch in unserem Fall hatten die Götter wirklich ein Einsehen.

Genau in dem Augenblick, als wir versuchten, unbemerkt das Dorf zu verlassen ...

Die Blutvögel

Genau in dem Augenblick, als wir versuchten, unbemerkt das Dorf zu verlassen, bemerkte ich, dass sich etwas geändert hatte. Es gab plötzlich

keinen Sonnenschein mehr, stattdessen wurde es immer dunkler und der ganze Wald war in ein unwirkliches schwefelgelbes Licht getaucht.

Fern im Norden war ein intensiver Heulton zu hören.

Danach herrschte Stille, absolute Stille.

Das Land schien den Atem anzuhalten.

Kurz darauf zerrissen schrille Schreie die Luft und das ganze Volk der Blätter befand sich in wilder Panik. Männer, Frauen und Kinder rannten brüllend umher, Kochkessel kippten um, Hüttenwände gaben unter dem Ansturm der tobenden Menge nach und wer zu Boden fiel, wurde gnadenlos niedergetrampelt. Das Dorf wurde zu einem Schauplatz aus Chaos, Zerstörung und Tod. Verwundert senkten die am Boden kauernden Psa ihre Waffen.

Dann kam der erste Windstoß, der mich fast vom Dorfbaum warf. Instinktiv streckte ich beide Hände aus und bekam einen armdicken Ast zu fassen. Andere hatten nicht soviel Glück. Vor meinen Augen sah ich Frauen und Kinder wie welke Blätter durch die Luft wirbeln und anschließend schreiend in den unergründlichen Tiefen des Dunkelwaldes verschwinden.

Die Konturen des Waldes verschwammen in schmutzig schwarzer Finsternis. Mit fliegenden Fingern öffnete ich meine Gürtelschnalle und band mich mit dem Leder an dem Ast an. Einen Herzschlag später kam der zweite Windstoß. Vor meinen Augen entwurzelte er den Baum neben uns. Einfach so! Ein Baumriese, dessen Stamm fünfzig Männer nicht umfassen konnte, wurde durch die Luft geblasen wie ein vertrocknetes Blatt. Als der gewaltige Baum inmitten der Psa zu Boden krachte, schien die Erde zu bebhen. Menschen kreischten und das Inferno erreichte seinen Höhepunkt.

Die Luft kochte und brodelte wie siedendes Wasser.

Ich klammerte mich verzweifelt an den Ast. Eine dichte Wolke aus umherfliegenden Blättern und Zweigen hüllte mich ein, Astwerk streifte meine Beine und zerfetzte meine Kleider. Als ich den Kopf hob, sah ich eine weitere wirbelnde grüne Wand auf mich zukommen, dann erhielt ich einen Schlag gegen die Stirn.

Mir wurde schwarz vor Augen.

Als ich wieder zu mir kam, herrschte absolute Stille.

Dann vermischtet sich die trügerische Ruhe allmählich mit dem Ächzen und Röcheln der Verletzten und Sterbenden. Wie achtlos weggeworfene Spielzeugpuppen eines Riesen bedeckten ihre Körper den

Waldboden oder hingen in seltsam verrenkter Gestalt im Astwerk der gewaltigen Bäume. Das neugeborene Licht der Sonne spiegelte sich auf den grün schimmernden Körpern des Blättervolkes ebenso wie auf den kupfernen Helmen und dem blitzenden Waffenstahl der Psa wider.

Die leblosen Körper von Männern, Frauen und Kindern lagen reglos neben- oder übereinander. Eine dicke Wolke aus Fliegen summte über den blutbesudelten Leibern und hier und da wimmelte es bereits schwarz vor Ameisen.

Ich begann zu würgen. Das Nächste, was ich erblickte, als ich meine Augen wieder geöffnet hatte, war – eine Frau.

Anila lehnte mir direkt gegenüber an einem Ast.

»Bei allen Göttern, was war das?«

»Wir nennen es Bal, der Atem der Götter«, erwiderte sie mit schmerzverzerrtem Gesicht. Etwas hatte sie seitlich am Kopf getroffen, ihre rechte Schläfe war blutverschmiert.

»Solche Windböen gibt es in dieser Jahreszeit hier im Süden immer wieder. Sie entstehen urplötzlich und ihre Wirkung ist verheerend. Aber heute bin ich zum ersten Mal in meinem Leben über den Bal glücklich. Ich wüsste nicht, wie wir sonst den Psa entkommen könnten.«

Während sich die ersten Überlebenden des schrecklichen Windstoßes langsam aufrappelten, zerrte mich Anila vorwärts über Lianen, Stege aus geflochtenen Blättern und Leitern den Baum hinab. Überall, wo ich hinsah, herrschte Tod und Verderben. Inmitten zerfetzter Baumhütten, zerbrochenem Hausrat und umgeknickter Bäume irrten sowohl die Menschen des Blättervolkes als auch die Krieger der Psa ziellos umher, manche weinend und schreiend, andere verzweifelt und blutend.

Begleitet vom Krachen brechender Äste und dem Knirschen von niedergetrampelten Gräsern hasteten wir durch das dichte Unterholz. Düster und scheinbar undurchdringlich lag der Dunkelwald vor uns. Bald schon konnte ich kaum noch zehn Fuß weit voraussehen. Vorsichtig tasteten wir uns schließlich Schritt für Schritt weiter. In der einen Hand hielt ich *Gleichmacher*, mit der anderen Anila.

Plötzlich ließ mich ihr erstickerter Aufschrei zusammenzucken. Aufgeregt deutete sie mit der Rechten seitwärts und drückte sich Hilfe suchend an mich.

Mit zusammengekniffenen Augen starrte ich in Richtung ihrer ausgestreckten Hand. Was ich dort allerdings zu sehen bekam, war alles andere als beruhigend. An zwei gekreuzten Holzstangen, die fest im Waldboden verankert waren, baumelte eine Gestalt, die wahrlich nicht von dieser Welt stammen konnte. Mit geweiteten Augen betrachtete ich ein dämonisches Wesen, das den Schädel eines Vogels, den Oberkörper eines Menschen und den Unterleib einer Echse besaß. Anstelle von Armen wuchsen zwei lederartige Vogelschwingen aus seinen Schultern, an deren Enden sich gekrümmte Klauen befanden. Auch die Echsenfüße endeten in todbringenden Krallen.

Bei näherem Betrachten erkannte ich jedoch, dass die Kreatur schon lange tot war.

Der Körper des seltsamen Wesens war so braun und vertrocknet wie ein abgestorbener Zweig.

Das Fleisch war verdorrt und hing in zusammengeschrumpften Fetzen von den bleichen Knochen. Der Schädel war mit einem silbernen Dolch an einer der Holzstangen festgenagelt und die gelben Zähne schienen mich mit einem freudlosen Grinsen hämisch anzulachen.

Während ich mich neugierig diesem monströsen Etwas näherte, taumelte Anila von abergläubischer Furcht gepackt immer weiter rückwärts.

»Was im Namen der alten Götter ist das jetzt?«

»Ein Blutvogel!«, antwortete Anila voll Entsetzen. »Wir sind verloren«, kreischte sie dann schrill. »Es ist noch keinem gelungen, diesen Wesen zu entkommen. Wir werden alle sterben!« Dabei klammerte sie sich wie eine Furie an mich und zerrte mich beinahe zu Boden. Ich versuchte mich zu befreien. Vergeblich. Dann brüllte ich Anila an, sie sollte mich loslassen und aufhören zu schreien, und als sie immer noch nicht aufhörte zu toben, schlug ich sie rechts und links ins Gesicht, um sie wieder zur Besinnung zu bringen.

Sie schüttelte meine Schläge wie Wassertropfen ab, taumelte und folgte mir schließlich wie eine willenlose Gliederpuppe weiter auf dem Weg durchs Unterholz. Ich war zutiefst erschüttert. Das hier war nicht mehr die Anila, die ich kannte, das hier war ein verschrecktes Frauenzimmer, welches beim leisesten Geräusch zusammenzuckte, als ginge es um ihr Leben.

Bei den Göttern, was hatte es nur mit diesen Blutvögeln auf sich?

Ich sollte es schneller erfahren, als mir lieb war. Gerade umrundeten

wir einen von Unkraut überwucherten Baumriesen, der uns den Weg versperrte, als meine scharfen Augen keinen Steinwurf zu unserer Linken etwas entdeckten, das ich zunächst für eine Statue hielt.

Bis sich das Etwas bewegte!

»Was ist das?«, fragte ich Anila.

In diesem Moment breitete das Geschöpf mächtige Schwingen aus und flatterte tiefer in den Dunkelwald.

»Es ist der Tod«, sagte Anila tonlos.

»Es wäre besser gewesen, uns selbst die Kehlen durchzuschneiden. Keiner kann den Blutvögeln entkommen, keiner!«

Der Wald um uns herum wurde immer dichter und dunkler.

Nichts außer meinem keuchenden Atem durchbrach die Stille, als ich über den schwammigen Boden des grünen Dschungels hetzte. Immer schneller, Anila im Schlepptau, bis wir endlich eine kleine Lichtung erreichten. Völlig außer Atem sank ich auf die Knie, bohrte mein Schwert in den bemoosten Waldboden und legte meine Hände um den Griff von *Gleichmacher*, um meinen Kopf darauf zu betten.

Anila sagte die ganze Zeit über kein einziges Wort. Sie wirkte irgendwie abwesend, schwermüdig. Ihr Zustand war schlecht zu beschreiben.

»Wie geht es jetzt weiter?«, wollte ich von ihr wissen, nachdem ich wieder einigermaßen zu Atem gekommen war.

Statt einer Antwort stieß sie einen gellenden Schrei aus und deutete aufgeregt hinter mich. Ich wirbelte herum und sah, wie sich etwas im Unterholz bewegte. Ich erkannte den Kopf eines Vogels, die Schultern eines Menschen und im gleichen Augenblick kamen drei dieser Albtraumgestalten in geducktem Lauf aus dem Dickicht des Dunkelwaldes. Ihre Schnäbel waren weit geöffnet und die Augen versprühten ein Feuer, wie es bei einem normalen Lebewesen völlig unmöglich war.

Ich sprang auf die Füße, schwang mein Schwert und mein erster Hieb körpfe eine der Bestien, die gerade zum Sprung an meine Kehle ange setzt hatte. Der Schädel fiel zur einen, der Körper zur anderen Seite hin, als meine scharfe Klinge den Hals der Bestie durchtrennte.

Dann hatten mich die beiden anderen Ungeheuer mit klappernden Schnäbeln erreicht. Mit geradezu gespenstischer Beweglichkeit versuchten die grauenhaften Wesen in meinen Rücken zu gelangen. Der

faulige Gestank, der dabei aus ihrem Schlund kam, raubte mir fast den Atem. Nur meine in letzter Zeit erprobte Kampfkunst bewahrte mich davor, von ihren zustoßenden Schnäbeln zerhackt zu werden. Als ein erneuter Schnabelhieb über meinem Kopf hinweg ins Leere ging, duckte ich mich, meine Schwerthand zuckte nach vorne und die Klinge von *Gleichmacher* fraß sich durch den Leib der Bestie, die mir am nächsten stand. In einem Regen aus Blut, Hautfetzen und durchschnittenem Fleisch ging das Untier mit einem grauenvollen Schrei zu Boden.

Aber mir blieb keine Zeit, mich über den vermeintlichen Sieg zu freuen. Das Unterholz vor mir spuckte weitere Blutvögel aus. Einen, zwei, schließlich vier weitere, die sich zu dem Überlebenden gesellten und mich immer weiter zurückdrängten.

Statt mir zu helfen, stand Anila einfach nur da und starrte mich aus weit aufgerissenen Augen an.

Ich schlug um mich wie ein Verrückter, hackte und stieß immer wieder mit dem Schwert zu, aber der Ring der Bestien zog sich dennoch immer enger zusammen.

Allein war ich verloren. Was war nur mit Anila los?

Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich mit Entsetzen, wie sich eine der Schreckensgestalten auf die Kriegerin stürzte. Die klauenbewehrten Enden ihrer Schwingen legten sich um Anilas Hals und ich erkannte, wie Blut floss.

»Anila!«, schrie ich. Als ich in den dunklen Augen das wilde Glühen ihrer Liebe zu mir erblickte, wurde ich im selben Moment wieder von meiner Berserkerherkunft beherrscht.

Mit dem Feuer des Wahnsinns in den Adern sprang ich den Blutvögeln entgegen.

Nichts konnte mich jetzt noch aufhalten.

Duckend, zur Seite springend, vor, zurück und herumwirbelnd wich ich den Schnabelstößen aus, die einen normal Sterblichen sicherlich zu Fall gebracht hätten. Wieder und immer wieder jagte ich meine Klinge in das Fleisch der Bestien. Schnäbel wurden zertrümmert, Knochen zerschmettert, Leiber zerschlagen. Blut spritzte wie roter Schaum von meiner Klinge, indes ich breitbeinig über Anila stand und mein Kriegsschwert schwang.

Nur am Rande bekam ich mit, wie die letzten beiden überlebenden Kreaturen von Panik erfasst davon rannten.

»Thorak!«, hörte ich wie aus weiter Ferne Anila rufen. »Es ist vorbei,

es ist alles vorbei.«

Nur langsam erlosch die Flamme des Kampfes in mir und meine Berserkerwut verebbte. Ich ließ mein Schwert sinken und betrachtete mich wie jemanden, der soeben aus einer Art Traum erwachte.

Ich war von Kopf bis Fuß mit Blut besudelt, welches nicht nur von mir stammte.

Fünf der Blutvögel waren unter meinen Schwerthieben regelrecht zerhackt worden.

Obwohl mich Anila sehr genau kannte, hatte ich das Gefühl, dass sie dieses Mal unter meinem Blick erschauerte.

Ich vermeinte, so etwas wie Angst in ihren Augen zu lesen.

Der Sonne entgegen

Es war früher Morgen, als wir am südlichen Ende des Dunkelwaldes aus dem Unterholz stolperten.

Nach den vielen Tagen, die wir in der hinter uns liegenden Welt aus Bäumen und Blättern im Halbdunkel verbracht hatten, brannte das klare Licht der Sonne in unseren Augen.

Gleichzeitig senkten wir geblendet die Köpfe und stöhnten.

»Bei den Göttern, bin ich blind geworden? Ich kann nichts sehen!«

»Keine Sorge, das geht schnell wieder vorbei«, erwiderte Anila und legte mir ihre Hand zärtlich auf die Schultern. »Wir waren einfach zu lange im Dunkelwald, unsere Augen müssen sich erst wieder an das helle Licht der Sonne gewöhnen.«

Wie so oft sollte Anila auch diesmal recht behalten.

Bereits nach kurzer Zeit hatten sich meine Augen wieder ans Tageslicht gewöhnt und ich blickte mich neugierig um. Über dem Dunkelwald lag eine seltsam verträumte Stille. Irgendwo hinter dieser scheinbar undurchdringlichen Wand aus Pflanzen trällerte ein Vogel durch den Morgen, ein sanfter Wind strich durch die Bäume und die Blätter raschelten leise. Angespannt musterte ich meine Umgebung. Jeden Augenblick erwartete ich, dass etwas geschehen würde, ohne eine Vorstellung davon zu haben, was genau es sein könnte. Das Volk der Blätter, der grüne Tod, die Blutvögel, ich konnte nicht glauben, dass all das bereits Vergangenheit war. Zu frisch waren meine Erinnerungen an die blutigen Ereignisse der letzten Tage.

Aber bis auf das Zwitschern eines Vogels und das Säuseln des Windes umgab uns nichts als absolute Stille.

»Wir sind fast am Ziel«, sagte Anila und deutete auf das Land vor uns. »Hier beginnt das Land der N'de. Der Dunkelwald grenzt an dieser Stelle an das Gebiet des Himmelsclans. Ich denke, hier sind wir vorläufig in Sicherheit.«

Endlich! Ich war im Land meiner Väter angekommen.

Andächtig starrte ich nach vorn, denn der Anblick war atemberaubend.

Vor mir lag eine gewaltige Grasebene, darüber ein mit weißen Wolken getupfter stahlblauer Himmel und am Horizont war eine mit immergrünen Büschchen und dunklen Nadelbäumen besetzte Hügelkette zu erkennen. Der ständig wehende Wind verfing sich im Gras und schuf so die Illusion von Wellen, die sich durch ein grasgrünes Meer bewegten. Ein Adler schwebte hoch in der Sonne mit ausgebreiteten Schwingen über dem Land und zu meiner Rechten stand ein Rudel hirschähnlicher Tiere friedlich am Ufer eines dahinplätschernden Baches. Die Strahlen der aufgehenden Sonne glänzten auf ihrem ockerfarbenen Fell. Ab und an hob eines der Tiere den Kopf und witterte in die klare Morgenluft, indes die anderen das kühle Wasser sichtlich genossen. Unsere Nähe schien sie nicht im geringsten zu stören. Alles in allem war es ein geradezu paradiesischer Anblick, ein Bild des Friedens, der die Schrecken der letzten Tage und Wochen vergessen ließ.

Plötzlich brummte Anila zufrieden und deutete auf einen Busch vor uns, dessen Äste sich unter der Last unzähliger, sonnengelber Früchte bis auf den Boden bogen. Erst jetzt verspürte ich das quälende Hungergefühl, das meinen Magen schon seit geraumer Zeit knurren ließ. Wir sanken ins Gras und stillten gierig unseren Hunger mit dem exotischen Obst.

»Bei Hela und Belen, den Göttern von Eislanden«, rief ich zwischen zwei Bissen hervor, »ich kann mich nicht erinnern, jemals so etwas Köstliches gegessen zu haben. Was ist das?«

»Man nennt es Aga, die Frucht der Götter«, erwiderte Anila kauend.

Ich nickte verstehend, Götterfrucht, ein treffender Name. Etwas, das so süß, so saftig und zugleich so unbeschreiblich gut schmeckte, konnte wahrlich nur aus der Hand von Göttern stammen.

Als wir uns schließlich satt gegessen hatten, bedeutete mir Anila mit einem stummen Kopfnicken, dass es an der Zeit war, weiter zu ziehen.

Ich erhob mich und folgte ihr, rundum satt und zufrieden, durch die Grasebene, südwärts der Sonne entgegen. Auch die Herde am Wasser war inzwischen weiter gezogen.

Wir waren jetzt seit fünf Tagen unterwegs, ohne auf irgendein Anzeichen menschlichen Lebens gestoßen zu sein. Unsere Wasserflaschen waren fast leer und die letzte warme Mahlzeit lag auch schon ewig zurück. Das war ein knochiger, altersschwacher Hase, dem zudem noch der rechte Vorderlauf fehlte. Das Fleisch war zäh und schmecktetranig.

Jetzt war es wieder Mittag, die Sonne stand fast senkrecht am stahlblauen Himmel, die Luft über der unendlich scheinenden Grasebene schien zu flimmern und es war unerträglich heiß.

Schweiß rann mir über Stirn und Wangen und ich hielt einen Moment keuchend inne, weil mir die Zunge förmlich am Gaumen klebte. Ich zog den Korken aus meiner Kürbisflasche, die am Gürtel hing, setzte sie an den Mund und trank einen Schluck von dem abgestandenen, lauwarmen Wasser. Diese Flasche, die Kleider die ich am Leib trug und mein Schwert waren alles, was ich bei unserer Flucht aus dem Dunkelwald hatte mitnehmen können. Anila, die in diesem Moment ebenfalls stehen geblieben war, um zu verschnaufen, erging es nicht besser.

Ich, Sohn eines Kriegers, Teil einer Prophezeiung, konnte nur müde lächeln. Was ich sah, waren lediglich zwei zerlumpte Gestalten, zerkratzt von den Dornenbüschchen und scharfen Gräsern der Ebene, schweißgebadet, verdreckt, hungrig und durstig.

Ich hängte die Flasche an den Gürtel zurück und rückte mein Schwert zurecht, weil es beim Laufen ständig an meine Hüfte drückte. Dann setzte ich mich wieder in Bewegung, lustlos, weil ich das lange Laufen nicht mehr gewohnt war und meine Fußsohlen bei jedem Schritt brannten. Obwohl ich gerade eben etwas getrunken hatte, war meine Kehle keine hundert Schritte später wieder wie ausgetrocknet.

In diesem Moment hörte ich den Hufschlag.

Als ich mich umdrehte, sah ich in einiger Entfernung eine Staubwolke in der Luft, die rasch näher kam.

»Lauf!«, schrie Anila und ich rannte sofort hinter ihr her.

Auf einmal verspürte ich keinerlei Schmerzen mehr in meinen brennenden Füßen. Ich lief so leichtfüßig, als hätte ich mich tagelang ausge-

ruht.

Der Hufschlag wurde lauter.

Wir rannten, so schnell wir konnten, aber weit und breit gab es keine Deckung für uns, weder Baum noch Strauch, nur kniehohes Gras.

Panik erfasste mich, als unvermittelt eine Bodensenke in der Grassteppe auftauchte. Anila warf sich sofort zu Boden, ich aber konnte nicht mehr anhalten, stolperte und segelte in vollem Lauf die Böschung hinunter. Meine Kleider wurden zerrissen, ich schrammte mir die Haut an Armen und Beinen auf, und als ich am Grunde der Senke angekommen war, schlug ich mir zu allem Überfluss auch noch den Schädel an einem Felsbrocken an. Blut lief mir über die Stirn, als ich mich benommen aufrichtete. Ich erkannte Anila, die am Rand der Böschung kauerte, die rechte Hand um den Griff ihres Schwertes gelegt. Als ich es endlich geschafft hatte, wieder zu ihr hochzukriechen, waren die Reiter schon sehr nahe.

Es waren Psa!

Eine kleine Horde nur, zehn, zwölf Krieger, aber zu viele für uns.

Sie zügelten ihre Pferde kaum fünfzig Schritte von uns entfernt. Ich drückte mich hart in den Boden und wagte kaum zu atmen. Der Wind trieb den Klang ihrer Stimmen und einzelne Wortfetzen herüber. Eines der Pferde schnaubte.

Ich hätte jetzt gern ein Pferd gehabt. Mit einem Pferd wäre alles anders gewesen. Damit wäre ich den Psa mit Sicherheit entkommen. Stattdessen aber lag ich mit dem Gesicht im Dreck und hoffte, dass wir nicht entdeckt wurden, während ich es mit zusammengebissenen Zähnen hilflos hinnehmen musste, dass genau in diesem Moment eine dicke, fette grünliche Raupe zwischen den Gräsern erschien, quer über meinen Kopf kroch und dabei eine wässrige Schleimspur auf meinem Antlitz hinterließ.

Dann war wieder Hufschlag zu hören und erst, als er leiser wurde, hob ich den Kopf. Die Psa ritten westwärts. Sie hatten uns nicht bemerkt. Erleichtert richteten wir uns auf und ich wischte mir angewidert den Raupenschleim aus der Stirn.

Irgendwann am Abend stießen wir auf ein weitläufiges Wasserloch. Das Ufer dieses kleinen Sees, in dessen Nähe ein paar Blumen wuchsen

und das sonnenbebleichte Gras eine dunklere, intensivere Farbe hatte als in den sonnenverbrannten Ebenen, wurde so zu unserem Nachtlager.

»Wie geht es jetzt weiter?«, wollte ich wissen.

»Noch vier Tage, dann müssten wir das erste Dorf des Himmelsclans erreicht haben«, sagte Anila leise und fügte im gleichen Moment nach einem kurzen Seitenblick düster hinzu: »Wenn uns die Psa nicht zuvorgekommen sind.«

Ich nickte, betrachtete die Kriegerin noch einen Augenblick, dann übermannte mich der Schlaf.

Als ich erwachte, planschte Anila ausgelassen im Wasser des Tümpels. Einen Moment lang ließ sie sich rücklings auf dem Wasser treiben und ihre nackten Brüste schimmerten kupferfarben im Licht der aufgehenden Sonne. Dann schwamm sie zum Ufer zurück und stieg aus dem Wasser. Mit beiden Händen strich sie das Wasser von den wohlgeformten Rundungen ihres Körpers ab, schüttelte ihre dunkle Mähne und kam direkt auf mich zu.

Ich schluckte trocken. Trotz der drohenden Gefahr durch die Psa konnte ich im Augenblick an alles andere denken, nur nicht mehr an Schlaf. Nackt, wie die Götter sie erschaffen hatten, beugte sich Anila über mich und hauchte mir einen Kuss auf die Wange.

Ich zerfloss beinahe vor Verlangen.

»Steh endlich auf, du Schlafmütze. Wir müssen weiter, oder willst du hier auf die Psa warten?«

Ihre raue, befehlende Stimme riss mich aus allen Träumen. Statt in den Armen einer begehrenswerten Frau zu liegen, bekam ich einen derben Knuff in die Seite.

Zähnekniischend rappelte ich mich auf.

Gegen Mittag des vierten Tages tauchen in der Ferne tatsächlich die fellumwickelten Zeltbauten eines Dorfes in der steppenartigen Landschaft auf.

Aber kein Rauch stieg aus dem Dorf empor. Keine Hunde bellten, niemand schrie, lachte oder weinte. Das einzige Geräusch war der ständig wehende Wind, der sich im Gras der Steppe verfing.

Als wir uns dem Dorf näherten, flogen Krähen flatternd gen Himmel. Mit ausgebreiteten Schwingen schwebten sie krächzend über unseren Köpfen. Nichts bewegte sich vor uns. Nur die fellumwickelten Eingangsklappen der Zelte knarrten leise im Wind, ansonsten war immer noch kein Laut zu hören.

Wir waren im wahrsten Sinn des Wortes in einem Lager von Toten gelandet.

Im Schatten des Orakels

Ungläubig verharrten wir am äußersten Rand des Zeltdorfes.

Wortlos zog ich mein Schert aus dem Gürtel und blickte mich wachsam um, während ich Seite an Seite mit Anila auf das Lager zuging.

Es war totenstill. Nur das Krächzen der Aasvögel, die flügelschlagend um die Toten herumhüpften, war zu hören.

Überall lagen die Leichen auf dem hart gestampften Grasboden. Zwischen den Unterkünften, neben den Lagerfeuern, selbst in dem kleinen Fluss, welcher die nördliche Grenze des Dorfes bildete, trieben mehrere nackte, aufgedunsene Körper kopfüber im bleigrauen Wasser.

Betroffen steckte ich mein Schwert zurück in den Gürtel. Hier kam jede Hilfe zu spät.

»Hallo!«, rief Anila, aber es kam keine Antwort, nichts bewegte sich.

Als der Wind umschlug und mir der widerwärtige Gestank von Blut, Tod und Schweiß in die Nase stieg, drehte ich den Kopf zur Seite und begann zu würgen. Genau in diesem Moment hörte ich ein wohlbekanntes Geräusch. Ein Sirren, das immer dann erklang, wie wenn jemand einen Pfeil von einer gespannten Bogensehne abschoss. Ohne lange zu überlegen packte ich Anila an der Hüfte und riss sie mit mir zu Boden. Nur um Haaresbreite zischte der hölzerne Schaft eines gefiederten Todesboten an uns vorbei und bohrte sich keine Handbreit von meinem Oberkörper entfernt zitternd in den Grasboden.

Für einen Augenblick herrschte Stille.

Dann war Hufschlag zu hören und wenig später tauchten Reiter im Norden auf. Stumm ritten sie hintereinander ins Dorf. Ihre markanten Gesichter waren ebenmäßig geschnitten und sie saßen so stolz in ihren leichten Deckensätteln, als wären sie die Herren des Landes. Unwillkürlich musterte ich Anila mit einem kurzen Seitenblick, die Ähnlichkeit mit diesen Männern war unverkennbar. Die bronzenfarbenen Oberkörper der Reiter waren nackt. Sie trugen einfach geschnittene Hosen aus gegerbtem Wildleder und in ihren langen, fast blauschwarzen Haaren waren Federn, Muscheln und Knochen eingeflochten.

»N'de!«, sagte Anila. »Das sind Krieger vom Himmelsclan.«

Endlich waren wir beim Volk meiner Vorfahren angekommen.

Seltsam war nur, dass einige der Reiter Pfeil und Bogen in einer Art in den Händen hielten, dass es den Anschein hatte, als würden sie jeden Moment wieder auf uns schießen.

Der vorderste Reiter, ein stämmiger und muskulöser Mann, dessen Haar zu zwei Zöpfen geflochten war, die zu beiden Seiten über seine nackte Brust hingen, hob den rechten Arm und gab den anderen ein Zeichen. Einen Atemzug später waren wir umzingelt.

In den Gesichtern der Männer zuckte kein Muskel, sie waren starr wie Masken. Anilas Augen glitten über die Krieger und nach einem raschen Seitenblick in ihr verkniffenes Gesicht erkannte ich, dass hier irgendetwas nicht stimmte.

»Ola he!«, begrüßte Anila die Männer in der Ursprache der N'de. Das hieß frei übersetzt ›Wie geht es dir, mein Freund‹ und zeigte dem Gegenüber auch gleichzeitig an, dass man ebenfalls ein Angehöriger dieses Volkes war. Aber hier und heute war das anscheinend uninteressant. Ein anderer N'de rutschte aus dem Sattel und kam auf uns zu. Es war nicht sein Gestank nach Schweiß, ranzigem Fett und Pferd, der mich den Atem anhalten ließ, sondern die Halskette, die der Mann trug. Diese bestand aus Menschenfingern, die durch Wind und Wetter runzlig geschrumpft waren, sodass die Nägel wie Krallen hervorstachen. Mit einem gereizten Knurren zog er mir mein Schwert aus dem Gürtel und überreichte es dem Mann mit den Zöpfen.

»Was soll das?«, fragte ich ungehalten, doch statt einer Antwort fuchtelte der Krieger mit dem makabren Halsband lediglich mit der Spitze seines Messers vor meinen Augen herum.

»Mitkommen!«, sagte der Mann, der jetzt mein Schwert besaß, und zog sein Pferd herum. Als ich einen Moment lang zögerte, klopfte mir ein anderer Reiter mit seiner Lanzenspitze auf die Schultern. Als ich spürte, wie mir etwas Warmes, Klebriges den Arm hinunterlief, wusste ich, dass es besser war, der Aufforderung nachzukommen.

Wir ritten bis zum Nachmittag, als ich in der Ferne den Schein mehrerer Feuer ausmachte.

Eine halbe Meile später gelangten wir an den Rand eines Lagers aus primitiven Zweighütten und Zelten. Anila und ich saßen zusammen auf

einem struppigen, ockerfarbenen Pferd mit kräftigen Fesseln, indes sein Besitzer hinter einem anderen Krieger in den Sattel gestiegen war. Die N'de hatten ziemlich rasch erkannt, dass wir zu Fuß lediglich eine Behinderung für sie waren.

Im Lager angekommen, rissen uns raue Hände vom Pferd und wir wurden in eine der niedrigen Zweighütten gezerrt. Ein stinkendes, festerloses Loch, in dem es nach verfaultem Stroh, Kot und Erbrochenem roch. Im Innern der Hütte warf man uns einfach wie leere Getreidesäcke zu Boden und zwei der N'de blieben vor der Eingangsklappe als Wache sitzen. Dabei starnten sie uns aus düsteren Gesichtern schweigend an.

Die folgenden Stunden zerrten gewaltig an unseren Nerven.

Kein Mensch ließ sich blicken oder redete mit uns. Sobald wir nur eine Bewegung machten, kitzelten uns unsere Bewacher mit ihren Schwertspitzen. Mehr als nur ein blutiger Schnitt zierte bereits meinen Körper, als es auf den Abend zuging. Anila erging es nicht besser.

Irgendwann, als ich das Gefühl hatte, bereits eine Ewigkeit in der schäbigen, dunklen Hütte zu sitzen, schlief ich ein. Ich erwachte, als plötzlich das Fell am Eingang zur Seite gerissen wurde und Anila mich am Arm rüttelte.

Licht flutete die Hütte.

Ich öffnete die Augen und wälzte mich stöhnen herum. Es gab keinen Knochen im Leib, den ich nicht spürte. Ich bedachte Anila mit einem vorwurfsvollen Blick und starre dann verschlafen auf den Eingang. Jener Mann, der sein Haar zu Zöpfen geflochten hatte, betrat die Hütte. In seiner Rechten lag ein gefährlich aussehendes Kurzschwert, dessen Spitze auf mich zeigte.

»Mitkommen, alle beide!«, knurrte er.

Wir folgten ihm zähneknirschend zu einer weiteren Hütte, deren Eingang von einem Lanzenträger blockiert wurde. Der Mann musterte uns stumm mit verkniffenem Gesicht. Dann bellte er ein paar Worte, die ich nicht verstand, hinter die Felldecke, welche den Eingang verdeckte, hielt uns mit der Eisenspitze seiner Lanze in Schach und ließ uns erst passieren, als er Antwort bekam. Geduckt traten wir über die Schwelle. Das Innere war lang und schmal. Die Wände bestanden aus ineinander verflochtenen Zweigen und Tierhäuten, welche von der Sonne ausgeblieben waren. Der Zeltboden der Behausung war nichts anderes als ein Stück festgestampfte Erde und in der Mitte des Raumes brannte ein

rauchloses Feuer aus kleinen Holzstücken.

Zwei Männer saßen mit dem Rücken zum Feuer und musterten uns eingehend.

Einer von ihnen hatte eine bunt gewebte Decke über die Schultern gelegt. Er war klein, unglaublich dürr und alle, die mit ihm redeten, nannten ihn Soteka. Seine listig funkelnden Augen und das spitz zulaufende Gesicht waren von verfilztem, grau meliertem Haar umrahmt, das geradezu vor Schmutz und Essensresten starnte. Er trug eine ärmellose Weste aus dunkelblauem Tuch sowie eine Hose und Schuhe aus Wildleder. Allerdings war die ursprüngliche Farbe der Kleidung längst einer schwarzen, speckig glänzenden Oberfläche gewichen, die nur aus Fett, Asche und Dreck bestand. Sobald sich der dürre Alte bewegte, verströmte er einen geradezu ekelhaften Duft aus Schweiß, abgestandener Pisse, ungewaschenem Körper und schalem Holzrauch, welcher die Fliegen in Massen anzog.

Der andere war ein unruhiger Kerl mit einem scharf geschnittenen Gesicht, das von einer spitz hervorstehenden Hakennase beherrscht wurde.

Dieser Mann redete schnell und kehlig auf den Alten mit der bunt gewebten Decke ein.

Seine Stimme klang dabei schrill, und während er sprach, gestikulierte er heftig mit seinen knochigen Armen, wobei er immer wieder auf uns deutete.

»Aber En-Hone und seine Männer haben die beiden im Lager aufgegriffen..«

»Was beweist das schon?«

»Ein altes Sprichwort sagt, das es die Mörder meistens wieder zurück zum Ort ihrer Tat zieht.«

Der mit den listig funkelnden Augen machte eine verächtliche Handbewegung.

»Unsinn, das sieht doch jeder, dass die beiden nicht zu den Hundeleuten gehören. Vom Aussehen her könnte man sogar meinen, dass sie zu unserem Volk gehören.«

»Wie meinst du das?«

»So wie ich es gesagt habe. Zudem, weißt du eigentlich, was der Junge bei sich trug?«

»Natürlich habe ich das Schwert gesehen, aber was beweist uns das?«, keifte Hakennase wie ein Waschweib. Aber er verstummte so-

fort, als der Alte mit der Decke seine schwielige Hand erhab.

»Wir sollten aufhören, uns gegenseitig Vorhaltungen zu machen. Bringt den Jungen zu der Höhle, so wie ich es von Anfang an gesagt habe und alles andere wird durch das Orakel entschieden.«

Als wir schließlich aus Sotekas Zelt gebracht wurden, hatte die Sonne ihren höchsten Stand erreicht. Trotz der sengenden Mittagshitze ritten wir sofort los. En-Hone, der Mann mit den Zöpfen, Hakennase und ein Dutzend weiterer ausgewählter Männer begleiteten mich auf meinem Weg zu dem Orakel, während Anila weiterhin im Dorf festgehalten wurde. Bis zum Nachmittag führte uns der Ritt durch das Grasland und es dämmerte bereits, als wir endlich unser Ziel erreicht hatten.

Eine lang gezogene Reihe bizarrer Felsen lag vor uns. Mehrere dunkle Höhleneingänge gähnten uns wie schwarze Löcher entgegen. Vor einer dieser Höhlenöffnungen zügelten wir unsere Pferde und mit ein paar knappen Gesten gab mir En-Hone zu verstehen, dass ich absteigen sollte.

»Hier werden wir bis zum nächsten Sonnenaufgang auf dich warten. Solltest du nicht zurückkehren, bist du nicht würdig. Jetzt geh, stelle dich dem Orakel.«

»Und dann?«

»Alles Weitere liegt in der Hand der Götter. Aber ich fühle, dass sich Soteka nicht geirrt hat. Du wirst zurückkommen.«

Verwirrung lag in meinen Gedanken, als ich aus dem Sattel glitt und auf die Höhle zulief.

War ich tatsächlich ein Teil einer Prophezeiung?

Ich, der N'de

Unwillkürlich hielt ich den Atem an.

Vor mir lag die Höhle, in der sich angeblich das Orakel befinden musste. Ein tiefes, dunkles Loch, das anscheinend nur auf meine Ankunft gewartet hatte.

Direkt vom Eingang aus führte eine in das Gestein des Felsens gehauene Treppe in den dunklen Höhlenschlund hinunter. Als ich die ersten

Stufen hinabzusteigen begann, wehte mir sofort eine Welle frostiger, kalter Luft entgegen. Ich hatte plötzlich das Gefühl, als ob sich eine riesige, eiskalte und unsichtbare Hand um meinen Körper gelegt hätte. Trotz der unnatürlichen Kälte stand mir der Schweiß auf der Stirn, mein Herz schlug wie verrückt und *Gleichmacher*, mein Schwert, begann sichtbar zu glühen. Als ich zu Boden blickte, um den Verlauf der Treppe zu verfolgen, sah ich sie zum ersten Mal.

Weißgelbe Gegenstände, die zu Dutzenden neben meinen Füßen auf den dunklen Stufen schimmerten. Als ich vorsichtig weiter ging, erkannte ich, dass es Knochen waren. Menschenknochen!

Was war hier passiert?

Obwohl hier unten absolute Stille herrschte, spürte ich, dass ich nicht allein in der Höhle war. Ich ging nur zögernd vorwärts, denn die Treppe machte einen scharfen Bogen nach links. Das letzte Sonnenlicht der hereinbrechenden Dämmerung verlor an dieser Stelle abrupt seine Kraft und mit jeder weiteren Stufe wurde es immer dunkler um mich herum. Schließlich, als ich nach einer endlos scheinenden Ewigkeit mit den Füßen das Ende der Treppe erfüllt hatte, umgab mich totale Finsternis. Ich konnte nichts sehen, riechen oder hören, aber ich spürte etwas und ein unheimliches Gefühl beschlich mich. Dennoch steckte ich mein Schwert wieder in den Gürtel zurück und machte mich daran, mit vorgestreckten Händen die Felswand vor mir abzutasten. So kam ich zu einem schmalen Durchlass, vor dem ich regelrecht in die Knie gehen musste, um in den Raum dahinter zu gelangen. Mit all meinen Sinnen lauschte ich in die Finsternis hinein. Es roch nach altem Staub, Verwestem und Vogelkot, wahrscheinlich war ich hier in der Schlafhöhle irgendwelcher Nachteulen gelandet. Trotzdem hatte ich ein mulmiges Gefühl, da meine umhertastenden Hände einige Dinge berührten, die nichts in einer von Nachtvögeln bewohnten Felsenhöhle zu suchen hatten.

Der Form nach handelte es sich dabei um schartige Waffen, Geldmünzen und uralte Möbelstücke.

Schließlich richtete ich mich wieder behutsam auf, aber schon beim nächsten unvorsichtigen Schritt in dem dunklen Raum stieß ich mit den Zehen heftig an einen harten, unnachgiebigen Gegenstand. Der Schmerz trieb mir das Wasser in die Augen und fluchend ging ich wieder in die Knie. Meine tastenden Hände berührten ein rundes, metallisches Etwas, das ich schließlich als Kampfschild irgendeines fremden

Kriegers erkannte. Daneben erfühlten meine Finger einen Beutel, dessen Stoff im Laufe der Jahre so brüchig geworden war, dass er unter meiner Berührung im wahrsten Sinne des Wortes zu Staub zerfiel. Aber nicht alles war im Lauf der Zeit hier unten verrottet. Ich erfühlte ein paar Münzen und einen kleinen Stein, der an den Rändern seltsam gezackt war. Offensichtlich war ich auf die Geldbörse des unbekannten Kriegers gestoßen. Während ich noch über den Krieger nachdachte, der vor mir da gewesen sein musste, kam mir die Erkenntnis. Ich musste mich beherrschen, um nicht laut aufzuschreien. Ich hielt einen Feuerstein in den Händen!

Hastig scharrete ich mit den Händen all das Zeug zusammen, das den Boden der Höhle beinahe fingerdick bedeckte – vermoderte Blätter, Tannennadeln, Zweigstücke und morsche Möbeltrümmer. Dann zog ich mein Schwert aus dem Gürtel.

Bereits nach dem dritten Schlag mit dem Stein auf das Schwertblatt sprühten genug Funken, um damit ein kleines Feuer zu entfachen. Schnell verbreiteten die Flammen ihr warmes gelbrotes Licht und ich blickte mich nachdenklich um. Der Raum, in dem ich mich befand, war noch größer als ich gedacht hatte. Die Höhlendecke lag mindestens zehn Fuß über mir und ich vermutete, dass die Höhle gut fünfzig Schritt in der Länge maß und etwa dreißig Schritt breit war. Es gab nur den einen Zugang, durch den ich gekommen war, von einem winzigen Spalt in der Decke abgesehen. Durch den konnte allerdings höchstens eine Fliege, oder wie jetzt der Rauch meines Feuers ins Freie ziehen, mehr ließ das fingernagelgroße Loch nicht zu.

Genau in der Mitte der Höhle erhob sich ein langer Schrein, der nach oben offen war. Er bestand aus dem gleichen grauen Felsgestein wie die Treppen. Neugierig ging ich darauf zu und plötzlich, mit jedem Schritt mehr, mit dem ich mich diesem steinernen Sarkophag näherte, begann mein Herz schneller zu schlagen und mein Schwert glühte jetzt fast purpurrot.

Als ich die Stirnseite des Schreins erreicht hatte und in sein Inneres blickte, hielt ich unwillkürlich den Atem an.

Auf dem Grund des seltsamen Steingebildes lag das Skelett eines einstmal riesigen Mannes. Sein Gewand, oder was auch immer er ge-

tragen haben mochte, lag verrottet neben ihm. Eine bronzenen Gürtelschnalle und mehrere Knöpfe aus Tierhorn hingen zwischen den Rippen. Nach einem kurzen Blick auf seinen fleischlosen Totenschädel hatte ich das Gefühl, als würde er mich mit seinen gebleckten gelben Zähnen höhnisch angrinsen. Den Göttern sei Dank, dachte ich, war dieses Wesen so tot wie der steinerne Schrein, in dem es lag.

Doch sollte dies das geheimnisumwitterte Orakel sein?

Als ich im Schein des niederbrennenden Feuers meine Umgebung näher betrachtete, zuckte ich plötzlich zusammen. Die Erkenntnis traf mich wie ein Schlag ins Gesicht. Der Schrein war nämlich nichts anderes als ein steinerner Sarg, in welchem dieses Knochengerüst lag. Von Entsetzen gepackt taumelte ich zurück, während ich dabei unabsichtlich mit meinem Schwert den Stein berührte.

Danach geschah es!

Eine milchig weiße Wolke erhob sich aus dem Sarg und formte sich nach und nach zu dem Gesicht eines unbekannten Kriegers.

Ich hielt den Atem an.

Die undeutlichen Konturen verfestigten sich und keine zwei Atemzüge später starrte ich auf den Kopf eines Mannes, der entgegen allen Naturgesetzen scheinbar schwerelos über dem Knochengebilde schwebte, aus dem er geschlüpft war. Das bartlose Gesicht war kühn geschnitten, von langem, dunklem Haar umrahmt und von etlichen Schlachtnarben gezeichnet. Dennoch strahlte es unglaublich viel Weisheit und Würde aus. Jeder, der das Antlitz sah, konnte erkennen, dass dieses Gesicht einem bedeutenden Mann gehören musste. Ich war jetzt keine zwei Schritte davon entfernt und umklammerte den Griff meines Schwertes so heftig, dass sich die Handknöchel meiner Rechten weiß unter meiner gebräunten Haut abzeichneten.

»Sei mir willkommen, wenn du dich als würdig erweisen solltest!«

Ich wusste nicht, wie lange ich wortlos da gestanden hatte, bis ich irgendwann allen Mut zusammennahm und dem Gesicht antwortete.

»Ich bin Thorak aus Eislanden, aber wer bist du?«

»Capaha!«

Die Nebelgestalt sprach nicht wirklich, ich hörte ihre Antwort nur als leises Flüstern in meinem Kopf.

»Ich bin Capaha«, sagte die flüsternde Stimme erneut. »Ich bin das Orakel der N'de. Ich bin erfreut, dass nach so langer Zeit endlich jemand den Weg zu mir gefunden hat.«

»Wie meinst du das?«

»In all den vergangenen Jahrzehnten hat es unzählige Krieger gegeben, die sich wohl für wichtig oder würdig genug hielten, dem Orakel gegenüberzutreten. Diese Narren! Wie du erkennen konntest, zieren ihre Gebeine jetzt den Eingang zu dieser Höhle.«

»Und wenn auch ich mich als nicht würdig erweisen sollte?«, entgegnete ich unsicher.

Zuviel war seit dem Betreten der Höhle auf mich eingestürmt. Die Gebeine am Eingang, der steinerne Sarg und die Erscheinung jenes Kriegerantlitzes, das jetzt schwerelos keine Armlänge vor mir in der Luft schwebte, hatten in mir ein tiefes Entsetzen geweckt. Zwar fürchtete ich weder den Kampf gegen wilde Tiere noch gegen einen anderen Feind aus Fleisch und Blut, aber mir graute es vor dem übernatürlichen Schrecken, dem nicht Greifbaren und all den anderen entsetzlichen Dingen, die ihren Ursprung in der dunklen Magie hatten.

»Was redest du da für einen Unsinn!«, war die scharfe Antwort. »Du bist Träger eines der heiligen Artefakte der N'de. Du hast den Xlingit besiegt, und obwohl sie seit langer Zeit auf der Suche nach dir sind, ist es den Hunden der Psa immer noch nicht gelungen, dich zu fangen. Also vergiss deine Zweifel.«

Die schroffen Worte richteten mich förmlich auf. Vergessen waren alle Zweifel, ich straffte meine Schultern und erhob wieder stolz meinen Kopf.

Wahrlich, warum verging ich hier in Selbstzweifel?

Ich hatte in den letzten beiden Jahren mehr erlebt als hundert andere in meinem Alter in ihrem ganzen Leben und ich war vor meinem Schicksal nicht davongelaufen. Im Gegenteil, ich hatte mich meiner Bestimmung gestellt, die mich hier in diese Höhle geführt hatte. Die Finger meiner Rechten krampften sich um den Griff meiner Waffe und herausfordernd starre ich dem Orakel entgegen. Eine seltsame Erregung durchflutete mich jetzt.

Das Blut in meinen Adern schien zu kochen, meine Muskeln begannen anzuschwellen und mein Herz klopfte immer heftiger. Ein Gefühl totaler Unbesiegbarkeit strömte durch meinen Körper und ich war jetzt bereit zu kämpfen. Wenn es sein musste gegen die ganze Welt.

Täuschte ich mich oder verzog sich das Gesicht von Capaha bei meinem Anblick tatsächlich zu einem wissenden Lächeln? Bevor ich mir allerdings darüber weiter den Kopf zerbrechen konnte, begann die Erscheinung erneut zu reden. Die unnatürliche Stimme hallte in meinem Kopf wider und jedes einzelne Wort fraß sich unauslöschlich in mein Gedächtnis.

»Es freut mich zu sehen, dass du deine Zweifel abgelegt hast. Jetzt höre meine Botschaft!«

Ich nickte andächtig mit dem Kopf und lauschte den Worten Capahas, ohne ihn dabei auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen. Aber noch während ich ihm zuhörte, wurde mir bewusst, dass ich ähnliche Worte schon einmal gehört hatte. Nur waren damals Anila und ein Schamane des Mic-Mac Volkes die Redner.

»Hass, Missgunst und Machtgier haben die Ordnung in der Welt der N'de aus dem Gleichgewicht gebracht. Unsere Feinde werden immer stärker und seit jenem Tag, an dem sich die Hunde der Psa mit den Kreaturen der Dunkelheit verbündet haben, ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis sie unsere Welt gänzlich erobern. Es liegt an dir, diesen Dingen Inhalt zu gebieten. Aber dieser Aufgabe kannst du nur gewachsen sein, wenn es dir gelingt, alle heiligen Artefakte unseres Volkes in deinen Besitz zu bringen. Doch glaube mir, es wird nicht einfach, der Weg dorthin wird blutig und schicksalsträchtig sein. Damit du aber dieses Ziel erreichen kannst, werden dir die Götter nach und nach noch viele Aufgaben auferlegen und erst, wenn du eine bestanden hast, wirst du der nächsten zugeführt. Der Besitz von *Gleichmacher* war eine dieser Aufgaben, und wenn du jetzt gleich mit deinem neu erworbenen Wissen die Höhle verlassen wirst, ist dies die nächste. Aber zuvor musst du den Wächter des Orakels bezwingen, um zu beweisen, dass du würdig bist.«

Mit den letzten Worten wurde das Antlitz von Capaha immer durchscheinender, und bevor ich noch etwas fragen konnte, begann sich das Gesicht vor meinen Augen aufzulösen.

»Was muss ich tun?«, rief ich verzweifelt, obwohl ich insgeheim längst wusste, dass ich auf eine Antwort vergeblich wartete.

Capahas Gesicht löste sich langsam in Rauch auf, der in dichten Schwaden zur Decke stieg. Irritiert blickte ich mich um. Obwohl mein kleines Feuer schon seit geraumer Zeit erloschen war, herrschte in der Höhle dennoch ein seltsames Licht, das mich irgendwie an den fahlen

Schein des vollen Mondes erinnerte. Während ich noch unentschlossen meine Umgebung musterte und in Gedanken um das seltsame Orakel und dessen nicht minder seltsamen Wächter vertieft war, vernahm ich plötzlich ein Geräusch.

Es schien direkt aus dem steinernen Sarg zu kommen.

Ich wirbelte herum und das Blut in meinen Adern schien zu stocken.

Langsam, unendlich langsam und mit geradezu grotesken Bewegungen erhob sich das Skelett aus seinem Grab. Es klang wie das Brechen trockener Äste, als die Albtraumgestalt aus dem Sarkophag kletterte. Der Schädel des Toten ruckte herum und deutlich sah ich, wie in seinen augenlosen, schwarzen Höhlen plötzlich ein kaltes, böses Glühen funkelte. Unbeholfen, wie ein Kleinkind, das gerade Laufen lernt, tapste die Gestalt auf mich zu. Dabei streckte sie ihre knöchernen Hände aus, um mir offensichtlich mein Schwert zu entreißen. Im ersten Moment war ich drauf und dran mich umzudrehen und wegzulaufen. Aber das war es auch, was alle anderen vor mir getan hatten. Ihre weit verstreuten Knochen zeigten mir, was ich zu erwarten hatte, wenn ich den Kampf mit dem Wächter scheute.

Also blieb ich stehen, hob das Schwert und erwartete den wandelnden Toten mit grimmigem Blick.

Es war ein geradezu gespenstisch anmutendes Szenario.

Ich, ein Fischerjunge aus Eislanden, stand jetzt mit dem Rücken an der Felswand einer Grabhöhle, die von unwirklichem Licht durchflutet war und kämpfte gegen ein Skelett um mein Leben.

Abgesehen von meinem keuchenden Atem und dem Knirschen und Knarren des Knöchernen, der zwar schwerfällig, aber dennoch unaufhaltsam immer näher kam, war es hier drin so still wie in einer Gruft. Mit wilden, ungestümen Hieben versuchte ich, der Schreckengestalt beizukommen. Meine Klinge traf das Skelett in die Seite, in die Beine, in die Schultern. Knochen brachen wie morsche Äste, doch nach jedem Niederschlag erhob sich der Tote wieder und torkelte erneut auf mich zu. Es schien, als konnte nichts dieses wandelnde Grauen aufhalten.

Bei allen Göttern, wie konnte man auch einen Toten töten?

Als seine Klauenhände nach meiner Kehle griffen, nahm ich allen Mut zusammen und führte mit einem letzten, verzweifelten Hieb meine Klinge gegen den Hals der Kreatur.

Der Schädel flog in hohem Bogen durch die Luft und rollte schließlich über den Boden, genau auf den steinernen Sarg zu. Aus dem

fleischlosen Rachen erklang ein ohrenbetäubendes Gebrüll, das keinen Herzschlag später in heiseres Rufes überging, um kurz darauf gänzlich zu verstummen. Der Körper indes fiel auf den Rücken, zuckte mit den Gliedern, warf noch ein paar Mal die Arme hin und her und lag schließlich still.

Der Kampf war vorbei, endgültig.

Innerhalb weniger Atemzüge zerfiel die Gestalt vor meinen Augen zu Staub.

Aber nicht so der Schädel!

In den Augenhöhlen des Totenkopfes begann es noch einmal zu funkeln, während sich die knöchernen Kiefer in grauenhafter Weise klickend öffneten und schlossen, um auf diese Art mit mir zu sprechen.

»Ich habe es gewusst. Du bist es wahrlich, du bist der Erwählte. Kein anderer hätte mich sonst bezwingen können. Jetzt geh, die nächste Aufgabe wartet bereits auf dich!«

Hastig blickte ich mich um, aber außer dunklem Felsgestein war da nichts.

»Was ist die nächste Aufgabe?«, fragte ich beinahe flehentlich.

»Die heiligen Berge der N'de erwarten dich.« Danach erstarb die Stimme endgültig und auch der Schädel begann sich vor meinen Augen in eine Handvoll braune Erde zu verwandeln.

Wie benommen wandte ich mich ab und taumelte zurück ins Freie.

En-Hone und die anderen begrüßten mich mit lautstarkem Grunzen.

Sie alle standen um mich herum, starrten mich an, bedrängten mich mit Fragen und wollten mir die Hand schütteln. Dann trat auf einmal Ruhe ein und En-Hone legte mir seine Rechte auf die Schultern.

Wir starrten uns lange schweigend an.

»Ich habe es immer gewusst«, sagte er leise, währenddessen ich das Gefühl hatte, diesen Satz heute bereits zum hundertsten Male gehört zu haben. »Du bist tatsächlich ein N'de.«

Bevor ich ihm jedoch darauf eine Antwort geben konnte, drang von Norden her das Dröhnen unzähliger Hörner an unsere Ohren. Ein beinahe unvorstellbarer Lärm aus stampfenden Pferdehufen, klirrendem Waffenstahl und schreienden Männern brachte uns beinahe an den Rand der Taubheit.

»Was bedeutet das?«, schrie ich En-Hone entgegen.

»Die Götter stehen uns bei«, entgegnete er mit bleichem Gesicht.
»Als ich die Kriegshörner der Psa das letzte Mal hörte, waren es fast eintausend Hundertschaften, die gegen die heiligen Berge unseres Volkes zogen.«

Ich blickte über die Schultern zurück zu jenem Lager, von wo aus wir aufgebrochen waren und als ich die riesige Staubwolke entdeckte, begann ich unwillkürlich zu frösteln.

Bei allen Göttern, En-Hone hatte recht. Es mussten Tausende sein.

Das große Sterben

Voller Sorge blickte ich zu jener Hügelkuppe, hinter der sich das Lager der N'de befinden musste. Dort, wo ich die ersten Hütten vermutete, wurde eine riesige Staubwolke in die Luft gewirbelt, welche die Morgensonne fast vom Himmel verschwinden ließ.

Der Krach, den uns der Wind zutrug, war ohrenbetäubend. Trotz der Entfernung schwollen das ununterbrochene Stampfen von Pferdehufen, das raue Gebrüll der Männer und das Klirren von Waffen zu einem solchen Lärm an, das alsbald die Vögel scharenweise und voller Angst am Himmel flatterten. Obwohl uns und die Psa noch Meilen trennten, war deutlich zu spüren, wie unter ihrer gewaltigen Anzahl sogar der Boden bebte. Dennoch blickte ich mich irritiert um. Zwar hatte sich die Umgebung nicht verändert und auch meine Begleiter waren noch dieselben, aber irgendetwas war anders.

Urplötzlich traf mich die Erkenntnis.

Natürlich, es war wieder heller Tag. Als ich die Höhle betreten hatte, lag Dämmerung über dem Land. Konnte es sein, dass die Botschaft des Orakels und der Kampf mit dem Skelett mich die ganze Nacht hindurch beschäftigt hatten? Mir kam es vor, als hätte ich diese seltsame Höhle erst vor Kurzem betreten.

Hier war wieder einmal Magie im Spiel, aber bevor ich mir darüber weiter den Kopf zerbrechen konnte, ertönten erneut die Kriegshörner der Psa und ließen die Luft förmlich erzittern.

Bei meinen Begleitern gab es keinen, dem nicht mindestens einmal das Herz in die Hose gerutscht war. Verzweiflung war in ihren Gesichtern zu lesen und die Männer sprachen kein Wort, als sie mit ein paar

Ästen schnell unsere Spuren verwischten. Kurze Zeit später tauchten sie mit mir und den Pferden hastig in ein nahes Unterholz ein. Die mannshohen, dornenbewehrten Sträucher und verkrüppelten Bäume sahen alles andere als einladend aus und ich befürchtete schon, mich an den fingerlangen Stacheln zu verletzen, aber En-Hone führte uns mit einer geradezu traumwandlerischen Sicherheit mitten in das scheinbar undurchdringliche Gebüsche.

Keinen Herzschlag zu spät.

Ich konnte meinem Pferd gerade noch die Hand auf die Nüstern legen und machte mich im Sattel so klein wie möglich, als hinter uns ein schriller, pfeifender Laut die Luft zerschnitt.

»Was ist das?«, flüsterte ich und schon im nächsten Moment war En-Hone neben mir und drückte mir seine schmutzige Hand auf den Mund.

»Psa!«, wisperte er. »Mit diesem Pfeifen verständigen sich ihre Späher. Reite tiefer in das Gebüsche hinein und verhalte dich vor allem ruhig, was auch passieren mag. Hast du mich verstanden?«

Er wartete keine Antwort ab, sondern zog sein Pferd herum und verschwand schnell und lautlos immer tiefer im Unterholz. Wieder erklang dieser pfeifende Laut, diesmal schon deutlich näher.

Einen Moment lang starre ich den N'de nach, die in wilder Hast davonritten, dann siegte meine Neugier und ich ritt an den Rand des Unterholzes zurück und spähte vorsichtig über das Land. Ein vielblättriger, dornenbewehrter Baum diente mir dabei als Deckung.

Einen Augenblick später erkannte ich, wie sich irgendetwas vor mir zwischen den Felsen bewegte.

Die Umrisse einer männlichen Gestalt zeichneten sich schwach in der Landschaft ab. Der Mann kroch einer Schlange gleich flach über den steinigen Boden, hob jetzt den Kopf und ein schriller Pfiff kam über seine Lippen. Ein paar Atemzüge später waren noch vier andere Pfeifsignale zu hören, danach wurde es wieder totenstill. Gras und Büsche raschelten und dann wurde mir schlecht und mein Magen drohte sich umzustülpen. Wie aus dem Boden gewachsen standen sie keine zehn Schritte von mir entfernt.

Psa!

Es waren insgesamt acht.

Ihre Blicke schweiften ein paar Mal über das Gebüsch, dann gaben sie ihre angespannte Haltung sichtbar auf und die Männer begannen fröhlich zu schwatzen. Der Wind trug mir ihre Worte zu, und obwohl ich nur ein paar Brocken ihre Sprache beherrschte, genügte das wenige, was ich aufschnappte, dass kalter Schweiß meinen Rücken hinab rieselte.

Fünftausend Reiter, Bogenschützen und Lanzenträger der Psa waren in meiner Heimat eingefallen. Alle Späher waren einhellig der Meinung, mit ihren schnellen Pferden und den Kurzbogen in spätestens hundert Tagen das Land der N'de erobert zu haben.

Sollte dieses Vorhaben misslingen, wobei keiner der Männer auch nur einen Gedanken an solch eine Ungeheuerlichkeit zu verschwenden schien, gab es da immer noch die Priesterschaft der Psa.

Diesen heiligen Männern war es anscheinend gelungen, aus den tiefsten Schlünden der dunkelsten Höllen eine Dämonenbrut heraufzubeschwören, deren Kreaturen das ganze Land über Nacht in ein Meer aus Blut und Tränen stürzen konnten. Worte wie Xlingit, Chata und Tukabah waren zu hören und jeder dieser Namen hatte für mich irgendwie einen unheimlichen Beiklang.

Plötzlich begann der Boden unter dem Stampfen von mindestens zweitausend Hufen zu erzittern. Auf ihren halbwilden Pferden kamen sie in gestrecktem Galopp direkt aus einer Bodenwelle hinter den Spähern hervor. Ein Heer aus Psa, Pferden und Wagen überflutete die Ebene vor jenem Unterholz, in dem ich mich versteckt hatte. Die Morgensonne spiegelte sich in den Spitzen ihrer Schwerter und Schilde. Scheußliche Bemalung glänzte auf ihren Gesichtern und den nackten Oberkörpern, gefiederte Kopfbedeckungen flatterten im Wind. Rot, ocker und schwarz schimmerten ihre Leiber im Sonnenlicht. Beim Anblick der gewaltigen Streitmacht zog sich mein Magen krampfhaft zusammen.

Es wurde Zeit, von hier zu verschwinden.

Aber wie konnte ich unerkannt durch ein mir fremdes, scheinbar undurchdringliches Dornengebüsch entkommen, dessen fingerlange Stacheln geradezu darauf lauerten mich aufzuspießen?

Von meinen Begleitern war längst nichts mehr zu sehen, während ich das Gefühl hatte, dass mindestens tausend Augenpaare der Psa auf meine Deckung starnten.

Aber die Götter waren auf meiner Seite.

Eine Antilope tauchte plötzlich seitlich von mir im Gebüsch auf und sprang den Psa hakenschlagend entgegen. Ein vielstimmiges Geschrei erhab sich und aus dem Pulk der Reiter flog ein Pfeil, der sich in die Schulter des Tieres bohrte. Die getroffene Antilope stolperte, spuckte Blut und fiel. Mehr konnte ich nicht erkennen, denn ich riss mein Pferd herum und trieb es an.

Der ockerfarbene Wallach war ein gutes Tier. Er war kräftig und ausdauernd und leicht zu reiten. Schon nach wenigen Augenblicken hörte ich das Gebrüll und den Hufschlag der Psa hinter mir. Ich trieb mein Pferd abermals an und zwang ihn alles zu geben, was in ihm steckte. Er flog dahin wie ein Sturmwind und ich hatte das Gefühl, als schienen seine Hufe den Boden gar nicht mehr zu berühren.

Zweige peitschten mir ins Gesicht, Dornen bohrten sich in meine Oberschenkel und mehrmals presste ich mich förmlich auf den Pferdehals, um nicht von herabhängenden Ästen aus dem Sattel gestoßen zu werden. Bald merkte ich, dass ich das Unterholz durchquert und eine Grasebene erreicht hatte.

Mein Pferd wurde immer langsamer.

Sein Atem war laut und rasselnd und Schaumflocken hingen vor seinen Nüstern. Blut glänzte an seinen Flanken. Die Dornen des Unterholzes hatten nicht nur meine Oberschenkel aufgerissen. Aber der Lärm hinter mir war verstummt, ich war den Psa tatsächlich entkommen. Mir rann der Schweiß in Strömen über den Körper und biss in den zahllosen, durch das Gestrüpp verursachten Wunden. Als ich mein Pferd zügelte und schwer atmend aus dem Sattel glitt, blieb das Tier mit hängendem Kopf neben mir stehen.

Ich blickte mich um.

Das Grasland bot für mich keinerlei Orientierungspunkte. Ich hatte absolut keine Ahnung, wo ich mich jetzt befand. Ich wusste nicht, wo hin ich mich wenden musste, um zum Lager der N'de, zu Anila oder En-Hone zurückzukehren.

Niedergeschlagen ging ich zu Fuß weiter.

Mein Pferd hatte wirklich alles gegeben, angesichts seines schweißnassen Fells konnte ich nicht noch mehr von ihm verlangen. Als ich lostrottete, zog ich das Tier am Halfter hinter mir her. Das erschöpfte Pferd folgte mir willig.

Wie lange ich durch die topfebene Grassteppe wanderte, weiß ich bis heute nicht mehr.

Aber als ein riesiger Baum vor mir auftauchte, der einsam aus der Steppe emporragte, hielt ich erschöpft an. Ich band meinem Pferd mit den Zügeln die Vorderläufe zusammen, damit es nicht fortlaufen konnte, umklammerte mit der Rechten mein Schwert und legte mich dann auf den Boden.

Keinen Herzschlag später war ich eingeschlafen und wachte erst am anderen Morgen auf.

Es war der Wind, der mich weckte.

Heiß und trocken warf er feine Sandkristalle vom Boden der Grasebene gegen meine Haut, dass ich vermeinte, von glühenden Nadeln gepiesackt zu werden. Gähnend richtete ich mich auf, torkelte schlaftrunken auf mein Pferd zu und nahm meine Wasserflasche vom Sattelhorn. Ich hatte das Gefühl, dass jemand mindestens ein Pfund Sand in meinen Mund geschaufelt hatte und deshalb zog ich hastig den Korken aus der Kürbisflasche, setzte sie an den Mund und trank gierig einen großen Schluck. Das abgestandene Wasser lief mir lauwarm über die Mundwinkel den Hals hinab. Es war noch früh am Morgen, trotzdem rann mir bereits der Schweiß über das Gesicht. Ich hängte die Flasche wieder an den Sattel zurück, löste die Fesseln meines Pferdes und schwang mich auf seinen Rücken. Obwohl ich gerade etwas getrunken hatte, war mein Mund schon wieder wie ausgetrocknet. Der ständig wehende Steppenwind wirbelte genug Staub und Dreck auf, sodass es bereits nach wenigen Huftritten zwischen meinen Zähnen wieder zu knirschen begann. Der Dreck setzte sich auch in den Augenwinkeln und unter meinen Achseln fest und bald gab es keine Pore an meinem Körper, die nicht von dem allgegenwärtigen Staub verstopft war.

Rasch stieg die Sonne am Firmament und stand schließlich wie ein weißglühender Schild fast senkrecht am wolkenlosen Himmel. Hitze lastete über dem Land und legte sich wie eine alles erdrückende Last auf meine Schultern. Längst lief mein Pferd nicht mehr leichtfüßig wie am Vortag durch die Grassteppe, sondern schleppte sich schwerfällig über das karge Land.

Im spärlichen Schatten einiger Beerensträucher zügelte ich das Pferd und blickte mich ratlos um.

Vor mir erstreckte sich eine tellerartige Ebene, unwirtlich, karg und

steinig. Hier gab es nichts, nur kniehohes, sonnenverbranntes Gras, das scharfkantig wie feine Messer war, verkarsteten, felsigen Boden und eine Handvoll schwarzer Felsen, die sich hier und da mannshoch in die hitzelirrende Luft reckten.

Im Westen und im Süden bucketen sich kahle, rotbraune Felsmassive, im Osten erstreckte sich, soweit das Auge reichte, eine ockerfarbene Sandwüste und hinter mir gab es nichts als scheinbar undurchdringliches Dornenbuschgelände.

Keine Menschenseele war zu sehen.

Wie sollte ich alleine in einem Land, das mir völlig unbekannt war, zurück zu En-Hone, Anila und dem Lager der N'de finden?

Tausendfach zermarterte ich mir den Kopf und kam dennoch zu keiner Lösung.

Selbst von den Göttern kam kein Zeichen und auch *Gleichmacher* blieb an diesem Morgen seltsam stumpf.

Ich war in der Tat in einer übeln Lage, aber vorerst konnte ich nichts daran ändern. Seufzend ergab ich mich in mein Schicksal und lenkte mein müdes Pferd mit einem Schenkeldruck auf die Felsengruppe im Süden zu. Dort hoffte ich, im Schatten der Berge einen Platz zu finden, an dem ich mich ausruhen und wieder einen klaren Kopf bekommen konnte.

Ich hatte gerade die Hälfte der Wegstrecke bis hin zu dem südlichen Felsmassiv zurückgelegt, als plötzlich zwei Reiter von links auf mich zu sprengten. Die Finger meiner Rechten legten sich entschlossen um den Griff meines Schwertes, all meine Muskeln waren zum Zerreißen gespannt, doch schon einen Augenblick später atmete ich lauthals aus. Ich entspannte mich und legte meine Hände erleichtert um das Sattelhorn.

Ich kannte die Männer. Diese Reiter hatten mich und En-Hone zur Höhle des Orakels begleitet.

Ich hob die Hand zum Gruß und starre den Kriegern erwartungsvoll entgegen.

»Wo kommt ihr her?«, fragte ich schnell. »Wo ist En-Hone?«

»En-Hone ist tot«, sagte der eine. Er war höchstens zwei Jahre älter als ich, sah aber im Moment wie ein hundertjähriger Greis aus.

»Wir waren auf dem Weg zu unserem Dorf. Plötzlich tauchten Psa auf, viele Psa.«

Deutlich konnte ich erkennen, wie er den Rest seiner Rede vor Wut förmlich verschluckte.

Düster starnte er an mir vorbei.

Erst jetzt fielen mir die vielen eingetrockneten Blutflecke an der Kleidung der beiden und die Schrammen in ihren Gesichtern auf.

»Seid ihr die Einzigen, die noch leben?«

»Ja!«, sagte der zweite Reiter tonlos. »Es hat begonnen!«

»Was?«, fragte ich erstaunt.

»Das große Sterben!«, entgegnete der vordere Reiter. Jetzt fiel mir auch wieder sein Name ein, er hieß Mayo. Allerdings hatte er nicht mehr viel mit jenem unbekümmerten Burschen gemein, mit dem ich noch vor wenigen Tagen auf dem Rücken von struppigen Pferden ausgelassen um das Dorf der N'de galoppiert war. Dieser Junge hier hatte sein Gesicht bis zur Unkenntlichkeit vor Schmerz verzogen und sein Blick erinnerte mich an den eines waidwunden Tieres.

»Sie sind hinter uns her«, flüsterte er mit brüchiger Stimme. »Aber sie werden uns nicht bekommen. Die Hunde der Psa sollen sich nicht rühmen uns getötet zu haben.«

Einen Herzschlag später wurde Mayo plötzlich nach vorne gestoßen. Fassungslos sah ich mit an, wie er aus dem Sattel glitt. Seine Augen quollen fast aus den Höhlen.

Als er zum zweiten Mal getroffen wurde, wirbelte ihn der Pfeil um die eigene Achse und mit einem krächzenden Laut kippte Mayo endgültig zu Boden.

Hinter mir ertönten die schrillen Schreie der Psa.

Im Land der tausend Gräber

Ich reagierte augenblicklich.

Beinahe brutal riss ich das Pferd an den Zügeln herum und hämmerte ihm meine Stiefel in die Weichen. Mit einem schrillen Wiehern, in das sich gleichermaßen Schmerz und Überraschung gemischt hatten, schoss das Tier wie ein abgeschossener Pfeil nach vorne.

Ich hatte Mühe mich im Sattel zu halten.

Mayos Begleiter hatte den Ernst der Lage anscheinend noch nicht be-

griffen. Seine Reaktion kam viel zu spät. Aus schreckgeweiteten Augen, fassungslos und wie gelähmt, starre er den heranstürmenden Psa entgegen. Aus den Augenwinkeln heraus sah ich noch, wie er langsam aus dem Sattel glitt. Er hatte mehr Ähnlichkeit mit einem Igel als mit einem Menschen, mindestens zwei Dutzend Pfeile ragten wie Stacheln aus seinem Körper.

Mehr konnte ich nicht erkennen.

Ich hatte selber genug damit zu tun am Leben zu bleiben.

Ich warf mich flach auf den Pferdehals und jagte im Höllentempo auf das Felsmassiv zu. Das Gebrüll der Psa störte mich nicht, es war mir auch egal, dass mir tief hängende Zweige ins Gesicht peitschten. Nur in dem Gewirr der zerklüfteten Felsen hatte ich die Möglichkeit, den Psa zu entkommen, und die wollte ich nutzen. Mein Pferd war ein gutes Tier, kräftig und ausdauernd. Während ich den Bergen förmlich entgegen flog, hörte ich hinter mir die Schreie meiner Verfolger. Sie schienen zwar nicht näher zu kommen, dafür zischten ihre Pfeile aber bedrohlich dicht an mir vorbei. Ich dirigierte mein Pferd mit einem Schenkeldruck zur Seite, direkt auf einen schmalen Pfad zu, der mitten in die Bergwildnis hineinführte. Immer mehr Pfeile flogen an mir vorbei. Ich wurde nicht getroffen, aber mein Pferd erwischte es. Gerade als ich die ersten Felsen erreicht hatte.

Das Tier unter mir schwankte plötzlich, stolperte, lief noch einige Schritte weiter und sackte dann einfach zur Seite weg. Ich warf mich aus dem Sattel, um nicht unter dem Pferdeleib begraben zu werden. Der mit Moos und Gräsern bewachsene Boden des Pfades dämpfte zwar meinen Fall etwas, trotzdem trieb mir der Aufprall sämtliche Luft aus den Lungen. Ich blieb einige Atemzüge halb betäubt liegen und kämpfte mich schließlich unter Schmerzen wieder auf die Beine. Das Triumphgescrei meiner Verfolger gellte mir in den Ohren. Ohne zu überlegen, verließ ich den Pfad und rannte eine schräge Felsplatte hinauf.

Ich rannte, bis sich vor meinen Augen alles zu drehen begann, meine Lungen schmerzten und ich kaum noch atmen konnte. Das Gebrüll der Psa kam immer näher. Ich ahnte, dass ich verloren hatte, trotzdem blieb ich nicht stehen.

Ich rannte und rannte, bis ich das obere Ende der Felsplatte erreicht hatte. Dort war meine Flucht endgültig zu Ende. Von hier aus führte nur noch ein Geröllhang steil nach unten, der in einer Schlucht endete, die trotz der hochstehenden Sonne völlig im Dunkeln lag. Nur die Göt-

ter konnten mir jetzt noch helfen, heil dort unten anzukommen. Als ich über die Schultern blickte und sah, wie die Psa mit ihren bemalten Fratzen zähnefletschend und heulend wie ein Rudel blutdürstiger, mordgieriger Makahls den Felsen hinauf rannten, gab es nichts mehr zu überlegen.

Mit dem Sterbelied meiner Väter auf den Lippen taumelte ich weiter. Ich kam keine zehn Schritte weit, dann traten meine Füße ins Leere, das Geröll kam ins Rutschen und ich hatte das Gefühl, als würde mir urplötzlich der Boden unter den Füßen weggezogen. Ich stürzte, überschlug mich wie ein Wildhase, der vom Stein einer Schleuder getroffen wird, versuchte vergeblich, mich irgendwo festzuhalten und rollte schließlich wie ein Kreisel den Hang hinab. Ich überschlug mich in der Luft, wurde hart zu Boden geschleudert und rollte schließlich willenlos über den schroffen Felsboden. Der Schmerz drohte mich zu zerreißen. Vor meinen Augen begannen bunte Sterne zu tanzen und dann verlor ich das Bewusstsein.

Milchiges Mondlicht lag über dem Land, als ich die Augen wieder öffnete. Ich versuchte mich aufzurichten, aber es ging nicht. Erst als ich den Kopf heben wollte, wurde mir bewusst, dass ich wie ein Fellbündel zusammengeschnürt war und mich deshalb kaum rühren konnte. Ein Paar schwere Reitstiefel tauchten vor mir auf, als ich meinen Kopf stöhnen auf die Seite legte.

»Der Hund ist wieder wach!«, hörte ich jemand sagen.

Ich beherrschte genug von dem Psadialekt, um zu verstehen, was der Unbekannte da von sich gab.

»Steh auf!«, bellte mich der Krieger an.

Nur die Ausweglosigkeit meiner Lage verhinderte, dass ich laut loszulachen begann. Wie sollte das gehen? Als ich dem Befehl nicht schnell genug nachkam, traf mich unvermittelt ein Stiefeltritt. Ich rollte über den Boden und blieb schließlich mit dem Gesicht nach unten liegen. Ich hatte das Gefühl, in der Mitte auseinandergebrochen zu sein. In meinem Kopf drehte sich alles und Übelkeit kam in mir hoch. Ich hechelte förmlich nach Luft und versuchte, das immer stärker werdende Brechgefühl zu unterdrücken. Irgendjemand machte sich an meinen Fesseln zu schaffen und lockerte sie so weit, dass ich wenigstens die

Beine bewegen konnte. Dann nahm ich alle Kraft zusammen und schaffte es tatsächlich mich aufzurichten. Dort, wo mich meine Kleidung nicht geschützt hatte, war meine Haut aufgeschürft, von unzähligen, kleinen blutenden Wunden und blauen Flecken übersät, die alleamt fürchterlich brannten. Wie durch einen dichten Nebel sah ich die Männer. Es waren Psa, mehr als ich jemals zuvor auf einem Haufen gesehen hatte. Zwei von ihnen standen direkt vor mir.

»Wie heißt du?«

»Thorak!«, nuschelte ich, ohne weiter nachzudenken.

»Lauter!«, schrie mich einer der Männer an und im nächsten Moment traf mich eine schallende Ohrfeige, die mir fast den Kopf abriss und mich wieder zu Boden schleuderte. Ich schluckte meine Wut hinunter, und als ich wieder auf die Beine kam, funkelte Hass in meinen Augen.

»Arschloch!«, sagte ich in der Sprache der Nordländer. Ich konnte es mir einfach nicht verkneifen.

Der Psa starrte mich aus schmalen Augen an.

»Was hast du gesagt?«

»Arschloch!«, schleuderte ich ihm entgegen. Auch wenn der Mann mich nicht verstanden hatte, irgendetwas am Klang dieses Wortes ließ ihn ahnen, dass es alles andere als eine Freundlichkeit war, die ich ihm an den Kopf geworfen hatte. Blitzschnell schlug er zu.

Seine Faust bohrte sich in meinen Leib und ich ging erneut zu Boden.

Ein weiterer Psa trat heran.

»Soll ich ihm den Kopf abschlagen?«, fragte er so beiläufig, als ob er sich nach dem Wetter erkundigen würde. Der Erste schüttelte den Kopf und drehte sich um.

»Wir nehmen ihn mit. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass mit dem Bengel etwas nicht stimmt, aber das kriegen wir schon noch raus. Lass die Männer wieder aufsitzen, wir haben schon genug Zeit verloren.«

Dann wandte der Psa sich wieder mir zu. Sein schlitzäugiges Gesicht verzerrte sich zu einer verächtlich grinsenden Fratze.

»Mitkommen!«, bellte er.

Bevor ich reagieren konnte, zuckte die rechte Hand des Sprechers vor und krallte sich in mein langes, dunkles Haar. Der Mann drehte sich einfach um und schleifte mich an den Haaren zwischen den Felsen hindurch bis zu den Pferden. Ich konnte ihm nicht so schnell folgen, stolperte und fiel.

Er schleifte mich trotzdem gnadenlos weiter.

Als wir die Pferde erreichten, hatte ich das Gefühl, keine Haare mehr zu besitzen. Die Schmerzen trieben mir regelrecht das Wasser in die Augen. Bei den Pferden warteten weitere Psa, die mich feindselig musterten. Wenig später ritten sie mit mir durch die Nacht, mindestens hundert Psa, vielleicht sogar mehr. Es war zu dunkel, als dass ich es hätte genauer schätzen können. Aber es war mir auch egal, denn diesmal war ich verloren, da war ich mir sicher.

Zu weiteren Gedankenspielen kam ich nicht, denn der Psa hatte mich quer vor seinen Sattel gelegt, als wir losritten. Mein Kopf hing soweit herab, dass er vom Stiefel und Steigbügel des Reiters getroffen wurde, wenn dieser es nur wollte. Und der verdammte Kerl wollte es oft.

Mein Denken setzte aus, ich sah nur noch vorbeifliegendes Gras, schmeckte Staub und Blut und wurde schließlich erneut bewusstlos.

Mit einem kalten Wasserguss holten sie mich wieder aus der Bewusstlosigkeit zurück in die Wirklichkeit, in eine Welt, die für mich nur aus Schmerzen bestand. Mein ganzer Körper schien in Flammen zu stehen. Ich wagte kaum mich zu bewegen, denn es gab nichts, was mir nicht wehtat.

Der Psa, auf dessen Pferd ich gelegen hatte, kniete jetzt neben mir und starrte mich eindringlich an.

»Wer bist du wirklich?«

Als ich den Mann irritiert anstarre, versuchte mir der Krieger in seiner abgehackten, bellenden Sprache seine Frage zu erklären. Mir waren zwar nicht alle Worte, die er aussprach, bekannt, aber im Großen und Ganzen verstand ich ihren Sinn. Seiner Meinung nach sah ich aus wie ein Krieger der N'de, konnte reiten wie ein Teufel und die Todesverachtung, mit der ich den Geröllhang hinuntergesprungen war, löste selbst bei dem grausamen Psa Anerkennung aus. Aber er konnte keine Narben vom Mannritual meines Volkes an mir erkennen, und das machte ihn stutzig.

»Woher kommst du und vor allem, wer bist du? Du, der keine Narben vom Mannwerden-Fest trägt. Ein Heiliger? Ein Ausgestoßener? Was verschweigst du uns?«

Statt auf seine Fragen zu antworten, starrte ich düster vor mich auf den Boden. Wenn die Männer herausfanden, dass ich als Erwählter der N'de galt, war mein Leben auf der Stelle verwirkt. Ich musste versuchen, sie in dem Glauben zu lassen, dass ich nur ein einfacher Bursche meines Volkes war.

»Warum redest du nicht mit mir?«

Er sprach Psa. Ich konnte ihn zwar verstehen, doch ich reagierte nicht.

Er schlug so plötzlich zu, dass ich den Hieb gar nicht kommen sah. Seine Faust bohrte sich in meine Rippen und ich konnte einen Schmerzensschrei nicht unterdrücken. Durch Tränenschleier sah ich das Gesicht des Psa direkt vor mir. Er hatte sich gebückt und schaute mir direkt in die Augen.

»Du hast einen ziemlichen Dickschädel, aber keine Angst, was du auch vor uns verbirgst, in unserem Lager werden wir ziemlich rasch die Wahrheit über dich herausfinden. General Targotai hat bisher noch jeden zum Sprechen gebracht.«

Dann schnippte er mit den Fingern und ein weiterer Psa kam heran.

»Gib ihm etwas zu essen und zu trinken, ich will schließlich nicht mit einem toten Gefangenen vor Targotai erscheinen.«

Der andere nickte, kniete sich vor mich hin, nestelte an seinem Gürtel und flößte mir aus einer Kürbisflasche Wasser ein. Dabei ging er nicht gerade vorsichtig zu Werke. Immer wieder stieß er mir den Flaschenhals in den Rachen und gegen die Zähne, bis ich Blut im Mund schmeckte. Wahrscheinlich tat er es absichtlich. Zum Schluss stopfte er mir noch einen Brocken Fleisch in den Mund, das er einem kleinen Leiderbeutel entnahm, der ebenfalls an seinem Gürtel hing. Rohes, fast noch blutiges Fleisch, das stank, als hätte es mindestens zehn Tage in der Sonne gelegen. Ich erstickte fast daran. Dann erhob er sich und ging davon.

Ich würgte das Fleisch aus, drehte mich zur Seite und versuchte die Augen zu schließen. Schlaf war meiner Meinung nach ein besseres Mittel, wieder zu Kräften zu kommen, als dieses stinkende Fleisch zu essen. Zudem glaubte ich kaum, dass mein Magen das ekelhafte Essen bei sich behalten hätte. Im nächsten Moment schon befand ich mich im Land der Träume, so leer und ausgebrannt war ich.

Ich hatte das Gefühl, gerade erst eingeschlafen zu sein, als sie mich weckten.

Vermutlich war es auch so.

Ich erhielt etwas Wasser, dann schleppte mich ein anderer Krieger zu

einem Pferd. Diesmal durfte ich aufrecht im Sattel sitzen. Anscheinend machte sich solch ein Anblick vor den Augen Targotais besser, als wenn man ihm einen Gefangenen halb tot und quer über dem Sattel däher brachte. Die Horde der Psa zog weiter und wir ritten ohne Pause bis zum Mittag. Da erreichten wir ein Wasserloch, das sich mitten in der Grassteppe zwischen zwei riesigen, uralt wirkenden Bäumen befand. Trotz ihrer unmittelbaren Nähe zum Wasser waren die Bäume vollkommen blattlos und ihre kahlen Äste reckten sich seltsam gebogen in den stahlblauen Himmel.

Dort rasteten wir.

Die Männer lachten und schwatzten, tranken Wasser und kauten hart gebackenes Brot, das jeder von ihnen in großen Mengen in seinem Proviantbeutel mit sich herumschleppte. Auch ich hätte gerne etwas gegessen, aber außer Wasser bekam ich nichts von ihnen. Immer wieder musterten sie mich mit feindseligen Blicken und nur jener Krieger, der mich gefangen genommen hatte, sah mich mit anderen Augen an. So lange wir am Wasserloch lagerten, hielt er mein Schwert in den Händen und starre mich und die Waffe immer wieder nachdenklich an.

Offensichtlich schien dieser Mann der Einzige in der ganzen Horde zu sein, der ahnte, dass ich etwas zu verbergen hatte. Ich beschloss, mich so unauffällig wie möglich zu benehmen, wenn er in meiner Nähe war. Als die größte Mittagshitze vorüber war, ritten wir weiter.

Die Sonne stand schon tief über den Hügeln im Osten, als aus der Grassteppe das Hauptlager der Psa auftauchte. Es bestand aus einem großen, rechteckigen Platz, der von einem mannshohen Wall aus Dornengebüsch, zugespitzten Holzpflöcken und rasiermesserscharfen Lanzenspitzen umgeben war, die man in den Boden gegraben hatte. Auf der westlichen Längsseite standen unzählige Fellhütten und einfache Unterkünfte aus Weidenzweigen und bunten Decken. Ihnen gegenüber, auf der anderen Seite des Platzes, sah ich die Pferde und Wagen des riesigen Heeres. Am südlichen Ende lagen die Quartiere der Offiziere, bunte, weitläufige Zeltbauten aus reich verziertem Leder und kostbarem Tuch.

Überall war Bewegung.

Männer liefen herum und trugen Waffen und Proviant von hier nach da, andere überprüften die Schärfe ihrer Schwerter und Äxte und wieder andere waren mit der Herstellung von Pfeilen beschäftigt. Es war ein unglaubliches Durcheinander. Männer schrien, Pferde wieherten,

Waffenstahl klimperte. Magere Hunde streunten bellend zwischen den Hütten umher und überall loderten riesige, prasselnde Feuer. Über dem ganzen Lager hatte sich Staub zu dichten Wolken gebildet. Aus brennenden Augen starrte ich auf das Lager.

So hatte ich mir die Rückkehr ins Land meiner Väter nicht vorgestellt. Als ich in die wild entschlossenen Gesichter der Psa blickte, ahnte ich, dass es nicht mehr lange dauern konnte, bis sich die weiten Grassteppen in ein Land aus tausend Gräbern verwandeln würden.

Als wir unsere Pferde vor Targotais palastähnlichem Zelt zügelten, hatte ich genug von dem riesigen Lager und den scheinbar unzähligen Psa gesehen, genug von ihren Waffen, dem schweren Gerät und ihrer Ausrüstung. Ich hatte jede Hoffnung verloren.

Jetzt rettete mich nichts mehr, so dachte ich.

Aber ich sollte mich irren.

Bringt mir seinen Kopf!

Er war klein, unglaublich dick und in seinen geschlitzten, farblosen Augen spiegelte sich alle Heimtücke und Grausamkeit dieser Welt wieder. Er hockte wie eine fette, widerliche Kröte auf dem Boden, auf einem kostbaren Teppich, der mindestens einem Dutzend weiterer Männer Platz geboten hätte. Aber wir mussten alle wie dumme Jungen vor ihm stehen bleiben.

Die grüne Pluderhose und das weit geschnittene ockerfarbene Ledershemd hätten jeden anderen lächerlich erscheinen lassen, aber ein einziger Blick in die gefühllosen, eisigen Augen sorgte dafür, dass einem das Lachen im Hals stecken blieb.

Targotai war sich seiner Macht durchaus bewusst und ließ es auch alle anderen in seiner Umgebung deutlich spüren. Er lehnte auf einem gepolsterten, golddurchwirkten Sitzkissen und ließ sich von einem jungen Mädchen aus einer silbernen Schüssel dampfende Fleischstückchen in den breiten Mund werfen. Sein schwarzer Sichelbart, der die Oberlippe fast verdeckte, triefte förmlich vor Fett. Er achtete nicht auf uns, sondern aß und aß, trank aus einem großen Kelch lauwarme Stutenmilch und ließ seine Hand immer wieder unter dem Rock des Mädchens verschwinden. Sein aufgeschwemmtes Gesicht verzog sich dabei zu einem schmierigen Grinsen und sein kahler Schädel glänzte vor

Schweiß. Das Mädchen kicherte hin und wieder albern und reckte dem Fettsack ihren Unterleib immer wieder neckisch entgegen.

In meinen Augen war dieser Anblick widerlich.

»Verbeuge dich, wenn du vor dem ehrenwerten Targotai stehst«, zischte mir einer der beiden Krieger, die mich in das Zelt geführt hatten, ins Ohr. Bevor ich reagieren konnte, trat mir jemand von hinten in die Beine, sodass ich mit einem schmerzvollen Laut zu Boden sackte. Erst jetzt wandte der General den Kopf und musterte uns flüchtig. Er hob nur ein klein wenig den Kopf und sagte mit heiserer Stimme: »Warum bringt ihr diese Steppenratte hier in mein Zelt?«

Einer der beiden Psakrieger hinter mir trat auf den General zu, ging vor ihm in die Knie und streckte ihm seine Rechte entgegen, in der er mein Schwert hielt. Dabei hielt er den Kopf gesenkt und starre zu Boden, selbst noch, als er redete.

»Seht euch dieses Schwert an, ehrenwerter Targotai. Ich kann nicht glauben, dass ein einfacher N'de solch eine Waffe besitzen kann.«

Augenblicklich war der General aufgesprungen und eilte auf den knienden Mann zu. Erst jetzt sah ich, wie klein er wirklich war. Er sah aus wie ein Kürbis auf zwei Beinen, ein kleiner, hässlicher fetter Zwerg. Mit seinen Wurstfingern hob er die Waffe hoch und musterte *Gleichmacher* von allen Seiten.

»Tatsächlich, wer diese Klinge schmiedete, hat gute Arbeit geleistet. Auf was willst du hinaus, doch nicht etwa, dass diese Ratte der ist, den man sucht?«

»Das habe ich nicht behauptet, aber ich glaube, dass der Kerl mehr ist, als er vorgibt. Allein schon seine Art sich zu bewegen und dieser Blick in seinen Augen. Bedenkt nur die Beschreibung, die wir erhalten haben. Ich ...«

»Unsinn!«, unterbrach Targotai schroff den Redefluss des Mannes. »Die Männer dieses jämmerlichen Volkes sehen doch alle gleich aus. Sieh dir den Burschen doch einmal genauer an, nein, ich glaube nicht, dass er der Gesuchte ist.«

Mir wurde abwechselnd heiß und kalt.

Inständig hoffte ich, dass der Psa seinen General nicht umstimmen konnte und tatsächlich, die Götter erhörten mein Flehen.

»Hör zu, Bursche«, zischte er mir entgegen. »Ich werde dich da draußen an einen Baum binden lassen, und wenn morgen früh der erste Sonnenstrahl mein Zelt berührt, wirst du mir sagen, ob du ab sofort den Psa

dienen oder durch ihre Hand sterben willst. Ich glaube kaum, dass dein Tod die Welt sonderlich bewegen wird. Du bist nur ein kleiner unbedeutender N'de-Wurm, ähnlich einem Blatt, das der Wind vom Baum gerissen hat. Wer vermisst an einem Baum schon ein einzelnes Blatt?«

Dann wandte er sich wieder den Kriegern zu.

»Schafft ihn mir aus den Augen und bindet ihn. Aber anstelle eines tüchtigen Kriegers teilt ihr ihm den einäugigen Pferdeburschen als Wache zu. Er soll ständig vor Augen haben, dass er für mich nicht mehr als eine stinkende Steppenratte ist.«

Dann klatschte er in die Hände.

»Und jetzt geht. Alle! Ihr stört!«

Als die Männer mich aus dem Zelt stießen, hörte ich Targotai noch etwas sagen. Ich verstand genug von der bellenden Sprache der Psa, um zu erkennen, dass es nicht die Götter waren, die mich gerettet hatten, sondern Targotais Gier nach dem jungen Mädchen.

»Zieh dich endlich aus«, lauteten nämlich seine letzten Worte.

Als die Nacht hereinbrach, brachte ein Diener dem einäugigen Pferdejungen eine große Schale mit Milch und eine riesige gebratene Fleischkeule. Er schlürfte und schmatzte wie ein Schwein und warf mir schließlich den abgenagten Knochen lachend an den Kopf. Dann kontrollierte er noch einmal meine Fesseln, nahm sein Messer in die Hand, rollte sich in eine stinkende Pferdedecke und begann augenblicklich zu schnarchen. Ich wartete, bis ich sicher war, dass er tief und fest schlief, dann handelte ich. Man hatte mich an einen Baum gesetzt, die Arme nach hinten gebogen und sie mit einem raufaserigen Pferdestrick zusammengebunden, sodass es aussah, als umarmte ich hinterrücks den Stamm. Aber der Einäugige hatte einen großen Fehler gemacht. Meine Arme waren nicht straff genug an den Baum gebunden und so konnte ich auf meinem Hintern hin und her rutschen, bis meine Finger die abgenagte Keule zu fassen bekamen. Der Knochen hatte einige scharfe Kanten und ich war ziemlich zuversichtlich, damit bis Sonnenaufgang die trockenen Stricke durchgescheuert zu haben. Ich setzte mich so bequem wie möglich hin und begann mit dem Scheuern, das ich nur dann unterbrach, wenn hin und wieder angetrunkene Psa durch den Mondschatten der Zelte huschten. Bis weit nach Mitternacht drang lauter Ge-

sang und dröhnedes Lachen aus den Zelten.

Aber auch in dieser Nacht kam jene Stunde, in der alles stillzustehen schien, sich der Wind legte und selbst die Tiere verstummten.

Jene Zeit zwischen Nacht und Dämmerung, in der die Wachen glaubten, nie mehr durch das Ende der Nacht von ihren Posten erlöst zu werden und in der der Schlaf am tiefsten war.

In diese Stunde hinein fielen meine Stricke. Vorsichtig richtete ich mich auf und näherte mich dem Pferdejungen. Ich brauchte unbedingt eine Waffe und der Einäugige besaß ein ziemlich großes Messer.

Als ich den Schlafenden erreicht hatte, knallte ich ihm den Knochen mit aller Kraft auf seine mir zugewandte rechte Schläfe. Es dauerte ge raume Zeit, bis es mir danach gelang, das Messer aus der Hand des Toten zu lösen.

Hastig blickte ich mich um.

Ein Pferd zu stehlen oder ungesehen davon zu schleichen, erschien mir unmöglich, zumal ich mich weder im Lager noch in dem umliegenden Land auskannte. Was ich brauchte, war ein Ort, an dem ich mich vorläufig verstecken konnte und an dem kein Psa auf den Gedanken kommen würde, ausgerechnet dort nach mir zu suchen. Als mein Blick auf Targotais Zelt fiel, bleckte ich die Zähne zu einem freudlosen Grin sen. Mit flinken, leisen Schritten rannte ich tief geduckt darauf zu.

Mit zwei, drei schnellen Schnitten löste ich die Zeltverschnürung an einer Stelle, wo Sträucher mein Werk vor neugierigen Blicken verborgen hielten, dann schlug ich das Leder zurück und trat ein. Es war über raschend einfach.

Kein Posten oder Wachhund war zu sehen. Als ich das Keuchen und Stöhnen zum ersten Mal hörte, konnte ich diese Geräusche noch nicht so richtig zuordnen. Aber schon beim nächsten Zuhören war mir klar, warum ich so unbehelligt ins Zelt eindringen konnte. Targotai hatte seine Wachen allesamt weggeschickt. Welcher General ließ sich schon gerne beim Schäferstündchen von seinen Männern beobachten?

Es dauerte eine Weile, bis sich meine Augen an das Dunkel des Zelt innern gewöhnt hatten. Ganz schwach waren in der Düsternis die Umrisse von Stoffballen, Kisten und Körben zu erkennen. Offensichtlich war ich in so etwas wie der Kleiderkammer von Targotai gelandet. Vorsichtig, um ja nirgends anzustoßen, tastete ich mich auf die nächste Zeltwand zu. Ein einziges falsches Geräusch nur, und ich war mir nicht sicher, ob meine Vorstellungskraft ausgereicht hätte, auch nur zu erah-

nen, was die Psa danach mit mir gemacht hätten.

Langsam, ganz langsam schob ich den Stoff beiseite, der Targotais Schlafstelle vom übrigen Zeltinnern abtrennte. Das schwache, rötliche Glimmen eines fast niedergebrannten Feuers in der Raummitte war die einzige Beleuchtung. Das Keuchen wurde immer lauter und dann erkannte ich zu meiner Linken, wie der fette Zwerg unter wildem Geschnaufe die seltsamsten Verrenkungen auf dem jungen Mädchen vollführte. Trotz des spärlichen Lichts war deutlich zu erkennen, wie sie gelangweilt zur Decke starre. Als der Zwerg nach einem letzten, schrillen Stöhnen wie ein altersschwacher Gaul, dem man zu viel Last aufgebürdet hatte, von ihr herunter rollte, war die Erleichterung in ihrem Gesicht nicht zu übersehen. In diesem Moment ertönte vor dem Zelt lautes Geschrei, Hunde bellten, Männer riefen durcheinander, Fackeln wurden entzündet. Mit einer blitzschnellen Bewegung, die ich dem Fetten gar nicht zugetraut hätte, sprang Targotai auf und schlüpfte rasch in einen seidenen Schlaufrock. Dann eilte er aus dem Raum und ich hörte, wie die Eingangsklappe des Zeltes heftig zurückgeschlagen wurde.

Ich zog mich wieder in die Kleiderkammer zurück und machte mich so klein wie möglich.

»Was soll der Lärm?«, hörte ich ihn ungehalten fragen.

»Der Gefangene ist entflohen«, rief einer der Männer.

»Er hat den Einäugigen erschlagen«, sagte ein anderer und eine weitere Stimme rief: »Er ist nirgends zu finden. Dieser Teufel scheint sich in Luft aufgelöst zu haben.«

Targotai klatschte laut und heftig in die Hände und brachte so das Stimmengewirr zum Verstummen.

»Was wollt ihr dann hier? Glaubt ihr, er hat sich vielleicht unter meiner Decke versteckt? Sucht weiter, ihr Hohlköpfe. Bringt mir seinen Kopf oder ich sorge dafür, dass ihr noch vor dem morgigen Abend euren eigenen verliert.«

Damit war die Unterhaltung zu Ende. Die Männer entfernten sich fluchend und Targotai kehrte wieder ins Zeltinnere zurück. Da anscheinend kein Mensch mich in diesem Zelt vermutete, konnte ich es wagen, einen weiteren Blick in Targotais Privatgemächer zu riskieren. Dort reckte sich das Mädchen bereits wieder aufreizend auf der Decke.

»Spielen wir jetzt weiter?«

Als sie keine Antwort bekam, schlängelte sie auf ihn zu und krallte ihre Finger in die Ärmel des Schlaufrocks. Dabei schnurrte sie wie eine

Katze.

»Was ist plötzlich los mit dir?«

Ärgerlich schüttelte der Zwerg den Griff des Mädchens ab.

»Verschwinde, ich muss überlegen.«

Das wiederum schien dem Mädchen nicht zu gefallen. Es war offensichtlich, dass sie es nicht auf den Körper des Generals abgesehen hatte, sondern eher auf sein Geld. Was ich bisher vom Zelt gesehen hatte, zeigte mir, dass Targotai kein armer Mann sein konnte. Wieder griff sie nach dem seidenen Stoff seines Rocks und versuchte ihn erneut mit ihren weiblichen Reizen umzustimmen.

»Gefalle ich dir etwa nicht mehr?«

In diesem Moment zeigte der General sein wahres Gesicht.

Ein schrilles Röcheln entrang sich seiner Kehle und seine Augen schienen förmlich zu glühen, als er das Mädchen am Hals packte und zu Boden schleuderte.

»Ich sagte, du sollst verschwinden!«

Das Mädchen nickte stumm, rappelte sich benommen auf und rannte aus dem Zelt, als wären sämtliche Dämonen dieser Welt hinter ihr her.

Dabei war es ihr anscheinend egal, dass sie nackt, wie die Götter sie erschaffen hatten, durch das Lager lief. Etliche Pfiffe und anzügliche Bemerkungen machten die Runde.

Jetzt kam meine Stunde.

Mit zwei gewaltigen Sätzen stand ich neben Targotai und legte meine Linke um den feisten Hals des schwabbelnden Zwerges. Seine Augen quollen voller Furcht schier aus den Höhlen und unter dem Druck, den mein Unterarm auf seine Kehle ausübte, lief sein Gesicht langsam purterrot an.

»Ein falscher Laut, und ich quetsche jegliches Leben aus deinem fetten Leib.«

Trotz der Gefahr, in der Targotai schwiebte, blieben seine farblosen Augen kalt wie Eis.

»Was soll das, du Narr? Nur ein Wort von mir und bevor du auf fünf zählen kannst, wimmelt es in dem Zelt von meinen Männern, die dir die Haut bei lebendigem Leib abziehen werden.«

»Falsch!«, erwiderte ich kalt. »Du hast noch nicht auf zwei gezählt und mein Messer hier wird dir dein Allerheiligstes abschneiden. Weißt du eigentlich, wie man sich fühlt, wenn man ohne Mannteil in das Land seiner Vorfäder hinüber wandert?«

Um meinen Worten einen gewissen Nachdruck zu verleihen, drückte ich die Spitze meines Messers hart zwischen die Beine von Targotai. Der Zwerg knirschte schmerzvoll und wurde aschfahl im Gesicht.

»Was willst du?«

»Mein Schwert und danach wirst du mich ein Stück begleiten.«

Die Verdammten der heiligen Berge

Bei Hela und Belen, diesmal waren die Götter wahrlich auf meiner Seite.

Bevor in der letzten Nacht die dunkelste Stunde angebrochen war, lag ich noch zerschlagen und blutend auf dem nackten Boden der Grassteppe, die Arme mit einem rauen Pferdestrick an einen Baum gefesselt und ohne Hoffnung für den nächsten Tag. Dabei bewachte mich ein einäugiger, einfältiger Pferdebursche, der mich ständig verhöhnte und bespuckte. Jetzt, wo die Morgensonne bereits eine Handbreit über den Hügeln im Osten stand, saß ich auf einem prächtigen Pferd, hatte mein Schwert und meine Ausrüstung wieder und der Anführer jener Männer, die mich tagelang wie ein wildes Tier durch das Land gejagt hatten, trabte mit gesenktem Kopf vor mir durch den hereinbrechenden Morgen.

Als ich vom Sattel aus Targotai zum wiederholten Mal mit meinem Stiefel ins Kreuz trat, weil dieser meiner Meinung nach nicht schnell genug vorankam, stahl sich ein schadenfrohes Grinsen über mein Gesicht und ich kam zu dem Schluss, dass der neue Tag eigentlich vielversprechend begann.

Im Nachhinein betrachtet gab es nichts Einfacheres, als unbehelligt durch ein Kriegslager der Psa zu marschieren. Dazu brauchte man lediglich die Uniform eines ranghohen Offiziers, welche ich mir aus Targotaïs Kleiderkammer geliehen hatte, einen noch ranghöheren General, den alle Soldaten im Lager kannten und fürchteten und ein scharfes Messer, das eben diesen General ständig daran erinnerte, wie eng Leben und Sterben beieinanderlagen. Mit seinem besten Pferd am Zügel kamen wir fast unbehelligt aus dem Lager.

Nur zweimal stellten sich uns ein paar übereifrige Soldaten in den Weg.

Unerkannt durch die weiten Gewänder drückte ich Targotai jedes Mal

die Messerspitze so hart in die Seite, dass danach immer einige rote Tropfen auf der Klinge zurückgeblieben waren. Daraufhin schrie er die armen Teufel in Grund und Boden und schon nach der nächsten Kontrolle vermieden es die Soldaten, auch nur in unsere Nähe zu kommen.

Ich hatte diesen Giftzwerg bereits bei unserer ersten Begegnung richtig eingeschätzt. Er war ein hinterhältiger, gemeiner Bursche, dem es Spaß machte, andere Menschen zu quälen. Sobald es jedoch um seine Haut ging, verwandelte er sich augenblicklich in ein heulendes Waschweib.

Dennoch blieb ich auf der Hut.

Mit jedem weiteren Schritt wurden die farblosen Augen Targotais frostiger und in seinen Gedanken war ich bestimmt schon tausend schreckliche Tode gestorben.

Irgendwann am späten Mittag dieses ereignisreichen Tages zügelte ich das Pferd und blickte mich um. Das Land war menschenleer, weit und breit nichts von den Kriegern der Psa zu sehen.

»Das reicht«, sagte ich zu Targotai. »Du kannst jetzt gehen.«

Der Zwerg starnte mich verständnislos an. Der lange Fußmarsch hatte ihn sichtlich mitgenommen. Die Augen hatten ihren eisigen Glanz verloren, harte Linien hatten sich in sein Gesicht gegraben und seine prunkvolle Generalsuniform war jetzt schweißgetränkt, zerrissen und voller Dreck.

»Glotz nicht so blöde«, sagte ich barsch, als er einfach nur stumm da stand und zu Boden stierte. »Sei lieber froh, dass du noch am Leben bist. Jetzt geh endlich, deine Männer werden sicher schon auf dich warten.«

Targotai musterte mich finster, er sagte immer noch nichts. Stattdessen drehte er sich auf dem Absatz um und marschierte zurück in Richtung des Lagers.

Ich blickte ihm nach.

Er ging bis zum nächsten Hügel und blieb in einer Entfernung von einhundert Schritten noch einmal stehen. Dann drehte er sich um, starrte zu mir herüber und drohte mit der Faust.

»Du hast mich vor den Augen meiner Männer lächerlich gemacht!«, brüllte er. »Reite, wohin du willst, ich kriege dich trotzdem. Keine Macht der Welt wird mich daran können dich zu finden. Dann, und das verspreche ich dir, wirst du den Tag deiner Geburt verfluchen.«

Nach diesen hasserfüllten Worten drehte er sich um und lief weiter.

Ich blickte ihm nach, bis er verschwunden war, dann ritt ich im Galopp gen Norden.

Ich konnte mich zwar nicht beklagen, ich besaß alles, was ich brauchte, ein Pferd, Wasser und mein Schwert. Aber dennoch hätte ich alles sofort wieder hergegeben, hätte ich gewusst, wo Anila war und wo sich die N'de aufhielten. Ich war ein Fremder im eigenen Land. Ich wusste nur, dass mir spätestens morgen Mittag die halbe Psa-Nation mit einem vor Wut rasenden Targotai im Nacken saß. Ich zog mein Pferd herum und lenkte das Tier nach Norden.

Ich ritt über nacktes, kahles Felsgestein und durch das knietiefe Wasser eines mir unbekannten Flüsschens, dessen kristall klares Wasser sich wie ein blaues Band durch die Grassteppe wand. Immer wieder zügelte ich das Pferd, stieg aus dem Sattel und verwischte noch mindestens gefühlte tausend Mal mit Dornbuschzweigen und Grasbüscheln meine Spuren.

So leicht wollte ich es den Hunden der Psa nicht machen.

Ich ritt nach Norden, zu jenen Felsen, in denen sich die Höhle des Orakels befand. Von dort aus war mir der Weg bekannt, der mich binnen eines halben Tagesritts in das Lager der N'de bringen würde.

Auch wenn ich damals beim Verlassen der Höhle Rauch über dem Dorf gesehen hatte, es mussten sich schon alle Götter gegen mich verschworen haben, wenn ich dort nicht auf irgendein Lebenszeichen von Anila und den Leuten vom Himmelsclan stieß.

Wenig später hatte ich jene Felswand erreicht. Die dunklen Höhlen grinsten mich wie die Augenlöcher eines Totenschädels an. Seltsam, dachte ich, heute sahen sie irgendwie alle gleich aus. Mit gemischten Gefühlen stieg ich vom Pferd und band das Tier an einen stabil ausschenden Strauch, dessen armdicker Stamm fest in der Erde verankert war. Ich konnte es mir nicht leisten, das Pferd zu verlieren.

Mit gemischten Gefühlen durchforstete ich alle Höhlen, die ebenerdig lagen. Es war beinahe ein Dutzend. Doch nirgendwo entdeckte ich den steinernen Sarg des Orakels. Alle Höhlen waren kahl und leer, nur hier und da von einigen Fledermäusen bevölkert. Nachdenklich bestieg ich wieder mein Pferd und ritt in jene Richtung, in der ich das Lager des Himmelsclans vermutete.

Dabei schwirrten tausend Fragen durch meinen Kopf, dass mir vor lauter Nachdenken bald der Schädel brummte. Wie konnte es sein, dass ein steinerner Sarg, der so schwer war, dass ihn ein Dutzend Ochsen nicht von der Stelle gebracht hätten, innerhalb weniger Tage scheinbar spurlos verschwunden war?

Bei den Göttern, ich hatte doch kein Schlafkraut geraucht, von dem ich wusste, dass es einem die wildesten Träume bescheren konnte.

Ein ungutes Gefühl hatte von mir Besitz ergriffen und nahm mit jedem Huftritt zu, mit dem mich das Pferd immer näher an mein Ziel brachte. Absolute Stille umgab uns. Nur das leise Knirschen der Hufe auf dem Sandboden war zu hören. Immer wieder hielt ich an und spähte in die Runde. Ich war ein Mann der Wildnis und hatte mit meinen Lehrmeistern Khim und Anila eine harte Schule durchlaufen. Ich konnte die stummen Zeichen der Natur deuten. Während ich dem Dorf immer näher kam, war plötzlich nur noch tödliches Schweigen um mich herum. Keine Tiere raschelten im Gebüsch, keine Vögel flatterten am Himmel und, vielleicht war es nur Einbildung, aber ganz offensichtlich wurde es auch zusehends dunkler und die Luft irgendwie kälter. Selbst die Landschaft veränderte sich auf eine erschreckende Art und Weise. Aus den sonnenüberfluteten Bergen wurde jetzt schwarz schimmerndes, bedrohlich wirkendes Felsgestein. Anstelle der immergrünen Grassteppe mit ihrem gelbblättrigen Strauchwerk und den hier und da farbenfroh blühenden Wiesenblumen hatte sich die Landschaft in eine graue, mit Asche überzogene düstere Welt verwandelt.

Ich zog mein Schwert aus dem Gürtel und ritt vorsichtig weiter. Hinter der nächsten Kuppe musste das Dorf liegen. Als ich mein Pferd auf dem grasbewachsenen Hügelrücken zügelte, schien sich eine eiskalte Hand um mein Herz zu legen. Es hätte nicht viel gefehlt und ich hätte geschrien, als ich die vielen dunklen, leblosen Körper zwischen den niedergebrannten Hütten sah. Es mussten über hundert Tote sein und die meisten von ihnen waren Frauen, Kinder und Alte.

Anila war nicht dabei. Ich hätte sie an ihrem dunklen Waffenrock längst erkannt.

Dennoch hatte ich das Gefühl, als liege ein Fels auf meinem Brustkorb.

Erschüttert ließ ich meine Blicke über diesen Ort der Vernichtung gleiten. Hier gab es keinerlei Leben mehr, etwas Unvorstellbares musste geschehen sein. Immer noch lag eine Aura des Bösen fast greifbar

über dem Dorf, selbst die sonst allgegenwärtigen geflügelten Aasfresser schienen diesen Ort zu meiden.

Ich stieg von meinem Reittier, die Zügel in der einen, das Schwert in der anderen Hand und versuchte, aus den unzähligen Spuren in dem aufgewühlten Boden herauszulesen, was hier geschehen war.

Plötzlich scheute mein Pferd und schnaubte nervös.

Meine Schwerthand zuckte nach vorne und aus geweiteten Augen sah ich, wie die rußgeschwärzte Gestalt eines N'de Kriegers hinter den verbrannten Resten einer Hütte hervorkam und auf mich zu taumelte. Der Mann sah fürchterlich aus. Er blutete aus unzähligen Wunden, seine Kleidung war zerrissen und sein Gesicht war blutig und schlimm zerschlagen. Dennoch konnte ich deutlich sehen, wie es vor Hass verzerrt war.

»Mörder!«, krächzte der Mann fast lautlos und stürzte auf mich zu. Er hatte kaum genug Kraft, um die Fäuste zu heben, trotzdem schlug er nach mir. Erst mit der Rechten, dann kam seine Linke, aber das war alles, was er noch schaffte. Es war ein Kinderspiel, den beiden Hieben auszuweichen und während er durch die Wucht seiner Fehlschläge an mir vorbei stolperte, traf ich ihn mit einem Faustthieb hinter dem Ohr und der Mann fiel auf die Knie und verlor das Bewusstsein, noch bevor er mit dem Gesicht zu Boden krachte.

Ich wusch ihm das Blut aus dem Gesicht, richtete seine gebrochene Nase und legte ihm mit einem Streifen vom Saum seiner Feldbluse einen Verband um die Stichwunde an seinem Oberarm. Die ganze Zeit über sagte der Mann kein einziges Wort.

Als ich ihm meine Wasserflasche gab, blickte er mich einen Moment lang seltsam an, dann setzte er den Hals der Flasche an seine Lippen und begann gierig zu trinken, bis ihm das Wasser aus den Mundwinkel lief. Als er die Flasche absetzte, hörte ich am Gluckern des verbliebenen Restes, dass die Flasche mehr als zur Hälfte leer war. Er stellte sie vor sich auf den Boden und starrte mich aus großen Augen an. Längst war der Hass aus seinen Zügen gewichen und fast so etwas wie Dankbarkeit lag in seinem Blick, als er anfing zu reden.

»Es tut mir leid.«

»Was?«

»Dass ich dich angegriffen habe. Ich hätte dich töten können.«

Ich lächelte milde, denn selbst mit einem Arm auf den Rücken gebunden hätte ich seine Angriffe mit Leichtigkeit abwehren können.

Der Mann richtete sich auf und betrachtete mich genauer. Einen Augenblick später war deutlich die Erkenntnis in seinem Gesicht zu lesen.

»Bist du nicht der Fremde, mit dem En-Hone zur Höhle des Orakels geritten ist?«

Ich nickte.

»Was ist hier passiert?«

Der Mann zuckte zusammen. Sein Kopf ruckte hin und her und ich sah die Angst in seinen Augen, während er mit einem gehetzten Ausdruck im Gesicht das Lager beobachtete. So, als befürchtete er, das Grauen könnte wieder zurückkommen.

»Es war entsetzlich. Ich habe schon viele Kämpfe bestritten und genug Krieger sterben sehen, aber so etwas habe ich noch nie erlebt.«

»Was ist passiert?«, fragte ich und wurde allmählich ungeduldig, weil man dem Kerl anscheinend alle Antworten einzeln aus der Nase ziehen musste.

»Die Psa haben uns angegriffen.«

»Das sehe ich, weiter!«

Ich musste an mich halten, um nicht aufzuspringen und den Mann an den Schultern zu packen und solange zu rütteln, bis er endlich reden würde. Die Sorge um das Schicksal von Anila brachte mich fast um den Verstand.

»Die Götter haben sich von uns abgewandt«, sagte der Mann leise und sackte in sich zusammen wie ein Häuflein Elend. Er zitterte jetzt am ganzen Körper und war kreidebleich.

»Es muss doch noch Überlebende geben, wo sind sie?«

Statt einer Antwort riss er die Hände vors Gesicht und schrie auf.

»Reiß dich zusammen«, herrschte ich ihn an.

Daraufhin begann der Mann noch lauter zu schreien.

Ich zerrte ihn an den Schultern herum und verpasste ihm eine schallende Ohrfeige. Ein Blick in seine weit aufgerissenen, wirren Augen zeigte mir, dass der Mann den Verstand verloren hatte.

»Ich habe dich etwas gefragt.«

»Sie sind nach Westen in die heiligen Berge geflohen«, schluchzte er.

»Aber das wird ihnen nichts nützen, auch sie sind bereits verdammt.«

Bevor ich reagieren konnte, riss sich der Mann los. Dabei entwickelte

er unglaubliche Kräfte und schleuderte mich einfach wie einen dummen Jungen zu Boden. Dann rannte er schreiend aus dem Lager Richtung Norden.

»Wir sind alle verdammt, alle, es gibt keine Rettung mehr.«

Kopfschüttelnd sah ich ihm nach, bis er nur noch ein kleiner Punkt am Horizont war. Ich verzichtete auf eine Verfolgung. Zum einen war es Abend geworden und es wäre Wahnsinn gewesen, im Dunkeln den Psa wieder entgegen zu reiten, und zum anderen war dem armen Kerl sowieso nicht mehr zu helfen. Ich bestieg wieder mein Pferd und ritt, solange ich noch einigermaßen etwas sehen konnte, den heiligen Bergen der N'de entgegen. Während mein Pferd im Galopp gen Westen zog, flehte ich im Stillen um Anilas Willen für den Beistand der Götter.

Der Tag, an dem Anila starb

Ich ritt die ganze Nacht hindurch, bis im Osten das erste Licht der Morgendämmerung den Horizont erkennen ließ. Aber irgendein Anzeichen von diesen verdamten heiligen Bergen hatte ich immer noch nicht gefunden. Auch von Anila und den N'de war nichts zu sehen. Ich war jetzt so erledigt, dass ich auf der Stelle einzuschlafen drohte. Meinem Pferd erging es nicht besser. Seine Flanken waren schweißbedeckt und mit hängendem Kopf trabte das Tier nur noch langsam weiter. Mein Oberkörper wiegte dabei im schaukelnden Takt der Huftritte mit. Irgendwann fielen mir die Augen zu, mein Kinn sank auf die Brust und ich döste ein. Dass mir dabei die Zügel aus den Händen glitten und das Pferd in einem kleinen Wälzchen schließlich stehen blieb, merkte ich bereits nicht mehr.

Ich war eingeschlafen und wenig später kamen die Träume.

Ich sah in die Gesichter von Khim und Anila, fast vergessene Orte wie Nadarko und das Lager des Mic-Mac Volkes vorüberziehen und ich sah *Gleichmacher*, mein Schwert. Aber schon bald folgten andere Bilder. Blutverschmierte Psafratzen, Dämonengesichter, Feuer, Tod und ...

Das Schnauben eines Pferdes riss mich jäh aus meinen Träumen.

Ich zuckte im Sattel zusammen, richtete meinen Oberkörper auf und drehte den Kopf. Instinktiv legte sich meine Rechte um den Griff meines Schwertes. Der Reiter befand sich keine zwanzig Schritte von mir

entfernt. Hinter ihm lag quer über dem Pferderücken ein totes Reh, in dessen Hals noch der Pfeil steckte, mit dem der Mann es erlegt hatte.

Er war ein Krieger der N'de, ich kannte ihn. Ich hatte ihn ein paar Mal im Dorf des Himmelsclans gesehen. Damals allerdings war er ein unersetzer, kräftiger Mann mit muskelbepacktem Oberkörper und stämmigen Beinen, jetzt hingegen eine ausgemergelte Gestalt mit eingefallenen Wangen und stumpfen Augen. Die Verwunderung in seinen Augen war mindestens genauso groß, wie die Freude in meinen. Ich glitt aus dem Sattel und lief auf ihn zu. Als wir uns die Hände reichten, blickten wir uns einen Moment lang schweigend an, schließlich lagen wir uns in den Armen.

Sein Name war Gallo und er hörte schweigend zu, während ich erzählte, was mir passiert war, seit wir zu den Höhlen des Orakels geritten waren. Er antwortete erst, als ich ihn etwas fragte.

»Was ist mit Anila? Wo sind die anderen?«

Ich konnte meine Ungeduld kaum zügeln. Gallo starrte mich einen Moment lang seltsam an, er war deutlich vom Schock der Ereignisse gezeichnet. Ich konnte sehen, wie es in ihm arbeitete und als er mir antwortete, lagen Tränen in seinen Augen.

»Es haben nur wenige überlebt, Anila ist eine von ihnen«, entgegnete er ausweichend.

Bevor ich ihn mit weiteren Fragen bestürmen konnte, drehte sich der N'de um, bestieg sein Pferd und gab mir mit einer knappen Handbewegung das Zeichen ihm zu folgen. Obwohl ich eigentlich hundemüde war, befand ich mich jetzt irgendwie in aufgekratzter Stimmung. Mein Herz raste, das Blut rauschte in meinen Ohren und ich konnte es kaum noch erwarten, Anila und die anderen zu sehen.

Aber meine Geduld wurde auf eine lange Probe gestellt.

Die Sonne hatte längst ihren höchsten Stand erreicht, als wir immer noch gen Westen ritten.

Als wir eine weitere Anhöhe erklimmen, ich hatte es längst aufgegeben, die hinter uns liegenden Hügel zu zählen, tauchte vor unseren Augen unvermittelt ein bizarre Felsmassiv auf. Je näher wir diesen Bergen kamen, desto mehr kam ich zu der Erkenntnis, dass diese steil aufragenden, schroffen Felsen höchstens von einem Vogel zu erklimmen waren, aber nicht von einem Reiter. Kein verborgener Weg, kein noch so schmaler Pfad war zu erkennen, und als wir unsere Pferde schließlich vor einem Wasserfall zügeln, dachte ich zuerst, dass Gallo wohl

die Orientierung verloren hatte.

Schäumend und brodelnd schoss das Wasser von der höchsten Felskuppe dieser seltsamen Bergformation in einen kaum knietiefen Tümpel, an dessen Ufer wir unsere Pferde zügelten. Von dort aus bahnte sich Richtung Süden ein kleiner, schmaler Bach seinen weiteren Weg durch das grasbedeckte Steppenland. Fasziniert beobachtete ich das Naturschauspiel. Weiße Gischt tanzte auf den Wellen, die links und rechts gegen die Felsen klatschte. Als Gallo zwischen den Felswänden durch das herabstürzende Wasser ritt, hielt ich unwillkürlich den Atem an. Ich rechnete jeden Moment damit, dass ihn die tosenden Wassermassen aus dem Sattel rissen, aber nichts dergleichen geschah. Ungläubig starnte ich auf den Wasserfall. Kein Mensch wäre jemals auf den Gedanken gekommen, dahinter das Versteck der N'de zu vermuten. Irgendwann rissen mich Gallos Schreie aus meiner andächtigen Erstarrung. Als ich sah, wie er mir hinter dem Wasservorhang ungeduldig zuwinkte, drückte ich meinem Pferd die Fersen in die Weichen und folgte ihm.

Hinter den herabstürzenden Wassermassen begann scheinbar eine andere Welt. Seltsam gezackte Felsen, die wie steinerne Finger aus dem Boden ragten, säumten den weiteren Weg. Davor wucherten dürre, gefährlich aussehende Dornenbüsche mit teilweise unterarmlangen Stacheln, die anscheinend nur darauf warteten, unvorsichtige Reiter und ihre Pferde aufzuschlitzten. Mit gemischten Gefühlen ritt ich weiter, wobei ich allmählich das Gefühl bekam, als würzen rechts und links die Felswände am Wegesrand mit jedem Huftritt immer weiter zusammen.

Meinem Pferd erging es nicht besser. Immer wieder scheute es nervös und warf den Kopf hin und her.

Irgendwann aber endete auch dieser düstere Pfad, und zwar abrupt vor einer felsigen Anhöhe. Mühsam bezwangen wir den Hügel mit unseren Pferden und zügelten die erschöpften Tiere schließlich auf einem versteckt gelegenen Hochplateau. Unvermittelt tauchte vor uns das Lager der N'de auf.

Feuer brannten, Trommelschlag empfing uns und dann standen plötzlich alle um mich herum. Sie fragten, bedrängten mich und jeder wollte mir die Hand schütteln. Dann trat auf einmal Ruhe ein und Soteka, der Schamane des Clans, stand plötzlich vor mir.

»Wo ist Anila?«, fragte ich. Es kostete mich Mühe, meine Gefühle nicht zu zeigen.

Stumm deutete der Schamane auf eine niedrige Zweighütte. Ich stürmte los, doch bevor ich die lederne Eingangsklappe der Hütte zurückschlagen konnte, war Soteka an meiner Seite und legte seine Rechte auf meine Schultern.

»Du kannst jetzt nicht zu ihr, sie schläft. Ich habe für sie getanzt, um die Dämonen der Dunkelheit aus ihrem Körper zu vertreiben.«

»Geh mir aus dem Weg«, sagte ich hart und meine Stimme hatte plötzlich einen metallischen Klang.

»Du bist ein Krieger, du kannst ihr nicht helfen. Ich aber bin ein Schamane und beherrsche die Kunst des Heilens«, wandte Soteka ein.

Schnaubend baute ich mich vor ihm auf und starnte ihn aus blitzenden Augen an.

»Verdammst, geh mir aus dem Weg!«, wiederholte ich.

»Ich gehe nicht, sondern du gehst. Du kannst ihr nicht helfen.«

Ich packte Soteka am Arm, bis er vor Schmerzen zusammenzuckte, und stieß ihn von mir.

»Du bleibst hier draußen«, schrie ich. »Ihr alle bleibt hier draußen.«

Dann riss ich wütend die Eingangsklappe der Hütte beiseite und trat ein.

Ein heruntergebranntes Lagerfeuer verbreitete ein schwaches Licht. In den Rauch des Feuers mischte sich ein beinahe unerträglicher Gestank nach Blut, Eiter und Tod. Unwillkürlich hielt ich den Atem an.

»Er will doch nur helfen«, sagte Anila aus dem Dunkel heraus.

Ich eilte an ihr Lager, kniete mich vor ihr hin und streichelte sanft über ihre fieberheiße Stirn.

»Es wird alles wieder gut«, flüsterte ich. »Es wird alles wieder so sein wie früher, als wir Seite an Seite gen Süden ritten.«

Für einen Moment lang schwanden die schmerzverzerrten Züge aus Anilas Gesicht. Ihre Augen schimmerten matt, dennoch irgendwie glücklich.

»Mach dir keine Sorgen, Thorak. Es ist doch nur eine kleine Stichwunde, ein Kratzer. Was ... was ist dieser Kratzer schon gegen das, was wir alles erdulden mussten?«

Ich hatte mein Ohr nahe an ihren Mund legen müssen, um sie zu verstehen.

Ich erwiederte nichts.

Ich saß den ganzen langen Tag und auch in den dunklen Stunden der folgenden Nacht neben ihr. In der Hütte war es totenstill bis auf ihr lautes Atmen. Dann und wann forderte mein geschundener Körper seinen Tribut und ich döste ein. Doch immer wieder schreckte ich hoch, um nach ihr zu sehen. Als ich dann im Morgengrauen des nächsten Tages wieder erwachte, atmete Anila nicht mehr.

Vorsichtig drückte ich ihr die Augen zu undbettete ihren Kopf auf meinen Schoß. Meine heißen Tränen tropften auf ihr Gesicht, als ich meine Wange an die ihre schmiegte. Ich verharrete in lautloser Trauer. Doch schon im nächsten Moment betrat Soteka die Hütte. In seinen Händen hielt er frische Leinentücher, die er augenscheinlich in heilende Kräuter getränkt hatte.

»Soll ich nach der Wunde sehen?«, fragte er leise. Scheinbar dachte er, dass Anila noch schlief.

»Dort, wo sie jetzt ist, braucht niemand mehr nach ihrer Wunde zu sehen. Sie ist tot.«

Soteka ließ die Tücher fallen und starrte mich entsetzt an.

Irgendwann verließ ich Anilas Zelt.

Ein neuer Abschnitt in meinem Leben hatte begonnen.

Ein wichtiger Abschnitt.

Als ich aus der Hütte trat, konnte jeder erkennen, dass ich an diesem Morgen zu einem wirklichen Berserker geworden war. Ich war jetzt nicht mehr der Gejagte der Psa, jetzt war ich der Jäger und ich war härter als alle Psa und ihre verfluchten Dämonen zusammen.

Ich dürstete nach Blut, und wie zur Bestätigung meiner Gedanken begann *Gleichmacher* an meiner Seite plötzlich zu glühen.

Zweimal wirst du sterben

»Sie kamen im Morgengrauen, aber unsere Wachen waren auf der Hut. Als wir den ersten Angriff zurückgeschlagen hatten, wurden im Lager noch Freudenfeuer angezündet, weil niemand von uns ahnte, dass dies erst der Anfang vom Ende sein sollte!«

»Wie soll ich das verstehen?«

Soteka bedachte mich mit einem bitteren Blick.

»Der erste Kampf war nur ein Abtasten. Die Psa wollten herausfinden, wie wehrhaft unser Dorf wirklich war. Beim zweiten Angriff dann rückten sie in voller Stärke an. Bei den Göttern, die Hügel waren schwarz von ihnen und unsere Krieger erschlugen sie im Dutzend und wateten fast knietief im Blut der Psa. Aber dann, gerade als es den Anschein hatte, als würden sich unsere Feinde erneut nur blutige Köpfe holen, ertönten Dutzende von Knochenpfeifen und am nördlichen Dorfrand erschienen ihre Priester. Weißhaarige Männer in dunklen Kutten. Ihre ersten Beschwörungsverse klangen in unseren Ohren noch wie harmlose Kinderlieder, doch dann kam das Grauen über uns.«

»Was ist geschehen? Was bei den Göttern ist passiert, dass niemand mehr darüber mit mir reden will?«

Ganz leise flüsterte der Schamane die Antwort, als könnte durch ein lautes Wort der Schrecken erneut beginnen. Dabei ließ ihn das Erlebte vor Grauen erschauern.

»Niemand kann einen Kampf gewinnen, wenn der Gegner Tote wiederbelebt und sie in die Schlacht schickt.«

Zuerst verzog ich mein Gesicht in ungläubigem Erstaunen, dann schlug ich die Zähne hart aufeinander, schob mein Kinn entschlossen nach vorne und presste die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen.

Wut stieg in mir hoch.

Lange Zeit blickte ich den über fünfzig Winter zählenden, grauhaarigen Soteka, der mir auf der anderen Seite des niedergebrannten Lagerfeuers in seinem Zelt gegenüberstand, nachdenklich an. Seit dem Tod meiner Gefährtin Anila versuchte der Schamane mir zu erklären, was genau vor wenigen Tagen in dem niedergebrannten Dorf geschehen war. Dabei fuchtelte er jetzt in sichtlicher Erregung ständig mit beiden Händen vor meinen Augen in der Luft herum. Je länger Soteka redete, desto mehr beschlich mich eine unheimliche Vorahnung.

Das, was der Schamane berichtete, übertraf meine eigenen, schlimmsten Befürchtungen.

Die Psa hatten endgültig Besitz vom Land meiner Väter genommen und erstickten jeglichen Widerstand mit den scharf geschliffenen Klingen ihrer Krummschwerter. Schlimmer noch, sobald sie auf Widerstand trafen, beschwore ihre dunkle Priesterschaft höllische Mächte aus den finsternsten Tiefen namenloser Dämonenhöllen. Ich musste mehr über

diese dunkle Magie erfahren, nur so konnte ich gegen die Feinde meines Volkes bestehen.

»Weiter«, drängte ich den Schamanen, der jetzt niedergeschlagen den Kopf schüttelte.

»Erzähle weiter, ich muss alles wissen. Denn nur dann kann ich Pläne machen, wie ich gegen die Psa kämpfen muss, um sie zu vernichten.«

»Da gibt es nicht mehr viel zu erzählen«, entgegnete Soteka niedergeschlagen. »Nach jedem Schwertstreich, der einen Psa zu Boden schickte, erhob sich der Getötete nach geraumer Zeit erneut und griff wieder an. Manche ohne Kopf, ohne Schwerhand oder mit gespalteter Brust. Viele unserer Brüder und Schwestern, die dieses Grauen überlebt haben, verloren dabei den Verstand. Was soll ich dir also erzählen? Willst du genau wissen, wie diese Toten unsere Leute mit ihren Krallen und Zähnen regelrecht zerrissen haben? Willst du hören, wie die Frauen und Kinder geschrien haben, als man ihnen bei lebendigem Leib das Fleisch von den Knochen gefressen hat? Oder soll ich dir erzählen, wie sich ihre eisigen Klauenhände in die Körper unserer Krieger gebohrt haben, um ihnen die Eingeweide herauszureißen?«

»Hör auf!«, sagte ich hart und stand auf.

Soteka schaute mich lange aus seinen dunklen Augen an.

»Ich weiß, du wirst jetzt gehen und das tun, was ein Berserker tun muss. Die Flamme der Wut und der Rache scheint dein Innerstes fast zu verbrennen. Aber denke trotz deines Hasses immer daran, dass auf dir und deinem magischen Schwert die letzten Hoffnungen der N'de ruhen. Du bist zwar noch jung an Jahren, aber du hast bereits vieles erlebt und so manchen Gefährten verloren. Du kannst deinem Schicksal nicht entfliehen, denn es ist von den Göttern vorbestimmt. Ich habe es in meinen Träumen gesehen. Deshalb weiß ich auch, dass du deinen Weg machen wirst. Jetzt gehe, Bruder, räche unsere erschlagenen Brüder und Schwestern.«

»Ja«, antwortete ich. »Ich gehe jetzt.«

Die Entscheidung war gefallen.

Die Sonne stand bereits senkrecht am stahlblauen Himmel, als ich mein Pferd sattelte. Soteka hatte mir einen Wasserbeutel und etwas Proviant gebracht. Fast alle Bewohner des Lagers standen hinter ihm und

starren mich aus großen Augen fragend an.

»Wir werden für dich singen. Unsere heiligen Lieder werden dich fortan auf deinem Weg begleiten, denn du bist unsere letzte Hoffnung. Sing mit und auch du wirst die Macht der Götter spüren.«

Nach diesen Worten reckte Soteka beide Arme himmelwärts und begann lauthals das Kriegslied der N'de zu brüllen, während ich aus dem Lager ritt.

»Axtzeit, Schwertzeit, Schilde bersten in der Not,
Kampfzeit, Blutzeit, für unsere Feinde nur den Tod.«

Nach und nach fielen die anderen in sein Brüllen ein. Als ich von dem versteckt gelegenen Hochplateau auf das verborgene Tor hinter den Wasserfällen zuritt, verwandelte sich das Geschrei der verzweifelten Menschen in rhythmische Harmonie. Gesungen von Männern, Frauen und Kindern, die noch kurz vorher von Zweifeln und Furcht geplagt waren, trug mich das Lied immer weiter nach Süden. Ab und an ertappte ich mich dabei, wie meine Rechte den Takt dazu auf das Sattelleder schlug und tief in meinem Innersten verspürte ich zum ersten Mal die wahre Macht der N'de.

Erst als die Sonne sich wieder neigte und nur noch einen Fingerbreit über den Hügeln im Westen stand, zügelte ich mein Pferd und ließ den Blick über das vor mir liegende Land schweifen. Zurück blickte ich nicht. Zuviel lag hinter mir, das Sterben vieler Gefährten, der Tod Anillas und andere Dinge mehr, die mich in der Vergangenheit oftmals an meinem Schicksal hatten zweifeln lassen.

Die untergehende Sonne tauchte das Land in ein purpurnes Licht und vor meinen Augen bot sich ein atemberaubender Anblick. Weit im Süden ragten bläulich verschwommene Berge in einen mit Wolken getupften stahlblauen Himmel. An deren ockerfarbenen Hängen schmiegte sich fruchtbares, salbeifarbenes Grasland, soweit das Auge reichte. Ein ständig wehender Wind bauschte das Gras auf und schuf so die Illusion von Wellen und je länger ich auf die hin und her wiegenden Hälme starre, umso mehr hatte ich das Gefühl auf ein Meer zu blicken, ein Meer aus Blumen und Gras. Der Westen bestand aus immergrünen Büschen und Bäumen und im Osten stürzten reißende Flüsse und Bäche schäumend von den Bergen hinab und ihr glasklares Wasser schimmerete wie ein silbernes Band im Licht der untergehenden Sonne.

»Bei den Göttern«, stieß ich, von diesem Anblick überwältigt, so laut hervor, dass sogar mein Pferd nervös unter mir zusammenzuckte.

Aber der Beginn des Sonnenuntergangs in dieser prächtigen Landschaft war in der Tat ein solch überwältigendes Naturschauspiel, sodass ich nur ehrfürchtig staunen konnte. Das hier war kein Vergleich zu den kargen, schneebedeckten Einöden von Eislanden. Doch hier wie dort galten die Gesetze der Natur. Die Wildnis verzeiht niemals einen Moment der Unachtsamkeit und so war noch kein Atemzug vergangen, als mich die raue Wirklichkeit wieder eingeholt hatte.

Beinahe zu spät vernahm ich das metallische Klinnen von Pferdegeschirr und Sattelzeug und das Wiehern eines Pferdes. Ich legte meine Rechte um den Griff von *Gleichmacher* und blickte fluchend auf jene Gestalt, die unvermittelt hinter einem mächtigen Baumstamm hervorkam.

Wie ein fetter Käfer saß er mit gespreizten Beinen im Holzsattel seines Ponys und sein ockerfarbenes Gesicht wirkte im Abendlicht wie das Antlitz einer Dämonenfratze. Zwei geschlitzte Augen starrten unter einer tief ins Gesicht gezogenen Fellkappe herablassend auf mich und mein Pferd.

»Seht euch nur den an«, zischte der Psa. »Es hätte nicht viel gefehlt und der Dummkopf hätte uns alle beinahe über den Haufen geritten. Dieser Bauerntölpel reitet anscheinend mit geschlossenen Augen durch die Welt.«

Hinter dem Baumstamm ertönte schrilles Gelächter und kurz darauf traten drei weitere Psas in einfachen Uniformen auf den Pfad und postierten sich rechts und links neben ihrem berittenen Anführer.

»Ich bin Asuti, ein Angehöriger aus der Priesterkaste. Unsere Aufgabe ist es, dieses Land vor Ungläubigen zu schützen. Und was ist der Zweck deiner Reise?«

Statt einer Antwort zog ich mein Schwert, jetzt war nicht die Zeit des Redens. Im Stillen dankte ich jenen Göttern, welche es ermöglicht hatten, dass ich mit meiner Rache an den Psas so schnell beginnen konnte. Als ich aus dem Sattel glitt, starrten sich die Psas verblüfft an. Die Bande war wohl daran gewöhnt, Bauern, Frauen und Kinder mit ihrem Ge- habe einzuschüchtern, aber nicht bewaffnete Kämpfer. Nervös nestelten sie noch an ihren Waffengurten, als ich den ersten Psa erreicht hatte.

»Für Anila!«, knirschte ich, während sich meine Hände fest um den Griff meines Schwertes schlossen. Mit weit ausholender Klinge schickte ich rasch zwei der schlitzäugigen Teufel zu Boden. Ich parierte den ungeschickten Dolchstoß des letzten Psa und stieß mit einer raschen

Bewegung die Klinge meines Schwertes nach vorne. Der Psa griff röchelnd nach seiner Brust und fiel zu Boden.

»Und jetzt zu dir!«, fauchte ich den Priester an.

Doch statt nach dem raschen Tod seiner Gefährten die Flucht zu ergreifen oder angesichts meines blutgetränkten Schwertes um Gnade zu bitten, lehnte sich Asuti lediglich weit in seinem Sattel vor und bedachte mich mit einem höhnischen Blick.

Irgendetwas lag in seinem Gesichtsausdruck, das mich verharren ließ.

»Oh, du unwissender Narr, weißt du nicht, dass wir unsterblich sind? Diesen Kampf hast du noch nicht gewonnen, denn jetzt erst wirst du den wahren Kriegern der Psa gegenüberstehen. Fang schon an, dein Sterbelied zu singen.«

Die kohlschwarzen Augen des Priesters glühten in kaltem Hass und ein böses Lächeln verzerrte sein Gesicht zu einer gespenstischen Fratze. Bevor ich bei ihm war, reckte er beide Arme gen Himmel und rief etwas, das nur seine Götter zu verstehen vermochten. Düstere Rauchschwaden umhüllten uns, und als ich nach einem seltsamen, schabenden Geräusch zu meiner Rechten zu Boden sah, hielt ich in meinem Angriff auf Asuti inne, weil ich glaubte, mein Herz würde stillstehen.

Denn jene Männer, die ich soeben erst erschlagen hatte, erhoben sich vor meinen Augen erneut vom Boden und stapften mit ausgestreckten Händen wie Schlafwandler auf mich zu.

»Tötet ihn!«, ertönte die kalte Stimme Asutis in meinem Rücken.
»Tötet ihn und macht ihn zu einem der Unseren.«

Wie benommen starrte ich auf die drei wandelnden Toten, die mich knurrend umringten. Ihre Augen waren so kalt und leer wie der Himmel in einer sternlosen Winternacht und aus den Wunden, die ich ihnen beigebracht hatte, floss kein einziger Tropfen Blut. Ihre Gesichter waren zu grinsenden Fratzen des Grauens verkommen. Soteka hatte recht behalten, kein Mensch konnte zweimal sterben und wer im Kampf mit Toten die Klinge kreuzen musste, konnte nicht gewinnen.

Obwohl mir vor Grauen fast das Blut in den Adern stockte, stieß ich instinktiv dem ersten Toten, der nach mir griff, meinen Stiefel in den Leib. Die Leiche stolperte rückwärts, taumelte und kam mit ausgestreckten Klauenhänden erneut auf mich zu. Ich riss mein Schwert in

die Höhe und brüllte zu meinen Göttern um Beistand.

»Bei Hela und Belen, hier steht Thorak, euer Diener. Wenn ihr mich hören könnt, dann helft mir jetzt oder die Mächte der Finsternis werden mich verschlingen.«

Für einen Moment war es totenstill.

Kein Lufthauch regte sich, es war, als hielt die Welt den Atem an. So gar der dämonische Priester und die wieder zum Leben erweckten Toten verharnten reglos und sahen sich gehetzt um.

Einen Augenblick später war von den Bergen her ein seltsames dröhendes Donnern zu hören. Es schien, als antwortete von dort irgend etwas Großes, Mächtiges auf meine Bitten.

Gleichzeitig begann über mir der Himmel zu glühen. Die Luft schien zu knistern und aus dem Nichts heraus bildete sich um die Spitze meiner Schwertklinge ein Strahlenkranz aus eisblauem kalten Licht, das so grell war, dass ich die Augen schließen musste, um nicht zu erblinden.

Der lange Weg der Rache

Benommen taumelte ich zurück.

Etwas, das ich bis heute nicht beschreiben kann, hatte mich erfasst. Wie von der unsichtbaren Faust eines Riesen gepackt, wurde ich hin und her geschüttelt und eine ungewöhnliche Lethargie überflutete mich. Vor meinen Augen begannen sich Himmel und Erde seltsam zu verfärben und ich wollte plötzlich nur noch schlafen. Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, bis mein Blick klarer wurde und ich wieder sicher auf den Beinen stand, obwohl nicht viel mehr Zeit vergangen sein konnte, als mein Herz benötigte, um zweimal zu schlagen. Ich erkannte es an der Art, wie meine Gegner vor mir standen. Ihre Haltung hatte sich fast nicht verändert. Meine Schwertklinge sah aus, als wäre sie mit blauem Eis überzogen und der Griff von *Gleichmacher* pulsierte förmlich in meiner Hand. Es schien, als wäre die Waffe zu einem eigenen Leben erwacht.

Knurrend ging ich zum Angriff über.

Asuti und seine Kreaturen, die nicht weit von mir standen, starrten mich entsetzt an.

Jegliche Überheblichkeit war aus dem Gesicht des Priesters gewichen.

Mit einem wilden Schrei auf den Lippen sprang ich meinen Feinden entgegen. Ein bis dahin nie gekanntes Gefühl von Stärke und Macht hatte mich erfasst, als ich mein Schwert erhob. Ich war bereit, gegen alles und jeden zu kämpfen.

Bei Hela und Belen, heute war ein guter Tag zum Sterben!

Mein erster Hieb traf die vorderste der wandelnden Leichen mitten in die Brust. Doch im Gegensatz zum letzten Angriff, als sich die Kreatur nach meinem Fußtritt wieder grinsend aufgerafft hatte, war diesmal ein lautes Zischen zu hören. Ganz so, als wenn jemand einen Schwall Eiswasser in die hochzüngelnden Flammen eines riesigen Feuers schüttete. Alles, was danach von der Schreckengestalt zurückblieb, war ein handtellergroßer stinkender, grauschwarzer Klumpen.

Der Anblick erinnerte mich irgendwie an völlig verbranntes Fleisch, genauso wie der ekelhafte Gestank, der mir schier den Atem raubte.

Nach einem kurzen Moment des Entsetzens versuchten die anderen in wilder Hast zu fliehen.

Aber ich kannte keine Gnade.

Mit weit ausholender Klinge schickte ich die Untoten mit verstümmelten Körpern zu Boden, wo sie sich ebenfalls rasch in dunkle, rauchende Haufen verwandelten.

Nur dem Priester gelang die Flucht. Asuti hatte mein Pferd mit zwei gezielten Dolchstößen zu Boden geschickt, und als er mit einem schrillen Lachen sein Reittier herumzog und gen Süden preschte, blieb mir nichts anderes übrig, als ihm mit brennenden Augen nachzustarren. Dieser missratene Hundesohn, der nur aus einer Verbindung dunkler Mächte entstanden sein konnte, wusste genau, dass ich ihn zu Fuß unmöglich einholen konnte. Ich steckte mein Schwert in den Gürtel zurück und ging auf mein totes Pferd zu. Mit Herumstehen und in jene Richtung starren, in die Asuti verschwand, war mir nicht geholfen. Ich musste etwas unternehmen, wenn ich mit heiler Haut den Clan meines Vaters finden wollte. Nur die Götter wussten, ob sich nicht noch mehr Spähtrupps der Psa hier in der Gegend herumtrieben.

Ich nahm den Wassersack und meinen Proviantbeutel und wickelte beides so in die Satteldecke, dass ich mir das Ganze um die Schultern hängen konnte. Schweren Herzens ließ ich den Sattel, Ersatzkleider und einige andere Dinge zurück, die zwar nicht lebensnotwendig waren, aber die Reise dennoch angenehmer hätten gestalten können. Doch ich konnte mich nicht mit zusätzlichem Gewicht belasten. Ich hatte keine

Ahnung, wie lange ich marschieren musste, um mein Ziel zu erreichen oder wann ich auf die nächste menschliche Siedlung traf, in der ich mit meinem Geld ein neues Pferd kaufen konnte.

Es wurde ein langer Weg und nur der Gedanke an Rache trieb mich immer weiter.

Nach zehn Tagen und ebenso vielen Nächten verharzte ich erschöpft auf einem sanft geschwungenen Hügel und starre über das trostlose, anscheinend menschenleere Grasland. Unwillkürlich fuhr ich mir mit dem Handrücken über die rissigen Lippen. Als ich meinen Wanderbeutel von den Schultern nahm und nach dem Wassersack langte, sagte mir ein leises Glucksen, das jetzt auch dieses zu Ende ging. Das letzte Mal gegessen hatte ich vor drei Tagen. Einen zähen, altersschwachen Hasen, den ich auch nur fangen konnte, weil der armen Kreatur der rechte Vorderlauf fehlte.

Meine Zukunft sah mehr als düster aus.

In diesem Moment hörte ich Stimmen.

Ich glaubte, meinen Ohren nicht zu trauen. Noch nie zuvor in meinem Leben hatte ich mich so darüber gefreut, jemanden reden zu hören. Die vertrauten Laute dieser menschlichen Wesen verliehen mir frische Kraft. Als hätte ich Flügel bekommen, rannte ich den Hügel hinunter. Erst als eine mit Sand und Erde zugewehte verborgene Wurzel meinen Lauf abrupt stoppte, ich der Länge nach zu Boden krachte und mir dabei gehörig den Schädel stieß, kam ich wieder zur Besinnung.

Was, wenn diese Stimmen den Kriegern der Psa gehörten?

Meine ehemaligen Lehrmeister Khim und Anila hätten wahrscheinlich entsetzt die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, wenn sie gesehen hätten, wie unvorsichtig ich handelte.

Ich kauerte mich hinter einen umgestürzten, vermoderten Baumstamm in eine mit Blättern ausgelegte Mulde. Hier hatte sich irgendwann einmal ein größeres Tier ein Lager gebaut. Umherliegende Federn, Vogelknochen und andere Dinge mehr waren deutliche Zeichen. Aber das interessierte mich im Moment überhaupt nicht. Mit beiden Händen umfasste ich meinen klopfenden Schädel. Ich hatte soeben die schmerzliche Erfahrung gemacht, dass es in dieser Welt tatsächlich noch viele Dinge gab, die härter waren als mein Kopf.

In diesem Moment hörte ich erneut die Stimmen.

»Und ich sage dir, hier ist irgendetwas.«

»Was wird das schon sein? Irgendein Tier, das durchs Unterholz gekrochen ist. Jetzt mach dich doch nicht verrückt, wir haben genug andere Probleme am Hals«, entgegnete eine seltsam hohe Stimme.

Vor mir begann das Gras zu rascheln und nur geraume Zeit später wurde das augenscheinlich undurchdringliche Geäst eines Wildkirschenstrauches zur Seite gedrückt und zwei Gestalten, wie sie unterschiedlicher nicht hätten sein können, tauchten keine zwanzig Schritte entfernt wie aus dem Nichts vor mir auf.

Ich riskierte einen schnellen Blick auf die Beiden. Als ich bemerkte, dass sie sich wild gestikulierend unterhielten, musterte ich sie genauer, und erst als dann der Größere von ihnen sich in meine Richtung drehte, machte ich mich in meiner Mulde so klein wie möglich.

»Jetzt bleib doch endlich stehen, Walla!«

Als ich die piepsende Stimme zum zweiten Mal hörte, diesmal klar und deutlich, hätte ich beinahe laut losgelacht. Auch ohne dass ich den Sprecher gesehen hatte, wusste ich sofort, dass diese Stimme dem kleineren der beiden seltsamen Gesellen gehören musste. Dieser zwergenhafte Bursche war höchstens vier Fuß groß und wog in etwa soviel wie in seinen besten Zeiten der Hahn auf dem Hof meiner Zieheltern in Eisländen. Die Kleidung des Kerlchens war genauso aberwitzig wie seine Stimme und seine Gestalt.

Ockerfarbenes Leinenhemd, grasgrüne Hose und darüber ein dunkelblaues Mäntelchen, das mit den hellgelben Nachbildungen von Sonne, Mond und Sternen verziert war. Seine Füße steckten in ausgetretenen Sandalen und auf seinem grauhaarigen Schädel hockte ein Etwas aus purpurnem Tuch, das in etwa so aussah wie eine Zipfelmütze.

Sein Begleiter hingegen war ein Riese von einem Kerl, dessen Kleidung fast ausschließlich aus Tierfellen bestand. Lederne Schnürstiefel, die bis zu den Waden reichten, eine Fellhose, die an den Kniekehlen endete und eine ärmellose Jacke in derselben Länge. Das Ganze von einem handbreiten Gürtel mit einer Schnalle aus Tierhorn gehalten, an dessen Seite ein unterarmlanges Messer mit einem lederumwickelten Griff baumelte. Sicherlich gab es noch die eine oder andere Kuriosität mehr an ihnen zu entdecken, aber ich konnte sie nicht länger beobachten, da ich Gefahr lief, gesehen zu werden.

Ich presste mich tiefer in die Mulde hinein, denn die beiden kamen

meinem Versteck gefährlich nahe. Es waren keine Psa, soviel stand fest, aber nur die Götter wussten, was diese beiden seltsamen Gestalten im Schilder führten.

»Ich rieche Menschen«, sagte Walla der Hüne plötzlich und dann kamen ihre Schritte immer näher.

Meine Rechte krampfte sich um den Griff meines Schwertes und ich war auf alles gefasst.

Plötzlich blieben die beiden wieder stehen und beratschlagten sich erneut.

»Ach was, Walla, da ist nichts. Du hast dich bestimmt wieder geirrt. Überhaupt, auf deine Nase ist in letzter Zeit sowieso kein Verlass mehr. Du findest nichts mehr zum Essen, zum Trinken, du findest überhaupt nichts mehr. Für was bist du eigentlich noch zunutze?«

Einen Moment lang herrschte absolute Stille.

Man konnte beinahe hören, wie es in dem Hünen arbeitete. Anscheinend war er kein Mann der Worte, sondern eher der Taten. Aber seine Antwort hatte es in sich.

»Das sagt der Richtige! Wer hat denn im letzten Dorf den Bewohnern wahre Wunder versprochen und dafür jede Menge Goldstücke kassiert? Wer hat danach eine solch jämmerliche Vorstellung abgegeben, dass anstatt der versprochenen Wunderdinge das Vieh der Dorfbewohner eingegangen ist? Wir können von Glück sagen, dass sie uns nicht aufgehängt haben. So, Bongo, und jetzt halt endlich mal die Klappe und tue nur einmal das, was ich sage.«

Diesem Disput nach zu urteilen, handelte es sich bei den beiden um zwei umherziehende Gauner, die mit irgendwelchem Hokuspokus der einfältigen Landbevölkerung das Geld aus der Tasche zog.

Was sie auch in diese Gegend verschlagen hatten, jetzt wusste ich, dass mir von ihnen keine Gefahr drohte. Vielleicht konnten sie mir ja sogar helfen? Jedenfalls stand ich jetzt auf und gab mich zu erkennen.

Bongo, der Zauberer

Als ich mich hinter dem Baumstamm aufrichtete, zuckten die beiden seltsamen Gefährten erschrocken zusammen und blieben wie vom Donner gerührt stehen. Deutlich war zu erkennen, dass Bongo bei meinem Anblick beinahe vor Neugierde platzte. Mindestens tausend Fragen brannten ihm auf den Lippen, während Walla, der Hüne, unser Zusammentreffen eher mit deutlichem Misstrauen betrachtete.

»Wer bist du denn?«, fragte der Zwerg, der angeblich anderen Leuten gerne Wunderdinge versprach.

»So, wie der aussieht, kommt er anscheinend hier aus der Gegend«, brummte Walla ungehalten. Dabei legte er seine mächtige Pranke unmissverständlich auf den Griff seines riesigen Messers und starre mich finster an. Obwohl der Kerl beinahe doppelt so groß war wie sein Begleiter und er mich mit seiner grimmiger Miene keinen Moment aus den Augen ließ, schob ich mein Schwert in den Gürtel zurück und streckte ihm in friedlicher Absicht die Innenflächen meiner Hände entgegen.

»Ich bin Thorak vom Stamm der N'de. Ich bin auf dem Weg nach Süden zum Clan meines Vaters.«

»Wenn du nur ein einfacher Reisender bist, warum hast du dich dann hier versteckt und uns heimlich beobachtet?«, brummte der Hüne barsch.

»Ich habe zuerst nur eure Stimmen gehört«, erklärte ich. »Weil ich auf meiner Reise nach Süden immer wieder Ärger mit Psa hatte, wollte ich erst einmal abwarten, mit wem ich es da zu tun habe.«

»Siehst du«, piepste Bongo. »Wieder einer mehr, der mit den Schlitzaugen Ärger hat. So einer führt gegen unsereins wahrlich nichts Böses im Schild.«

Dann trat das kleine Kerlchen auf mich zu und schüttelte mir die Hand.

»Ich bin Bongo, der Zauberer. Dieser große Tollpatsch da heißt Walla.« Dabei zwinkerte er mir vielsagend zu und machte mir Zeichen, dass er mir gerne etwas zuflüstern wollte. Ich neigte meinen Kopf, der kleine Kerl brachte seine Lippen an mein Ohr und senkte dabei seine Stimme. »Auch wenn er nicht gerade ein großer Denker ist, manchmal kann es sehr hilfreich sein, einen kräftigen Kerl wie ihn an der Seite zu haben, wenn du verstehst, was ich meine.«

In diesem Moment war sein Gefährte an uns herangetreten und schüttelte seufzend den Kopf.

»Lüg doch nicht schon wieder, du und Zauberer, pah!«

»Natürlich bin ich ein Zauberer«, empörte sich Bongo und baute sich drohend vor dem Hünen auf. »Du weißt so gut wie ich, dass es in fast allen Ländern, die wir bisher bereist haben, genügend Zeugen für meine magischen Taten gibt.«

»Soso, dann erzähl doch mal von solchen Taten!«

Bongo stemmte die Hände in die Hüften und funkelte abwechselnd erst mich und anschließend seinen Begleiter aus seinen kleinen blitzenden Augen an.

»Wer hat denn mit einem magischen Spruch die Stadt Keba von der monatelangen Dürre befreit?«

Walla lachte lauthals auf, es klang wie der rollende Donner eines sich rasch nähernden Gewitters.

»Dass es Regen geben würde, habe ich schon gespürt, bevor wir die Stadt überhaupt gesichtet hatten. Hast du nichts Besseres auf Lager?«

»Und was war mit dieser Ungezieferplage in dem Dorf am Flusse Shem?«

Wieder winkte Walla belustigt ab. »Das war keine Plage, es war einfach nur ein extrem feuchtes Jahr gewesen und deshalb hatten sich die Mücken am Fluss so vermehrt. Nachdem ich den Bauern erklärt hatte, dass sie ihre Kühe und Schweine zum Schutz gegen die krankheitsübertragenden Mücken mit etwas Lampenöl einreiben sollten, war dieses Fliegenproblem schnell erledigt. Da hat das alte Hausrezept meiner Großmutter mehr geholfen als irgendeiner deiner dämlichen Sprüche.«

In dieser Art ging es noch eine Weile hin und her, bis ich schließlich, um die Gemüter zu beruhigen, den Vorschlag machte, dass wir uns genauso gut an einem warmen Feuer sitzend unterhalten könnten, anstatt uns hier die Füße in den Bauch zu stehlen. Allerdings wandte ich ein, dass es mit meinen Vorräten nicht zum Besten bestellt war und die weitere Unterhaltung eine ziemlich trockene Angelegenheit sein würde. In diesem Moment sprang der Zwerg wieder vor, breitete beide Arme aus, so als wollte er fliegen, und verkündete dabei großspurig: »Hallo Leute, für was bin ich Zauberer?«

Walla verdrehte seufzend die Augen und wandte sich kopfschüttelnd ab, während ich mehr als gespannt war, was nun folgen würde.

Die ganze Sache begann ziemlich geheimnisvoll.

Bongo zog ein dunkles Tuch aus einer Seitentasche seines seltsamen Mantels, breitete es theatralisch im Gras vor uns aus und begann anschließend, wie wild mit den Armen in der Luft herumzufuchteln. Dabei gab er in einer seltsamen Sprache Worte von sich, die ich noch nie zuvor in meinem Leben gehört hatte.

Während er um das Tuch herumtanzte, warf er immer wieder irgend ein Pulver zu Boden und tatsächlich, irgendwann tauchte ein seltsames Flimmern das Tuch in silbernes Licht und unter dem Stoff begannen sich allmählich die Umrissse irgendwelcher Gegenstände abzuzeichnen.

»Bitte sehr!«, sagte Bongo schließlich, hörte abrupt mit der Tanzerei auf und zog mit einem Ruck das Tuch zur Seite. Ungläubig starre ich einen Moment lang auf einen Teller mit Fleisch und Brot.

Wahrlich, hier war tatsächlich Magie mit im Spiel.

Aber nachdem der erste Sonnenstrahl auf Bongos Werk gefallen war, wurde vor meinen Augen das Ganze binnen eines Herzschlags zu Staub, den der leichte Wind über das Gras verteilte.

»So ist es immer, manchmal erscheint auch nur ein leerer Teller«, seufzte Walla. Anscheinend wusste er aus Erfahrung, wie so etwas immer endete.

»Es nützt eben nichts, ein magisches Tuch zu stehlen, wenn man die Zaubersprüche nicht weiß.«

Ungehalten sah ich zu Bongo.

»Ich denke, jetzt werde ich mich mal darum kümmern«, sagte Walla, erhob sich und verschwand mit weit ausgreifenden Schritten im Gras der Steppe.

In der Zwischenzeit musterte ich Bongo genauer. Dabei warf er mir zwar ein paar vorsichtige Blicke zu, aber dennoch getraute er sich nicht, mich anzusprechen.

Es dauerte dann nicht lange und der Riese kam mit zwei Wildvögeln in den Händen wieder zu unserem Lager zurück. Einen davon warf er Bongo vor die Füße.

»Mach dich nützlich und rupf ihn!«, knurrte er und machte sich über den zweiten her. Meine Arbeit war es, drei Hölzer als Bratenspieße zurecht zu spitzen und das Feuer auf die richtige Größe zu bringen.

Danach rieb Walla die einzelnen Stücke mit irgendwelchen Kräutern

und Wildzwiebeln ein und wir ließen das Fleisch über dem Feuer garen. Sofort begannen tausend wilde Wölfe in meinem Magen zu knurren. Als die Vögel gar waren, gab es dazu frisches Quellwasser aus dem Wasserschlauch des Hünen und der Zwerg steuerte ein paar Scheiben Hartbrot aus seinem Proviantbeutel zu dem Mahl bei.

Allerdings erst, nachdem Walla ihm einem kräftigen Knuff in die Seite verpasst hatte.

Während des Essens versuchte ich, diese seltsamen Gestalten irgendwie einzuschätzen.

Im Grunde genommen waren die beiden zwei anständige Kerle, denen scheinbar lediglich das Schicksal übel mitgespielt hatte. Durch seine nicht von der Hand zu weisenden Kenntnisse der Magie erschien mir Bongo als etwas vorlaut und ziemlich von sich eingenommen. Sein Gefährte war genau das Gegenteil. Bodenständig, ehrlich, wenn auch offenkundig etwas naiv, denn sonst hätte er es mit einem Kerl wie Bongo wohl kaum länger als einen Tag ausgehalten. Außerdem schien Walla mit dem Leben in der Wildnis bedeutend besser zurechtzukommen als der Zwerg mit seinen halbseidenen Zaubersprüchen.

»Wir kommen beide aus der Westmark, genauer gesagt aus Kuru«, begann Walla, nachdem wir uns alle satt gegessen hatten. Nachdenklich runzelte ich die Stirn. Vom Hörensagen wusste ich, dass selbst die äußersten Gebiete der Westmark von hier aus erst nach einem Hunderttaageritt zu erreichen waren.

»Das ist verdammt weit von zu Hause weg.«

Bongos Gefährte nickte. »Ich weiß, aber uns beiden blieb nichts anderes übrig, als unser Glück in der Fremde zu suchen.«

Als Walla meine fragenden Augen sah, nickte er wissend und so nach und nach erfuhr ich die ganze Lebensgeschichte dieser beiden ungleichen Gefährten.

»Wir wurden beide nicht auf der Sonnenseite des Lebens geboren. Das wirst du dir wohl denken können, wenn du weißt, dass wir im Viertel der käuflichen Liebe von Kuru das Licht der Welt erblickt haben. Unsere Jugend verbrachten wir auf der Straße mit Betteln und irgendwelchen Gaunereien und immer auf der Flucht vor den Stadtwachen. Eines Tages dann waren wir wieder mal auf Beutezug. Allerdings hat-

ten wir uns diesmal das falsche Opfer ausgesucht.«

»Das war ganz allein deine Schuld«, mischte sich Bongo wieder piepend ein. »Ich habe von Anfang an gespürt, dass mit dem Alten etwas nicht stimmte.«

»Ach was«, wischte Walla den Einwand seines Gefährten mit einer abwertenden Handbewegung beiseite. »Gar nichts hast du gewusst. Du warst genauso wie ich davon überzeugt, dass es ein Kinderspiel sein würde, diesen alten, gebrechlichen Mann in der dunklen Gasse um seine Geldbörse zu erleichtern.«

»Und dann?«, fragte ich neugierig geworden.

»Der Mann war einer der größten Magier und Alchimisten des ganzen Landes. Einst gehörte er sogar zum Rat der Stadt. Und so einem wollten wir die Geldbörse stehlen.«

»Jetzt versteh ich, aber nicht, was ein Mann von solchem Stande in dieser Gegend zu suchen hatte.«

Wallas Erklärung kam umgehend. »Durch seine Trunksucht war er in Ungnade gefallen und man hatte ihn in den untersten Stand seiner Kaste herabgesetzt. Er verlor das Wohnrecht im Schloss des Rates und man teilte ihm ein baufälliges Haus am Rande der Stadt zu. Kurz vor unserem Zusammentreffen hatte man ihm auch noch seine Dienerschaft weggenommen. Er war an diesem Abend lediglich ein verbitterter, alter Säufer, der gewillt war, mit der unseligen Kraft seiner Magie sich neue Helfershelfer zu beschaffen und ausgerechnet wir mussten ihm dabei über den Weg laufen.«

»Und weiter?«, wollte ich wissen.

»Frag lieber nicht«, meldete sich jetzt Bongo zu Wort. »Meine Finger hatten noch nicht einmal den Mantel des alten Giftzwergs berührt, als er uns auch schon mit irgendwelchen hinterhältigen Zaubersprüchen bewegungsunfähig gemacht hatte. Ich habe heute noch sein meckerndes Lachen in den Ohren, als er uns wie zwei alte Lumpen auf einen Handkarren warf und uns zu seiner Höhle karrte.«

»Konntet ihr anschließend nicht fliehen? War die Magie dieses Mannes so stark?«

»Es war nicht nur Magie, die uns für die nächsten zwei Jahre an diesen Mann fesselte.«

»Sondern?«

»In Kuru gelten harte Gesetze. Taschendieben zum Beispiel werden bereits beim ersten Mal beide Hände abgehackt. Der Alte stellte uns vor

die Wahl, ihm entweder zu dienen oder ...«

Statt weiterer Worte zeigte mir Bongo mit der Handkante seiner Linken recht deutlich, was die beiden danach erwartet hätte.

»Und wie hat es euch dann hierher verschlagen?«

»Eines Abends, er war wieder einmal sturzbetrunk, versuchte er, sich aus dem Keller noch eine neue Flasche Wein zu holen. Dabei ist er die Treppe hinuntergestürzt und hat sich das Genick gebrochen. Wir sind noch am gleichen Abend aus der Stadt geflüchtet.«

Dann deutete Walla auf seinen Gefährten. »Dieser Zwerg hier hat bei ihm das Haus in Ordnung gehalten und die Küche unter sich gehabt. Ich war mehr für das Grobe zuständig, Schmiedearbeiten und so. Ich habe mir für den entgangenen Lohn lediglich ein Messer aus der Werkstatt genommen, dieser Narr hier aber hat einige Dinge aus seiner Kammer mitgehen lassen, die mir bis heute nicht geheuer sind. Unter anderem ein kleines Büchlein mit seltsamen Sprüchen. Seither hält sich der Zwerg hier für einen mächtigen Magier und ich darf dann nachher immer zusehen, wie wir aus den Schwierigkeiten herauskommen, die uns dieser Möchtegernzauberer ständig einbrockt.«

»Jetzt tu doch nicht so, bisher haben wir von den Künsten meiner Magie recht gut gelebt.«

Walla lachte lauthals auf. »Oh ja, und warum haben wir dann in unserer Reisekasse nur noch vier Kupferlinge? Damit kann ich mir in der nächsten Schenke gerade mal einen halben Becher Wein kaufen. Wahrlich, uns geht es zurzeit so richtig gut.«

Bevor Bongo darauf etwas erwidern konnte, drang von Osten plötzlich Hufschlag zu unserem Lager herüber und die beiden warfen mir einen fragenden Blick zu.

»Wer kann das sein?«

»Psa?«, fragte ich zurück.

Sofort sprang Bongo auf. »Sollen sie nur kommen, diese gelbgesichtigen Schlitzäugen, ich werde sie mit meinen Zaubersprüchen ...«

»Gar nichts wirst du!«, zischte Walla, der inzwischen aufgesprungen war, seinem Gefährten mit der Rechten den Mund zuhielt, während die Faust seiner Linken drohend vor dessen Augen hin und her schwang.

Karawane des Todes

Langsam aber stetig stieg eine große Wolke aus Staub der Mittagsonne entgegen.

Der Wind trug uns immer lauter werdende Stimmen zu und nach und nach war auf den Hügeln östlich unseres Lagers ein kleiner Wagenzug zu entdecken, der genau auf uns zuhielt. Ein halbes Dutzend bewaffnete Reiter begleiteten drei wuchtige, schwerfällig wirkende hölzerne Wagen, die jeweils von einem Paar Yani-Ochsen gezogen wurden. Diese kräftige, ausdauernde Rinderrasse wurde fast überall in der Welt als Zugtier benutzt. Es gab nichts Besseres, kein Tier war so genügsam und handzahm und gleichzeitig so stark und ausdauernd. Ein Eimer Wasser und ein Büschel Gras genügten und ein Yani zog seinen Karren, wenn es sein musste, bis ans Ende der Welt. An der Spitze des Zuges ritt ein stämmiger Mann in mittlerem Alter.

Unzweifelhaft stammte er aus der Westmark.

Wie Walla war auch er von jener imposanten Größe, die den Leuten aus dieser Gegend so eigen war. Auch er besaß breite Schultern und einen wuchtigen, kantigen Schädel. Insgeheim ertappte ich mich wieder einmal dabei, Bongo, den Zwerg etwas genauer zu mustern. Mochten die Götter wissen, woher sein Erzeuger stammte, aus der Westmark jedenfalls nicht.

Begleitet von lautem Peitschenknallen, heiseren Zurufen und ächzenden, knarrenden Wagenrädern näherte sich die Karawane rasend schnell unserem Lager.

Ich ging mit Walla und Bongo den Wagen soweit entgegen, bis ich erkennen konnte, dass unter dem breitkrempigen Strohhut des vordersten Reiters kastanienbraune Haare hervor lugten.

»Anhalten!«, befahl der stämmige Mann und schwenkte mit der Rechten den Hut über seinem Kopf.

Ein Wagen nach dem anderen hielt an und alle Reiter trabten nach vorne.

»Warum halten wir hier an?«, hörte ich einen von ihnen fragen. Statt einer Antwort zeigte der Mann an der Spitze auf uns.

»Wegelagerer?«, fragte dieselbe Stimme und ich sah, wie ein junger Blondschoß sein Schwert zog.

Der Reiter an der Spitze schüttelte wissend den Kopf. »Nein, und auch keine Schlitzäugen. Die sehen mir eher wie harmlose Wanderer

aus, obwohl, ich sehe nirgends Pferde oder Wagen. Wer bei allen Göttern ist so verrückt und durchquert diese Grassteppe zu Fuß?«

»Wenn man keine Pferde hat, muss man wohl zu Fuß gehen«, antwortete ich und streckte, als ich nahe genug heran war, ihm meine Hand zur Begrüßung entgegen.

»Ich bin Thorak und das sind meine Begleiter. Der Große da heißt Walla, sein Gefährte Bongo.«

Der Mann ergriff meine Rechte und schüttelte sie. Sein kantiges Gesicht war offen und ehrlich und in seinen Augen lag Aufrichtigkeit.

»Ich bin Tamir«, entgegnete er mit dröhnender Stimme, drehte sich im Sattel und ließ seine Hand über die Karawane schweifen. »Und das hier ist mein Clan.«

»Jedenfalls das, was noch davon übrig geblieben ist«, fügte er kurz darauf verbittert hinzu.

»Was ist geschehen?«

»Psa!«, entgegnete er knapp und es war deutlich zu hören, dass er dieses Wort förmlich ausspuckte.

»Dann sollten wir uns zusammentun. Diese gelbesichtigen Teufel sind auch der Grund, warum ich kein Pferd mehr habe. Wohin führt euer Weg?«

»Weiter nach Süden«, erwiderte Tamir. »So weit es geht. Dort, so hoffen wir, werden wir endlich Ruhe vor diesen Schlitzaugen finden.«

»Wollt ihr mir nicht erzählen, was passiert ist?«

»Später, wenn wir gegen Abend unser Lager aufschlagen, sofern ihr euch uns anschließt. Jetzt müssen wir sehen, dass wir unsere Tiere am Laufen halten. Wenn wir noch länger hier stehen bleiben, wird es schwer sein, unsere Yanis wieder in Bewegung zu setzen. Wir würden dadurch einen halben Tag verlieren, das können wir nicht riskieren. Erst gestern haben wir wieder ein paar ihrer Patrouillen gesehen.«

Als Tamir uns nach kurzem Überlegen vor die Wahl stellte entweder mitzukommen oder den Weg freizumachen, fiel uns die Entscheidung nicht schwer. Während man jedem Einzelnen von uns einen Platz in einem anderen Wagen zuwies, rannte Walla zu unserem Lager zurück, löschte das Feuer, raffte unsere wenigen Habseligkeiten zusammen und kam uns, nachdem er unsere Spuren notdürftig verwischt hatte, wieder winkend entgegen.

»Vorwärts!«, brüllte Tamir, als wir alle unsere Plätze eingenommen hatten.

Ich blickte mich kurz um. In jeder dieser schwankenden, rollenden Holzkisten saßen mindestens ein halbes Dutzend Leute, die bei jedem Huftritt der Yanis ordentlich durchgeschüttelt wurden. Deutlich waren Kisten voller Hausrat, Kleidersäcke und verschieden große Körbe zu erkennen, zwischen denen es sich die Leute aus Tamirs Clan leidlich bequem gemacht hatten.

Ich wurde mit einem knappen Kopfnicken begrüßt, dann verfielen die Leute wieder in dumpfes Brüten. Diese Menschen hatten anscheinend eine Menge mitgemacht und dementsprechend gedrückt war die Stimmung. Ich zuckte mit den Schultern, suchte mir einen Platz im hinteren Teil des Wagens und starre gelangweilt über die kniehohe Seitenwand hinaus auf die grasbedeckte Landschaft.

Die Yanis legten sich in die Riemen und unter lautem Rufen und Peitschenknallen setzte sich die Karawane wieder in Bewegung. Wir rollten durch die weite, unbesiedelte Grasebene und um uns herum war nichts als grenzenlose Einsamkeit. Ich saß im letzten Wagen und dementsprechend groß war die Staubmenge, dich ich zu schlucken hatte. Irgendwann drehte ich mit tränenden Augen den Kopf zur Seite und hustete. Ich hatte jetzt genug grasbedeckte Ebenen gesehen, genug vom endlosen Horizont und wahrlich auch genug Staub geschluckt. In meinem Hals steckte bestimmt ein ganzes Pfund Erde.

»Das solltest du dir besser um den Mund binden!«

Verwundert blickte ich auf. Neben mir hielten zwei zierliche braune Hände ein feuchtes Leinentuch direkt vor mein Gesicht, und während ich noch überlegte, erklärte mir dieser jemand mit einer glockenhellen Stimme: »Ich an deiner Stelle würde das Angebot annehmen. Der Staub in dieser Steppe ist einfach furchtbar. Man isst ihn, man trinkt ihn, man atmet ihn ein. Ich bin sicher, selbst wenn man sich einen Sack über den Kopf stülpen würde, könnte man am Abend noch einen ganzen Eimer Sand aus seinem Haar schütteln.«

Eigentlich gab es da nichts zu überlegen. Dieser Staub und der durch die Wagen aufgewirbelte Sand hatten sich bereits jetzt schon wie eine zweite Haut auf mich gelegt. Was mich zögern ließ, war das Aussehen jener Gestalt neben mir.

Von der Art her, wie sie sich gab und bewegte, war sie bestimmt viel jünger wie ich, aber dennoch fast schon genauso groß. Schulterlanges,

blauschwarzes Haar umrahmte ein ovales Gesicht mit großen, dunklen Augen. Der Rest von ihrem Antlitz war mit einem ebensolchen feuchten Tuch bedeckt, welches sie mir jetzt direkt unter die Nase hielt. Sie trug ein schlichtes, knielanges Leinenkleid, unter dem sich deutlich die Formen eines wohlgerundeten Körpers abzeichneten. Ihre apfelförmigen Brüste hoben und senkten sich mit jedem Atemzug und in meinem Kopf wirbelte plötzlich alles durcheinander. Ich sah wohl ziemlich belämmert aus der Wäsche, denn die junge Frau begann zu lachen. Ich war mir dabei nicht sicher, ob sie mich an- oder auslachte, ich vermute te eher Letzteres.

Die anderen Leute um mich herum hatte ich inzwischen völlig vergessen. Ich sah nur noch die junge Frau, ihr eng anliegendes Leinenkleid, ihren wippenden Busen und sonst nichts. Während ich noch krampfhaft überlegte, was ich antworten sollte, nahm mir eine schrille, keifende Stimme die Entscheidung ab.

»Schämst du dich denn gar nicht, Sina? Es ist noch keinen Monat her, seit die Psa unsere Brüder und Schwestern erschlagen haben und du hast nichts Besseres zu tun, als den erstbesten, dahergelaufenen Fremden anzulachen.«

Ich zuckte zusammen und drehte den Kopf langsam nach vorne.

Die Stimme gehörte einem vertrockneten, alten Weib mit einem Buckel und wirren, grauen Haaren. Sie hockte wie ein zerzauster Kol-Kol Rabe auf der rechten Seite des Wagens und starre das Mädchen und mich abwechselnd finster an. Ich hatte sie vorher gar nicht gesehen, was vermutlich an der großen Decke lag, in die sie eingewickelt war. Mit ihr verschmolz die Alte regelrecht mitsamt dem Haustrat und Gepäck, das hinter ihr aufgestapelt war, zu einer Einheit und blieb so für einen zufälligen Betrachter fast unsichtbar.

»Was soll ich deiner Meinung nach sonst tun, Tante?«, erwiderte Sina mit erstaunlich ernster Stimme. »Genau wie die anderen in diesem Wagen mich in eine Ecke verkriechen und weinen? Nein, ich habe genug geweint, doch davon sind die anderen auch nicht wieder lebendig geworden. Jetzt habe ich keine Tränen mehr, ich will nur noch leben, leben, verstehst du das?«

»Für diese Antwort wirst du dich heute Abend bei Tamir, deinem Vater zu verantworten haben.«

»Wenn es ein heute Abend noch gibt!«, mischte ich mich mit düsterer Stimme in die Unterhaltung ein.

»Wie meinst du das?«, fragte Sina leise.

»Dort, im Osten!«

Die Frau drehte den Kopf und starzte verständnislos in jene Richtung, in die meine ausgestreckte Rechte zeigte. Angestrengt kniff sie die Lider zusammen, doch anscheinend konnte sie noch nichts erkennen außer dem stahlblauen Himmel, der scheinbaren Unendlichkeit der Steppe und die Wogen der Graswellen vor dem Wind.

»Ich sehe nichts, ich ...« Abrupt verstummte Sina, ihre Augen weiteten sich jäh. Am Horizont war eine kleine Anzahl schwarzer Punkte zu sehen. Zuerst waren sie kaum sichtbar, aber schon bald waren sie nahe genug heran, um erkannt zu werden.

Bis zum Mittag war ich noch der Meinung gewesen, dass uns nichts Besseres hatte passieren können, als auf Tamir und seine Leute zu treffen. Mit seiner Karawane kamen wir viel schneller gen Süden als zu Fuß und mit seinen Leuten im Rücken waren wir auch gegen Angriffe von Psapatrouillen besser geschützt. Ein verhängnisvoller Irrtum, wie sich jetzt herausstellte. Aus Tamirs Wagenzug war inzwischen eine Karawane des Todes geworden. Ich zählte mittlerweile fast drei Dutzend Psa, die uns in sicherer Entfernung auf unserem Weg nach Süden begleiteten.

»Psa!« stieß Sina ungläubig hervor.

Sie hatte das Wort kaum ausgesprochen, als der Kopf ihrer Tante nach Osten ruckte, und als die Alte die Reiter erkannte, begann sie plötzlich wie eine Wahnsinnige zu schreien.

Die Verzweifelten

Die Frau schrie sich fast die Kehle aus dem Leib.

»Hör auf damit!«, sagte Sina hart.

Aber die bucklige Alte schrie weiter. Ihr Oberkörper schwankte hin und her, wie ein Grashalm in der Steppe, während sie ihre Hände wie die gekrümmten Klauen eines Raubvogels gen Himmel streckte. Ihre kreischende Stimme drohte jetzt gänzlich überzuschnappen. Wieder wies Sina ihre Tante mit scharfen Worten zurecht. Aber sie hörte nicht und schließlich stand das Mädchen auf und schlug der Frau links und rechts ins Gesicht. Die Alte fiel mit ihrem Oberkörper nach vorne, vergrub ihr Gesicht in die gichtigen Hände und wimmerte nur noch leise

vor sich hin.

Trotz der Gefahr, in der wir uns befanden, bewunderte ich das Mädchen insgeheim. Wir waren alle Verzweifelte, doch außer mir war sie anscheinend die einzige der hier Anwesenden, die trotz der Nähe der Psa noch einen kühlen Kopf bewahrte. Die anderen, allesamt alte Weiber und Kinder, weinten stumm. Ihre Gesichter waren wie versteinert und lange würde es nicht mehr dauern, bis auch sie vor Angst den Verstand verlieren würden.

In diesem Moment kam Tamir auf unseren Wagen zugeritten.

»Was ist das für ein Geschrei, seid ihr jetzt völlig übergeschnappt?«

Dabei deutete er mit seiner Schwerthand gen Osten.

»Diese verdammten, gelbgesichtigen Schlitzäugen werden immer mehr und ihr habt anscheinend nichts Besseres zu tun, als mit eurem Geschrei diese Bande von Hundesöhnen erst so richtig auf uns aufmerksam zu machen. Sina, was ist hier los?«

»Sie kann nicht vergessen, was die Psa ihrer Familie angetan haben. Seit sie wieder aufgetaucht sind, schreit sie nur noch. Ich glaube, sie hat den Verstand verloren.«

Tamir nickte und runzelte die Stirn. Dann ritt er näher an den Wagen heran, beugte sich kurz vor und musterte die Alte aus blitzenden Augen.

»Halt dein Maul, Weib. Durch dein Geschrei wird es auch nicht besser.«

Die Frau blickte nur kurz auf, dann fing sie wieder an hysterisch zu kreischen. Tamir beendete die Geschichte mit der für die Westmarkleute bekannt derben Art. Ein Schlag seiner hornigen Faust ließ den Schädel der verrückten Alten gegen das Holz der Wagenbordwand krachen und danach herrschte Ruhe.

»Das wird sie für eine Weile ruhigstellen. Wenn sie aufwacht und wieder anfängt, fesselt und knebelt sie. Wir können es uns nicht leisten, die Psa noch mehr auf uns aufmerksam zu machen. Verhaltet euch ruhig, nur noch zwei, drei Meilen, dann sind wir in Sicherheit«, sagte Tamir. »Wenigstens vorläufig«, fügte er sogleich hinzu, jedoch klang seine Stimme ziemlich niedergeschlagen.

»Was habt ihr vor?«

Der groß gewachsene Karawanenführer musterte mich eingehend.

»Wie gut könnt ihr mit eurem Schwert umgehen?«

»Für ein halbes Dutzend von denen wird es bestimmt reichen«, ent-

gegnete ich entschlossen.

»Gut zu wissen. Spätestens am Nachmittag müssten wir einen Hof erreichen, hinter dessen Mauern wir Schutz finden. Sofern uns der fahrenden Händler, den wir vor drei Tagen getroffen haben, nicht angelogen hat. Jetzt sorgt mit meiner Tochter dafür, dass euer Wagen nicht den Anschluss verliert.«

Dann riss er sein Pferd herum, galoppierte nach vorne und trieb die anderen zu noch größerer Eile an.

Seine Tochter nickte und stand auf. Ich hatte keine Ahnung, was genau jetzt in ihr vorging, aber als sie das Staubtuch vor ihrem Mund abnahm, hatte ihr Gesicht einen entschlossenen Ausdruck. So schön sie war, so ernst war sie jetzt. In diesem Moment drehte sich der Mann auf dem Kutschbock unseres Wagens um. Als ich ihn sah, musste ich unwillkürlich an einen alten, narbigen Wolf denken. Ein dunkles, kunstvoll geschlungenes Tuch lag um seinen kantigen Schädel und ein eisgrauer Bart bedeckte fast gänzlich sein von Wind und Wetter gegerbtes Gesicht. Sein rechtes Auge musterte mich klar und hell, während das linke unter einer ledernen Binde verborgen blieb. Er war genauso groß wie Tamir, wirkte aber eher mager und drahtig.

»Setzt euch ruhig wieder hin, Kinder. Der einäugige Joba ist alt genug, um alleine mit einem Yanigespann fertig zu werden.«

Seine Stimme, die sich anhörte wie brechendes Glas, ließ keinen Widerspruch zu, und bevor irgendjemand von uns im Wagen darauf etwas erwidern konnte, knallte er mit der Peitsche. Die Yanis legten sich ins Geschirr und der Wagen ruckte an, dass wir Mühe hatten, auf unseren Plätzen sitzen zu bleiben.

Joba stand jetzt mehr auf dem Kutschbock als er saß und schwang wie wild seine Peitsche. Brüllend feuerte er sein Gespann an. Als ich über die Seitenwand des Wagens blickte, flogen Büsche und Strauchwerk der Steppe geradezu an mir vorbei. Auch die anderen Wagen hatten jetzt gewaltig an Fahrt aufgenommen, aber der Abstand zu den Psa blieb dennoch gleich.

Sie hockten bewegungslos auf ihren Pferden, während sie uns folgten. Steinernen Monumenten gleich saßen sie stumm und reglos in den Fellsätteln ihrer gedrungenen Pferde. Sie hatten uns inzwischen komplett eingekreist. Hinter uns wartete eine Gruppe von sechs Psa in stoischer Ruhe. Der Wind spielte in ihren langen, schwarzen Haaren und der Stahl ihrer Schädelbrecher und Krummschwerter glänzte in der Sonne.

Rechts von uns waren es vier Reiter, dann eine Gruppe mit fünf, auf der linken Seite drei und einen Steinwurf weiter wartete noch ein halbes Dutzend dieser gelben Teufel ab, bis wir an ihnen vorbeizogen waren. Dann folgten sie uns in sicherem Abstand wieder. Ich hatte inzwischen aufgehört zu zählen, es mussten jetzt mindestens vierzig sein.

»Vorwärts!«, schrie Tamir und hämmerte seinem Pferd die Absätze seiner Stiefel in die Weichen.

Pferde und Wagen umrundeten ein dichtes Buschwerk und dann erkannten wir auch schon die Umrisse eines alten Bauernhofes, der auf einer sanft geschwungenen Anhöhe inmitten von kniehohem Gras stand. Der Händler hatte also nicht gelogen.

Wir rasten förmlich den Hang hinauf. Hinter uns brachen die Psa durch das Unterholz der Buschgruppe und kamen schreiend und brülend immer näher. Einer von ihnen schaffte es sogar direkt bis zu unserem Wagen. Er hob seine Rechte, in der ein Kampfbeil lag, und ein wilder Schrei entrang sich seiner Kehle. Ich sah das Beil kommen und blockte es mit der Schwertklinge ab. Die Waffe fiel zu Boden und ich stieß *Gleichmacher* nach vorne. Der Psa fiel aus dem Sattel, während die anderen unvermittelt ihre Pferde zügelten. Ein hagerer Kerl mit einem Tierschädel auf dem Kopf scharfte die Horde mit nervösen Handbewegungen um sich und redete wild gestikulierend auf die Männer ein.

Nur deshalb erreichten wir unbehelligt unser Ziel.

Auf dem Hof angekommen, richteten wir die Wagen so aus, dass sie zusammen mit den Gebäuden einen Kreis bildeten, in dem wir uns bedeutend besser gegen die Angriffe der Psa verteidigen konnten als irgendwo da draußen in der Steppe. Erst danach blickte ich mich um und musterte die Umgebung etwas genauer. Ich zuckte zusammen, neben mir hörte ich Joba fluchen und auch Sina gab einige Wörter von sich, die man normalerweise nicht aus dem Mund eines jungen Mädchens hörte. Jedenfalls war spätestens zu diesem Zeitpunkt allen von uns klar, dass die Aussicht, hier Hilfe zu erhalten, ein fataler Trugschluss war.

Das Anwesen hatte einmal aus einem halben Dutzend Holz- und Lehmhäusern bestanden, von denen jetzt größtenteils nur noch die Außenmauern standen. Lediglich das Haupthaus war noch einigermaßen

erhalten. Der Hof war von Gras und Dornensträuchern überwuchert und in seiner Mitte stand ein runder, gemauerter Brunnen, auf dessen Rand drei Kol-Kol Raben saßen, die uns argwöhnisch beäugten.

Ein seltsamer Geruch lag in der Luft.

Von dunklen Ahnungen erfüllt, näherte ich mich dem Brunnen. Die hässlichen Vögel stießen ein wütendes Krächzen hervor und flogen flügelschlagend gen Himmel. Als ich in den Brunnenschacht blickte, wurde mir für einen Moment lang schlecht. Würgend drehte ich mich zur Seite. Ich hatte genug gesehen, ich wusste jetzt, was die Anwesenheit der aasfressenden Vögel und dieser unbeschreibliche Gestank zu bedeuten hatten. Der Hof war so tot wie jener Mann, dessen Körper im Wasser des Brunnens trieb. Er war mit so vielen Pfeilen gespickt, dass er aussah wie ein zweibeiniger Igel. Außerdem hatte man ihm den Kopf abgeschlagen, welcher mit Sicherheit auch irgendwo in dem trüben Wasser schwamm.

»Haltet euch von dem Brunnen fern!«, sagte ich, als ich sah, wie die Wagen teilweise entladen wurden und ein paar Leute die Yanis in die Mitte unseres Verteidigungskreises führten.

»Was soll das denn heißen?«, polterte Tamir.

»Ich glaube nicht, dass dieses Wasser noch genießbar ist. Man hat einen Toten in den Brunnen geworfen, wahrscheinlich schon vor mehreren Tagen.«

Danach wusste ich, woher Sina gewisse Worte kannte. Ihr Vater gab einige Flüche von sich, die selbst einer Liebesdienerin in Nadarko die Schamesröte ins Gesicht getrieben hätte. Der Brunnen wurde sofort mit herumliegenden Holzbrettern abgedeckt und mit Steinen beschwert. Dann begann man, sich vorläufig häuslich einzurichten. Von den Psa war nichts mehr zu sehen oder zu hören, aber wir alle wussten, dass sie irgendwo da draußen waren.

Während Tamir Befehle brüllte, Joba sich um die Ochsen kümmerte und überall geschäftiges Treiben herrschte, ging ich kurz entschlossen auf das Haupthaus zu. Sina kam auf mich zu und blieb dicht neben mir stehen.

»Wo willst du hin, solltest du nicht lieber den anderen helfen?«

Entschlossen schüttelte ich den Kopf.

»Das da sind mindestens zwei Dutzend Leute, die nur drei Wagen abzuladen und sechs Ochsen zu versorgen haben. Sollen wir uns gegenseitig auf die Füße treten oder ist es nicht besser, wenn wenigstens einer

die nähere Umgebung erkundet? Ich habe nämlich so das Gefühl, als ob wir hier etwas länger bleiben werden.«

»Ich komme mit!«, sagte die Tochter des Clanführers in einem Ton, der keinen Widerspruch zuließ.

»Ich halte das für keine so gute Idee. Was werden deine Leute sagen? Schon deine Tante war nicht davon begeistert, wie du mit einem Fremden wie mir gesprochen hast.«

Sina starrte mir direkt in die Augen.

»Ich kümmere mich nicht um das Gerede anderer Leute. Ich lebe mein Leben, so wie ich es will.«

Dann rannte sie los und erreichte vor mir das Haus. Sie blieb im Türrahmen stehen, drehte sich kurz um und musterte mich mit einem Lächeln.

»Kommst du?«

Ich musterte sie eingehend, während ich auf sie zuging. Das Sonnenlicht spiegelte sich auf ihrem dunklen, glänzenden Haar und brachte ihren Körper vor dem dunklen Hintergrund des Eingangs in wunderbarer Weise zur Geltung. Als sie mit den Händen ihr vom langen Sitzen im Wagen zerknittertes Kleid glatt strich, hatte ich plötzlich einen trockenen Mund.

Als ich bei ihr war, nahm sie mich an die Hand. Wir sahen uns beide einen Moment lang stumm an, dann gingen wir hinein.

Die Fenster waren mit Brettern vernagelt und deshalb drang das Sonnenlicht nur schwach ins Innere.

Der Staub lag fingerdick auf dem Boden und auf den wenigen Möbeln, die hier noch herumstanden. Eine zerlumpte Decke und ein paar zerbrochene Krüge vervollständigten die kümmerliche Einrichtung. Ein Tisch lag umgestürzt mitten im Raum, und als wir näher kamen, krabbelte über das am Boden liegende Möbelstück eine graue Spitzmaus und verschwand fiepend in einem Loch in der gegenüberliegenden Wand. Spinnweben hingen in dichten Schleuern von der Decke und an den Wänden. Die Luft hier drin war abgestanden und roch modrig.

»Und wie geht es jetzt weiter?«, wollte Sina wissen.

Ich deutete auf eine Treppe am anderen Ende des Raumes, die in das obere Stockwerk führte.

»Da hinauf«, sagte ich. »Von dort oben haben wir bestimmt einen besseren Ausblick.«

Die Treppe sah zwar nicht gerade vertrauenserweckend aus, aber da-

rüber zerbrach ich mir im Moment nicht den Kopf. Sina, die vor mir ging, hatte nämlich ihr enges Kleid hochgerafft, um schneller vorwärtszukommen. Trotz des schlechten Lichts konnte ich deutlich ihre Schenkel sehen. Ihr glockenhelles Lachen klang wie Musik in meinen Ohren. Mir wurde abwechselnd heiß und kalt.

Bei allen Göttern, keinen Pfeilschuss von uns entfernt lauerte der Tod in Gestalt von mindestens einer halben Hundertschaft schlitzäugiger Mörder, und wir beide turtelten hier herum, als ob es keinen Morgen mehr geben würde.

Wie verzweifelt waren wir wirklich?

Die Liebe und der Tod

»Werden wir jetzt alle sterben?«

Sina lehnte am Fensterrahmen und hatte den Kopf leicht zur Seite gedreht, als ich die letzte Stufe der Treppe erreicht hatte.

»Wie kommst du denn darauf?«, erwiderte ich und versuchte auf ihre merkwürdige Frage nicht weiter einzugehen. Stattdessen bemühte ich mich, ein möglichst gleichgültiges Gesicht zu machen, aber alles, was ich zustande brachte, war ein gequältes Lächeln. Diese seltsame Frage nach dem Sterben hatte bei mir einen bitteren Beigeschmack hinterlassen. Statt einer Antwort zeigte die junge Frau stumm mit der Rechten aus dem Fenster. Sie hatte die Augen fast geschlossen und die zitternden Lippen zu einem schmalen Strich zusammengepresst.

Mit wenigen Schritten war ich neben ihr.

Die Dachkammer war ein kleines, schmales Zimmer mit nur einem einzigen Fenster. Ein niedriger Holzschemel, ein paar fadenscheinige Decken und eine verstaubte Tonschüssel mit einer Handvoll verschrumpelter Wildbeeren darin waren alles, was noch von den früheren Bewohnern hier zurückgelassen worden war. Die Luft in dem Raum roch abgestanden und der Fußboden war mit Gräsern, Sand und kleinen Knochen bedeckt, die der Wind und die hier lebenden Tiere in den letzten Wochen und Monaten hereingetragen hatten.

Aber dafür hatte man von hier oben einen geradezu fantastischen Ausblick über das umliegende Land und jetzt erkannte ich auch den Grund von Sinas düsterer Frage.

Sie hatten sich außerhalb der Reichweite unserer Bogen draußen in

der Steppe versammelt.

Es mussten jetzt beinahe hundert sein.

Die hochstehende Sonne spiegelte sich auf den Klingen ihrer Krummschwerter und den Spitzen ihrer mit Federn geschmückten Lanzen. Ihre mit roter und schwarzer Farbe scheußlich bemalten Gesichter glänzten im Sonnenlicht, Kopfbedeckungen aus Tierschädeln und Federn wippten auf und ab und purpurne Kriegsbanner flatterten träge im Wind. Auch die Pferde waren bemalt. Die Körper der halbwilden Tiere waren mit weißen Streifen versehen und in das struppige Haar der Mähnen Menschenknochen geflochten.

»Psa!«, murmelte ich gegen meinen Willen beinahe ehrfürchtig.

Sina musterte mich erstaunt.

Sie konnte nicht verstehen, dass ich jetzt, wo der Tod uns gegenüberstand, auch noch so etwas wie Bewunderung für jene hegen konnte, die uns spätestens im Morgengrauen gnadenlos niedermachen würden. Aber bei allen Göttern, es war ein geradezu wilder, barbarischer Anblick, der das Blut eines jeden Kriegers in Wallung versetzte. Dieses Bild konnte nur die Seele eines Berserkers berühren, eines Mannes also, für den der Kampf und der Tod so etwas wie ein Lebensexier waren.

Während meine Augen wie gebannt an der Kriegsmacht dieser gelbhäutigen Dämonen hingen, bemerkte ich aus den Augenwinkeln heraus, wie die Frau immer näher auf mich zukam. Als ich den Kopf drehte, stand Sina jetzt so dicht neben mir, dass ich den Duft ihres Körpers beinahe greifen konnte. Der Geruch von zerriebenen Wildblumen, von Leder, Schweiß und warmer Haut stieg mir beinahe schmerhaft in die Nase und plötzlich sah ich die junge Frau in einem ganz anderen Licht.

Es war geradezu absurd.

Da draußen lauerten mindestens einhundert schlitzäugige, mordgierige Teufel, die nur darauf warteten, uns die Schädel einzuschlagen und ich stand hier in einer staubigen Dachkammer und hatte nichts anderes im Kopf als diese Frau.

Langsam drehte sich Sina zu mir um. Eine unausgesprochene Bitte lag in ihren Augen.

»Thorak...«, sagte sie leise.

Dann hob sie beide Arme und schlang sie um meinen Nacken. Dabei drückte Sina ihren Körper in einer Art an mich, das ich auf einmal weiche Knie bekam. Bevor ich noch irgendetwas erwidern konnte, trafen

sich unsere Lippen. Ihre Finger flogen über die kleinen Knöpfe ihres Gewandes, und noch während wir uns küssten, zerrte sie das Kleid von ihren Schultern bis zur Hüfte hinab und mir fielen fast die Augen aus dem Kopf, als sie mir ihre prallen Brüste mit den hervorstehenden harten Spitzen entgegenstreckte. In meinem Kopf wirbelte so ziemlich alles durcheinander und ich fühlte, wie ihre Blicke auf meiner Haut förmlich brannten.

Dann sanken wir zu Boden.

»Sina!«

Tamirs Stimme hallte wie der Donner eines gewaltigen Gewitters durch das Untergeschoss des Hauses und das Stampfen seiner genagelten Stiefel auf den ausgetretenen Fußbodenbrettern war bis in die Dachkammer hinauf zu hören.

»Ich glaube, dein Vater sucht nach dir.«

Statt einer Antwort zog sie meinen Kopf nach unten und unsere Lippen verschmolzen erneut.

»Sina, wo zum Teufel steckst du? Ich weiß genau, dass du hier im Haus bist.«

Erst als die Treppe unter Tamirs wuchtigen Schritten zu knarren begann, rappelte sich die junge Frau auf, schlüpfte in ihr Kleid und zupfte rasch hier und da ihr Haar zurecht. Ich schwitzte unterdessen Blut und Wasser. Ich kannte Tamir und das Bild seiner riesigen Hände wurde vor meinen Augen immer beängstigender.

»Sina!«

Der Ton wurde rauer und ich wollte lieber nicht daran denken, was Tamir unternehmen würde, wenn er mich hier oben in den Armen seiner Tochter fand. Sina schien meine Gedanken zu lesen. Sie lächelte leise, hauchte mir noch einen heißen Kuss auf die Wange und war im nächsten Moment auch schon aus dem Raum verschwunden. Ich hörte, wie sie die Treppe hinunter hastete.

»Ich bin hier oben, warte einen Moment, ich komme gleich runter.«

»Was machst du da oben? Bist du verrückt geworden? Weißt du nicht, dass die ganze Gegend nur so von Schlitzäugern wimmelt? Komm jetzt sofort runter, bevor ich vergesse, dass du meine Tochter bist.«

Die Stimme ihres Vaters ließ keinen Widerspruch zu. Mein Gefühl

sagte mir, dass es besser war, wenn ich mich hier oben noch eine Weile versteckt hielt. Erst als ich hörte, wie sie mit ihrem Vater das Haus verließ, wagte ich mich die Treppe hinunter und schlich ins Freie. Einen Moment lang blieb ich im Schatten des Hauses stehen und dachte über mich und das Mädchen nach. Trotz unserer jungen Jahre wussten wir beide, was uns erwartete, wenn die Psa angreifen würden. Bei allen Göttern, wir waren doch so jung, wir hatten das ganze Leben eigentlich noch vor uns. Kein Wunder also, das wir beide im Angesicht des Todes nach Liebe und Zuwendung gierten.

»War das Zufall oder hast du tatsächlich ein Auge auf die Kleine geworfen?«

Blitzartig wirbelte ich herum.

Hätte mich ein Skorpion gestochen, ich hätte wahrscheinlich nicht langsamer reagiert. Als ich mich umgedreht hatte, kam Walla langsam aus dem dunklen Schatten der Hütte.

»Du bist verdammt neugierig.«

Walla grinste. »Ich bin vielleicht groß, aber ich bin nicht dumm. Ich habe euch beide ins Haus gehen sehen. Ich habe aber auch das Gesicht ihres Vaters gesehen. Mein lieber Thorak, die Kleine kann dir noch jede Menge Ärger bereiten.«

Dabei lachte er dumpf und klopfte mir auf die Schultern, dass ich dachte, ungespitzt in den Boden gerammt zu werden. Der Kerl hatte die Kraft von mindestens zwei Yaniochsen, wusste aber nicht wohin damit. Ein freundlicher Händedruck von ihm konnte durchaus mit mehreren gebrochenen Fingern enden. Deshalb war ich irgendwie froh, als er grinsend an mir vorbei stapfte und sich am anderen Ende der Hütte auf dem hölzernen Vorbau niederließ und sich schnaufend gegen das Holz lehnte. Dabei zog er aus einem Beutel, der an seinem Gürtel hing, eine zerschrammte Pfeife, stopfte diese mit einem seltsamen Kraut, das er ebenfalls aus dem Beutel entnahm, und zündete die Pfeife umständlich an. Unwillkürlich hielt ich die Luft an, als die ersten Rauchschwaden in meine Nase zogen. Bei allen Göttern, der Gestank hätte wohl auf der Stelle sämtliche Psa in die Flucht geschlagen. Würgend wandte ich mich ab. Die Haut auf meinem Rücken brannte noch immer wie Feuer, so liebevoll war der Schulterschlag zum Abschied gewesen.

Bevor ich weiter über Sina, Walla und all die anderen Leute hier im Hof nachdenken konnte, hallte plötzlich Tamirs rauhe Stimme über den Hof.

»Los, los, schlafst gefälligst nicht ein. Bringt endlich die Wasserfässer und die Decken ins Haus. Wenn erst die Schlitzaugen angreifen, habt ihr für solche Dinge wahrlich keine Zeit mehr.«

Wie eine knorrige Eiche stand der große Mann im Hof und fuchtelte wild mit den Armen. Schweißgebadet und mit gesenkten Köpfen beeilten sich Tamirs Leute, seinen Anweisungen nachzukommen. Als ich sie so über den Hof hasten sah, mit geröteten Gesichtern, gebeugten Schultern und über und über mit Staub bedeckt, konnte ich mir ein Grinsen nicht verkneifen. Den Göttern sei Dank war ich noch mein eigener Herr.

Doch genau in diesem Moment erreichte mich Tamirs grollende Stimme und irgendetwas an seinem Tonfall ließ mich den Kopf einziehen.

»Was gibt es da zu grinsen? Los ihr beiden, kommt gefälligst her und packt mit an.«

Obwohl ich wusste, dass irgendwo da draußen die Psa geradezu darauf lauernten, uns die Kehlen durchzuschneiden, hatte ich beim Klang seiner Stimme plötzlich ein seltsames Gefühl in der Magengegend.

»Ich kann nur hoffen, dass Tamir von der ganzen Sache nichts mitbekommen hat. Ansonsten hast du jetzt wahrscheinlich ein Problem.«

Walla löste sich aus dem Schatten der Hütte, erhob sich und stiefelte lauthals lachend auf die Wagen zu.

Der laue Nachtwind brachte uns den Geruch von wilden Beerenträuchern und würzigem Gras aus der Steppe entgegen. Am Horizont schimmerten die Wachfeuer der Psa. Begleitet vom dumpfen Dröhnen unzähliger fellbeschlagener Trommeln drang ihr kehliges Gesang schrill und aufpeitschend durch die Dunkelheit. An Schlaf war nicht zu denken und so schlenderte ich scheinbar ziellos über den Hof. Insgesamt hoffte ich darauf, Sina wiederzusehen. Denn seit jenen Ereignissen in der Dachkammer ging sie mir entweder aus dem Weg, oder aber ihr Vater schien etwas zu ahnen und hatte dafür gesorgt, dass ich sie nicht wiedersehen durfte. Obwohl wir hier auf engstem Raum zusammenlebten, war das leicht möglich.

Das Haus, in dem wir uns geliebt hatten, war inzwischen als eine Art letzte Zuflucht hergerichtet worden. Im Augenblick hatten jetzt nur

Frauen und Kinder oder Verwundete noch Zutritt.

Missmutig verhielt ich am Rad eines der Wagen und starrte seufzend zu den Feuern der Psa hinüber.

Was würde der morgige Tag wohl bringen?

In diesem Moment bemerkte ich eine wuchtige, große Gestalt, die rasch auf mich zukam.

Es war Tamir und so sehr ich mich auch nach einer Fluchtmöglichkeit umsah, es gab keine. Sinas Vater stapfte unaufhaltsam wie ein Yanibulle direkt auf mich zu.

»Ich hab nach dir gesucht, Junge«, begrüßte er mich und seine Stimme klang alles andere als liebevoll. Ich legte meine Rechte auf *Gleichmacher* und trat einen Schritt zurück.

»Was wollen Sie von mir?«, fragte ich und es klang schärfer als beabsichtigt.

»Wir müssen reden, Thorak.«

Obwohl der Schein unserer Feuer nur ein schwaches Licht durch das Lager warf, konnte ich deutlich Tamirs Gesicht erkennen, das seltsam verzerrt war. Die Augen lagen in dunklen Höhlen, seine Wangenknochen waren scharf hervorgetreten und tiefe Linien hatten sich in seine wettergegerbte Haut gegraben. Offensichtlich hatte das Wissen um die Nähe unserer Feinde und die Sorge um die letzten Überlebenden seines Clans Tamir innerhalb kürzester Zeit zu einem alten Mann werden lassen. Nichts war mehr zu sehen von dem Tatendrang, der ihn noch erfüllt hatte, als wir uns zum ersten Mal begegnet waren. Die Last der Verantwortung hatte seine Schultern gebeugt.

»Reden, über was?«

Ich lächelte schief, meine Stimme hatte jetzt alle Schärfe verloren.

»Eigentlich bist du noch ein ziemlich junger Bursche, aber an der Art, wie du dich gibst und wie du mit deinem Schwert umgehst, sehe ich, dass ich dir wohl nichts vorzumachen brauche. Wir stecken bis zum Hals in Schwierigkeiten.«

Ich nickte beiläufig, damit erzählte mir Tamir wahrlich nichts Neues.

»Es ... es könnte sein, dass viele von uns den morgigen Tag nicht überleben werden«, stammelte er heiser und es war ihm anzumerken, dass es ihm schwerfiel, darüber zu reden.

»Würdest du mir einen Gefallen tun?«

Neugierig geworden trat ich einen Schritt näher. Als ich ihm in die Augen blickte, hatte ich plötzlich das Gefühl, als hätte ich einen Eis-

klumpen im Magen. Der Blick in seinem Gesicht spiegelte das Antlitz eines Mannes wider, der mit seinem Leben bereits abgeschlossen hatte.

»Was soll ich tun?«

»Ich möchte nicht, dass meine Tochter lebend in die Hände der Schlitzäugen fällt. Ich habe gesehen, was diese Teufel mit ihnen machen. Entweder sterben die Frauen daran oder sie werden verrückt. Beides würde ich Sina gerne ersparen.«

Bevor ich ihm antworten konnte, nestelte der Mann umständlich an seinem Gürtel und reichte mir kurz darauf einen kleinen Dolch in einer schlichten Lederscheide.

»Sollte es zum Äußersten kommen, dann benutze bitte dieses Messer. Die Klinge ist mit einem Gift bestrichen, das ausreichen würde, um damit ein Dutzend Yanis zu töten. Sina wird überhaupt nichts spüren.«

Wortlos drückte er mir den Dolch in die Hand, legte seine Rechte beinahe sanft auf meine Schulter.

»Als Clanführer werde ich Morgen in vorderster Reihe stehen. Ich weiß, dass ich diesen Tag wohl nicht überleben werde, aber ich weiß jetzt auch, dass es danach noch jemanden geben wird, der sich um meine Tochter kümmert.«

Dann drehte er sich um und verschwand trotz seiner hünenhaften Gestalt beinahe lautlos in der Dunkelheit. Ich wagte kaum zu atmen, ein Schlag mit einem Schmiedehammer hätte mich nicht härter treffen können als Tamirs Worte. Den Tod vor Augen legte ein Vater das Schicksal seiner einzigen Tochter in die Hände eines Fremden. Erst nach und nach wurde mir die ungeheure Bedeutung seiner Bitte bewusst. Wie benommen taumelte ich durchs Lager und versuchte einen klaren Kopf zu bekommen. Als ich derart den Wagen am äußersten rechten Rand unseres Verteidigungswalls erreicht hatte, sah ich einen der Westmarkleute, der scheinbar bewegungslos am Vorderrad lehnte und unverwandt ständig zu den Psa hinüber starzte. Der Mann hieß Peta, so jedenfalls hatte ihn Sina am Mittag gerufen. Ich kannte ihn nicht näher, aber das war mir im Moment egal. Ich brauchte jetzt einfach jemanden, mit dem ich reden konnte. Walla und Bongo schliefen schon tief und fest, sie hatten die nächste Wache. Sina war unerreichbar für mich im Haupthaus des Anwesens untergebracht und Tamir war im Moment einfach nicht in der Verfassung, um mit ihm ein vernünftiges Gespräch zu führen. Ich ging auf den Mann zu, sprach ihn leise an und stupste ihm in einer freundschaftlichen Geste auf den Oberarm.

Eine eiskalte Hand legte sich um mein Herz, als der Körper Petas unter meiner Berührung nachgab und zur Seite rutschte. Als der Mann mit dem Rücken zu meinen Füßen lag, konnte ich deutlich die beiden gefiederten Pfeile erkennen, die aus seinem Hals ragten. Für die Dauer eines Atemzuges stand ich wie erstarrt vor dem Toten, dann wirbelte ich herum und mein Schrei gellte durch das ganze Lager.

»Alaaarm!«

Der Kampf beginnt

Schattenhaft sah ich sie aus der Dunkelheit heran reiten.

Auf ihren kleinen, grell bemalten Pferden rasten sie pfeilschnell an unserer Verteidigungsline entlang. Ein Psa tauchte direkt vor mir aus der Nacht heraus auf, hämmerte seinem Pferd die Hacken in den Leib und übersprang meine Deckung. Ich riss mein Schwert heraus und trat rasch zur Seite, der Psa landete so nahe neben mir, dass ich fast das Weiße in seinen Augen erkennen konnte. Ein breiter, schwarzer Farbstrich hatte sein vor Hass verzerrtes Gesicht in zwei Hälften geteilt und ich sah, wie er seine schwere Kriegskeule hochschwang.

Im nächsten Moment ließ der Reiter seine Waffe fallen und legte beide Hände über das Gesicht. Ein Pfeil ragte zwischen seinen Fingern hindurch. Der Mann stürzte seitwärts vom Pferd, überschlug sich und blieb direkt vor mir liegen. Neben mir tauchte plötzlich Tamir auf. Sein Haar war zerzaust und sein Gesicht sah irgendwie zerknittert aus. Anscheinend hatte ihn der Angriff mitten aus dem Schlaf gerissen. Er hielt einen Kurzbogen in der Hand.

In der Zwischenzeit rannten unzählige halb bekleidete Menschen im Lager herum, Waffen klirrten, Männer fluchten und irgendjemand hatte dafür gesorgt, dass unsere Feuer hoch aufloderten und die Umgebung fast taghell erleuchteten. Pferdehufe trappelten durch die Nacht und die Psas verschwanden wieder so schnell, wie sie gekommen waren.

»Sie haben den Wachposten auf dieser Seite getötet«, stieß ich hervor.

»Verdammt!«, fluchte Tamir. »Konntest du erkennen, wie viele es waren?«

»Höchstens fünf oder zehn Reiter, aber die Sache hat sich bereits wieder erledigt.«

»Dann haben wir ihren Angriff zurückgeschlagen?«

Ich schüttelte wissend den Kopf. »Das war nur ein Vorgeplänkel, diese Hunde wollen uns nur nervös machen. Wahrscheinlich versuchen sie das Ganze noch ein paar Mal in dieser Nacht, solange bis wir uns beim ersten wirklichen Angriff vor Angst fast in die Hose machen.«

Tamir nickte düster. »Du kennst dich ziemlich gut mit den Schlitzau- gen aus.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich hatte einmal das Vergnügen, von einer Horde Psa aufgegriffen zu werden. Glücklicherweise stellten sich meine Bewacher aber so dämlich an, dass ich bereits kurze Zeit später wieder entkommen konnte. Aber ich habe dabei einiges über sie erfahren«, entgegnete ich ausweichend. Eine innere Stimme hielt mich davon ab, mehr von meiner Vergangenheit preiszugeben. Nicht nur einmal hatten das Wissen um meine Bestimmung und die magische Kraft meines Schwertes meine Reisebegleiter schon in Gefahr gebracht.

Tamir schüttelte ungläubig den Kopf. »Gefangener der Psa, Schwertträger, Krieger und dabei bist du noch nicht einmal richtig trocken hinter den Ohren. So einen wie dich habe ich noch nie gesehen. Was für verborgene Talente schlummern sonst noch in dir?«

Ich zuckte mit den Schultern und beugte mich über den Psa, den Sinas Vater aus dem Sattel geschossen hatte. Neben ihm lag seine Kriegskeule, um seine Hüften schlängelte sich ein breiter Ledergurt, in dem ein zweischneidiges Wurfbeil steckte. Beide Waffen konnten wir gut gebrauchen.

Plötzlich wechselten draußen in der Steppe die Trommeln der Psa ihren Rhythmus. Dumpf und drohend hämmerte der neue Takt durch die Nacht.

Ich ahnte, dass jetzt irgendwo da draußen etwas geschah.

»Was ist das?«, hörte ich Tamirs sorgenvolle Stimme hinter mir.

In diesem Moment erfüllte ein unheilvolles Surren die Luft.

»Pfeile!«, brüllte ich so laut ich konnte. »Alle in Deckung, schnell, legt euch unter die Wagen.«

Wie ein riesiger surrender, brummender Mückenschwarm schwirrten die gefiederten Todesboten der Psa durch die Luft und trafen die Holzwände der Wagen, die Außenmauern des verfallenen Hofes und

klatschten in den von der Sonne hart gebackenen Boden. Es hörte sich an, als klopften unzählige Menschen gleichzeitig mit ihren Handknöcheln auf eine Holzplatte.

Geraume Zeit verstrich und dann rief Tamir durch das Lager. »Alle noch am Leben?«

Nach und nach meldeten sich alle im Lager zu Wort, es war fast schon ein kleines Wunder, dass niemand verletzt war. Aber noch war die Gefahr nicht vorüber. Bongo bekam es als Erster zu spüren. Die scharfe Steinspitze eines Pfeils hatte sein dunkelblaues Mäntelchen getroffen und einen fingerlangen Riss hinterlassen. Anstatt jedoch den Göttern zu danken, eine Handbreit weiter rechts hätte der Pfeil nämlich seine Brust durchbohrt, stellte sich der Zwerg plötzlich auf einen der Wagen und verfluchte die Psa angesichts des beschädigten Kleidungsstückes mit Pest, Fäulnis und dämonischen Qualen. Sein kleiner Körper zeichnete sich dabei vor dem hoch auflodernden Feuer unseres Lagers überdeutlich in der Dunkelheit ab.

Ein weiterer Pfeil zischte scheinbar aus dem Nichts heran und bohrte sich mit einem hässlichen Klatschen hinter Bongo in die Holzwand jenes Wagens, auf dem er wie ein Verrückter umhersprang. Deutlich war zu erkennen, dass der Pfeil Bongos Mütze erwischte und diese an die Wagenbordwand genagelt hatte. Diesmal schien der Zwerg sein Glück beinahe überstrapaziert zu haben. Die scharfkantige Spitze des Pfeils hatte ihm einen gewaltigen Scheitel gezogen, und während er immer noch fassungslos nach Luft rang, lief ihm das Blut in mehreren Bahnen übers Gesicht.

»Jetzt komm endlich vom Wagen runter, oder willst du weiter hier Zielscheibe spielen?«

Ich drehte den Kopf zur Seite und sah Walla mit gewaltigen Sätzen heranstürmen. Bevor der noch immer sprachlose Zwerg reagieren konnte, hatte ihn der Hüne wie ein ungezogenes Kind am Hosenbund gepackt und ihn zu Tamir und mir unter den Wagen gezerrt.

Mit der Gewissheit vor Augen, jetzt vor den Pfeilen der Psa in Sicherheit zu sein, plusterte sich der Zwerg sofort wieder auf.

»Was erlaubst du dir eigentlich?«, keifte er Walla an. »Ich war gerade dabei, diese Schlitzaugen mit einem Todesfluch zu belegen, als du mich aus dem Wagen geholt hast. Dir ist schon klar, dass jetzt, wo ich unterbrochen wurde, mein ganzer Zauber unwirksam geworden ist?«

Walla winkte seufzend ab. »Ach Bongo, halt jetzt einfach mal dein

großes Maul und wisch dir endlich das verdamme Blut aus dem Gesicht. Du siehst aus wie ein Schwein, das man gerade abgestochen hat.«

»Blut?«, wiederholte der Zwerg ungläubig. Sofort fuhr er sich mit der Rechten über das Gesicht und starnte danach beinahe fassungslos auf seine blutverschmierte Hand.

»Ich blute!«, kreischte der Zwerg. Sein Gesicht wurde plötzlich aschfahl und er verdrehte beide Augen. Bevor irgendjemand von uns reagieren konnte, kippte der kleine Kerl zur Seite, er war einfach ohnmächtig geworden.

Nun war die Reihe an mir zu seufzen.

Die Psa versuchten es noch zweimal in dieser Nacht.

Merkwürdigerweise, oder besser gesagt wie durch ein Wunder wurde niemand im Lager dabei ernsthaft verletzt. Lediglich zum Schlafen kam keiner mehr von uns. Die Psa jedoch ließen etwa zwanzig Schritte von unserem Lager entfernt über ein halbes Dutzend leblose Stammesangehörige zurück. Ihre Wut auf uns musste inzwischen grenzenlos sein.

Dann brach der neue Morgen heran.

Nebelschleier schoben sich durch die Niederungen der Grassteppe. Im Osten schimmerte der Schein der aufgehenden Sonne nur mühsam durch den Frühdunst. Schwerfällig hob ich den Kopf und richtete mich vorsichtig hinter dem Wagen auf, hinter dem ich mir die Nacht um die Ohren geschlagen hatte. Dabei rutschte die klamme Decke, die mir irgendeine gute Seele von Mensch in der Nacht zugeworfen hatte, von den Schultern. Fröstelnd schüttelte ich mich. Die feuchte Kälte des Morgennebels durchdrang meine Knochen, ich fror, war unausgeschlafen und hungrig.

»Ein Königreich für eine heiße Tasse Kräutertee«, brummte Walla neben mir.

Ich hatte schon eine Antwort auf den Lippen, als ich aus den Augenwinkeln heraus sah, wie schattenhafte Gestalten durch das Gras der Steppe huschten. Halb nackte Männer mit langen, dunklen Haaren, nur mit Fellstiefeln und Lendenschurz bekleidet, die gelben Körper mit Pflanzenfarben beschmiert. Ein Hornstoß ertönte und dann stürzten sich die Psa mit einem Hassgescrei, das nicht nur mir durch Mark und Bein ging, beinahe selbstmörderisch gegen den Verteidigungswall. Ihr Brül-

len und Schreien klang fast tierisch durch den grauen Morgen. Man konnte keine Worte verstehen, nur den unbegreiflichen Hass spüren, der diese Männer beseelte.

»Jetzt beginnt der Kampf«, sagte Tamir überflüssigerweise.

Eine gefiederte Lanze knallte dumpf in das Holz des Wagens. Walla legte einen Pfeil auf die Sehne seines Bogens und richtete sich langsam auf.

»Will irgendjemand noch etwas sagen, ein Gebet, einen Rat?«

Ich richtete mich ebenfalls auf und zog mein Schwert aus dem Gürtel.

»Ja, versucht zu überleben«, grinste ich.

Dann waren die Psa heran.

Einhundert heulende, waffenschwingende Wilde gegen elf Männer und drei kampferprobte Frauen, unsere Lage hätte nicht aussichtsloser sein können.

Sie griffen uns an wie eine Horde wild gewordener Teufel. Ihre gelgenden Schreie zerrissen die morgendliche Stille, Pfeile und Wurflanzen prasselten gegen unsere Deckung, Staub wallte auf, Schwerter klirrten, Männer schrien, die Hölle war aufgebrochen.

»Schießt!«, brüllte Tamir und zehn Bogen und eine Armbrust ließen gleichzeitig ihre tödlichen Pfeile von den Sehnen schnellen.

Mehrere Psa fielen unter unserem ersten Pfeilhagel, und noch bevor es zum Kampf Mann gegen Mann kam, hielt der Tod durch unsere Bogen noch einmal reiche Ernte unter den Angreifern.

Psa um Psa fiel schreiend zu Boden, krümmte sich sterbend im Staub oder versuchte einen Pfeil aus der Brust zu ziehen. Die klamme Morgenluft wurde getränkt von Blut, Schweiß und Angst.

Wild entschlossen schwang ich *Gleichmacher* und meine Klinge wob ein tödliches Netz aus blitzendem, todbringendem, Menschen zerhackendem Stahl. Hier fiel ein Kopf vom Rumpf, dort ein Arm von der Schulter um im nächsten Moment wiederum Fleisch, Muskeln und Sehnen zu zerfetzen und Blut und Gedärme wie roten Regen durch die Luft spritzen zu lassen.

Ein gellender Schrei ließ mich den Kopf wenden.

Einer unserer Leute lag auf dem Rücken neben mir auf dem Boden und umklammerte mit beiden Händen den gefiederten Schaft einer Wurflanze, der aus seiner Brust ragte. Sein Kopf ruckte hoch und er starrte mich flehentlich an. Sein Gesicht war trotz der morgendlichen Kühle fast vollständig mit winzigen Schweißperlen übersät und seine

Augen unnatürlich weit aufgerissen und starr. Blut sickerte über seine Lippen. Ein letztes Krächzen entrann sich seiner Kehle, seine Beine zuckten am Boden, dann lag er still.

Von unmenschlichem Zorn erfüllt stürzte ich mich mit bluttriefendem Schwert einer Gruppe von drei Psa entgegen, die gerade einen unserer Männer zu Boden gerissen hatten. Ein vierter Psa versuchte die Beine des Unglücklichen auseinander zu zerren. Aus den wenigen hasserfüllten Worten, die der Psa dem armen Teufel förmlich entgegen schleuderte, konnte ich heraushören, dass diese Bestien in Menschengestalt dabei waren, dem Unglücklichen sein Mannesteil abzuschneiden, um es ihm anschließend als grauenvolle Demütigung in den Mund zu stopfen.

Ich riss mein Schwert hoch und mein pfeifender Hieb endete in einem dumpfen Klatschen. Der Schädel des Psa flog durch die Luft und rollte schließlich auf eines der Feuer zu. Der nächste Schlag zertrümmerte einen Brustkorb, und bevor ich die letzten beiden Psa angreifen konnte, verzichteten diese auf einen weiteren Kampf, sie rannten einfach davon.

Unvermittelt übertönte das Schrillen mehrerer Knochenpfeifen den Kampflärm. Unverständliche Befehle wurden gebrüllt und nach und nach trotteten, hinkten oder schleppten sich die Psa davon und verschwanden hinter den nächsten Hügeln. Tamir, Walla, Bongo und noch zwei weitere Männer kamen langsam auf mich zu. Jeder von uns blutete aus mehreren Wunden und die Anspannung des Kampfes war noch deutlich in den Gesichtern zu sehen.

»Verluste?«, fragte Tamir knapp.

»Drei tote Krieger und eine Frau, die wahrscheinlich den Abend nicht mehr erleben wird.«

Der Clanführer erschauerte.

»Wir sind gerade noch zehn, die mit einer Waffe umgehen können und da draußen warten noch mindestens sechzig Schlitzäugen darauf, uns das Herz aus der Brust zu reißen. Wie lange können wir noch widerstehen?«

»Bis sie aufhören, uns anzugreifen«, erwiderte Walla.

»Oder bis wir tot sind!«, entgegnete ich.

Walla nickte. »Oder das.«

Während sich Tamir im Lager umsah und versuchte, den Überleben-

den Mut zuzusprechen, winkte Bongo mich und Walla zur Seite. Dabei verhielt er sich ziemlich seltsam.

»Was hat diese verdammte Geheimniskrämerei zu bedeuten?«, zischte Walla, als wir uns schließlich zwischen den vermoderten Holzwänden in einer Scheune des Anwesens gegenüberstanden.

»Wie groß sind unsere Chancen, die nächsten Angriffe der Psa zu überstehen?«

»Ungefähr so groß wie die eines Schneeballs, der versucht, auf einer glühenden Herdplatte den nächsten Winter zu überstehen.«

Bongo nickte. »Das habe ich mir beinahe gedacht. Deswegen seid ihr auch die Ersten, die es erfahren werden.«

»Was?«, fragte Walla ungeduldig und ich hatte plötzlich ein verdammt komisches Gefühl im Magen. Bei allen Göttern, was hatte Bongo vor?

Beinahe feierlich breitete der Zwerg beide Arme aus und starre uns eindringlich in die Augen. »Ich werde sie aufhalten! Ich werde die Psa durch die Kraft meiner Magie vernichten.«

Für einen Moment lang war es in der zerfallenen Scheune so still geworden, dass man wahrscheinlich gehört hätte, wenn ein Blatt zu Boden gefallen wäre. Dann entrang sich langsam aber unaufhaltsam ein beinahe unheimliches Knurren aus Wallas Kehle. Noch bevor ich reagieren konnte, stürzte der Hüne nach vorne, packte Bongo am Kragen seines Hemdes und schüttelte den kleinen Kerl so heftig durch, dass ich befürchtete, ihm würde jeden Moment der Schädel von den Schultern fallen.

»Jetzt habe ich aber genug von deiner Zauberscheiße. Bist du eigentlich noch ganz richtig im Kopf?«, brüllte Walla außer sich vor Zorn. »Für wen hältst du dich eigentlich? Hast du immer noch nicht begriffen, dass uns hier nur noch Schwerter und Äxte helfen können? Kein Mensch braucht dich und deine Magie. Ich bin sicher, wenn die Psa dich hier so sehen würden, die Schlitzäugen würden sich über dich totlachen.«

Auch ich war im ersten Moment drauf und dran Bongo zu verfluchen.

War der verrückte Kerl jetzt endgültig übergeschnappt?

Hatte der Zwerg immer noch nicht begriffen, dass seine Zaubersprüche und seine sogenannte Magie nichts anderes als Hirngespinst waren? Mein Kopf sagte mir, dass es besser für mich war, wenn ich diese Scheune wieder verließ und mich im Lager nützlich machte, mein Herz

aber ließ mich innehalten. Obwohl der kleine Kerl von Walla wie ein Packen nutzloser Lumpen durchgeschüttelt wurde, war deutlich die Veränderung zu sehen, die ihn erfasst hatte. Sein Blick hatte jegliche Überheblichkeit verloren. Sein Gesicht glich einer steinernen Maske und seine Augen versprühten eine Entschlossenheit, die mir einen Schauer über den Rücken jagte. Sogar der wütende Walla schien zu spüren, dass da etwas mit Bongo geschehen war. Er stellte den Zwerg einfach zu Boden, drehte sich zu mir um und schüttelte verwundert den Kopf.

»Bei allen Göttern, ich glaube der Kleine meint es diesmal tatsächlich ernst.«

Bevor ihn irgendjemand aufhalten konnte, verließ Bongo den schützenden Wall unseres Lagers und lief auf die Steppe hinaus. Etwa eine Pfeilschussweite von unserem Lager entfernt setzte er sich auf den Boden, verschränkte seine Beine und streckte beide Arme gen Himmel.

»Wa-kan, waki ta, o-ta lo he!«

Die Worte, die über seine Lippen kamen, schienen nicht von dieser Welt zu stammen. Zum ersten Mal verspürte ich so etwas wie Unbehagen in Bongos Nähe.

Götter, Schwerter und Dämonen

Er war alleine.

Alleine mit sich, seiner Magie und dem Tod.

Vorsichtig begann er seine Kleidung abzulegen, bis er nichts mehr am Leib trug außer einem Lendenschurz. Sein kleiner Körper war unglaublich hager und von unzähligen Narben übersät.

Deutlich zeichneten sich die Rippen unter der Haut ab.

Dann begann er zu singen.

Zuerst klang seine Stimme leise, dann immer fester und schließlich rief er den monotonen Text des seltsamen Liedes förmlich in den Morgen hinein.

Obwohl die Sonne immer mehr an Kraft gewann, erschauerte ich.

Die Worte, die über seine Lippen kamen, waren nicht die Worte eines Sterblichen. Sie klangen wie längst vergessene Beschwörungen, die noch aus einer Zeit stammen mussten, als die Menschheit noch nicht über die Erde wandelte.

»Jetzt ist er endgültig übergeschnappt«, keuchte Walla fassungslos.

»Wenn er nicht gleich sein großes Maul hält, erschlagen ihn die Psa noch, bevor wir auf drei zählen können. Bei allen Göttern, irgendjemand muss diesen Verrückten doch aufhalten.«

Dabei knurrte er wie ein gereizter Makahl, und bevor irgendjemand von uns etwas unternehmen konnte, hatte der Hüne allein mit der Kraft seiner gewaltigen Arme den Wagen beiseitegeschoben, hinter dem wir Deckung gesucht hatten.

»Was hast du vor?«, fragte ich Walla und versuchte ihn am Arm zurückzuhalten.

Der Mann aus der Westmark schüttelte meine Hände wie ein lästiges Paar Fliegen ab und funkelte mich aus seinen dunklen Augen wild entschlossen an.

»Lass mich gefälligst los! Ich muss ihm helfen, irgendeiner muss diesen Wahnsinnigen ja davor bewahren, dass er nicht mit offenen Augen in sein Unglück rennt.«

»Bleib hier!«, befahl ich schroff.

Irgendetwas am Klang meiner Stimme ließ den Hünen innehalten.

»Warum das denn?«, erwiderte Walla erstaunt.

Während ich ihm entschlossen in die Augen sah, deutete ich mit der ausgestreckten Rechten auf den kleinen Kerl draußen in der Steppe, dessen Oberkörper hin und her schwankte und dessen Gesang inzwischen zu einem Brüllen angeschwollen war.

»Ich glaube, wir haben Bongo alle unterschätzt.«

»Wie meinst du das?«

»Sieh ihn dir an! Sieh ihn dir genau an und dann sag mir, ob dieser Mann da draußen noch irgendwelche Ähnlichkeiten mit dem Großmaul hat, das noch in der letzten Nacht beim Anblick seines eigenen Blutes in Ohnmacht gefallen ist.«

Walla stutzte, einem ersten flüchtigen Blick folgte ein zweiter und danach war klar, dass nicht nur ich die Veränderung bemerkt hatte, die Bongo erfasst hatte.

Seine Augen hatten sich inzwischen zu unvorstellbarer Größe geweitet, als wollten sie jeden Moment aus den Höhlen fallen. Sein Körper war über und über mit glitzernden Schweißperlen bedeckt und sein Gesicht hatte eine unnatürliche bläuliche Färbung angenommen. Eine geradezu unnatürliche Mimik verzerzte sein Antlitz, als ob eine fremde unheimliche Macht von seinem Körper und seinem Geist Besitz ergrif-

fen hatte.

In diesem Moment spuckte die Grassteppe erneut eine Horde bemalter, waffenschwingender Psa aus. Kreischend stürmten die gelben Teufel auf Bongo zu. Immer näher und näher rasten sie auf ihn zu, während ihre Krummschwerter und Schädelbrecher im Morgenlicht blitzten. Noch einhundert Schritte, dann nur noch fünfzig und schließlich noch zwanzig, und der kleine Kerl machte immer noch nicht die geringsten Anstalten, sich in Sicherheit zu bringen.

Unwillkürlich hielten wir alle im Lager den Atem an.

»Bongo!«, brüllte Walla wie ein waidwundes Tier, als sich der Kreis der Psa um ihn schloss.

In diesem Moment schoß eine Feuerkugel aus den Handflächen des kleinen Zauberers und gleißendes Licht hüllte die Psa ein.

Das Licht war so grell, dass ich den Kopf zur Seite drehen musste, um nicht geblendet zu werden. Einen Herzschlag lang hatte ich das Gefühl, als stünde die ganze Welt in Flammen. Als das Licht wieder verblasste, schirmte ich die Augen mit meiner Linken ab, indes ich mich vorsichtig umdrehte, um zu erkennen, was passiert war. Aber alles, was ich sehen konnte, war ein gutes Dutzend Psa, die sich schreiend am Boden wälzten und deren Körper in ein unwirkliches grelles Licht getaucht waren. Fassungslos sah ich mit an, wie das Licht immer mehr verblasste und schließlich ganz verschwand. Mit dem Licht verschwanden auch die Psa.

Eine eigenartige Stille lag plötzlich über dem Land.

»Was ist geschehen?«, stammelte Tamir, der neben mir stand. Anscheinend hatte ihn das Licht stärker geblendet als mich, denn er blinzelte unentwegt mit den Augen und tastete sich wie ein Blinder am Wagen entlang auf mich zu.

»Er hat uns alle gerettet«, sagte Walla beinahe feierlich.

»Bei allen Göttern, ich werde mich über diesen kleinen Kerl niemals wieder lustig machen. Wahrlich, er ist tatsächlich ein richtiger Zauberer.«

Dann lief er los.

Nachdenklich blickte ich ihm hinterher. Unterschiedlicher konnten zwei Menschen wohl nicht sein, ging es mir dabei durch den Kopf. Hier

Walla, der geduldige, nachdenkliche Hüne aus der Westmark, auf der anderen Seite Bongo, der Zwerg, dessen vorlautes Mundwerk seine Mitmenschen schon mehr als einmal in Schwierigkeiten gebracht hatte. Trotzdem schien es zwischen den beiden eine tiefe Verbundenheit zu geben. All den zurückliegenden Kämpfen, dem Sterben und Blut zum Trotz war ich seltsam berührt, als Walla im Laufschritt auf den Zwerg zustürzte, ihn in die Arme nahm und beinahe zärtlich, wie eine Mutter ihr Kind zurücktrug.

»Wird er es überleben?«, fragte Tamir, der offensichtlich seine Seh-schwierigkeiten überwunden hatte.

Ich zuckte mit den Schultern.

»Was soll ich sagen? Ich bin ein Krieger, ich beherrsche das Schwert, ich kann fast alles reiten, was vier Beine hat und meine Pfeile treffen meistens ihr Ziel. Aber das hier ist Magie, nur die Götter wissen, was jetzt weiter zu geschehen hat.«

Inzwischen hatte die Sonne ihren höchsten Stand erreicht. Immer noch lag eine fast beängstigende Stille über dem Grasland. Der Wind hatte inzwischen seine Richtung geändert und blies uns jetzt den Sand der Steppe direkt von vorne ins Gesicht.

»Sie sind weg!«, keuchte Joba. Der einäugige, hagere Mann hatte sich geraume Zeit in der näheren Umgebung herumgeschlichen und versucht die Psa auszukundschaften.

»Da hinten war ihr Lager«, sagte er und deutete mit vorgerecktem Kinn auf eine niedrige Hügelkuppe im Osten.

»Bongos Magie muss sie in Angst und Schrecken versetzt haben. Sie sind davon geritten, als ob sämtliche Dämonen des Universums ihnen im Nacken saßen. Bis auf ihre Pferde haben sie alles zurückgelassen. Decken, Trockenfleisch, Wassersäcke, so etwas habe ich noch nie gesehen. Die Psa müssen sich vor Angst fast in die Hosen gemacht haben.«

»Ich denke, wir verschwinden jetzt ebenfalls«, mischte sich Walla in die Unterhaltung ein.

»Wohin?«, fragte Joba.

»Nach Razamanaz«, erwiderte Tamir und deutete mit seiner Rechten auf das Land hinter uns.

»Fünfzig Meilen oder so Richtung Südwesten. Wenn ich jenem Händler, den wir unterwegs getroffen haben, glauben darf, so ist die Stadt anscheinend groß genug, um selbst einer Armee der Psa zu trotzen.«

»Oder sie ist so tot und verlassen wie dieser Hof, von dem er euch ebenfalls berichtet hat«, stellte ich trocken fest.

»Direkt im Süden liegt die Wüste Kum, hinter uns lauern die Psa. Im Osten erwartet uns eine Bergkette, deren Gipfel so hoch sind, dass sie fast den Himmel berühren und im Westen liegt das Meer der Bestien. Dort soll es Geschöpfe geben, die größer als ein Haus sind und sich von Menschenfleisch ernähren. Was für eine Wahl bleibt uns also?«

Unsere Karawane bestand immer noch aus drei Wagen, allerdings war Tamirs Clan inzwischen zu einem jämmerlichen, unbedeutendem Haufen zusammengeschmolzen. Der Kampf mit den Psa hatte einen schrecklichen Blutzoll von ihnen gefordert. Bis zum Nachmittag waren noch zwei Menschen an ihren Verletzungen gestorben.

Um vor Überraschungen sicher zu sein, mussten mindestens jeweils zwei Reiter unseren Rücken und die Flanken des Wagenzugs sichern, während Tamir die Vorhut bildete.

Acht Männer, fünf Frauen und sieben Kinder zählte seine verzweifelte Schar jetzt noch. Deshalb musste auch Sina einen der Wagen lenken, es fehlte einfach an Männern. Allerdings machte sie ihre Sache ausgezeichnet. Mit ruhiger Hand lenkte sie das Yanigespann sicher durch das Land. Obwohl kein Pfad zu erkennen war und kein Karrenweg mit seinen ausgefahrenen Spurrillen ihr den Weg ebnete, beherrschte sie den Wagen vollkommen. Das Fuhrwerk schwankte bei seiner Fahrt über Stock und Stein nicht mehr als der Wagen vor ihr und der wurde immerhin von Joba, dem erfahrensten Kutscher des Clans gesteuert.

Während ich der Karawane folgte, kreisten meine Gedanken immer wieder um Sina. Bei allen Göttern, ich musste unbedingt mit ihr reden, noch an diesem Abend. Selbst auf die Gefahr hin, dass ich mir mit Tamir deswegen Ärger einhandelte.

»Das Mädchen ist unglaublich. Jede andere wäre nach all dem, was sie bisher durchgemacht hat, schon längst verrückt geworden.«

Ich drehte mich im Sattel um und starnte verwundert auf Mano, Tamirs Bruder. Er hatte sein Halstuch mit dem Wasser aus seiner Feldflasche getränkt und wischte sich damit übers Gesicht. Wir beide bildeten die Nachhut und hatten den ganzen Staub zu schlucken, den der Wagenzug vor uns aufwirbelte. Mit einem schelmischen Grinsen im Ge-

sicht zwinkerte er mir auffällig zu.

»Na, wäre das nicht ein Mädel für dich? Ihr seid doch beide fast im gleichen Alter.«

Bevor ich darauf eine Antwort geben konnte, zügelte Tamir an der Spitze der Kolonne plötzlich sein Pferd, hob die Hand und stieß einen kurzen, lauten Schrei aus. Nacheinander kamen Wagen und Pferde zum Stehen und formierten sich hinter ihm zu einem Halbkreis.

Als wir uns dem Wagenzug näherten, erfüllten wilde Flüche die Luft. Ich kniff die Augen zusammen, starnte nach vorne und erschrak.

In breiter Front trabten zehn Reiter auf uns zu. Psa!

Aber das war es nicht, was mich mit Schrecken erfüllte. Ein rascher Blick nach allen Seiten hatte mir gezeigt, dass es sich bei den Reitern tatsächlich nur um zehn Männer handelte.

Was mich so entsetzte, war der Anführer der Männer. Es war niemand anderes als Asuti, einer aus ihrer dämonischen Priesterschaft. Schon einmal war er mir entkommen. Meine Gedanken wirbelten durcheinander. Bongo lag noch völlig entkräftet in einem der Wagen und außer meinem Schwert hatten wir nichts, was wir Asutis dunkler Magie entgegensetzen konnten.

Duell der Magier

»Was, du schon wieder?«

Als Asutis mich erkannt hatte, verzerrte sich sein asketisch geschnittenes Antlitz augenblicklich zu einer schrecklichen, vor Hass verzerrten Fratze. Die Augen quollen ihm förmlich aus den Höhlen und sein Gesicht nahm eine aschfahle Farbe an, während sich der Mund des Priesters in einen schaumbedeckten, geifernden Schlund zu verwandeln schien. Er hielt sich nur noch mit Mühe im Sattel. Deutlich war ihm anzumerken, dass er sich am liebsten auf mich gestürzt hätte, um mich mit bloßen Händen zu erwürgen. Zu oft schon hatte ich ihm und seinen gelbgesichtigen Handlangern in die Suppe gespuckt und einige ihrer Pläne vereitelt. Umso erstaunlicher war es mit anzusehen, wie der Priester jetzt versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Er schluckte seine heiße Wut hinunter und wandte sich wieder Tamir, dem Führer der kleinen Karawane zu.

Mich behandelte er dabei, als ob ich Luft wäre.

»Ich weiß nicht, warum ihr mein Angebot ausschlagt. Seht euch doch um, was ist denn aus eurem Clan geworden? Kaum zwanzig Seelen folgen noch euren Worten. Ich sage euch, höchstens zwei Mal noch wird der Monat der frierenden Bäume ins Land ziehen, danach wird sich niemand mehr an euch erinnern. Der Wind wird eure Spuren verwehen und schon bald wird die Zeit kommen, in der ihr nicht einmal mehr in den Erzählungen der Alten erwähnt werdet«

»Und wer ist schuld daran?«, brauste Tamir auf.

»Ihr und eure mordgierigen, schlitzäugigen Vasallen! Ihr habt mein Volk auf dem Gewissen, ihr habt uns aus unserer Heimat vertrieben, und mit euch soll ich jetzt auch noch Geschäfte machen?«

»Ihr verurteilt meine Männer zu Unrecht. Auch sie handelten nur auf Befehl und außerdem, hättet ihr euch unserem Gesetz unterworfen, würden alle von euch noch leben.«

»Leben?«, zischte Tamir wütend. »Was ihr Leben nennt, ist in Wirklichkeit Sklaverei. Selbst die Hunde in unserem Dorf besitzen mehr Rechte, als ihr uns nach der Unterwerfung zugestanden hättet.«

»Was will dieser gelbgesichtige Blödmann von euch?«, fragte ich Tamir ziemlich barsch, weil mir längst klar geworden war, dass das ganze Gerede nichts einbrachte, außer dass es uns auf unserem Weg nach Razamanaz aufhielt und Zeit kostete. Zeit, die von den Psa eventuell dafür genutzt wurde, um weitere Männer heranschaffen zu können.

»Das Schlitzauge fordert uns auf, ihm Bongo auszuliefern. Er sei schließlich kein Angehöriger unseres Clans, sagt er. Im Gegenzug dafür sollen wir freies Geleit nach Razamanaz erhalten.«

»Heute Morgen noch haben wir den Angriff von einhundert Psa abgewehrt, jetzt sehe ich nur zehn von ihnen. Wie will er uns daran hindern einfach weiter zu reiten?«

»Er weiß von Bongos magischen Kräften, aber darüber kann er angeblich nur lachen. Seine Magie soll tausendmal stärker sein, und wenn wir nicht bald auf sein Angebot eingehen, droht er, uns alle in Staub zu verwandeln. Sag mir, was ich tun soll, Thorak!«

»Wo ist Bongo?«

»Im zweiten Wagen, aber den Weg dahin kannst du dir sparen. Der arme Kerl liegt wie ein Toter unter seinen Decken. Der Zauberspruch, mit dem er die Psa in die Flucht schlug, hat ihn alle Kraft gekostet. Wenn du ihn ansiehst, erschrickst du. Bongo sieht jetzt aus wie ein Hundertjähriger.«

»Da mach dir mal keine Gedanken«, versuchte ich ihn aufzuheitern.
»Auch ich bin in magischen Dingen bewandert und es müsste schon mit dem Teufel zugehen, wenn wir beide keine Lösung finden würden.«

Als ich mich abwandte, um mit Bongo zu reden, sah ich aus den Augenwinkeln heraus so etwas wie Hoffnung in Tamirs Gesicht aufflackern. Der Priester der Psa hingegen starrte mich finster an. Seine Augen waren kalt und grausam und seine Stimme klang wie das Zischen einer Schlange, als er mir drohte.

»Du Hund! Wenn du jetzt zu ihm gehst, werdet ihr alle sterben.«

Einen Herzschlag lang dachte ich daran Asutis Anweisungen zu folgen, aber dann überwog die Wut über das unverschämte Verhalten der Psa und das Wissen darüber, dass selbst ein Einlenken unsern Tod wohl nur hinausgezögert hätte. Die rettenden Mauern von Razamanaz waren zum Greifen nahe. Ich war fest entschlossen, alles auf eine Karte setzen.

Ich musste mich beinahe verrenken, um an der Wagenrückwand durch jenen Spalt zu kriechen, der hinein zu Bongos Lager führte. Aber schon hinter dem ersten Fell, das den Eingang verdeckte, konnte ich wieder im Innern des mit Zelttuch überdachten Wagens aufrecht stehen. Zwei, drei Kerzen spendeten ein warmes gelbrotes Licht und ihre zün-gelnden Flammen warfen bizarre Schattenbilder auf die Tuchwände des Wageninnern.

Ich blickte mich um.

Im Hintergrund des Wagens gab es einen großen Haufen Feldecken. Darin lag eingewickelt die beinahe zerbrechlich wirkende Gestalt des Zwerges.

Bei allen Göttern, mit seiner wachsbleichen Haut und den zitternden Händen sah er tatsächlich aus wie jemand, nach dem der Tod bereits seine Krallen ausgestreckt hatte.

»Geh weg!«, sagte Bongo mit schwacher Stimme.

»Ich bin's, Thorak«, erwiderte ich leise.

Es gab eine lange Pause.

»Das habe ich mir beinahe gedacht«, sagte Bongo schließlich. »Was willst du hier? Zusehen, wie ich sterbe?«

»Rede keinen Blödsinn, sieh lieber zu, dass du auf die Beine kommst,

wir brauchen dich.«

»Mich? Ich bin euch wahrlich keine große Hilfe mehr. Sieh mich doch an. Selbst ein Neugeborenes könnte mich in meinem jetzigen Zustand zu Boden werfen. Seit ich die verbotenen Zaubersprüche des Alten aus Kuru benutzt habe, bin ich wohl dem Tode geweiht. Jetzt geh!«

Ich schüttelte beharrlich den Kopf. »Ich gehe nicht und du wirst jetzt gefälligst aufhören, in Selbstmitleid zu versinken«, erwiderte ich grob. Obwohl Bongo sichtlich geschwächt war, konnte ich es nicht zulassen, dass sich der Zwerg aufgab. Das Überleben der ganzen Karawane lag mit in seinen Händen und deshalb schlug ich ihm das Schicksal dieser Menschen mit harten Worten wie einen nassen Lappen um die Ohren. Ich erkannte, wie der Zwerg unter meinem rüden Ton zusammenzuckte und Furcht in seinen Augen aufflackerte.

»Verdammst!«, schrie ich ihn an. »Hör auf zu jammern! Steh endlich auf und kämpfe, wenn du ein Mann bist!«

Mühsam richtete sich der Zwerg auf. Sein Atem ging keuchend und dicke Schweißperlen glitzerten auf seiner Stirn, als er mir entgegen kam. Er hatte die Lippen zu einem schmalen, blutleeren Strich zusammengepresst und die dünnen Hände so fest zu Fäusten geballt, dass die Knöchel weiß unter seiner Haut hervortraten. Aber kurz bevor er mich erreicht hatte, ging er mit zitternden Beinen vor mir in die Knie.

»Es hat keinen Zweck«, hauchte er schließlich mit tonloser Stimme. »Der Psapriester, von dem du mir erzählt hast, wird mich mit einem einzigen Schnippen seiner Finger vernichten. Ich wüsste nicht, wie ich seiner Magie widerstehen könnte. Was immer du dir ausgedacht hast, vergiss es.«

Statt einer Antwort zog ich mein Schwert aus dem Gürtel und hielt die Klinge waagerecht vor Bongos Brust.

»Berühre es!«

»Was soll das? Es gibt auf der ganzen Welt keine Waffe, die jemals auf Dauer gegen Magie Bestand hatte. Uns können nur noch die Götter helfen.«

»Berühre es!«, schrie ich ihn an.

Bei meinen scharfen Worten zuckte Bongo zusammen und berührte mit seinen Fingern flüchtig die Klinge meines magischen Schwertes. Für einen kurzen Augenblick umhüllten blaue Flammen die gebeugte Gestalt des Zwerges und einen Moment lang herrschte eine geradezu unirdische Stille in dem Wagen. Dann war das blaue Flammenlicht so

rasch verschwunden, wie es gekommen war und zurück blieb ein aufrecht stehender Zwerg mit einem Gesicht, in dem sich gleichermaßen Erstaunen und Furcht widerspiegeln.

»Was ... was war das?«, stammelte Bongo.

»Diese Klinge wurde einst von Götterhand geschmiedet. Wie du siehst, bist du nicht der Einzige, der mit Magie umgehen kann. Also, was ist mit dir, bist du jetzt bereit den Psa entgegenzutreten?«

Er nickte.

Wenn es je einen Menschen gab, der von einer Sache restlos überzeugt war, so war es in diesem Moment Bongo, der Zwerg.

Gemeinsam schritten wir den Psa entgegen.

Mit dem blanken Schwert in der Hand ging ich auf Asuti zu. Neben mir lief Bongo, der mit jedem Schritt selbstsicherer wurde.

»Sieh an, sieh an, die Zauberer aus Tamirs Clan machen uns ihre Aufwartung.«

Asuti lächelte von seinem Pferd aus auf uns herab. Seine Stimme klang leise und belustigt, aber in seinen Augen flammte rasende Wut. Noch während uns das höhnische Lachen seiner Begleiter in den Ohren klang, hob Asuti die Rechte und deutete mit seinen gekrümmten Fingern direkt auf Bongos Brust.

»Chleb vana atla ida!«

Instinktiv spürte ich, dass Asuti mit diesen Worten etwas heraufbeschwore, das aus den finsternsten Tiefen namenloser Dämonenhöllen entsprungen sein musste.

Aus der Krallenhand des teuflischen Priesters löste sich ein dunkles, bedrohlich schimmerndes Lichtgebilde heraus. Ein fauliger Gestank erfüllte plötzlich die Luft und schnürte mir fast die Luft zum Atmen ab. Ein schwarzer Schatten raste auf Bongo zu. Doch der Zwerg war anscheinend auf Derartiges vorbereitet. Mit einer leichten Drehung seines Körpers entging er dem dunklen Gebilde, das aus Asutis Fingern heraus direkt auf ihn zu schoss. Blitzartig ging der Zwerg in die Hocke und richtete seinerseits die Innenflächen seiner Hände auf den Oberkörper des Priesters. Ein greller Lichtblitz entrang sich Bongos Fingern und raste auf Asuti zu. Als das Licht den Psa erreicht hatte, verwandelte es sich in einen gelblichen Nebel, der sich wie eine zweite Haut um den

Körper des Priesters legte.

Asuti schrie vor Schmerz, fiel aus dem Sattel, krachte hart zu Boden und krümmte sich schreiend vor Qual im Staub der Steppe, während Bongo reglos dastand und Worte vor sich hinmurmelte, die nicht von dieser Welt zu stammen schienen.

Voller Ehrfurcht beobachtete ich das Duell der beiden Magier.

Die Luft um uns herum war erfüllt von beißendem Gestank.

Urplötzlich wurde mir bewusst, wie hilflos Asuti jetzt zu meinen Füßen lag. Der Mann, auf dessen Befehl hin ganze Völker ausgelöscht wurden, lag jetzt wehrlos wie ein Neugeborenes vor mir auf dem Boden. Berserkerwut durchflutete mich und nur noch ein Gedanke beherrschte mich.

Asuti musste sterben!

Als der Priester der Psa begriff, was geschah, war es bereits zu spät. Schreiend rannte ich auf ihn zu und das Letzte, was Asuti in seinem Leben noch wahrnahm, war mein erhobenes Schwert.

Mit einem einzigen Hieb tötete ich den Magier.

In diesem Moment schrie Bongo auf.

Sein gellender Schrei schnitt mir durch Mark und Bein, und als ich mich umdrehte, wurde mir beinahe schlecht. Meine dunkelsten Ahnungen waren zur entsetzlichen Wirklichkeit geworden.

Kein Mensch beschwor Götter und Dämonen herauf, ohne dafür irgendwann einmal zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Razamanaz

Der Zwerg lag reglos am Boden.

Unwillkürlich hielt ich die Luft an. Die kleine Gestalt bot einen entsetzlichen Anblick. Aus seinen Kleidern stiegen dünne Rauchschwaden empor, die rasch in der warmen Luft des Tages zerfaserten. Er hatte die Beine weit von sich gestreckt und die Finger in die Erde gebohrt, er musste entsetzliche Qualen ausgestanden haben. Seine Haut war von einer wächsernen Bleiche überzogen, die mich sofort an einen Toten erinnerte. Im Gegensatz dazu aber war sein Gesicht feuerrot. Das graue Haar war verkohlt und der Schädel an manchen Stellen bis auf die Kopfhaut versengt.

Es war alles genauso gekommen, wie es Bongo vorausgesagt hatte.

Die teuflische Magie der Psa saugte den bedauernswerten Opfern sämtliche Lebenskraft aus dem Körper und hinterließ nur noch eine wachsbleiche, leblose Hülle. An welcher Stelle diese Energie in die Fänge der dämonischen Priester überging, war immer an den feuerroten Brandmalen zu erkennen.

Verzweifelt sah ich mich um.

Aber es gab weit und breit nichts und niemanden, was ihm helfen konnte. Im Gegenteil, die Nähe des Todes war förmlich greifbar, und während er leise röchelte, spürte ich, wie mit jedem weiteren Atemzug das Leben aus seinem geschundenen Leib glitt. Ein krächzender Schrei erklang und direkt neben mir stürzte sich ein schwerer Körper vorbei auf die leblose Gestalt.

Als Walla in die Knie ging, verdeckte sein gewaltiger Oberkörper Bongo fast gänzlich und ich konnte zuerst nicht erkennen, was er mit dem Schwerverletzten vorhatte. Aber als er sich schließlich mit gekreuzten Beinen neben dem Kopf des Zwerges niederließ, war es für alle von uns deutlich zu erkennen.

Bongos Herz hatte endgültig aufgehört zu schlagen.

»Er ist tot!«, sagte Walla mit tonloser Stimme. Dabei strich er mit seiner rechten Pranke beinahe zärtlich ein letztes Mal über das Gesicht des kleinen Kerls und schloss ihm für immer die Augen. Fassungslos traten die Menschen aus Tamirs Clan auf den Toten zu und umringten ihn, während aus ihren Reihen leises Weinen und vereinzeltes Fluchen zu hören waren.

»Warum gerade er?«, keuchte Tamir und blickte betroffen zu Boden.

»Ohne ihn ständen wir heute nicht hier. Dieser kleine Teufelskerl hat in der kurzen Zeit, in der er bei uns war, mehr für den Clan getan, als ich seit jenem Tag, an dem unser Dorf überfallen wurde.«

»Jetzt rede keinen solchen Blödsinn daher«, knurrte der einäugige Joba. »Ohne deine Umsicht hätten wahrscheinlich keine fünf von uns lebend aus dem Dorf fliehen können, als uns die Psa damals im Schlaf überrascht haben. Sicher hat er fast Übermenschliches geleistet, indem er jetzt zum zweiten Mal der dunklen Magie der Psa getrotzt hat. Aber du solltest auch all die anderen nicht vergessen, die uns beim Kampf gegen die Schlitzäugen geholfen haben.« Dabei blieb sein Blick auch auf mir hängen.

»Gewiss«, erwiderte Tamir einsichtig.

So ging es noch geraume Zeit hin und her und ich hörte schließlich

nur noch mit halbem Ohr hin. Stattdessen schweifte mein Blick sorgenvoll über den Rest unserer Gruppe. Als ich Sina unter den Versammelten entdeckte, machte mein Herz einen kleinen Sprung. Tränen rollten ihr stumm über die Wangen, auch ihr schien Bongos Tod sehr nahe gegangen zu sein.

Als sich unsere Blicke trafen, vermeinte ich ein kurzes Aufleuchten in ihren großen Augen zu erkennen, und als sie sich die Tränen aus dem Gesicht gewischt hatte, machte sie Anstalten auf mich zuzukommen. Aber ein knurrig ausgestoßener Befehl ihres Vaters hielt sie zurück.

Verwundert blickte ich Tamir an.

»Erst, wenn wir tatsächlich in Sicherheit sind, reden wir weiter über dieses Thema. Denk daran, noch trägst du den Dolch.«

Unwillkürlich umfasste ich mit der Rechten die kleine Lederscheide an meinem Gürtel. Dort steckte noch immer unberührt das kleine Messer mit der vergifteten Klinge. Als ich erneut in Sinas Gesicht blickte, wurde mir wieder bewusst, zu welchem Zweck die Waffe eigentlich diente und ich erschauerte.

Wir folgten Walla schließlich zu einem weitläufigen Hügel, auf dessen Kuppe er seinen Gefährten begrub – am Fuße eines riesigen Dornenbuschstrauches, das Gesicht gen Westen gewandt.

»Sein größter Wunsch war immer gewesen, eines Tages als reicher und geachteter Mann wieder in seine Heimat zurückkehren zu können.« Dabei deutete er mit einer umfassenden Handbewegung auf die zahlreichen Hügel und Erhebungen am westlichen Horizont. Nachdenklich senkte Walla den Kopf und starnte wieder auf Bongos Grab.

»Das mit dem Reichwerden hat wohl nicht sein sollen, Kleiner«, sagte er mit leiser Wehmut in der Stimme. »Aber wenigstens verlierst du so nie wieder deine Heimat aus den Augen.«

Dann griff der Hüne mit beiden Händen in den Boden, um wenig später zwischen seinen Fingern langsam die Erde des Graslandes auf Bongos Grab rieseln zu lassen.

Kurze Zeit später brachen wir wieder auf und wir waren noch keine fünf Meilen weiter gezogen, als die Sonne immer tiefer zwischen den Hügeln verschwand. Dann dauerte es auch nicht mehr lange und schließlich war der Abendwind unser einziger Begleiter auf unserer Reise hin zu den schützenden Mauern von Razamanaz.

Als die Vögel mit dem ersten Licht des Tages um die Wette zwitscherten, lag die Stadt unserer Ziele endlich vor uns. Razamanaz, das Bollwerk des Südens.

Der Stadtstaat war von solch gewaltigen Mauern umgeben, dass nur die Türme und Zinnen der höchsten Gebäude der Stadt diesen steinernen Wall überragten. Alles andere entzog sich den Blicken jeglicher Beobachter. Nur ein einziger Einlass erlaubte es den Reisenden, hinter die Mauern zu gelangen und als ich die Ausmaße des Stadttores sah, hielt ich unwillkürlich den Atem an. Die beiden gewaltigen Flügeltüren bestanden aus dunklen Holzbohlen, die im Schein der aufgegangenen Sonne eine Farbe angenommen hatte, als wären sie in Blut getaucht.

Bei meinem Schwert, nur die Götter konnten wissen, wo solche Bäume wuchsen, aus denen man diese gewaltigen Hölzer herausschlagen konnte. Die Türen waren noch zusätzlich mit schmiedeeisernen Beschlägen verstärkt und so schwer, dass für jeden Flügel ein halbes Dutzend Yani-Ochsen benötigt wurde, um diesen auf oder zu ziehen. Aber das erkannte ich erst, nachdem wir lange Zeit später endlich Einlass in die Stadt erhalten hatten.

Trotz der frühen Stunde drängelte sich bereits eine stattliche Anzahl der unterschiedlichsten Menschen vor dem Tor. Fahrende Händler, Bauern, die ihre Erzeugnisse auf dem Markt feilbieten wollten, umherziehende Söldner, allerlei lichtscheues Gesindel und einfache Reisende wie wir.

»Mir scheint, hinter diesen Mauern gibt es etwas umsonst. Wie sonst sind zu dieser frühen Stunde all diese Menschen hier vor dem Tor zu erklären?«, murkte Walla.

Deutlich war dem groß gewachsenen Mann anzusehen, dass ihm die Anwesenheit so vieler Menschen unbehaglich war.

Joba lachte zynisch auf. »Da irrst du dich aber gewaltig, mein großer Freund. Hinter den Mauern dieser Stadt bekommst du nichts geschenkt, aber auch gar nichts. Im Gegenteil, am Eingang musst du sogar dafür bezahlen, um hineinzukommen.«

»Bezahlen?«, stieß Walla hervor und starre Joba dabei völlig entgeistert an. Auch ich hob etwas verwundert die Augen. Einen Obolus zu entrichten, um in das Innere eines Zeltes zu gelangen, in dem Gaukler ihre Künste darboten, oder um an einem Kreis aus Holzlatten und geflochtenen Seilen stehen zu können, um einem Faustkampf beizuwohnen, all das hatte ich schon erlebt. Aber Geld zu zahlen, um in eine

Stadt zu gelangen? Ich schüttelte den Kopf.

Doch Jobas Erklärung ließ nicht lange auf sich warten.

Da weder die umherziehenden Clans der N'de noch die kriegerischen Horden der Psa sich großartig mit Handel, Ackerbau und Viehzucht beschäftigten, war die Stadt im Laufe von Generationen zu einem der bedeutendsten Umschlagplätze für Waren aller Art geworden. Geschickte Kaufleute aus den Hafenstädten des Südens hatten rasch den unschätzbarcn Wert des Standortes erkannt und aus den wenigen, unscheinbaren Hütten in den Anfängen des Handels daraus bald eine kleine, blühende Gemeinde geformt. Im Laufe unzähliger Jahre war so unter der Führung dieser weitblickenden Männer die Stadt zu dem geworden, was sie heute war. Inmitten der unendlichen Weiten des Steppenlandes ragte sie inzwischen wie eine trutzige Felsenburg aus diesem Meer aus Gras empor.

Ein eigener Staat mit einer eigenen Armee, eigenen Gesetzen und eigenen Zöllen und das, obwohl nur geduldet, da Razamanaz eigentlich im Land der N'de lag. Deshalb verwendeten die Stadtoberen eine große Summe für die Wehrhaftigkeit der Stadt. Dieses Geld wurde einerseits durch Steuern und Abgaben aufgebracht, stammte aber zum größten Teil aus dem geforderten Einlasszoll, dessen Höhe sich wiederum aus der Anzahl der Menschen und Tiere zusammensetzte, welche in die Stadt wollten.

Bei allen Göttern, was war die Welt der Händler und Geschäftemacher doch kompliziert. Ich war nur ein einfacher Bursche aus Eislanden und wollte mir deshalb den Kopf nicht weiter über die Geschicke der Kaufleute zerbrechen, zumal wir uns jetzt dem Tor näherten. Ich hob den Kopf und meine Hand legte sich unwillkürlich um den Griff meines Schwertes.

Hinter dem rechten Flügel des Tores tauchte unvermittelt eine große Gruppe blau gekleideter Stadtwachen auf. Mindestens zwei Dutzend Männer mit großen Rundschilden, Krummsäbeln und langen, mit scharf geschliffenen Spitzen versehenen Speeren. Rasch, weil sicherlich schon tausendmal geübt, umstellten sie unseren kleinen Wagenzug und versperrten den Weg.

Der Mann an der Spitze der Soldaten, ein schlanker, hochgewachse-

ner Kerl mit einem sauber gestutzten Backenbart, starre uns mit blitzenden Augen entgegen.

»Gehört ihr alle zusammen?«, fragte er mit sonorer Stimme, währenddessen seine Rechte vom ersten bis zum letzten Wagen hinüber schweifte.

Tamir nickte. »Ich bin der Führer dieser Sippe und wir würden uns gerne hinter den schützenden Mauern eurer Stadt etwas von den Strapazen unserer langen Reise ausruhen.«

»Das Leben in Razamanaz ist aber teuer, bereits der Einlass in diese Stadt kostet euch eine stattliche Anzahl von Münzen. Besitzt ihr überhaupt genügend Geld, um hier ein paar Tage auszuhalten? Herumstreunendes Gesindel und Bettler haben wir schon zur Genüge.«

Mit jedem Wort mehr wurde die Stimme des Mannes deutlich schärfster.

Anstelle einer Antwort warf ihm Tamir einen kleinen Lederbeutel zu, in dem es vernehmlich klimperte. Ich staunte nicht schlecht, als die Rechte des Mannes hochschoss und den kleinen Beutel, ähnlich einem Adler, der sich seine Beute krallte, in der Luft mitten im Flug fing.

»Ich hoffe, das wird für die erste Woche für uns alle genügen.«

Die Stadtwache warf einen kurzen Blick in den Beutel und grinste breit.

»Anscheinend kennt ihr die Preise hier genau. Die Summe ist allerdings fast schon etwas zu hoch für euer Anliegen. Oder wollt ihr uns gar bestechen?«

Tamir grinste ebenso breit zurück.

»Wenn ihr das restliche Geld am Ende eures Wachdienstes in ein paar Krüge Wein investiert, glaube ich kaum, dass hier irgendjemand von Bestechung reden kann, oder?«

Ohne ein weiteres Wort über die Angelegenheit zu verlieren, machte uns der Mann mit seinen Soldaten bereitwillig Platz und schon bald hatten wir den eigentlichen Stadt kern erreicht. Hier war alles von pulsierendem Leben erfüllt. Überall bauten Händler ihre Verkaufsstände auf und priesen Marktfrauen lautstark ihre Waren an, während unübersehbare Menschenmassen an uns vorbei hasteten.

Inzwischen hatte sich die Mittagshitze wie ein Deckel über die Stadt gelegt, der die ganze Luft mit all ihren Gerüchen und Düften zu Boden drückte, die lieblichen genauso wie die unerträglichen, die hier in den engen Straßen deutlich überwogen. Ich legte mir die Hand vor den

Mund und kniff mit Daumen und Zeigefinger meine Nase zu.

Ich wagte kaum noch zu atmen.

Es stank nach Fisch, verbrannten Fleisch, Gewürzen, Schweiß und dem allgegenwärtigen Kot, den die unzähligen herumziehenden Tiere in den Straßen hinterlassen hatten. Wenn man hineintrat, war es letztendlich egal, ob die Hinterlassenschaft von Pferd, Hund, Ochse oder Esel, Ziege oder Schwein stammte. Das Ergebnis stank in jedem Fall zum Himmel und deshalb hatte ich auch schon einen wilden Fluch auf den Lippen, als neben dem Wagen, auf dem ich saß, etwas mit elementarer Wucht in einen solchen Haufen klatschte, sodass die matschige Brühe bis hoch auf mein Hemd spritzte. Aber mein wütender Schrei blieb mir förmlich im Hals stecken, als ich das Wurfgeschoss erkannte, welches die Dreckfontäne ausgelöst hatte.

Ich war noch keine Stunde in dieser Stadt und doch hatte schon irgendjemand aus dieser gesichtslosen, vorbeihastenden Menschenmasse versucht, mich mit einer mit Eisendornen gespickten Keule zu meinen Ahnen zu schicken.

Oder hatte mich da irgendjemand einfach nur verwechselt?

Schattenjagd

»Jetzt stell dich doch nicht so an!«

Unvermittelt legte sich Wallas Pranke um meinen rechten Unterarm und ohne weiter auf meine wütenden Proteste zu achten, schleifte mich der riesenhafte Kerl einfach mit sich. Ich wurde abrupt nach vorne gerissen, strauchelte und stolperte mindestens fünf, sechs Schritte lang mit gebeugtem Oberkörper hinter ihm her, bis ich endlich mein Gleichgewicht wieder fand. Als ich wieder einigermaßen sicher auf den Beinen stand, riss ich mich mit einem ärgerlichen Knurren los.

»Was soll das, bist du verrückt geworden?«

»Nein, nur durstig«, entgegnete Walla.

Entschlossen verschränkte er beide Arme vor der Brust und versperrte mir den Weg wie ein schier unüberwindbares Hindernis, das nur aus Muskeln, Sehnen und Knochen zu bestehen schien.

»Nun zier dich nicht so wie ein altes Waschweib. Im Lager wird unsere Hilfe im Moment sowieso nicht mehr benötigt, und bevor ich den Leuten im Weg stehe, gehe ich lieber was trinken. Verdammt, in den

letzten Tagen ist einfach zu viel passiert, was mir nicht in den Kopf will. Erst gestern habe ich einen guten Freund verloren, ich muss jetzt einfach auf andere Gedanken kommen.«

»Und wozu brauchst du mich dabei?«

Das gutmütige Gesicht des Hünen zersprang in tausend Lachfalten und mit einem schelmischen Grinsen, dem einfach niemand widerstehen konnte, gab er mir Antwort.

»Ich trinke nun mal nicht gerne alleine.«

Ich wusste, was nun folgen würde und deshalb drehte ich mich noch einmal seufzend zu unserem Lager um. Man hatte uns eine Stelle am nördlichsten Ende der Stadt zugewiesen. Ein weitläufiger Platz, dessen von Steinen und Geröll durchzogene Erde im Laufe der Jahrzehnte durch unzählige Wagenräder, Stiefelritte und Pferdehufe zu einem topfebenen Boden getrampelt worden war.

Überall standen wahllos aufgeschlagene Zelte herum, hier und da waren Erdlöcher zu sehen, und primitive Holzbauten, die nur aus einer Handvoll Bretter und einigen achtlos übergeworfenen Decken bestanden, vervollständigten das Gesamtbild dieses Stadtteils. Unsere Wagen duckten sich rechter Hand in den Schatten der hoch aufragenden Stadtmauer und außer einem kleinen Feuer und dem Schnauben der Ochsen war im Moment dort nichts zu sehen oder zu hören.

Ich schluckte trocken.

Eigentlich wollte ich an diesem Abend versuchen, mich irgendwie mit Sina zu treffen. Es gab so vieles, was zwischen uns noch zu bereden war, außerdem sehnte ich mich nach ihrer Nähe.

Dann war da noch der Dolch, den ich bei mir trug. Und die Sache mit der eisengespickten Keule, die mich am Mittag nur um Haaresbreite verfehlt hatte. Darüber wollte ich mich gerne mit Tamir unterhalten, aber es sollte wohl nicht an diesem Abend sein. Ein Blick in Wallas Gesicht sagte mir nämlich, dass Widerspruch sinnlos war und so ergab ich mich seufzend in mein Schicksal und folgte dem Hünen in Richtung Stadtmitte.

Morgen war sicherlich auch noch Zeit zum Reden.

Wir marschierten eine schmale Gasse entlang, die nach knapp zweihundert Schritten in eine breite, gepflasterte Straße mündete. Trotz der

hereinbrechenden Nacht war deutlich zu erkennen, dass hier die Häuser größer, herrschaftlicher, die Straßen breiter und sauberer und die wenigen Menschen, die uns begegneten, besser gekleidet waren, als in jenem Viertel, aus dem wir kamen.

»Wie weit ist es noch?«, fragte ich nach einer Weile.

»Wir sind gleich da«, erwiederte Walla und deutete zu meinem größten Erstaunen auf einen schmalen, dunklen Seitenweg, dessen Eingang zwischen zwei Häusern kaum zu erkennen war.

»Hier entlang!«

»Was, hier? Meinst du nicht auch, dass wir entlang der Straße eher auf eine gut geführte Schenke stoßen werden, als hier in dieser düsteren Gasse?«

Walla lächelte milde.

»Das mag schon sein, Thorak. Nur kostet der Wein in diesen prächtigen Straßen fast dreimal so viel wie in den Nebengassen, weil sich hierher seltener ein Reisender verirrt. Ich selber kann es mir aber nicht leisten, mein Geld leichtfertig zu verjubeln, denn meine Börse ist aus Zwiebelleder.«

Als ich ihnverständnislos anglotzte, verzog er den Mund zu einem breiten Grinsen.

»Wenn man da hineinschaut, kommen einem nämlich die Tränen.«

Jetzt musste auch ich grinsen und folgte ihm kopfschüttelnd. Aber bevor ich in die dunkle Gasse trat, blickte ich noch einmal zurück. Warum, wusste ich später selber nicht mehr genau zu sagen.

Der Anblick traf mich jedenfalls wie ein Schwerthieb.

Wir waren nicht mehr allein. In der Abenddämmerung zeichneten sich deutlich die Umrisse von fünf schattenhaften Gestalten ab, die sofort, als ich mich umgedreht hatte, in den umliegenden Hauseingängen verschwunden waren. Zwar waren sie zu weit weg, um etwas Genaues zu erkennen, aber doch nah genug um zu wissen, dass sie auf unserer Spur waren.

»Wir sind nicht mehr alleine«, raunte ich Walla zu und legte meine Hand um den Griff meiner Waffe.

»Natürlich nicht, an solch lauen Sommerabenden sind noch Hunderte von Leuten unterwegs. Nicht nur ich habe eine trockene Kehle und diese warme Nacht ist geradezu dafür geschaffen, um sich einen Krug Wein durch den Hals rinnen zu lassen, oder auch zwei, oder drei.«

»So habe ich das nicht gemeint. Was ich sagen will, ist ... wir werden

verfolgt!«

Abrupt blieb Walla stehen und auf mein stummes Handzeichen hin traten wir beinahe gleichzeitig einen Schritt ins Dunkel der Gasse zurück. Genau diese Bewegung rettete uns beiden das Leben. Wie ein bösartiges Insekt zischte ein blitzendes Etwas an mir vorbei in die Gasse hinein und bohrte sich mit einem hässlichen Knirschen genau an jener Stelle in den Boden, an der Walla keinen Atemzug vorher noch gestanden hatte.

Einen Moment lang starrten wir beide, unfähig uns zu rühren, wie gebannt auf den abgeschossenen Armbrustbolzen, der vor uns im Boden steckte, dann hatte ich mich als Erster wieder in der Gewalt.

Mit einer geschmeidigen Bewegung riss ich mein Schwert aus dem Gürtel und hastete geduckt tiefer in die Gasse hinein.

Aber die Schatten waren verschwunden, die Straße hinter uns blieb leer.

Stattdessen kam uns eine Gruppe blau gekleideter Soldaten entgegen, die sich offensichtlich auf Patrouille befanden. Ohne uns auch nur eines Blickes zu würdigen, marschierten sie im Gleichschritt an uns vorbei, und als das Stampfen ihrer schweren Stiefelritte verklungen war, schien alles wieder so ruhig und friedlich zu sein wie zu dem Zeitpunkt, als wir die Gasse betreten hatten.

Trotzdem hatte ich ein merkwürdiges Gefühl in der Magengegend.

Der abgeschossene Armbrustbolzen hatte mir gezeigt, dass die Sache mit der Keule doch kein Zufall gewesen war. Aber wer oder was waren diese geheimnisvollen Schatten, die Jagd auf uns machten?

Psa?

Ich schüttelte den Kopf. Nein, das war unmöglich, nicht hier, nicht in Razamanaz.

Bevor ich weiter meinen düsteren Gedanken nachhängen konnte, zupfte mich jemand am Ärmel.

»Da vorne ist es.«

Meine Augen folgten der ausgestreckten Hand von Walla und ich erkannte fast am Ende der Gasse ein kleines, hervorstehendes Eckhaus, das auch schon bessere Tage gesehen hatte. Über der windschiefen Haustür war an der Außenwand eine trübe Ölfunzel angebracht, die gerade mal soviel Licht spendete, dass man den Eingang erkennen konnte. Die wenigen Fenster waren so blind vor Schmutz und Dreck, dass es schier unmöglich war, einen Blick ins Innere zu erhaschen, und das, ob-

wohl der Schankraum hell erleuchtet schien. Immer wieder drangen lautes Stimmengemurmel und vereinzeltes Lachen auf die Straße hinaus.

Walla fasste mich an der Schulter, öffnete die Tür und dann traten wir ein.

Drinnen schlug uns verbrauchte, warme Luft entgegen, die derart vermischt mit Schweißgeruch, Tabakrauch und dem Gestank von verbranntem Fleisch und abgestandenem saurem Wein war, dass es mir beinahe den Magen umdrehte. Die Schankstube war überraschend gut besucht und für einen Moment verstummten die Gespräche an den Tischen und einige der Anwesenden wandten neugierig die Köpfe und musterten uns mit abschätzenden Blicken. Allerdings verging den Leuten das Interesse an uns beiden so schnell, wie es gekommen war. Man hatte wohl erkannt, dass bei uns nicht viel zu holen war, außer ein paar zerschlagenen Knochen vielleicht.

Mit mir im Schlepptau bahnte sich Walla zielstrebig einen Weg zum Tresen. Seine breiten Schultern und seine Ellbogen verschafften uns einige böse Blicke, aber angesichts seiner hünenhaften Gestalt verzichtete man offensichtlich auf die eine oder andere Bemerkung. Als wir die Theke erreicht hatten, kam sogleich der Wirt herbei und musterte uns eingehend.

»Fremd in der Stadt?«

Walla nickte. »Heute erst angekommen, aber ich bin nicht hier, um zu reden, ich habe Durst.«

Der Wirt nickte, griff unter die Theke und stellte vor uns einen bau chigen Krug und zwei mehr oder weniger saubere Gläser auf den Tresen. Als er seinen Preis nannte, nickte Walla zufrieden, kramte kurz in seinen Taschen und legte dann eine Handvoll Münzen neben unsere Flasche. Mit einer raschen Handbewegung, die kaum mit dem bloßen Auge zu sehen war, wischte der Wirt das Geld von der Theke und ließ es in seinen Taschen verschwinden. Dann ließ er uns allein.

Walla schenkte die Gläser voll, und während ich an meinem nur nipp te, goss er sich gleich den ganzen Inhalt seines Glases mit einem einzigen Ruck in den Mund. Der Wein schmeckte harzig, war stark und warm. Ich nahm mir vor, etwas vorsichtiger beim Trinken zu sein, denn

bereits der erste Schluck hatte mir schon warme Ohren beschert. Als Walla dann beim fünften Glas angelangt war, hatte ich genug von dem Geschrei und dem Gestank, der hier in der Spelunke herrschte. Wenn ich nicht bald an die frische Luft kam, würde ich auch noch das Wenige, was ich im Magen hatte, verlieren. Mir wurde langsam einfach schlecht.

»Waschn los, Kleiner?«, nuschelte Walla, den der Wein schon sichtlich gezeichnet hatte.

»Muss mal eben an die frische Luft. Bin gleich wieder zurück.«

»Ha«, lachte der Hüne. »Vertragsch wo ... wohl nicht viel, wasch?«

Statt einer Antwort steuerte ich zielsicher eine der Türen im rückwärtigen Teil des Schankraums an, von der ich wusste, dass sie auf einen Hinterhof führte. Während unseres Aufenthalts in der Schenke hatte ich immer wieder beobachtet, wie einige Zecher, die einem menschlichen Bedürfnis folgten, durch eben diese Tür verschwunden waren, um kurz darauf wieder sichtlich erleichtert zurückzukehren, auch wenn der eine oder andere von ihnen danach feuchte Flecken auf der Hose hatte, die vorher nicht da gewesen waren. Ich beeilte mich, denn mein Magen hob und senkte sich allmählich in bedrohlicher Art und Weise.

Im Hof selber war es so dunkel wie in einem Pferdehintern.

Nach dem entsetzlichen Gestank und der unerträglichen Wärme im Innern sog ich die Nachtluft beinahe gierig ein, obwohl es hier überall nach Pissem, Unrat und Verfaultem roch. Allmählich beruhigte sich auch mein Magen wieder und ich war gerade im Begriff in die Schankstube zurückzukehren, als ich rechts von mir ein kratzendes Geräusch an der hohen Mauer hörte, welche den Hinterhof umgab. Ich zuckte mit den Achseln, wahrscheinlich irgendein Tier, dachte ich noch.

Als sich dann aber der zweite Widerhaken, an den ein Seil gebunden war, in der Mauerkrone festkrallte und die erste schattenhafte, in dunkle Tücher gehüllte Gestalt beinahe vor meinen Füßen im Hof landete, wusste ich, dass die Schatten wieder Jagd auf uns machten.

Drei weitere Haken flogen über die steinerne Umfriedung und bohrten sich mit ihren eisernen Spitzen tief ins Mauerwerk. Für weitere Beobachtungen blieb mir jetzt allerdings keine Zeit mehr.

Der Schatten vor mir hielt plötzlich einen Krummsäbel in den Händen und die tödliche Klinge raste mit unvorstellbarer Wucht genau auf meinen Schädel zu.

Mit einem wahren Panthersatz sprang ich zur Seite. Statt mir den

Kopf zu spalten, bohrte sich die Klinge mit solcher Wucht in das Holz jener Tür, aus der ich gekommen war, dass der Besitzer der Waffe einen Moment lang vergeblich versuchte, den Säbel wieder herauszuziehen.

Dann war ich bei ihm, knallte ihm den Knauf meines Schwertes auf den Schädel und sah zu, dass ich wieder ins Innere der Spelunke kam. Es wurde auch allerhöchste Zeit, denn inzwischen waren die anderen vier Schatten ebenfalls im Hof gelandet.

»Walla!«

Immer wieder brüllte ich seinen Namen, während ich wie von sämtlichen Dämonen der gesamten dunklen Welt gehetzt in den Schankraum stürmte.

Auch Verräter müssen sterben

Als ich durch die Tür rannte, erklang vom Hof her ein vielstimmiger, wütender Aufschrei.

Hastig sah ich über die Schultern zurück und erkannte, wie sich hinter mir vier dunkelgekleidete Schatten beinahe gleichzeitig und fluchend durch die Türe zwängten.

Ich rannte weiter.

Vor mir lag ein dunkler, schmaler Gang, an dessen Ende eine weitere Tür wieder ins Innere der Schenke führte. Zwanzig, vielleicht fünfundzwanzig Schritte lang, aber im Augenblick erschien mir jeder Schritt wie eine Meile. Keuchend kamen die Verfolger immer näher heran. Der Boden stöhnte und ächzte unter ihren schweren Stiefelritten und der fensterlose Gang hallte wider von ihren wütenden Flüchen und dem Klirren ihrer Waffen.

Dann hatte ich es fast geschafft, aber eben nur fast.

Die Fingerspitzen meiner Rechten berührten gerade die Klinke jener Tür, hinter welcher der Schankraum lag, als sich eine schwielige Hand auf meine Schulter legte und mich ungestüm zurückriss. In meiner Verzweiflung trat ich mit meinen Beinen einfach blind nach hinten. Ich hatte Glück und traf, die genagelten Sohlen meiner klobigen Reitstiefel landeten genau an jener Stelle, die einen Mann von einer Frau unterscheidet. Einmal, zweimal. Ein unterdrückter Schrei ertönte und dicht neben mir stürzte ein schwerer Körper hart auf die Dielenbretter des

Holzbodens.

Im selben Moment waren die anderen heran.

Mein Herz krampfte sich beinahe schmerhaft zusammen, als die Vermummten mit gezogenen Waffen unaufhaltsam näher kamen. Jetzt waren es keine umher huschenden, nicht greifbare Schatten mehr, jetzt waren es drei Männer aus Fleisch und Blut. Sie waren von Kopf bis Fuß in eng anliegende dunkle Tücher eingehüllt, die ihnen selbst jetzt, als sie direkt vor mir standen, noch etwas Schattenhaftes, Unwirkliches verliehen. Sogar ihre Gesichter waren hinter dem dunklen Stoff verborgen und ließen nur einen kleinen Schlitz über den Augen frei. Und in diesen Augen glitzerte jetzt die pure Lust am Töten.

»Haut ab!«, rief ich und meine Stimme drohte dabei überzuschnappen.

»Jetzt haben wir dich endlich«, keuchte der vorderste der Vermummten. »Diesmal entkommst du uns nicht mehr.«

Der Gang war ziemlich schmal und deshalb war es ihnen nicht möglich gleichzeitig anzugreifen, sie mussten es also einzeln gegen mich versuchen. Auch die Sichtverhältnisse waren für einen Kampf alles andere als ideal. Das Licht der Schenke, welches hinter mir durch den Türrahmen drang, und der fahle Schein des Mondes, der vom Hof aus in den Gang fiel, waren alles, was es an Helligkeit gab. Man musste schon genau hinsehen, um etwas zu erkennen, aber vielleicht lag gerade darin meine Chance.

Doch für weitere Überlegungen blieb mir jetzt keine Zeit mehr.

Ich hatte genug damit zu tun, in diesem vermaledeiten Gang am Leben zu bleiben.

Der erste Schatten kam mit wiegenden Schritten auf mich zu. Mit einer weit ausholenden Bewegung schwang er seinen Krummsäbel hoch und versuchte mir den Kopf von den Schultern zu schlagen. Ich packte *Gleichmacher* mit beiden Händen und parierte den Hieb mit meiner Klinge. Der Säbel zerbrach an meiner magischen Waffe, und bevor dessen verblüffter Besitzer reagieren konnte, hatte sich die Spitze meines Schwertes bereits in seine Schulter gebohrt. Der Mann taumelte zurück und behinderte dadurch seine Komplizen.

Für einen Moment lang gewann ich Luft.

Da fauchte ein metallisches, gezacktes Etwas durch den Gang und streifte meine Wange. Ein Wurfstern, durchzuckte es mich noch, als ich auch schon spürte, wie etwas Warmes mein Gesicht hinab lief, sich am

Kinn sammelte und zu Boden tropfte. Eigentlich war es nur ein harmloser Kratzer, eine Fleischwunde, die ich im Eifer des Kampfes normalerweise gar nicht beachtet hätte.

Aber diesmal war es irgendwie anders.

Vor meinen Augen begannen der dunkle Gang und die verummumten Angreifer zu verschwimmen, eine Woge aus flüssigem Feuer schien meinen Körper von den Haarspitzen bis zu den Fußsohlen hin zu durchfließen, ich öffnete den Mund zu einem lautlosen Schrei und etwas in mir erwachte.

Alles ging so rasend schnell, dass ich zuerst selbst nicht begreifen konnte, was mit mir geschah.

Ich riss mein Schwert hoch, parierte geradezu mühelos einen heranzischenden Säbelhieb und entthauptete den Angreifer mit einem einzigen Hieb. Mit einer beinahe entsetzlich anmutenden Leichtigkeit durchbrach meine Klinge die Deckung eines zweiten Vermummten, fegte dessen Waffe wie einen Grashalm zur Seite und spaltete seinen Brustkorb.

Alles, was mich jetzt noch beherrschte, war ein beinahe grausames Verlangen nach Kampf, Blut und Tod. Neben mir regte sich der Mann, den ich mit einem Tritt in die Weichteile zu Boden geschickt hatte. In seinen weit aufgerissenen Augen lag nackte Angst, als er zu mir aufblickte. Doch ich kannte keine Gnade, mein Schwert fuhr auf ihn nieder und tötete ihn auf der Stelle. Dann wirbelte ich einmal um die eigene Achse und starrte dem letzten Überlebenden Angreifer wild in die Augen. Es war jener, den ich an der Schulter verletzt hatte. Der Mann blickte mich an, als hätte er ein Gespenst gesehen, warf sich herum und hetzte lautlos auf den Hof zurück.

Aber er kam nicht weit.

Mit zwei, drei riesigen Schritten war ich bei ihm, riss ihn an der Schulter herum und verwandelte sein Gesicht mit einem Hieb des Schwertknaufs in eine einzige Masse aus umherspritzendem Blut, zerfetzter Haut und zersplitterten Knochen. Blut, überall war Blut und ich verspürte plötzlich das unbändige Verlangen es zu trinken, darin zu baden, es ...

In diesem Moment öffnete sich die Tür zur Schenke und der Wirt trat

in den Gang. Er hatte seinen Oberkörper vorgebeugt und versuchte ächzend ein leeres Weinfass in den Hinterhof zu rollen.

Aber bereits nach wenigen Schritten verhinderte der erste Tote in dem schmalen Gang sein Weiterkommen. Überrascht blickte er auf, und als er erkannte, was ihm da den Weg versperrte, verzerrte sich sein Gesicht zu einer angstvollen Fratze.

»Bei den Göttern!«

Sein schriller Ruf war es, der mich wieder in die Wirklichkeit zurückbrachte. Augenblicklich erlosch die Flamme des Kampfes in mir und ich kam wieder zur Besinnung. Als ich begriff, was ich getan hatte, ließ ich mein Schwert angeekelt fallen und sank stöhnend zu Boden. Ich barg mein Gesicht in den Händen und es hätte nicht viel gefehlt und ich hätte begonnen zu schluchzen.

Unterdessen hatte der Wirt die Tür wieder verschlossen und das leere Fass davorgestellt. Aber erst nachdem er trotz lauter Proteste einen Zecher wieder in die Schankstube zurückgeschickt hatte, obwohl dieser nach eigenen Worten soviel Wasser von sich geben musste, dass man damit einen kleinen See füllen konnte. Dann kam er beinahe ehrfürchtig auf mich zu. Immer wieder starnte er dabei auf die Toten und schüttelte ungläubig den Kopf.

»Bist du das gewesen, Junge?«

Ich nickte stumm.

»Ich bin Eli, der Wirt vom fröhlichen Zecher und wer bist du?«

»Thorak, ein einfacher Bursche aus Eislanden.«

»Und wer bist du wirklich?«

Ich hob den Blick. »Wieso?«

»Anscheinend lässt es sich da jemand eine schöne Stange Geld kosten, um einen einfachen Burschen wie dich von den Lebenden zu den Toten zu befördern. Weißt du denn nicht, mit wem du dich da angelegt hast?«

Immer noch wie benommen von den Eindrücken der vergangenen Ereignisse schüttelte ich den Kopf, sah erneut zu ihm auf und starrte ihn dabei fragend an.

Während der Wirt auf einen der Toten zeigte, begann er zu erzählen.

»Das sind Angehörige der Gilde der Schattenmacher, einer ziemlich unerfreulichen Zunft. Diese verummumten Kerle sind nämlich nichts anderes als gedungene Mörder. Gegen ein gewisses Entgelt töten sie jeden, der ihren Auftraggeber im Weg ist.«

Der Wirt gab ein glucksendes Lachen von sich.

»Man erzählt sich, dass sie sich sogar selbst umbringen, wenn die Summe stimmt. Aber egal, jetzt müssen wir erst einmal zusehen, dass diese Kerle von hier verschwinden.«

»Bekommst du jetzt Schwierigkeiten?«

»Nicht direkt«, entgegnete der Wirt. »Ein toter Schattenmacher ist in den Augen seiner Gilde ein jämmerlicher Versager und von daher habe ich von dieser Seite aus keinen Ärger zu erwarten. Lediglich die Stadtwache könnte in naher Zukunft des Öfteren hier auftauchen und dumme Fragen stellen und das wiederum wäre schlecht fürs Geschäft. Wenn du was für mich tun willst, dann pack mit an und hilf mir, die Kerle verschwinden zu lassen.«

Gemeinsam zerrten wir die Toten zu einem Verschlag im Hinterhof. Dort gab es hinter einer Unzahl aufeinandergestapelter Weinfässer ein dunkles Loch im Boden, das man mit einem Brett abgedeckt hatte, welches wiederum sorgfältig mit alten Lumpen und einigen übel riechenden Abfällen getarnt war. Das Loch war knapp ein halbes Dutzend Handflächen breit im Durchmesser. Wir rückten die leeren Fässer, die Lumpen und den Unrat beiseite und ließen einen nach dem anderen in dem dunklen Schlund verschwinden. Da die Toten allesamt durchtrainierte Männer gewesen waren, passten sie mühelos hindurch. Als der letzte von ihnen in dem Loch verschwunden war, blickte ich ihm noch einen Augenblick lang nach.

Irgendetwas störte mich an der ganzen Geschichte, ich wusste nur noch nicht, was es war.

»Was ist, wenn man sie doch findet?«

Der Wirt winkte ab. »Alles, was da hineinfällt, taucht niemals wieder auf. Ich habe das Loch vor Jahren selbst gegraben. Ursprünglich wollte ich dort im Sommer meinen Wein lagern, damit er während der größten Hitzemonate etwas kühl bleibt, inzwischen weiß ich aber, dass meine Gäste den Wein lieber warm trinken. Egal, jedenfalls hatte ich keine zwei Fuß tief gegraben, als an dieser Stelle plötzlich die Erde wegsackte und ... bei den Göttern, ich schwöre, nach fast einer Stunde war immer noch nicht zu hören, dass der Dreck da unten irgendwo gelandet war. So tief ist das hier.«

»Und was befindet sich da unten?«

»Die Katakomben von Razamanaz«, erwiderte Eli leise und für einen kurzen Moment hatte ich das Gefühl, als ob er Angst davor hatte, wei-

ter darüber zu sprechen.

Nachdenklich ging ich zurück zu unserem Lager.

Walla blieb in der Schenke, er war jetzt beim zweiten Krug Wein angelangt und in einem Zustand, in dem er weder mit Drohungen noch mit Bitten zu überreden war, endlich nach Hause zu gehen. Es war kurz vor Mitternacht und in dem Zeltviertel, wo wir unser Lager aufgeschlagen hatten, schien alles zu schlafen. Alles? Nein, denn ganz am Rande des Platzes duckte sich eine Gestalt tief in den Schatten der Stadtmauer. Eigentlich wäre er trotz des bleichen Mondes, welcher jetzt wie eine Sichel am nachtschwarzen Himmel stand, unentdeckt geblieben. Sein fahles Licht reichte nicht einmal aus, um noch Dinge zu erkennen, die weiter als drei oder vier Schritte von einem entfernt waren. Aber genau in dem Moment, als ich mich unter einen der Wagen zum Schlafen legen wollte, ließ er ein Streichholz aufflammen. Neugierig hob ich den Kopf und starrte in die Nacht hinein. Immer wieder war vor mir in der Dunkelheit ein rot glühender Punkt zu sehen, anscheinend rauchte der Mann dort.

Seltsam, dachte ich, wer schlich sich schon um Mitternacht aus dem Haus, um im Schutz der Stadtmauern dort heimlich zu rauchen?

Neugierig geworden erhob ich mich und huschte lautlos auf jene Stelle zu.

Aber ich kam nicht sehr weit.

Plötzlich wuchs vor mir zwischen den Wagen ein Schatten empor, den ich nur allzugut kannte. Was um alles in der Welt hatte Mano vor? Warum schlich sich Tamirs Bruder wie ein Dieb in der Nacht aus dem Lager, um sich mit jemand an der Stadtmauer zu treffen, der offensichtlich auch nicht unbedingt gesehen werden wollte? Vorsichtig folgte ich Mano, bis dieser jene Stelle erreicht hatte, wo der rauchende Unbekannte bereits ungeduldig auf ihn wartete.

»Und, alles klar?«, hörte ich Mano flüstern.

»Gar nichts ist klar, du verdammter Idiot. Warum hast du uns nicht gesagt, dass er ein Berserker ist?« Dabei trat der Unbekannte aus dem Dunkel der Stadtmauern heraus auf Mano zu und für einen Moment lang war seine gedrungene Gestalt im fahlen Mondlicht deutlich zu erkennen. Ich unterdrückte im letzten Moment einen Aufschrei und sank

lautlos hinter einem Stapel Feuerholz zu Boden. Mein Mund wurde plötzlich trocken und mein Magen zog sich schmerhaft zusammen. Der Unbekannte war niemand anderes als jener Schattenmacher, der gleich zu Beginn des Kampfes seinen Säbel in die Tür zum Hinterhof gerammt und den ich anschließend bewusstlos geschlagen hatte. Im gleichen Augenblick wurde mir schlagartig klar, was mich vorhin so beschäftigt hatte, nachdem wir den vierten Toten in dem Loch hatten verschwinden lassen. Natürlich! Es waren von Anfang an fünf Angreifer gewesen.

»Also lebt Thorak noch?«

»Natürlich«, zischte der Schattenmacher. »Dabei wird es wohl auch bleiben, da wird dir auch dein ganzes Geld nicht helfen können. Kein normaler Mensch legt sich mit einem Berserker an.«

Als der Mann Anstalten machte wieder zu gehen, stellte sich ihm Mano breitbeinig in den Weg. »Moment, so einfach geht das nicht.«

»Was soll das heißen?«

»Ich habe euch für diesen Auftrag ziemlich viel Geld bezahlt, aber ihr habt jämmerlich versagt.«

»Und?«

»Ich will mein Geld zurück. Kein toter Thorak, kein Geld. So einfach ist das.«

»Du bist wohl übergeschnappt? Verschwinde lieber, oder ...«

»Oder was?«, rief Mano völlig außer sich, sprang vor und packte den Schattenmacher am Kragen.

Es sollte das Letzte sein, was er in seinem Leben tat.

Mit einem steinernen Gesicht, in dem kein Muskel zuckte, rammte ihm der bezahlte Mörder einen Dolch mitten ins Herz. Noch bevor ich reagieren konnte, war er mit einem Satz in der Dunkelheit verschwunden.

Ich blieb zurück mit Mano, dem Mann, der mich verraten hatte.

Warum, das wusste ich bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Aber ich wusste, dass irgendwann auch Verräter sterben mussten.

In den Katakomben des Grauens

»Warum?«

Der feige Dolchstoß hatte Mano zwar eine tödliche Verletzung zuge-

fügt, aber anscheinend steckte noch soviel Lebensenergie in ihm, dass er die Hand heben konnte, um mir ein Zeichen zu geben. Offensichtlich gab es da etwas, das er kurz vor seinem Tod noch loswerden wollte. Deshalb verzichtete ich auch darauf, seinen Mörder zu verfolgen und kniete mich stattdessen vor ihm auf den Boden. Außerdem schätzte ich die Möglichkeit, einen Flüchtenden in einer mir fremden Stadt zu fangen, und das mitten in der Nacht, als ziemlich gering ein. Zumal dieser gedungene Mörder vermutlich sämtliche dunkle Gassen und verschlungene Pfade hier kannte, in denen er einen Verfolger mühelos abschütteln konnte.

»Warum? Warum hast du das getan?«, wiederholte ich meine Frage.

Mano verzog schmerzverzerrt sein Gesicht und ich musste mich schon über ihn beugen und mein Ohr an seinen Mund legen, um ihn zu verstehen. Seine Worte waren nicht lauter als ein leises Hauchen.

»Sie gaben mir Geld und das Versprechen, uns alle am Leben zu lassen.«

»Wer, die Psa?«

Mano röchelte und nickte schließlich kaum merklich mit dem Kopf, das Sprechen fiel ihm offensichtlich immer schwerer.

»Aber wie, ich meine, wann hast du dich mit ihnen getroffen? Wir waren doch die ganze Zeit über alle zusammen, und hier in der Stadt kann es unmöglich passiert sein.«

»Es war gleich in der ersten Nacht, als sie uns auf dem verlassenen Hof angegriffen haben. Während Joba, mein Bruder und du die Psa an der Vorderseite abwehrten, sind sie bei mir an der Rückseite durchgebrochen. Ich spürte schon die Spitzen ihrer Schwerter an meiner Kehle, als ihnen ihr Priester befahl, mich zu schonen. Er war es auch, der mir diesen Vorschlag unterbreitete.«

Die kurze Rede hatte ihn merklich angestrengt. Sein Atem wurde immer flacher, und als er schließlich noch einmal den Mund öffnete, um etwas zu sagen, konnte ich sehen, wie aus seinem rechten Mundwinkel immer mehr Blut heraus sickerte. Plötzlich begann es in seinen Augen noch einmal zu leuchten und mit letzter Kraft richtete Mano seinen Oberkörper auf.

»Er wollte unnötiges Blutvergießen vermeiden, behauptete er. Inzwischen weiß ich, dass er nur dein Schwert und Bongos Magie fürchtete.«

Unvermittelt umkrampfte er mit beiden Händen meinen rechten Arm und seine Finger bohrten sich schmerhaft in meine Haut.

»Stimmt es? Bist du wirklich ein Berserker?«

Die Antwort darauf sollte Mano nie erfahren. Er war schon tot, noch bevor ich meinen Mund zu einer Antwort öffnen konnte.

Nachdenklich ließ ich den Toten zu Boden gleiten. Ich hatte gesehen, wie Mano gestorben war und ich hatte seine letzten Worte vernommen. Aber was im Namen der Götter sollte ich nur den anderen erzählen?

Sollte ich zu Tamir gehen und ihm ins Gesicht sagen, dass sein Bruder ein jämmerlicher Feigling war, der uns wegen einem Beutel voller Münzen verraten hatte, oder sollte ich Sina erklären, dass ihr Onkel gemeinsame Sache mit jenen Leuten gemacht hatte, die ihren Clan vernichten wollten?

Bereits einen Atemzug später wurde mir meine Entscheidung abgenommen, allerdings auf eine Art und Weise, wie ich sie mir nicht einmal in meinen schlimmsten Albträumen vorstellen konnte. Zuerst hörte ich nur die schlurfenden Schritte ihrer Holzsandalen über dem hart gestampften Lehmboden des Lagerplatzes. Dann stand sie in ihrem weißen Nachthemd aus grobem Leinen plötzlich neben mir, starre zuerst auf den Toten und dann auf mich und danach, als ich mich aufgerichtet hatte, auf mein Schwert.

Langsam öffnete sie den Mund und ein durch Mark und Bein dringendes, schier nicht enden wollendes Schreien schrillte durch die Nacht.

»Mörder!«

Im Lager war plötzlich der Teufel los.

Zeltplanen wurden zurückgeschlagen, Feuer entzündet und halb angezogene Menschen taumelten schlaftrunken durch das Lager und riefen wild durcheinander. Hunde bellten, Pferde wieherten, irgendjemand hämmerte wie verrückt auf einem eisernen Topf herum und durch all den unvorstellbaren Lärm war immer wieder die keifende Stimme der Frau zu hören, die mich an der Seite des Toten angetroffen hatte.

»Da, das ist er! Haltet ihn, lasst ihn nicht entkommen, er hat ihn umgebracht.«

Wütend stapfte ich auf die Frau zu.

»Halt endlich dein Maul, du dummes Weib, ich habe ihn nicht umgebracht. Verstehst du, ich war es nicht.«

Aber anstatt die Frau zur Einsicht zu bringen, erreichte ich mit meinen barschen Worten nur, dass sie jetzt noch lauter schrie. Das Stimmengemurmel im Lager nahm immer bedrohlichere Lauten an und schon kamen die ersten Bewohner auf mich zugelaufen. Dann flogen auch schon Steine und Erdbrocken heran, und als sich ein Wurfdolch aus Richtung Tamirs Wagen kommend genau zwischen meinen Füßen in den Boden bohrte, wusste ich, dass hier mit Worten nichts mehr zu erreichen war.

Jedenfalls nicht in dieser Nacht.

Ich wollte mich umdrehen und fortlaufen, als ich aus den Augenwinkeln heraus erkannte, wie Sina aus einem der Wagen kam. Die Umrisse ihrer wohlgeformten Gestalt zeichneten sich deutlich vor den jetzt hochauflodernden Feuern ab. Als ich ihren Namen rufen wollte, traf mich ein Stein an die Stirn. Ein stechender Schmerz schoss jäh durch meinen Schädel und machte mir auf eine ziemlich harte Art klar, dass es jetzt für mich wirklich um Kopf und Kragen ging. Die ersten Menschen waren keine zwanzig Schritte mehr von mir entfernt. Ich schluckte einen wilden Fluch hinunter, drehte mich um und rannte los.

Im Zickzack hetzte ich durch das Lager, immer bemüht in Bewegung zu bleiben und um meinen Verfolgern ein möglichst unsicheres Ziel zu bieten. Die vereinzelten Rufe waren inzwischen zu einem wilden Gebrüll angewachsen und ich konnte das Keuchen und Geifern der Meute in meinem Nacken förmlich spüren.

Ich rannte, wie ich noch nie zuvor in meinem Leben gerannt war.

Nur einmal versperrte mir jemand den Weg. Ein fetter, dümmlich grinsender Kerl, der ein unterarmlanges Holzscheit in den Händen hielt, stellte sich mir entgegen.

»Na warte, Büschchen, so einfach kommst du hier nicht vorbei.«

Deutlich war seinem Gesicht anzusehen, dass er sich in Gedanken bereits ausmalte, was er alles mit dem vielen Geld anstellen konnte, welches er für meine Ergreifung bekam. Denn das auf meinen Kopf ein Preis ausgesetzt war, schien für den Kerl außer Frage zu stehen.

Aber der Dicke war viel zu schwerfällig und so unterlief ich ihm einfach, knallte ihm meine Faust auf die Nase und stellte ihm ein Bein. Als er auf dem Rücken lag, ruderte er mit Armen und Beinen wie ein Käfer, der aus eigener Kraft nicht mehr auf die Beine kam, und schrie irgend etwas von Verbluten.

Ich hörte nur mit halbem Ohr hin und rannte weiter. Doch schon bald

schlug mein Herz wie verrückt, meine Lungen brannten bei jedem Atemzug und dunkle Punkte tanzten vor meinen Augen. Irgendwann ging mein Rennen in ein Laufen und schließlich in ein erschöpftes Tau melen über, bis ich schließlich stehen blieb und mich keuchend an eine Hauswand lehnte. Ich bekam kaum noch Luft, hatte Seitenstiche und das Blut in meinen Ohren rauschte so laut, dass ich das Schreien und Fluchen meiner Verfolger nur noch gedämpft wahrnahm. Die Vielzahl der Richtungen, aus denen mittlerweile das Geschrei kam, ließ darauf schließen, dass inzwischen fast die halbe Stadt Jagd auf mich zu machen schien.

Gehetzt blickte ich mich um.

Bisher war ich nur ziellos durch die Gegend gerannt und hatte dabei unwahrscheinliches Glück gehabt, dass ich nicht in eine Sackgasse oder einer Patrouille Soldaten in die Hände geraten war. Aber jede Glückssträhne ging irgendwann einmal zu Ende und ich überlegte verzweifelt, wo ich unterkriechen konnte, bis sich der Wirbel um meine Person endlich gelegt hatte. Aber so sehr ich mir auch den Schädel zermarterte, ich wusste keinen Ort in der ganzen Stadt, an dem ich wenigstens vorläufig in Sicherheit war.

Das Klacken von Pferdehufen auf dem Straßenpflaster und das Rumpeln eines schwer beladenen Fuhrwerks rissen mich jäh aus meinen trüben Gedanken. Als der vierrädrige Wagen, hoch beladen mit einem halben Dutzend Weinfässer, schwerfällig an mir vorbeizog, traf mich die Erkenntnis wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Natürlich! Warum hatte ich daran nicht gleich gedacht?

Ich sah mich noch einmal aufmerksam nach allen Seiten um, dann verließ ich meine Deckung – ein Stapel Bretter, die man neben einer Schreinerei sorgfältig Lage für Lage aufgeschichtet hatte – und rannte geduckt los. Unbemerkt erreichte ich schließlich die dunkle Gasse und jene Mauer, die den Hinterhof von Elis Weinschenke umgab. Dort, in dem kleinen Verschlag, wo er seine leeren Fässer aufgestapelt hatte, wollte ich mich in einem von ihnen verbergen. Unbehelligt überwand ich relativ mühelos das hohe Hindernis, denn an einer schlecht vom Hof einsehbaren Stelle hing immer noch das Eisen eines Schattenmachers mit dem dazugehörigen Seil in der Mauerkrone. In all der Aufre-

gung hatten wir beide es beim Beseitigen der Spuren des nächtlichen Überfalls wohl übersehen.

Nachdem ich im Hof gelandet war, löste ich den Haken samt Seil aus dem Mauerwerk und band beides an meinem Gürtel fest. Die Götter wussten, ob es mir nicht einmal von Nutzen sein konnte. Der Verschlag war unverschlossen, und während ich mich in den Schuppen schlich, stellte ich fest, dass irgendjemand in der Zwischenzeit ein paar Scheffel Stroh und frisch gemähtes Gras hinter den Fässern ausgebreitet hatte. Ich wusste zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass diese Dinge für das Gespann bestimmt waren, welches am Mittag die leeren Fässer abholen sollte. Ich sah darin nur ein weiches Lager für den Rest dieser verrückten Nacht. Ich war hundemüde und deshalb achtete ich auch nicht großartig auf meine Umgebung. Doch genau in dem Moment, als ich mich gähnend ins Stroh sinken ließ, war es mit meinem Glück vorbei.

Vom Boden her erklang ein knirschendes Geräusch und mit weit aufgerissenen Augen sah ich fassungslos zu, wie sich mein gräsernes Nachtlager unter meinem Gewicht durchzubiegen begann. Ich spürte, wie die Erde zitterte und versuchte, mich wieder aufzurichten. Aber bevor ich auf die Beine kam, sackte der Boden unter mir endgültig weg und ich stürzte mit einem gellenden Schrei auf den Lippen kopfüber in einen tiefen, dunklen Schlund. Meine Hände griffen dabei ins Leere und im Bruchteil von Sekunden jagte mein gesamtes bisheriges Leben vor meinem geistigen Auge vorbei. Dann kamen der Aufprall, die Schmerzen und eine absolute Dunkelheit.

Danach wusste ich nichts mehr.

Als ich wieder erwachte, bemerkte ich zunächst nur, dass es kalt war.

Geradezu unnatürlich kalt, wenn man wusste, dass die Menschen von Razamanaz selbst zu dieser Stunde noch in kurzen Hosen oder mit bloßem Oberkörper durch die Straßen liefen, während sich hier unten bei jedem Atemzug kleine weiße Wölkchen vor meinem Mund bildeten. Ich hob den Kopf und damit kam der Schmerz erst richtig. Es gab keine Stelle an meinem Körper, die mir nicht wehtat. Mein Kopf fühlte sich an, als hätte jemand versucht, darauf herumzutrampeln, meine Arme und Beine waren schwer wie Blei und in meiner Haut hatten sich mindestens tausend kleine dämonische Quälgeister eingenistet, die nichts

anderes zu tun hatten, als mich unentwegt zu beißen, kratzen, stechen oder zu zwicken.

Die beißende Kälte trieb mich schließlich wieder auf die Beine. Außerdem herrschte an jener Stelle, wo ich lag, absolute Finsternis. Man konnte hier im wahrsten Sinne des Wortes nicht einmal mehr die Hand vor Augen erkennen. Vorsichtig setzte ich einen Fuß vor den anderen, während ich mich mit den Fingerspitzen an der umliegenden Felswand entlang tastete. Es erschien mir wie eine halbe Ewigkeit, bis ich die ersten zehn Schritte zurückgelegt hatte und so dauerte es nicht lange, bis mich meine jugendliche Ungeduld alle Vorsicht vergessen ließ und ich mit weit ausgreifenden Schritten ein Stück nach rechts lief.

Sogleich lehrten mich die Götter, mein Temperament im Zaum zu halten. Ich knallte mit dem Kopf solchermaßen gegen eine Felswand, dass mir das Blut über die Stirn lief und mein Schädel dröhnte, als hätte ihn jemand soeben als Kesselpauke missbraucht. Mit einem wilden Fluch wischte ich mir das Blut aus dem Gesicht, zog mein Schwert aus dem Gürtel und benutzte *Gleichmacher* nun als verlängerten Arm. Auf diese Weise ertastete ich eine Höhle, deren Eingang allerdings einen guten Kopf niedriger war als ich. Kein Wunder also, dass ich mich derart gestoßen hatte. Ohne lange nachzudenken, allein auf meine Kraft und die Klinge meines Schwertes vertrauend, ging ich tiefer in die Höhle hinein.

Seltsamerweise begann mein Schwert jetzt zu glühen und auch die Wände in der Höhle schimmerten in einem unwirklichen Licht. Mit jedem Schritt, mit dem ich tiefer in die Höhle hineinging, wurde das Licht immer stärker, und nachdem ich eine gefühlte halbe Meile zurückgelegt hatte, war es vor mir so hell geworden, als hätte jemand eine Fackel entzündet. Meine Füße scharrten über das nackte Felsgestein und platschten immer wieder durch Pfützen voller Wasser, welches ständig aus den Wänden und der Decke der Höhle sickerte.

Plötzlich machte der Gang einen unerwarteten Knick und offenbarte mir anschließend einen Anblick, den ich in dieser Art hier unten am allerwenigsten erwartet hätte.

Vor mir lag ein runder, gut zwanzig Schritte durchmessernder Raum, dessen Felsendecke mindestens ebenso weit vom Boden entfernt war.

Der ganze Raum bestand nur aus nacktem, kahlem Felsgestein und mindestens ein Dutzend weitere Höhleneingänge waren überall in den Wänden verteilt und gähnten mir wie die dunklen, unergründlichen Augenhöhlen eines riesigen Totenschädel entgegen.

Offensichtlich war ich in jenen geheimnisvollen Katakomben gelandet, von denen Eli gesprochen hatte. Unvermittelt ertönte aus einer der Höhlen zu meiner linken Seite ein unheimliches Knurren und im gleichen Moment schlug mir aus dem Eingang eine Wolke unbeschreiblichen Gestanks entgegen, der mir schier den Atem raubte. Irgendetwas scharrete über den Fels, es hörte sich an, als kratzte jemand mit einer eisernen Kralle über das Gestein. Der Boden unter meinen Füßen begann zu zittern und das Brüllen wurde immer lauter. Namenloses Entsetzen legte sich wie eine eiskalte Hand um meinen Hals.

Etwas kam genau auf mich zu!

Etwas Grauenhaftes und Schreckliches, etwas, das niemals von dieser Welt stammen konnte.

Fürchtet euch, wenn es erwacht

Zuerst schoss eine grauweiße Staubwolke aus dem Höhleneingang, die sich rasch wie ein milchiger Schleier in dem Raum ausbreitete. Dann herrschte einen Moment lang eine geradezu unnatürliche Stille, selbst das wahnwitzige Brüllen dieses unbekannten Etwas war jäh verklungen. Doch schon einen Atemzug später begann der Boden wieder zu zittern, zuerst kaum merklich, dann immer heftiger. Von der Decke lösten sich kleine Steinchen und als das erste davon meine Schultern streifte, trat ich instinktiv einen Schritt zur Seite.

Plötzlich war auf dem felsigen Untergrund das Scharren, Rascheln und Trippeln unzähliger kleiner Füße und Körper zu hören. Als ich an mir hinunterblickte, sah ich einen schier endlosen Strom von Mäusen, Spinnen, Käfern, Würmern und all dem anderen Getier vorbeiziehen, das normalerweise unter der Erde lebte. Sie alle schienen sich anscheinend in panischer Flucht vor dem zu befinden, was da nach der Staubwolke aus der Höhle kommen würde. Fiepend, zischend und summend wälzte sich der Strom des unterirdisch lebenden Nachtgetiers in den ersten Eingang rechts von mir.

Indes wurde das seltsame Kratzen immer lauter, jenes Geräusch, das

erklang, wenn jemand mit eisernen Krallen unentwegt über eine Felswand strich. Angst stieg in mir hoch. Mein Herz begann wie wild zu hämmern und meine Gedanken rasten. Es war nicht die Furcht vor dem Kampf mit einem unbekannten Feind aus Fleisch und Blut oder gar der Gedanke an den Tod, der mich vor Entsetzen erstarren ließ, es war die Angst vor dem Unnatürlichen, nicht Greifbaren.

Mein Verstand schrie förmlich danach mich umzudrehen und loszurennen, egal wohin, Hauptsache nur weit genug weg von diesem schrecklichen Ort. Aber es schien da irgend etwas tief in meinem Innern zu geben, das mich dazu zwingen zu bleiben und reglos auf jene Stelle zu starren, an der jeden Moment dieses Etwas auftauchen würde.

Die Staubwolke hatte sich noch nicht ganz gelegt und deshalb konnte ich auch nicht genau erkennen, was sich jetzt aus jenem Höhleneingang heraus bewegte.

Aber das Wenige, was ich sah, genügte.

Aus dem Innern der Höhle krochen zwei klauenbewehrte Gliedmaßen hervor, die nur aus Stacheln, Krallen und lederartiger Schuppenhaut zu bestehen schienen. Diese Klauen legten sich nun links und rechts vom Eingang auf die Felswand und schoben langsam, aber in einer geradezu entsetzlich wirkenden Unabänderlichkeit, einen massigen, konvulsivisch zuckenden Leib in den Raum.

Dieser Körper wies im Entferntesten eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Wurm auf, aber das eigentlich Entsetzliche daran war, dass der Körper einen Durchmesser von mindestens vier Fuß hatte und an seinem oberen Ende anstelle eines Schädels nur eine Öffnung besaß, die einzige und allein aus daumengroßen, spitzen, nach innen gebogenen Zähnen bestand, von denen ständig gelblicher Schleim tropfte. Diese faustgroße Öffnung drehte sich in alle Richtungen und wurde dabei rasch vor meinen Augen mit jedem weiteren Atemzug und entgegen jeglichen Gesetzen der Natur immer größer.

Als der Leib etwa zwei Schritte weit aus der Öffnung herausragte und sich wie ein Grashalm im Wind umher wiegte, wurde ein zweites Krallenpaar sichtbar, welches sich nun auf die Wand legte. Diese stummelartigen Auswüchse zu beiden Seiten des Körpers dienten der Kreatur anscheinend hauptsächlich zur Fortbewegung.

Während das erste Paar dieser Krallen jetzt fauchend durch den Staubnebel schnitt, wurde der Körper durch das nachfolgende weiter in den Raum geschoben. Danach erschien ein drittes Paar, ein viertes und

ab dem fünften hörte ich auf zu zählen.

Aber das Grauen war damit noch lange nicht zu Ende.

Eine krumm gewachsene Ratte mit grauem Fell kreuzte in diesem Moment den Weg der Kreatur. Das alte Tier war offensichtlich ein Nachzügler. Mit einer zuschnappenden Bewegung, die so schnell war, dass ich sie mit bloßem Auge nicht erkennen konnte, öffnete sich der zahnbewehrte Schlund und stülpte sich über die Ratte. Ein schrilles Fiepen, ein kurzes, schmatzendes Geräusch und dann erinnerten nur noch zwei Blutspritzer auf dem felsigen Boden an das grauhaarige Tier.

Ich stieß einen gellenden Schrei aus, drehte mich um und rannte los, so schnell ich konnte.

Ohne zu überlegen hastete ich auf jenen Eingang zu, der auch das Ziel des fliehenden Nachtgetiers gewesen war. Keuchend tauchte ich in die Höhle ein, während ich einen schnellen Blick über die Schultern warf.

Es verfolgte mich nicht; noch nicht.

Ich konnte durch den Staub hindurch immer noch nicht erkennen, was genau es nun war, aber es musste etwas Riesiges sein, etwas, dessen Körper bereits die Hälfte der steinernen Halle durchmaß und dessen Ende dennoch immer noch nicht zu sehen war.

Immer noch tauchten weitere dieser entsetzlichen Gliederpaare auf und schoben den Schreckensleib aus der Höhle heraus.

Obwohl mir die Angst Flügel verlieh, wurde ich mit jedem Schritt, den ich vorwärts stolperte, merklich langsamer. Durch meine Größe hatte ich Schwierigkeiten, in der Enge des Tunnels schnell vorwärtszukommen. Immer wieder stieß ich mit Schultern, Armen und Beinen an die Felswand und schon bald blutete ich aus unzähligen Schürfwunden. Obwohl es hier unten empfindlich kalt war, begann ich rasch zu schwitzen. Der Schweiß brannte in meinen Augen und ließ mich fast erblinden, aber ich blieb nicht stehen. Die Furcht vor diesem mörderischen Etwas mit seinen viel zu vielen Zähnen und den Klauen und Krallen trieb mich immer weiter nach vorne.

Plötzlich war um mich herum die Luft von einem seltsamen Knirschen und Mahlen erfüllt. Die Erde unter mir war unvermittelt mit tiefen Rissen und Spalten überzogen.

Nein, schoss es mir durch den Kopf, nicht noch einmal!

Dann ging alles rasend schnell, und bevor ich noch in irgendeiner Weise reagieren konnte, gab unter meinen Füßen erneut die Erde nach.

Der Boden sackte einfach unter mir weg und ich wurde in die Tiefe gezerrt. Geistesgegenwärtig zog ich den Kopf ein und bedeckte mein Gesicht schützend mit den Händen, währenddessen ich die Götter um Beistand anflehte.

Dann kam auch schon der Aufprall.

Diesmal war alles anders.

Anstatt mir auf schroffem und Knochen zerschmetterndem Felsstein alles Mögliche zu brechen, landete ich auf der Spitze eines gewaltigen Hügels in einem weichen Bett aus hellem, glitzerndem Sand. Eine riesige Staubwolke hüllte mich ein und kaum hatte ich den Mund geöffnet, um vor Überraschung aufzuschreien, war mein ganzer Rachen auch schon augenblicklich voller Sand. Ich spuckte, hustete und prustete, während ich unentwegt weiter in die Tiefe raste.

Um mich herum war der Sand durch meinen Aufprall in Bewegung geraten, und ohne dass ich auch nur das Geringste dagegen unternehmen konnte, trugen mich die inzwischen zu einer Lawine angewachsenen Sandmassen immer schneller nach unten. Ich wurde hochgehoben, umher gewirbelt und wieder zu Boden geschleudert wie eine willenlose Gliederpuppe. Dabei wurde der allgegenwärtige Sand immer unerträglicher. Ich konnte kaum noch atmen, geschweige den etwas sehen. Der Sand war überall, in der Nase, den Ohren, in den Augen und im Mund.

Als ich allmählich in Panik geriet, weil ich das Gefühl hatte zu ersticken, wartete auch schon die nächste Überraschung auf mich. Die Sandlawine geriet von einem Moment zum anderen abrupt ins Stocken, als ihre ersten Ausläufer unvermittelt mit Wasser in Berührung kamen.

Ich lag plötzlich waagrecht in der Luft, strampelte kurz mit beiden Armen und Beinen und klatschte dann mit voller Wucht in den See.

Das Wasser war eisig und raubte mir schier den Atem, aber die Kälte brachte mich augenblicklich wieder in die Wirklichkeit zurück. Mit weit ausholenden Bewegungen schwamm ich an Land zurück und blieb einen Moment lang reglos am Ufer liegen, ich war völlig erledigt. Die Ereignisse der vergangenen Stunden hatten meine letzten Kraftreserven aufgezehrt. Nach einer Weile gab ich mir schließlich einen Ruck, atmete tief durch und stemmte mich ächzend hoch.

Ich schüttelte mich wie ein nasser Hund, als ich zu meiner linken Sei-

te plötzlich Schritte vernahm.

Langsam drehte ich mich um.

Viel zu langsam, denn ich hatte noch nicht einmal richtig den Kopf erhoben, als mich etwas mit solch entsetzlicher Wucht ins Kreuz traf, dass ich das Gefühl hatte, in der Mitte auseinanderzubrechen.

Mit dem Gesicht voraus fiel ich stöhnen in den Ufersand zurück. Sofort versuchte ich mich herumzudrehen und aufzuspringen, aber die hornige Sohle eines riesigen Fußes hielt mich erbarmungslos am Boden. Ich strampelte hilflos mit den Beinen, als eine ebenso riesige Hand durch mein Haar fuhr, zupackte und meinen Kopf so weit in den Nacken riss, dass mir Tränen in die Augen schossen. Ein gewaltiger Schädel näherte sich meinem rechten Ohr und eine Wolke stinkenden Atems hüllte mich ein. Ich hatte Mühe, nicht erneut das Bewusstsein zu verlieren. Wer oder was auch immer diese Kreatur sein mochte, ganz offensichtlich schien sie sich ausschließlich von wilden Zwiebeln und verfaultem Fleisch zu ernähren, anders war dieser Gestank, der da aus seinem Mund kam, nicht zu erklären.

»Wer bist du?«, bellte mir die Gestalt ins Ohr.

Obwohl meine momentane Lage alles andere als angenehm war, machte mein Herz einen Satz. Der vertraute Klang einer menschlichen Stimme erfüllte mich wieder mit Zuversicht.

»Du trägst eine Waffe, also bist du keiner von ganz oben. Jetzt heraus mit der Sprache, wer oder was bist du wirklich? Was führt dich hierher?«

»Wenn du mich loslässt, werde ich versuchen, es dir zu erklären. Aber im Moment lässt du mir ja nicht einmal genügend Luft zum Atmen.«

»Also gut, aber versuch keine faulen Tricks, sonst breche ich dir das Genick«, knurrte die Gestalt. »Da hilft dir dann auch dein Schwert nicht mehr.«

Nachdem die Hand meinen Kopf freigegeben hatte und der Fuß aus meinem Kreuz verschwunden war, konnte ich meine Knochen förmlich knirschen und knacken hören, als ich mich wieder aufrichtete.

Der Mann starnte mich mit einer Mischung aus Neugier und Misstrauen unverhohlen an. Er war gut zwei Köpfe größer als ich und trug we-

der Hemd noch Jacke. Eine knielange Hose aus irgendwelchen Tierfellen zusammengenäht schien alles zu sein, was er besaß. Nirgendwo konnte ich Schuhe, Gürtel und sonstige Ausrüstungsgegenstände oder gar Waffen entdecken.

Wie um alles in der Welt kam dieser Mann hierher?

»Ich bin Radok«, sagte der Riese schließlich, nachdem er mich lange genug angestarrt hatte.

»Mein Name ist Thorak«, erwiederte ich. »Ich bin oben in der Stadt durch ein Loch im Boden in die Tiefe gestürzt. Als ich versucht habe, wieder einen Weg nach oben zu finden, hat mich etwas verfolgt, von dem ich jetzt noch nicht weiß, was es genau war. Jedenfalls hat das, was ich von ihm gesehen habe ausgereicht, um mich wegrennen zu lassen. Dabei bin ich in einer Höhle gelandet, deren Boden ebenfalls brüchig war. Nach einem weiteren Sturz bin ich auf einem Sandberg gelandet, diesen mehr oder weniger unfreiwillig hinuntergerutscht, um schließlich hier ins Wasser zu stürzen. Den Rest der Geschichte kennst du.«

Auf Radoks Gesicht erschien ein wissender Ausdruck. Seine dunklen Augen verloren allmählich ihren misstrauischen Glanz und sein kantiges, narbenzerfurchtes Gesicht mit der düsteren Miene hellte sich merklich auf. Irgendwie erinnerte mich der muskelbe packte Hüne an Walla, den gutmütigen Kerl aus Tamirs Wagenzug.

»Könnt Ihr mir vielleicht erklären, wo ich hier bin und vor allem, was bei den Göttern war das, was mich da verfolgte? So etwas habe ich noch nie gesehen.«

»Fürchtet Euch, sollte es tatsächlich wieder erwacht sein«, flüsterte Radok so leise, dass ich ihn kaum verstehen konnte. Als ich ihn bat, die Worte zu wiederholen, zwinkerte er stattdessen nervös mit dem rechten Auge und antwortete mit einer Gegenfrage.

»Ihr wollt also eine Erklärung?« Dabei drehte er sich gemächlich um und lief mit weit ausgreifenden Schritten zielstrebig gen Osten. »Die könnt Ihr haben«, rief er und gab mir mit der rechten Hand Zeichen, ihm zu folgen.

»Der Rat vom Untenvolk wird Euch gerne alle Fragen beantworten. Ihr müsst nur lange genug am Leben bleiben.«

»Wie meint Ihr das?«, fragte ich keuchend, als ich endlich neben ihm war. Ich hatte Mühe, mit dem halb nackten Riesen Schritt zu halten, denn während er normal lief, musste ich schon rennen, um mit ihm auf

gleicher Höhe zu bleiben. Schließlich schien Radok ein Einsehen mit mir zu haben. Er blieb einen Moment lang stehen und sah mich beinahe mitleidig an.

»Um zum Rat und zu meinem Volk zu gelangen, müssen wir über die Straße der Toten gehen. Ich kenne nur wenige Männer, die das überlebt haben.«

»Diese Straße kann mich nicht schrecken«, erwiderte ich forsch. »Dazu habe ich bereits viel zu viel erlebt. Außerdem habe ich immer noch mein Schwert.«

»Es wird sich schon bald zeigen, was deine Worte und dein Schwert wert sind. Allein die blutsaugenden Fliegen entlang dieser Straße sind größer als anderswo die Vögel.«

Ich schluckte und hielt es für besser, ab jetzt zu schweigen. Ich sparte mir den Atem für eine Antwort, irgend etwas sagte mir nämlich, dass ich meine Kräfte noch für ganz andere Dinge brauchen würde.

Die Straße der Toten

Der Rand der Straße bestand praktisch nur aus Knochen, menschlichen Knochen!

Dutzende, Hunderte, wenn nicht gar Tausende dieser ausgebleichten, fahlgelben Überreste unzähliger Menschen säumten unseren Weg. Da zwischen lag immer wieder einmal ein Schädel, der mich aus leeren Augenhöhlen anzugrinsen schien.

Dabei hatte ich ständig das Gefühl, als wären diese Schädel von einem unheimlichen Eigenleben erfüllt und blieb deshalb immer öfter stehen. Aber meistens stellte sich dieses Leben rasch als irgendwelches Ungeziefer heraus, das in den hohlen Totenschädeln herumkrabbelte, oder als bizarre Schatten, die das seltsame Licht, welches hier vorherrschte, erzeugte.

Obwohl hier unten keine Sonne schien, war es dennoch nicht völlig dunkel.

Es gab Licht, zwar kein Tageslicht im eigentlichen Sinne, vielmehr ein matter, weißgelber Schimmer, der über der ganzen Gegend lag. Das düstere Licht erinnerte mich irgendwie an die Sichtverhältnisse in Eilandern, kurz bevor die Sonne aufging.

»Wenn du weiterhin nach jedem zweiten Schritt stehen bleibst, um ir-

gendwelche Totenschädel anzustarren, sind wir beide uralte Männer, bis wir endlich das Lager erreicht haben.«

Radoks knurrig hervorgestoßene Worte brachten mich augenblicklich in die Wirklichkeit zurück.

Ich schüttelte den Kopf, als wäre ich aus einem kurzen Traum erwacht und starrte ihn aus großen Augen fragend an.

»Was hast du gesagt?«

»Ich sagte, dass wir uns beeilen müssen und du solltest endlich damit aufhören, andauernd auf diese Knochen zu starren. Achte lieber darauf, wo du hinläufst, dieser Weg wird nicht umsonst die Straße der Toten genannt.«

»Keine Angst, ich pass schon auf, wo ich hintrete.«

Meine Antwort fiel schroffer aus, als ich es eigentlich beabsichtigt hatte, aber ich hasste es nun mal, wenn man mich wie einen kleinen Jungen behandelte.

»Das glaube ich kaum«, grinste Radok und deutete schadenfroh auf meinen rechten Stiefel.

»Du stehst nämlich gerade auf dem Schwanz eines Rimba, und diese Nager lieben nichts mehr als frisches, dampfendes, noch zuckendes Fleisch.«

Mit einem Entsetzensschrei machte ich einen Satz zur Seite, zog mein Schwert und starrte vor mir auf den Boden. Keinen Schritt von mir entfernt hockte eine handtellergroße, mausähnliche Kreatur im weißen Sand. Das seltsame Tier schien nur aus einem unterarmlangen Schwanz, zwei Hinterbeinen und einem einzigen, riesigen Maul zu bestehen. Dieses Maul war nun zu einer Größe aufgerissen, die seine eigentliche Körperlänge übertraf. Nervös zuckte eine bläuliche Zunge ständig zwischen den Doppelreihen der kleinen aber unglaublich spitz zulaufenden Zähne umher.

Bei den Göttern, gab es denn hier unten kein Lebewesen, das nicht nur aus Zähnen bestand und dessen einziger Gedanke Fressen war?

Bevor ich weiter darüber nachdenken konnte, strafften sich die Hinterbeine des Rimba und mit einem gewaltigen Satz sprang mir das Vieh entgegen. Mit weit aufgerissenem Maul flog das Tier genau auf meine Kehle zu. Bevor ich reagieren konnte, wurde der Flug des Rimba gut eine Handbreit vor meinem Hals jäh gestoppt. Radok hatte das Tier an seinem langen Schwanz gepackt, drehte sich mit ihm zweimal um seine eigene Achse und ließ dann unvermittelt los. Wie von einem Katapult

abgeschossen, flog das Vieh auf den See zu, an dem unser Weg entlang führte, und klatschte schließlich mit einem ohrenbetäubenden Pfeifen ins Wasser. Abrupt brach das Pfeifen ab, während das Tier wie ein Stein im Wasser versank.

»Die Viecher können nämlich nicht schwimmen«, lautete Radoks knappe Erklärung.

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn, steckte mein Schwert wieder zurück in den Gürtel und nahm mir vor, mich in Zukunft besser an seine Anweisungen zu halten.

Dann beeilte ich mich, ihm wieder zu folgen, denn Radok war in der Zwischenzeit einfach weitergelaufen und war jetzt schon ein gutes Stück voraus. Da ich keine Lust hatte alleine durch diese feindliche Wildnis zu wandern, blieb mir gar nichts anderes übrig, als mit ihm Schritt zu halten. Außerdem fieberte ich förmlich seinem Lager entgegen. Dort, so hoffte ich, würde ich endlich erfahren, was es mit dieser seltsamen Welt auf sich hatte.

Ich wusste später nicht mehr genau, ob es tausend Schritte gewesen waren, zweitausend oder vielleicht sogar zehntausend, die wir diese endlos scheinende Straße der Toten entlang gelaufen waren. Ich hatte in der Zwischenzeit jegliches Zeitgefühl verloren und stapfte völlig apathisch hinter Radok her. Ich handelte nur noch instinktiv, beinahe mechanisch setzte ich einen Fuß vor den anderen und folgte ihm durch den weißen Sand, der hier allgegenwärtig war. Kein Baum oder Strauch, kein Hof und kein Haus unterbrachen die Monotonie der Landschaft. Es gab nur die Straße, die schnurgerade durch das Land führte, den See zu unserer Rechten, den weißen Sand und diese eigentümliche Stille, in der nur das Knirschen unserer Füße im trockenen Sand und unser keuchender Atem zu hören waren.

Deshalb hörten wir das Tier auch zuerst, bevor wir es erblickten.

Sein Gebrüll hörte sich an wie eine Mischung aus dem Bellen eines Hundes und dem Meckern einer Ziege. Das Ganze hallte in einer solchen Lautstärke über das Land, dass ich mir bereits nach kurzer Zeit die Ohren zuhielt.

»Bei Hela und Belen, was ist das?«

»Ein Skall, man nennt sie auch Sandhunde. Harmlose Tiere, die von

dem leben, was der Sand an Würmern und Maden hergibt.«

Radok war jetzt stehen geblieben, setzte Daumen und Zeigefinger seiner Linken an die Stirn und spähte angestrengt über das Land.

»Komisch, sonst ist von den Tieren kaum etwas zu hören. Los, komm mit, wir sehen mal nach. In diesem Land ist es immer gut, wenn man weiß, was um einen herum geschieht.«

Wir legten allerdings keine zehn Schritte zurück, als Radok erneut stehen blieb. Ein seltsames Pfeifen hatte sich mit dem Geschrei des Skalls vermischt. Ich zog den Kopf zwischen die Schultern und spähte angestrengt in jene Richtung, aus der die Geräusche kamen. Dann entdeckte ich den Skall. Das Tier war kaum größer als eine herumstreunende Katze mit einem weißen Fell, das hier und da braune Flecken aufwies.

In diesem Moment begann Radok zu schreien und rannte wie von Sinnen zurück, genau auf das Wasser zu. Einen Moment später erkannte ich den Grund. Der Boden hinter dem Skall schien mit einem Mal auf und ab zu springen.

Es mussten Tausende sein, eine unzählbare Masse an springenden Rimba, die wie ein lebender Teppich hinter dem Sandhund aufgetaucht waren und rasend schnell näher kamen. Eine unendliche Zahl von weit aufgerissenen Mäulern hetzte genau auf mich zu und schlagartig wurde mir bewusst, warum Radok das Wasser suchte.

Sie können nicht schwimmen, durchzuckte es mich und dann begann auch ich zu rennen. Beinahe zu spät, denn als ich in das Wasser des Sees eintauchte, hatten sich bereits zwei dieser hüpfenden, fleischfressenden Viecher in meinem Stiefel verbissen. Für einen Moment lang schwoll das Pfeifen der Rimbas zu einem ohrenbetäubenden Lärm an, dann war der Schwarm auch schon wieder vorbei, genauso schnell, wie er auch aufgetaucht war. Zurück blieb das Skelett des Skall, dessen blank genagte Knochen sich übergangslos in das Landschaftsbild einfügten. Erst jetzt wurde mir der Name der Straße der Toten so richtig bewusst.

Als ich Radok folgte, konnte ich nicht verhindern, dass sich meine Nackenhaare vor Entsetzen aufgerichtet hatten.

Irgendwann hielt er dann an.

Ich bemerkte es zuerst überhaupt nicht. Ich hatte den Kopf gesenkt und stapfte verbissen auf seiner Spur und wäre deshalb um ein Haar mitten in ihn hineingerannt. Erst im letzten Moment bemerkte ich sei-

nen immer größer werdenden Schatten und hielt an. Als ich neben ihn trat und nach vorne blickte, fielen mit einem Schlag sämtliche Strapazen von mir ab.

Wir waren endlich am Ziel.

Einen Pfeilschuss weit unter uns ragte eine schroffe Felswand aus dem Sand, die das Ende dieser Welt sein musste. So weit das Auge reichte, von links nach rechts und von oben nach unten, hier schien es nur noch diese Felswand zu geben und sonst nichts.

Die Straße endete an einem eisernen Tor, das unzählige Generationen vor uns irgendjemand in den Felsen geschlagen hatte. Das Tor war kaum so hoch wie ich und höchstens doppelt so breit, dabei fast gänzlich von hässlichen braunen Rostflecken überzogen.

Als wir uns dem Eingang näherten, stieß Radok einen schrillen Laut aus und wie von Geisterhand gezogen schob sich das eiserne Tor langsam zur Seite. Dahinter, das erkannte ich auf den ersten Blick, begann eine neue, völlig andere Welt.

Auch wenn das matte, weißgelbe Licht, das in diesem Teil des Landes vorherrschte, hier durch einen bläulichen Schimmer ersetzt wurde, konnte ich Einzelheiten erkennen.

Hinter der Tür mündete der Weg in einen schmalen Tunnel, der wiederum in eine weitläufige Höhle mit gewaltigen Ausmaßen mündete. Deutlich war in der Haupthöhle das kleine Dorf mit seinen Dutzenden Häusern, Zeltbauten, Schuppen und Wegen zu erkennen. Überall zwischen den Gebäuden hasteten Menschen umher. Männer, Frauen und Kinder, alle mit Fellen irgendwelcher Tiere bekleidet.

Meine Ankunft war nicht unbemerkt geblieben, dennoch blieb ich nach wenigen neugierigen Blicken unbehelligt. Anscheinend kümmerten sich die Menschen hier vornehmlich um ihre eigenen Angelegenheiten und gaben sich Fremden gegenüber mit der Tatsache zufrieden, dass sie einfach da waren, nicht mehr und nicht weniger. Aber bevor ich Anstalten machen konnte, das Dorf etwas genauer zu betrachten, waren Radok und ich von einer kleinen Gruppe von Männern umringt.

Außer den Fellhosen, die Radoks Beinkleider bis auf die letzte Naht glichen, trugen diese Männer noch Waffen bei sich. Schädelbrecher, unterarmkurze Spieße und verschieden große Steinmesser, die allesamt aus dem Felsen herausgeschlagen waren. Zwar verhielten sie sich mir gegenüber nicht unbedingt feindselig, aber die Tatsache, dass alle Waffen wie zufällig auf mich zeigten, trug nicht unbedingt dazu bei, dass

ich mich in meiner Haut allzu wohl fühlte.

Ein halb nackter, zwergenhafter Kerl mit schlohweißen Haaren und einem hässlichen Gesicht sprang vor und fuchtelte mit seinem Steinmesser vor meinem Gesicht herum. Der muskelbepackte Gnom reichte mir nicht einmal bis zur Brust, aber trotzdem ging eine spürbare Gefahr von ihm aus. Als er mich anstarrte, mit seinem brutalen Gesicht mit den kleinen Augen, der breitgeschlagenen Nase und dem zahnlosen Maul, las ich nichts als Hass in seinem Antlitz.

»Seit wann sind die Neuankömmlinge vom Volk oben denn bewaffnet?«, grunzte er erregt.

Nach einem kurzen Blick in seine funkelnden Knopfaugen wurde mir schlagartig klar, warum dieser Mann sich mir gegenüber so feindselig verhielt.

Er wollte mein Schwert.

Inmitten all dieser primitiven, aus dem Felsgestein herausgeschlagenen Spieße, Messer und Schädelbrecher mutete *Gleichmacher* wie eine Wunderwaffe an. Mit solch einem Schwert zählte man hier bestimmt zu den mächtigsten und einflussreichsten Männern im Dorf und genau dieser Ausdruck um das Wissen einer solchen Macht verzerrte jetzt sein Gesicht zu einer Fratze aus Habgier, Neid und tödlicher Feindschaft.

»Ich wusste nicht, dass Nova seit heute mit der Befragung der Neuankömmlinge beauftragt wurde.«

Der Mann, der diese Worte ausgesprochen hatte, war höchstens genauso groß wie ich, aber mindestens dreimal so alt. Obgleich er mit seiner hageren Gestalt inmitten der anderen stämmigen und teils deutlich größeren Männer beinahe zerbrechlich wirkte, schien er eine ungeheure Autorität zu besitzen. Ein kurzer Wink seines rechten Armes ließ Nova den Kopf einziehen und zurücktreten.

Einige der Umstehenden begannen schadenfroh zu grinsen. Anscheinend war er im Dorf nicht sonderlich beliebt.

»Trotzdem Alwar, ich bleibe dabei. Mit diesem Kerl stimmt etwas nicht.«

Ohne auf Novas Einwände einzugehen, packte mich Alwar an der Schulter und zerrte mich sanft aber bestimmt auf eines der Steinhäuser zu, die man wahrscheinlich mühevoll in Jahrzehnte langer Arbeit aus den Felsen herausgeschlagen hatte. Eine zerschlissene Felldecke verdeckte den Eingang zu dem einzigen Raum des Hauses.

»Sie entdeckten diese Welt, als man damit begann, die Fundamente jener Stadt auszuheben, die man Razamanaz nennt. Aber diesen Namen kennt heute kaum noch jemand hier. Wir sind das Volk unten, die Menschen der letzten Ebene und über uns lebt das Volk oben. Das ist mit einfachen Worten ausgedrückt die Welt, in der wir leben. Wenn man den Überlieferungen der Alten glauben darf, dann lebte vor Anbeginn dieser Welt, Äonen, bevor jemals ein Mensch über diese Erde wandelte, an dieser Stelle einst eine uralte Rasse, die dunklen Göttern diente. Warum ihre Stadt in grauer Vorzeit im Innern der Erde versunken ist und warum keiner von ihnen überlebt hat, vermag heute niemand mehr zu sagen. Jedenfalls war dies hier einst ein Teil ihres Reiches.«

»Jetzt verstehe ich aber nicht, warum ihr hier unten in dieser Welt lebt, in der niemals die Sonne scheint, anstatt mit euren Leuten einfach nach oben zu ziehen?«

Alwar lächelte milde.

»Ihr müsst euch schon etwas in Geduld üben, mein ungestümer Freund. Auch wenn ich der erste Mann vom Volk unten bin, unsere Jahrtausend alte Geschichte kann auch ich nicht mit ein paar Worten erzählen.«

Beschämt senkte ich den Kopf und nahm mir vor, den Alten ab sofort nicht mehr zu unterbrechen. Auch wenn mir bereits jetzt tausend Fragen auf den Lippen brannten, wollte ich das Ende seiner Geschichte diesmal abwarten.

Der Weg zurück

»He, träumen kannst du, wenn wir am Ziel sind!«, zischte mir jemand mürrisch ins Ohr und stieß mir im gleichen Moment seine Hand unsanft in den Rücken.

Ich zuckte erschrocken zusammen und stolperte vorwärts.

Während ich Mühe hatte, auf den Beinen zu bleiben, nahm ich aus den Augenwinkeln heraus wahr, wie mich Erk überholte und mit weit ausgreifenden Schritten Radok, unserem Führer nacheilte, der inzwischen nur noch als dunkler Punkt am Horizont zu erkennen war.

Ich unterdrückte einen derben Fluch und beeilte mich, ihnen zu fol-

gen.

Bei den Göttern, ich war dabei, den Anschluss an die Beiden zu verlieren. Ein unverzeihlicher Fehler für jemand, der wie wir über die Straße der Toten wandelte. Denn in dieser unbarmherzigen Wildnis konnte jeder Fehler schnell der letzte sein.

Aber in den letzten Tagen war einfach zu viel auf mich eingestürzt. Es hatte damit begonnen, dass man mich durch eine Verkettung unglücklicher Umstände in Razamanaz für einen Mörder hielt. Um dem drohenden Henkersschwert zu entgehen, floh ich durch die dunklen Hinterhöfe der Stadt, bis ich in einem abseits gelegenen Lagerschuppen durch den Lehmboden brach und in die Tiefe stürzte. Dort erkannte ich rasch, dass es unter der Stadt ein Katakombensystem gab, in dem vormals auch Menschen gelebt hatten. Aber jetzt gab es dort unten anscheinend nur noch Kreaturen, deren ganzer Lebenssinn aus Töten und Fressen bestand.

Umso überraschter war ich, dass ich dennoch auf Menschen stieß, als ich noch tiefer in diese unterirdische Welt eingedrungen war. Sie selbst nannten sich das Volk Unten und was mir Alwar, der Stammesälteste berichtete, hätte ich mir selbst in meinen kühnsten Träumen nicht vorstellen können. Tausend Gedanken und mindestens ebenso viele Fragen schwirrten mir beinahe gleichzeitig durch den Kopf.

Ich dachte über alles Mögliche nach, nur nicht über den Weg, der vor mir lag und über die Gefahren, die hier herrschten. Und genau das wurde mir binnen eines kurzen Augenblicks beinahe zum Verhängnis. Es konnte nicht lange gedauert haben, nur einen Herzschlag, allerhöchstens einen Atemzug, nachdem Erk mich unsanft aus meinen Träumereien gerissen hatte. Da erklang ein seltsamer Laut und direkt zu meinen Füßen begann sich der Boden plötzlich zu teilen. Ungläubig riss ich die Augen auf und sah mit an, wie keine Handbreit vor meinen Füßen ein Rimba plötzlich aus dem Sand gekrochen kam. Mit seinen dunklen Augen, in denen eine geradezu bösartige Intelligenz funkelte, starre mich das abstoßende Geschöpf einen Augenblick lang reglos an. Dann öffnete es sein Maul, schob die wulstigen Lippen zurück und zischte mich wie eine gereizte Schlange an. Wiederum hatte ich den Eindruck, als bestünde dieses Wesen nur aus Zähnen.

»Verdammtes Vieh!«, fluchte ich.

Mit einer einzigen, fließenden Bewegung zog ich *Gleichmacher* aus dem Gürtel, und bevor die Kreatur Anstalten machen konnte, mich an-

zugreifen, zerhackte ich bereits mit dem ersten Hieb im wahrsten Sinn des Wortes ihren Schädel.

Aber schon bei meinem zweiten Hieb begann Erk plötzlich zu schreien und rannte zu mir zurück.

»Keine Angst!«, beruhigte ich ihn. »Das Mistvieh wird uns garantiert keinen Ärger mehr bereiten.«

Aber anstatt mir dankbar zu sein, dass ich dieser kleine Bestie den Garaus gemacht hatte, benahm er sich wie ein Verrückter. Sein Mund war weit aufgerissen, er zitterte wie Espenlaub und in seinem Gesicht stand das blanke Entsetzen geschrieben.

»Was hast du getan?«, stammelte er.

»Verdammmt, was regst du dich plötzlich so auf?«, antwortete ich verständnislos. »Sei doch froh, dass ich diese kleine Bestie so schnell erledigen konnte.«

»Du verstehst nichts, du verstehst überhaupt nichts«, brüllte mich Erk an und starre fassungslos auf das blutige Knäuel, das einstmais ein Rimba gewesen war. In der Zwischenzeit hatte sich auch Radok umgedreht und kam zurück gelaufen. Als er die tote Kreatur erblickte, starre er mich nur einen Moment kopfschüttelnd an, dann suchten seine Augen angestrengt das umliegende Land ab.

»Noch nichts zu sehen, wir können es also schaffen. Hinter dem nächsten Hügel gibt es eine Möglichkeit, um auf die andere Ebene zu gelangen. Dorthin können sie uns nicht folgen.«

Er hatte kaum ausgesprochen, als er sich umdrehte und zu rennen begann. Erk brüllte mir etwas entgegen, was ich nicht verstand, wirbelte herum und folgte Radok, so schnell er konnte.

Einen Moment lang stand ich unschlüssig da.

Aber als ich sah, wie meine Gefährten sich immer weiter von mir entfernten, stieß ich einen Fluch aus, der selbst einem Fuhrmann in Razamanaz hätte erröten lassen und rannte, so schnell ich konnte, hinter den Beiden her. Ich rannte, bis sich vor meinen Augen alles zu drehen begann, meine Lungen bei jedem Atemzug brannten und meine Füße immer schwerer wurden. Aber als ich neben mir das Keuchen von Radok und Erk hörte, wusste ich, dass ich es geschafft hatte. Ich hatte zu ihnen aufgeschlossen. Kurze Zeit später erreichten wir beinahe gleichzeitig den Hügelkamm einer lang gestreckten Sanddüne. Nach Atem ringend blieb ich stehen. In meiner linken Seite stach und brannte es, als würde mich jemand dort mit glühenden Messern durchbohren. Ich presste

meine linke Hand dagegen, indes ich mich keuchend umsaß. Neben mir ließen sich Radok und Erk einfach lang gestreckt in den weißen Sand fallen.

»Kann mir einer von euch mal erklären, was das Ganze zu bedeuten hat?«, fragte ich, währenddessen ich wie ein Fisch auf dem Trockenen nach Luft japste.

»Du hast einen ihrer Kundschafter getötet«, keuchte Erk als Antwort.

»Ein Kundschafter?«, wiederholte ich zunächst verständnislos.

Aber dann begann ich langsam zu begreifen und ein beklemmendes Gefühl machte sich immer stärker in mir breit.

»Du meinst, es gibt noch mehr von diesen Viechern hier in der Nähe?«

Erk und Radok nickten beinahe gleichzeitig.

Einen Moment lang wollte Panik in mir aufkommen, aber dann begann ich zu überlegen und schließlich grinste ich meine Gefährten selbstgefällig an.

»Na und? Ihr Kundschafter ist tot, also wissen diese Viecher doch gar nicht, dass wir hier sind. Außerdem haben wir sowieso gleich den Platz erreicht, von wo aus wir in die nächste Ebene kommen und dahin können sie uns ja nicht folgen. Das hat Radok jedenfalls behauptet, also, was regt ihr euch deshalb so unnötig auf?«

»Dir wird dein dämliches Grinsen schon noch vergehen, wenn ich dir sage, dass die Rimbas bereits hier sind, bevor du auf hundert gezählt hast«, zischte Erk. »Das war bisher jedenfalls immer so, wenn man einen ihrer Kundschafter getötet hatte.«

Jetzt machte sich doch Panik in mir breit und ich starrte Radok fragend an.

Der Hüne nickte, während sich in seinem Gesicht immer mehr tiefe Betroffenheit breitmachte.

»Erk hat recht«, erwiderte er leise. »Irgendwie stehen diese Wesen untereinander geistig in Kontakt. Anders ist ihr Verhalten nicht zu erklären. Jedenfalls sollten wir zusehen, dass wir so schnell wie möglich auf die nächste Ebene kommen. Ich habe keine Lust, als Mittagessen für die Rimbas zu enden.«

Ich schluckte und vor meinem geistigen Auge erschienen plötzlich wieder die Bilder meiner ersten Begegnung mit den Rimbas.

Ein eisiger Schauer rann über meinen Rücken.

»Wie weit kannst du das da werfen?«

Der Zeigefinger seiner ausgestreckten Rechten deutete auf das Wurfseil an meinem Gürtel, während mich Radok mit verkniffenem Gesicht anstarrte.

»Weit genug!«, entgegnete ich, legte den Kopf in den Nacken und blickte nach oben. Im nächsten Moment hätte ich mich für meine Antwort am liebsten selbst in den Hintern getreten. Wir standen nebeneinander auf der Spitze einer Sanddüne, die wie ein riesiges Dreieck aussah, und gafften ehrfürchtig nach oben, auf einen Himmel aus grauweißem, undurchdringlich scheinendem Felsgestein, so weit das Auge reichte. Bis genau auf jene Stelle, an der wir uns jetzt befanden, dort klaffte nämlich ein gezacktes Loch in der Felsendecke.

Einen Moment des Betrachtens später erkannte ich jedoch die Ausweglosigkeit unseres Unternehmens. Die dunkle Öffnung grinste mich buchstäblich an, wie um mich zu verhöhnen. Der Durchlass, welcher uns in die nächste Ebene führte, lag mindestens zwanzig Schritte über uns und war gerade mal so breit, dass ein Mann mit etwas Mühe hindurchkriechen konnte.

Wie viele Versuche benötigte ich wohl, bis die stählernen Zacken meines Greifhakens einen festen Halt in dem Felsen fanden und wir an dem daran befestigten Seil hoch klettern konnten?

Eintausend, zweitausend?

Wenn ich den Worten meiner Begleiter Glauben schenken durfte, hatte ich höchstens noch dreißig oder vierzig Versuche, bis die Rimbas uns erreicht hatten. Mir stand der Schweiß auf der Stirn und ich hatte Tränen in den Augen. Tränen der Wut und der Enttäuschung ob der Tatsache, so kurz vor dem Ziel doch noch zu scheitern. Ich brüllte meine Hilflosigkeit gen Himmel, riss das Wurfseil aus dem Gürtel und schleuderte es voller Berserkerwut nach oben.

Doch was war das?

Bei allen neunschwänzigen Bestien aus den finstersten Dämonenhöhlen von Eislanden, ich hatte es geschafft. Unfassbar, die Götter mussten mir an diesem Tag wahrhaftig wohlgesonnen sein.

Es grenzte an ein Wunder, doch die Greifhaken meines Wurfseils hatten sich schon beim ersten Versuch in die Felsen gebohrt, und als ich das Seil ruckartig mit meinem Körperegewicht belastete, knirschte zwar

das Gestein hörbar unter meinem Gewicht, aber es hielt.

Ich kletterte als Erster nach oben.

Oben angelangt suchte ich mit meinen Händen hinter der Öffnung rechts und links nach Halt und stemmte mich schließlich mit der Kraft meiner Arme durch das Loch. Als ich durch war, rollte ich mich einfach zur Seite und blieb einen Moment regungslos liegen. Vor meinen Augen tanzten bunte Sterne und mein Herz klopfte bis in den Hals hinauf. Ich war erledigt, restlos fertig und bekam nur am Rande mit, wie Radok mir folgte.

Erst als der Hüne mich zum wiederholten Mal an der Schulter packte und rüttelte, richtete ich mich missmutig auf.

»Was ist los?«, fragte ich und Radok zeigte als Antwort stumm mit der Rechten durch das Felsloch.

Mühselig wälzte ich mich herum, starre durch die Öffnung und erkannte unter uns Erk, der wild gestikulierend immer noch auf der Spitze der Sanddüne stand.

»Erk, verdammt noch mal, was soll das? Schnapp dir endlich das Seil und komm hoch.«

»Nein«, erwiederte Erk.

»Ich gehe wieder zurück. Alwar hat mir nur befohlen, euch bis zur nächsten Ebene zu begleiten.«

»Bist du verrückt geworden?«, ätzte ich. »Die Rimbias können jeden Moment hier sein. Jetzt schnapp dir endlich das Seil und schwinge gefälligst deinen Arsch hier hoch.«

Erk schüttelte den Kopf. »Nein!«

Wütend richtete ich mich auf, um in der nächsten Sekunde zur sprichwörtlichen Salzsäule zu erstarren. Langsam hob ich den Arm, starre auf Radok und deutete danach ungläubig auf Erk und auf das, was in diesem Augenblick hinter ihm geschah.

Eine zwergenhafte Gestalt mit schlohweißen Haaren sprang wie ein Kastenteufel von einer Sanddüne zur nächsten unaufhaltsam auf Erk zu. Es war niemand anderes als Nova, jener von Machtgier besessene Gnom, der seit meiner Ankunft in Alwars Dorf nur eines im Sinn hatte, nämlich in den Besitz meines Schwertes *Gleichmacher* zu gelangen. Mit geradezu grotesk anmutenden Sätzen kam er rasch immer näher. Dennoch waren das Steinmesser in seiner Hand, sein schrilles Geschrei und sein plötzliches Auftauchen nicht der eigentliche Grund, warum ich mit entsetztem Blick auf Erk und die dahinter liegenden Sanddünen

starrte. In meinen Augen stand das blanke Entsetzen, als ich hinter Nova Hunderte, Tausende, wahrscheinlich sogar Millionen von fellbedeckten, Zähne klickenden, schnappenden Rimbias entdeckte, die wie ein lebender Teppich über die Sanddünen schwappten.

»Rauf!«, brüllte ich Erk entgegen, tanzte und gestikulierte wie ein Verrückter über dem Felsloch.

Nach einem kurzen Blick über die Schultern hatte unser Begleiter verstanden. Mit einer verzweifelten Bewegung sprang er hoch und legte beide Hände um das Seil. Das Felsgestein, in welchem die Greifhaken verankert waren, ächzte, knarrte und knirschte so heftig, dass Radok und ich befürchteten, es könnte unter Erks Gewicht zusammenbrechen.

Aber er schaffte es.

Doch genau in dem Moment, als seine Hand den Rand des Felslochs erreicht hatte, drang von unten, von den Sanddünen her ein Schrei an mein Ohr. Novas gellender Schrei, der eher dem Kreischen eines waidwunden Tieres ähnelte, als dem Hilferuf eines Menschen.

Lauf oder stirb

Nova rannte um sein Leben.

Mit weit ausgreifenden Schritten flog er förmlich über den weißen Sand. Die Todesangst schien ihm dabei Flügel zu verleihen, denn der Abstand zwischen ihm und den schrecklichen Kreaturen verringerte sich nur geringfügig. Die Frage war nur, wie lange noch.

Kein normaler Mensch hielt solch ein mörderisches Tempo, wie es der Gnom jetzt vorlegte, auf Dauer aus. Wir, das heißt meine beiden Begleiter und ich, hockten knapp zwanzig Schritte über ihm am Rand einer Felsöffnung, die für die Kreaturen unerreichbar war, und brüllten uns die Seele aus dem Leib. Denn bisher war es noch niemandem gelungen, diesen Wesen durch Davonrennen zu entkommen. Mit unserem Schreien peitschten wir Nova regelrecht vorwärts.

Als er am Fuß der Sanddüne angelangt war, schien er noch einmal neue Kraft zu schöpfen. Hoffnung legte sich über sein verzerres Gesicht.

Bis zur Spitze der Düne, von wo aus er nach dem rettenden Seil greifen konnte, waren es gerade mal noch einhundert Schritte. Einhundert lächerliche Schritte, die über Leben und Tod entschieden.

Als er die Düne hinauf jagte, kam der Hang unter ihm durch sein Körpergewicht ins Rutschen.

Nach jedem dritten oder vierten Schritt schob ihn der weiche Sand um mindestens einen Schritt wieder nach unten.

Nova war kurz davor durchzudrehen.

Je ungestümer er sich durch den Sand schaufelte, desto schneller wurde er auch auf seinem Weg zurückgeworfen. Die Angst hatte bei ihm jegliches logisches Denken außer Kraft gesetzt, als er erkannte, wie die Rimbas immer näher kamen.

Dabei waren es jetzt noch höchstens fünfzig Schritte bis zum Seil.

Als er dann über die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, holten ihn die zweibeinigen Monster ein.

Eigentlich war es beinahe komisch mit anzusehen, wie diese kaum handgroßen Fellknäuel mit ihren kräftigen Hinterbeinen wie Hasen durch den Sand hoppelten. Wären da nicht die beiden Reihen eng aneinander stehender, nadelscharfer Zähne gewesen, die ihre weit aufgerissenen Rachen fast vollständig ausfüllten. Ich sah, wie sechs oder sieben dieser Scheusale an seinen Beinen hingen und versuchten, ihre kleinen, spitzen Zähne durch das Fell seiner Hose zu schlagen.

Noch vierzig Schritte durchzuckte es mich, während ihm Erk und Radok weiterhin Mut zubrüllten.

»Du schaffst es Nova, du schaffst es!«

Aber er schaffte es nicht.

Er hatte nämlich plötzlich die wahnwitzige Idee stehen zu bleiben und die Bestien mit seinem Steinmesser von den Füßen zu streifen, anstatt sein Heil in der Flucht zu suchen. Sicher, er hatte mindestens fünf der Rimbas getötet, aber als er endlich weiter rannte, hatten ihn in der Zwischenzeit bereits zehn andere eingeholt und krabbelten seine Beine empor.

Dann waren es nur noch fünf Schritte.

Mit einem verzweifelten Satz sprang Nova vor und krallte seine Hände um das Seil. Oben begann der Greifhaken im Gestein so heftig zu zittern, dass ich befürchtete, er könnte jeden Moment aus dem Felsen fallen. Ich warf mich an den Rand der Öffnung und streckte beide Hände nach unten. Irgendwie bekam ich seinen Arm zu packen und ver-

suchte ihn mit aller Kraft hoch zuziehen.

Das Gesicht des Mannes hatte sich inzwischen zu einer Fratze des Wahnsinns verzerrt.

»Das Schwert!«, kreischte er. »Gib mir das Schwert!«

Speichel floss aus seinem Mund und vermischt sich mit dem Blut seiner durchgebissenen Lippen.

Ein Blick nach unten ließ mich erschauern.

Mindestens zwei Dutzend dieser Monster hatten sich inzwischen in seinen Beinen festgekrallt und ihm mit ihren nadelscharfen Zähnen das Fleisch bis zu den Waden hoch von den Knochen gerissen.

Zwanzig Schritte darunter war aus der Sanddüne ein brodelnder, wimmelnder Hügel aus pfeifenden Rimbas geworden, und immer wieder gelang es einer weiteren Bestie hochzuspringen und sich in Novas zerfleischten Körper zu verbeißen. Und dieser verrückte Gnom hatte immer noch nur eines im Kopf, den Besitz von *Gleichmacher*.

»Gib mir das Schwert!«, kreischte Nova wieder, und als ich erneut in seine weit aufgerissenen Augen starre, wusste ich, dass der Mann den Verstand verloren hatte.

In diesem Moment trat Radok neben mich und beendete das Inferno aus schreienden Männern, pfeifenden Rimbas und klickenden, aufeinander schlagenden Zähnen mit einem einzigen, wohl gezielten Tritt.

Die horngige Sohle seines gewaltigen Fußes traf Nova mitten ins Gesicht. Der Mann kippte einfach nach hinten, stürzte in die Tiefe und war im nächsten Moment unter der zuckenden Masse der Rimbas verschwunden. Sein gellender Schrei dröhnte uns allen noch in den Ohren, als er plötzlich ein letztes Mal seine Hand mit dem primitiven Steinmesser aus dem wimmelnden Strom dieser Fressmonster emporreckte. Ich schluckte und unterdrückte mühsam eine aufkommende Übelkeit, während sich hinter mir Erk würgend übergab.

Novas Rechte bestand nämlich nur noch aus blanken, abgenagten, blutverschmierten Knochen.

»Können wir jetzt weitergehen?«

Die Frage kam so beiläufig, als würde er sich nach dem Wetter erkundigen.

Ruhig, beinahe bedächtig holte Radok das Seil ein und rollte es sorg-

fältig zusammen. Einige Rimbas hatten sich mit den Zähnen darin verbissen und kamen so ebenfalls mit hoch auf unsere Ebene. Aber sie konnten ihr vermeintlich neues Beuterevier nur wenige Augenblicke genießen. Mit einem gezielten Griff brach er ihnen blitzschnell das Genick und warf sie zu ihren Artgenossen durch das Loch im Felsen hinunter.

Schließlich warf mir das Seil zu, stemmte beide Hände in die Hüften und starre uns finster an.

»Also, was ist jetzt, gehen wir weiter oder wollt ihr hier übernachten?«

Ich hob den Kopf und drehte mein Gesicht zur Seite. Bevor ich dem Hünen erklären konnte, dass er in etwa soviel Mitgefühl zeigte wie ein Rimba beim Fressen, stürzte plötzlich die hagere Gestalt von Erk an mir vorbei und packte Radok an den Schultern. Wie ein trotziges, kleines Kind hämmerte er seine Fäuste auf dessen mächtigen Oberkörper, während er haltlos zu schluchzen begann.

»Du hast ihn umgebracht! Du Mörder, du hast ihn einfach umgebracht!«

Statt einer Antwort wischte der Riese Erk mit einer kurzen Handbewegung wie eine lästige Fliege beiseite und starre uns mit einem Gesicht an, das inzwischen noch finsterer geworden war.

»Was hätte ich denn eurer Meinung nach tun sollen? Den Verrückten mitsamt der halben Rimbahorde zu uns heraufziehen? Macht euch doch nichts vor, der Kerl befand sich doch schon zur Hälfte im Magen dieser Viecher, der wäre hier oben genauso gestorben wie unten.«

So brutal und endgültig es auch war, im Stillen musste ich dem Hünen beipflichten. Langsam erhob ich mich wieder, steckte das Wurfseil zurück in den Gürtel und blickte mich nach Erk um.

Wir waren beide ungefähr gleich alt.

Wir waren beide in eine Welt hinein geboren, in der nur eine Regel galt: kämpfen oder sterben.

Nur hatte ich dabei offensichtlich die besseren Lehrmeister an meiner Seite. Das harte Leben in meiner Jugend in Eislanden, die gefahrvolle Reise hierher in die Südländer, die Psa und das fortwährende Kämpfen und Sterben, all das hatte mich rasch altern lassen. Äußerlich wahrscheinlich weniger als innerlich, denn im Gegensatz zu Erk waren meine Gesichtszüge kantig und voll Entschlossenheit, die Erfahrungen die hinter mir lagen, hatten mich gestählt und hart gemacht.

Erk jedoch hatte das Geschehen sichtlich mitgenommen, er sah aus wie das berühmte Häufchen Elend. Er hatte sich in der Zwischenzeit wieder erhoben, stand jetzt am Felsloch, die Arme vor der Brust verschränkt und stierte teilnahmslos auf die Sanddüne hinab.

Die Rimbas waren inzwischen genauso schnell wieder verschwunden, wie sie aufgetaucht waren. Es gab für sie nämlich keine Beute mehr an diesem Ort, und da ihr ganzes Fühlen und Denken nur auf Fressen ausgerichtet war, suchten sie wahrscheinlich schon längst woanders nach neuen Opfern.

»Los jetzt«, sagte Radok und setzte sich in Bewegung. »Wir haben es bis zur ersten Ebene geschafft, also schaffen wir auch die zweite.«

»Du weißt aber, dass es hier etwas gibt, das mindestens genauso gefährlich ist wie die Rimbas?«

Ich spielte damit auf jene riesige, wurmähnliche Bestie an, die von den Bewohnern Razamanaz ebenso gefürchtet wurde wie vom Volk Unten. Radok zuckte in seiner ihm eigenen, unerschütterlichen Art mit den Schultern und grinste mich bloß an.

»Egal, die dummen Gesichter von denen da oben ist es allemal wert. Den fallen bestimmt die Augen aus dem Kopf, wenn wir drei auftauchen.«

Ich nickte und dann sah ich ihm tief in die Augen. Die Sache mit Nova war doch nicht ganz so spurlos an mir vorübergegangen, wie ich es mir gedacht hatte.

»Was war mit Nova los? Irgendwie hatte ich das Gefühl, als ob er total durchgedreht war.«

»War er auch«, sagte Radok. »Seit deiner Ankunft im Dorf hatte er nur noch dein Schwert im Kopf. Vor allem, als du uns demonstriert hast, wie man mit dieser Waffe unsere Steinmesser wie alte Lumpen durchschneiden kann. Wie ich mitbekommen habe, war er seitdem geradezu von dem Gedanken besessen, mit dieser Waffe der Herrscher unseres Clans zu werden.«

»Und?«

»Wunschdenken, ihn hätte sowieso niemand als Anführer ernst genommen«, entgegnete er lapidar.

Dann drehte er sich um und lief los.

»Komm«, sagte ich und wollte gerade losrennen, aber Erk gab lediglich ein unterdrücktes Stöhnen von sich, drehte sich um und zeigte mir seinen Rücken. Ich stieß einen Fluch aus und ging auf ihn zu. Wir mussten weiter, es gab keinen anderen Weg, wenn nicht alles umsonst gewesen sein sollte.

Ich packte ihn an der Schulter und riss ihn zu mir herum.

»Los jetzt, komm mit!«

Aber Erk riss sich wieder los und wimmerte wie ein getretenes Tier. Ich fluchte erneut, denn für solche Spielchen hatte ich beileibe keine Zeit. Also handelte ich.

Ich holte aus und schlug ihm ins Gesicht.

»Lauf jetzt!«, schrie ich ihn an. »Lauf, oder bleib hier und stirb!«

Nach der zweiten Ohrfeige setzte sein Verstand wieder ein.

Er nickte und setzte sich wie ein Betrunkener in Bewegung. Seine Augen waren glanzlos und stumpf, aber bei den Göttern, er lief. Auch ich setzte mich wieder in Bewegung, denn Radok war bereits weit vor uns und in dem Dämmerlicht, das hier herrschte, fast nicht mehr zu erkennen.

Unser Marsch erwies sich weder als sonderlich schwierig noch als gefährlich. Wir kamen rasch voran und doch spürte ich mit jedem Schritt, den wir mehr zurücklegten, ein wachsendes Unbehagen. Irgendwann wurde unser Weg zu einem Tunnel, dessen Felswände links und rechts von uns immer mehr zusammenliefen, sodass ich bald die Befürchtung hatte, dass wir demnächst unweigerlich stecken bleiben mussten.

»Verdammmt«, zischte Radok. »Wenn das so weiter geht, stecke ich hier bald fest wie der Korken in meiner Wasserflasche.«

Ein Blick nach vorne zeigte mir, wie recht er hatte. Mit seinen breiten Schultern streifte er bereits bedenklich nahe an den Felswänden vorbei.

»Du solltest in Zukunft eben weniger essen«, sagte ich ganz einfach, um unsere prekäre Situation etwas zu entschärfen. Radok gab ein gespieltes Entrüsten von sich, ich grinste und nur Erk hielt den Kopf gesenkt und schwieg verbissen. Doch alle aufmunternden Worte halfen nichts. Irgendwann wurde der Tunnel so schmal, dass wir in die Knie gehen mussten, um weiter zu kommen.

»Bist du sicher, dass wir hier auf dem richtigen Weg sind?«, fluchte ich, nachdem ich mir bereits zum dritten Mal den Kopf an den eng beieinanderstehenden Felswänden angeschlagen hatte. Die Haut auf meiner Stirn war aufgeplatzt und außer Schweiß tropfte mir jetzt auch noch

Blut über das Gesicht und beides zusammen brannte in meinen Augen wie Feuer.

Plötzlich verharrte Radok abrupt vor uns.

»Was ist denn jetzt schon wieder los?«, zischte ich ärgerlich.

Statt einer Antwort richtete sich Radok, so weit es eben ging, in dem engen Gang auf und begann zu stöhnen.

»Bei allen Göttern! Das müsst ihr euch ansehen!«

Duell mit der Bestie

Ein scharfer Schmerz schoss durch meinen Schädel und ich unterdrückte nur mühsam einen Aufschrei. Nächstes Mal, das schwor ich mir inständig, nächstes Mal würde ich nicht einmal mehr mit einer Wimper zucken, selbst wenn dieser riesenhafte Kerl da vor mir sich plötzlich in Luft auflösen würde. Aber eigentlich war das ganze Schwören völlig überflüssig, denn ein nächstes Mal würde mein blutender Schädel ganz einfach nicht mehr überleben.

Dabei war ich selber schuld.

Auf unserem Weg nach oben ans Tageslicht waren wir in diesem weitverzweigten Höhlensystem in einem Tunnel gelandet, der zum Ausgang hin immer schmäler wurde. Aus einem anfänglich aufrechten Gehen war ein auf den Knien Robben und schließlich ein Kriechen auf allen Vieren geworden. Der Gang war zu einer Röhre verkommen, die gerade mal noch acht oder neun Handbreit im Durchmesser hatte. Aber wir mussten verdammt noch mal da durch.

Denn um uns herum herrschte tiefste Finsternis, am Ende des Tunnels jedoch strömte eine geradezu grelle, in den Augen schmerzende Helligkeit in die dunkle Röhre.

Tageslicht?

Egal, denn jedes Mal, wenn ich den Kopf hob, um vor mir etwas zu erkennen, sorgte diese verdammte Felswand auf sehr schmerzhafte Art dafür, dass ich selbigen brav unten hielt. Radok, der vorweg an der Spitze kroch, geriet immer mehr ins Schwärmen, ich hingegen hatte mir in der Zwischenzeit schon mindestens dreimal den Schädel angestoßen und blutete wie ein Schwein. Mein Kopf dröhnte wie eine Kesselpauke und mir war klar, dass jedes weitere Zusammentreffen mit der Felswand mein Ende bedeuten könnte.

Dabei war alles so einfach. Ich musste nur meine grenzenlose Neugierde bezähmen und den Kopf unten halten, dann kam ich auch heil durch diese Röhre. Aber nein, nach jeder Handbreit, die wir weiter vorwärts gekrochen waren, musste ich den Schädel heben und bekam natürlich prompt zu spüren, dass es auch für mich gewisse Grenzen gab.

Plötzlich verschwand Radok vor mir mit einem Brüllen aus der Röhre. Trotz meiner rasenden Kopfschmerzen robbte ich, so schnell ich konnte, zum Ausgang hin. Dann schloss ich geblendet die Augen. Ich zählte im Stillen bis zehn, doch als ich meine Augen wieder öffnete, war das Bild immer noch das gleiche.

Ich konnte es fast nicht glauben.

Ich kroch aus dem Tunnel, stellte mich neben Radok und legte den Kopf in den Nacken. Ich sah mich staunend um, während meine Schmerzen inzwischen wie weggeblasen waren.

Wir befanden uns in einer hell erleuchteten Höhle, in der Boden, Wände und Decke aus gewaltigen Steinplatten bestanden. Bei näherem Betrachten bekam man das Gefühl, als ob dieser Raum einstmais von Menschen als Versammlungsraum genutzt wurde.

Von Menschen?

Als ich die riesigen Steinplatten, mit denen der Raum ausgekleidet war, erneut betrachtete, kamen mir leise Zweifel. Konnten diese zehn auf zehn Fuß große Platten wirklich von Menschenhand bewegt werden? Eine schrill quiekende Ratte, die vor uns quer durch den Raum floh, unterbrach meine weiteren Gedanken. Ich sah noch, wie sie in einem dunklen Treppeneingang vor uns verschwand, dann war nur noch das Scharren ihrer Krallen auf den Steinplatten zu hören. Im selben Moment legte mir Radok seine Rechte in freundschaftlicher Art auf die Schultern. Ich ging in die Knie und begrüßte meine Kopfschmerzen wie alte Bekannte.

»Verdammtd, wo sind wir hier bloß gelandet?«

Ich zuckte mit den Schultern.

Inzwischen war auch Erk aus dem Gang geklettert und wir tasteten uns gemeinsam Schritt für Schritt vorsichtig durch die Höhle. Ich hatte mein Schwert gezogen und blickte mich ständig um. Irgendetwas stimmte hier nicht, ich konnte den klammen Hauch des Todes förmlich spüren, der hier in dieser seltsamen Höhle auf uns lauerte. Auch meine beiden Begleiter schienen von dunklen Ahnungen erfüllt zu sein, denn niemand gab einen Laut von sich. Kein Tageslicht fiel hier herunter,

keine Fackeln waren zu sehen und die Luft war zum Schneiden dick vom Modergeruch des Zerfalls und der Fäulnis. Dieser Raum war schon seit Äonen von der Außenwelt abgeschnitten und dennoch war es hier drin taghell. Eigentlich war es unmöglich, aber es schien, als ob das Licht von den Steinplatten ausgehen würde.

»Hätte ich nur nicht auf Alwars Befehl gehört, wir werden hier unten alle sterben.«

Ich fuhr herum und knurrte Erk grimmig an.

»Manchmal frage ich mich, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn wir dich den Rimbias überlassen hätten. Deine Jammerei geht mir allmählich auf die Nerven.«

In diesem Moment war von der rechten Seite hinter den Steinplatten ein dumpfes Rumpeln zu hören und dann ertönte ein Geräusch, als ob jemand mit einer eisernen Kralle über die Felswände kratzte. In meinem Nacken richteten sich die Haare auf und eine eiskalte Hand schien über meinen Rücken zu streichen.

Ich kannte diesen Laut zur Genüge.

»Was ist das?«, rief Erk schrill und ich konnte sehen, wie er vor Angst förmlich erstarrte.

»Etwas, wovor wir uns fürchten sollten«, sagte ich knapp. »Und jetzt nehmt die Beine in die Hand und rennt. Da lang!«

Ich deutete mit dem Schwert nach vorne, wo am Ende der Höhle eine schmale Treppe nach oben führte. Dorthin, wo auch die Ratte verschwunden war.

Meine Gefährten starrten mich entgeistert an und für einen Moment schien es so, als wären sie unschlüssig, ob sie mir nun folgen sollten oder nicht. Aber dann wurde das Rumpeln und Schaben immer lauter und plötzlich, mit einem Donnerschlag, erbebte die Höhlenwand an unserer rechten Seite. Staub wallte auf, und als er sich in der nachfolgenden Stille zu Boden gesenkt hatte, erkannte ich deutlich, wie sich an jener Stelle zwei der Steinplatten nach innen gewölbt hatten. Es hatte den Anschein, als ob jemand dahinter mit einem riesigen Hammer mit unvorstellbarer Kraft gegen die Platten geschlagen hatte. Ich schluckte, meine dunkelsten Albträume schienen Wirklichkeit zu werden, denn ich kannte nur eine Kreatur, die hier unten zu solchen Dingen fähig

war.

Dann erfolgte der zweite Donnerschlag, der die Höhle erbeben ließ, und auf einer der Steinplatten zeigten sich plötzlich feine Risse. Wir flogen förmlich über den Boden, und als wir den Treppenaufgang fast erreicht hatten, ertönte der dritte Schlag.

Plötzlich begann die Erde zu bebren und fast im gleichen Augenblick stürzten auch die Steinplatten der Wand in sich zusammen. Eine riesige Wolke aus Staub, Dreck und umherfliegenden Felsbrocken hüllte die gesamte Höhle ein. Hustend und nach Atem ringend stolperte ich auf die Treppe zu, dicht gefolgt von Radok. Vorwärts, hämmerte ich mir ein, du schaffst es, du musst es schaffen.

Hinter uns war ein infernalisches Brüllen zu hören, das niemals von dieser Welt stammen konnte.

Die Wurmbestie war wieder da. Als das Brüllen erneut ertönte, wusste ich auch ohne mich umzudrehen, dass uns diese dämonische Kreatur bereits im Nacken saß.

»Wo ist Erk?«, schrie Radok, während wir die Treppe erreichten.

Als Antwort brachen sich seine gellenden Schreie an den Höhlenwänden. Ich blieb stehen, drehte mich auf der Treppe um und sah mit an, wie der arme Teufel starb. Vor Angst gelähmt stand er immer noch mitten in der Höhle und starre dem Monster entgeistert entgegen, das ihn einen Herzschlag später erreicht hatte. Ein riesiger Schlund, der anscheinend nur aus daumengroßen, nach innen gebogenen Zähnen zu bestehen schien, stülpte sich über Erk. Sein Schreien brach jäh ab, ein widerliches Knacken und Knirschen von Knochen hallte durch die Höhle und dann spritzte eine formlose blutige Masse über die Wände. Der Rest von dem, was einstmals Erk gewesen war.

Wir hetzten weiter, Stufe um Stufe um Stufe.

Ein ohrenbetäubendes Gebrüll, das sich vielfach in dem engen Treppenaufgang brach, ließ uns fast taub werden. Deutlich war zu hören, wie die Bestie mit ihren stummelartigen Auswüchsen an den Körperseiten wie rasend versuchte den Treppenaufgang zu verbreitern. Mit ihren scharfen Krallen brach sie Stück um Stück aus den Felsen, und als wir das Ende der Treppe erreicht hatten, zwängte sich der zahnbewehrte Schlund mit einem wütenden Brüllen bereits eine Handbreit in den Aufgang.

Dieser Erfolg schien die Bestie zu beflügeln.

In wilder Raserei bohrte sich der riesige Körper in den Gang, wäh-

rend die Krallen das Gestein aus dem Aufgang fetzten. Die ganzen Felsen rings um uns herum begannen zu zittern.

»Sie klemmt!«, schrie Radok und rüttelte mit aller Kraft an jener Tür, die uns am Treppenende den weiteren Weg versperrte.

Inzwischen hatte die Bestie eingesehen, dass sie uns vorläufig nicht erreichen konnte und deshalb versuchte sie es jetzt mit anderen Mitteln. Sie zog ihren Schlund ruckartig zusammen und spuckte uns einen Handteller großen, grünlichen Schleimbrocken entgegen. Das Ding klatschte wie eine übergroße Portion Haferschleim auf die zweite Stufe unter uns und einige der Tropfen trafen meine Stiefel. Mit großen Augen erkannte ich, wie sich das Leder an jenen Stellen, wo es der Schleim getroffen hatte, aufzulösen begann und meine Haut darunter brannte plötzlich wie Feuer.

Das war genau der Moment, in dem mir Radok ins Ohr schrie, dass die Tür von innen verschlossen war.

Das Brüllen der Bestie wurde immer lauter und vermischtet sich mit den verzweifelten Flüchen Radoks, der wie ein Verrückter an der Tür zerrte. Durch das durchgebrochene Mauerwerk am Treppenaufgang zwangte sich uns der wurmartige Leib der Kreatur einen weiteren Schritt entgegen und die nächste Spuckattacke kam bereits gefährlich nahe.

Der ätzende Schleim landete genau zwischen unseren Beinen, doch während mich das Leder meiner Stiefel ein zweites Mal vor Schlimmem bewahrte, begann Radok plötzlich wie ein waidwundes Tier zu brüllen. Mir stockte förmlich der Atem. Dort, wo ihn der ätzende Schleim an den Beinen getroffen hatte, begann sich sein Fleisch rauhend aufzulösen. Deutlich konnte ich an seinem linken Fuß bereits den Schienbeinknochen sehen.

Radok schrie wie am Spieß, die Bestie brüllte vor Wut, es stank nach verbrannten Fleisch. Und als sich jetzt auch noch plötzlich hinter uns die Tür wie von Geisterhand öffnete und aus der Düsternis dahinter scheinbar aus dem Nichts eine gekrümmte Frauengestalt erschien, glaubte ich, endgültig verrückt geworden zu sein.

Die dürrre, gebrechliche Alte schüttelte ihre knochige Rechte und ein schrilles Krächzen kam aus ihrem zahnlosen Mund.

»Mein Sohn! Was habt ihr mit meinem Sohn gemacht?«

Die Priesterin des Wahnsinns

»Die Götter mögen euch verfluchen.«

Die zahnlose Alte, die nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien, breitete beide Arme aus und reckte ihre gichtgekrümmten Finger in die Höhe. Langsam öffnete sich ihr Mund und eine Gänsehaut überzog meinen Rücken, als ihr seltsame, beschwörende Worte über die Lippen kamen, die niemals von dieser Welt stammen konnten. Ein heiserer, unheilvoller Singsang hallte durch den Treppenaufgang und brach sich unten in der Höhle von den Wänden wider. Radok kniete trotz seiner schrecklichen Wunden auf dem Boden einer Treppenstufe und presste beide Hände auf die Ohren und auch ich hatte das Gefühl, als ob jeden Moment mein Trommelfell platzen würde.

Dann verstummte der Gesang der Alten so plötzlich, wie er begonnen hatte.

»Ihr ungläubigen Hunde, redet, warum verweigert ihr meinem Sohn den Respekt?«

Dabei deutete sie mit ihrer knochigen Rechten nach unten, wo die Wurmbestie auf seltsame Weise plötzlich beinahe friedlich am Treppenaufgang lag.

»Weil wir nicht als Mahlzeit für diese Bestie dienen wollten, hätte ich ihr beinahe ins Gesicht geschrien, stattdessen zuckte ich unvermittelt zusammen.

Ihr Sohn?

Ich sah diese Kreatur und ich sah die seltsame Frau, die immerhin äußerlich ein Mensch zu sein schien. Als ich aber über ihre letzten Worte nachdachte, legte sich das Grauen wie eine eiskalte Hand um meinen Hals. Nur aus der Verbindung mit einem Dämon heraus oder durch dunkle Magie konnte etwas wie diese Bestie erschaffen werden. Wer bei allen Göttern war also diese Frau?

»Wir kommen in Frieden«, antwortete ich schnell und streckte ihr in freundschaftlicher Absicht beide Handflächen entgegen.

»Wir wollen nur zurück nach Razamanaz. Eine schreckliche Fügung des Schicksals hat uns in diese Welt verbannt. Wir wollen dir und deinem Sohn nichts Böses, wir wollen nur wieder zurück.«

Die Worte sprudelten mir nur so über die Lippen. Ich redete praktisch um unser Leben, denn aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich, wie sich die Bestie langsam wieder unruhig umher wälzte und sich dabei meinem Gefährten näherte, der inzwischen bewusstlos geworden war. Noch hielt die Enge des Treppenaufgangs den größten Teil der Kreatur von uns fern, aber mit jedem weiteren Hin- und Herwinden brach immer mehr Gestein aus den Felsen und es war nur noch eine Frage der Zeit, bis der Gang mit der Treppe endgültig in sich zusammenfiel und dann rettete uns nichts mehr vor dem Zahn umkränzten Schlund.

»So höre, Ungläubiger!«

Während die Alte weiter redete, fuchtelte sie mit ihren Armen in der Luft herum und ihre Gichtkrallen zeichneten dabei seltsame Symbole in die Luft. Ihre Worte fesselten meine Augen förmlich an ihre Lippen und ich bekam nur am Rande mit, wie das schreckliche Geschöpf unter mir mit schrillen, fast klagenden Lauten zurück in die eingestürzte Höhle kroch.

»Ich bin Eela, die Hüterin eines Göttersohnes und Priesterin des allmächtigen Kish. Seit fast einem Jahrhundert herrschen wir in dieser Welt und ich weiß sehr wohl, dass es außer uns noch anderes Leben gibt. Man schickt uns immer wieder Menschen von oben, und das ist auch gut so. Sonst müssten mein Sohn und ich ja verhungern.«

Als mir im nächsten Moment die Bedeutung ihrer Worte bewusst wurde, hatte ich plötzlich das Gefühl, als würde mir jemand den Boden unter den Füßen wegziehen.

In was für einem Albtraum war ich hier gelandet?

Unvermittelt streckte die fast bis zum Skelett abgemagerte Alte ihre gekrümmten Krallen aus und kam langsam auf mich zu.

»Keine Angst, du hast nichts zu befürchten. Denn du hast dich als würdig erwiesen.«

Instinkтив schlossen sich die Finger meiner Rechten fester um den Griff meines Schwertes. Ich hatte plötzlich ein seltsames Gefühl in der Magengegend.

»Was willst du damit sagen?«

Ein wissendes Lächeln teilte die schmalen Lippen der unheimlichen Frau.

»Es ist lange her, seit ein Mann sich als würdig erwiesen hat, und ich werde nicht jünger«, sagte sie mit leiser, zischender Stimme. »Seit fast einhundert Jahren bin ich die Hüterin meines Sohnes. Aber trotz meiner

magischen Gaben spüre ich, wie mich langsam die Kräfte verlassen. Du scheinst ein geeigneter Gefährte für mich zu sein. Deshalb wirst du noch heute mit mir einen neuen Hüter für meinen Sohn zeugen!«

Ich schwankte einen Moment, gleichermaßen von Ekel und Grauen geschüttelt. Fieberhaft überlegte ich, wie ich mich aus dieser Lage herauswinden konnte.

»Was geschieht dann mit meinem Freund?«, fragte ich, um Zeit zu gewinnen.

»Er wird meinem Sohn dienen«, zischte sie.

Bevor ich es verhindern konnte, sprang die Alte auf Radok zu und versetzte dem Bewusstlosen einen Tritt in die Seite. Die Alte musste ungeheuerliche Kräfte besitzen, denn mein Gefährte war ein wahrer Hüne von Mann und dennoch flog er durch den Tritt wie ein Bündel nutzloser Lumpen die Treppe hinunter und blieb reglos am Eingang liegen. Die Alte begann wieder zu singen und im gleichen Moment hörte ich auch schon wieder jenes entsetzliche Geräusch, das immer dann erklang, wenn die Bestie sich in Bewegung setzte.

Als ich mit ansehen musste, wie sich gleich darauf der zahnbewehrte Schlund der Kreatur öffnete und sich über Radok legte, erfüllte mich kalte Wut. Ich packte die Alte, die überrascht aufschrie, und warf sie meinem Gefährten hinterher. Dann sagte mir mein Gefühl, dass es besser war, wenn ich sofort von hier verschwinden würde. Ich hetzte jene Stufen, auf denen die unheimliche Frau herunter gekommen war, hoch, während hinter mir das Kreischen der Wahnsinnigen in das Splittern und Brechen von Knochen überging.

Danach herrschte für einen Atemzug lang eine beinahe gespenstische Stille, bis urplötzlich wieder der ganze Aufgang erzitterte und Staub und kleine Steinchen von der Decke fielen. Die Bestie versuchte jetzt mit aller Macht die Treppen zu erreichen, während ihr wahnsinniges Brüllen schmerhaft in meinen Ohren klang.

Die Felswände um mich herum begannen bedenklich zu zittern und die Stufen nahmen kein Ende. Einhundert Treppen waren es mindestens, die ich bereits hinter mir hatte, und trotzdem war nirgends eine Tür oder Tageslicht zu sehen. Tief unter mir gebärdete sich die Kreatur wie toll, und als ich irgendwann nach Atem ringend kurz stehen blieb

und zurückschaute, blieb mir fast das Herz stehen.

Keine zehn Treppen unter mir zeichneten sich die ersten Risse im Ge-stein und auf den in die Felsen geschlagenen Stufen ab. Einige davon wurden mit jedem Atemzug größer.

Ich hastete weiter, während ich die Götter um Beistand anrief.

Und wahrlich, die Götter standen auf meiner Seite. Nach einer letzten Biegung endete der Treppenaufgang unvermittelt vor einer weiteren Tür. Hier war mein Weg zu Ende, denn zurück wollte ich nicht. Doch ich hatte weiteres Glück, ganz offensichtlich war die schwere Holztür nur angelehnt. Ich zog mein Schwert und legte vorsichtig die Rechte auf die eiserne Türklinke, denn dahinter war deutlich Lichtschein zu se-hen. Der Raum, in den ich nun trat, war etwa zwanzig Fuß lang und beinahe genauso breit. Mindestens ein halbes Dutzend Fackeln steckten in eisernen Haltern an den Wänden. Außer einem riesigen Tisch, der mit Schriftrollen und alten Büchern überladen war, einem Holzstuhl und einer einfachen Schlafstelle aus Tierfellen und Zweigen gab es hier drin nichts. Ein Lumpengewand, das quer über dem Lager ausgebreitet war, zeigte an, dass es sich hier offensichtlich um die Wohnhöhle dieser wahnsinnigen Priesterin des angeblich allmächtigen Kish handelte.

Fieberhaft durchsuchte ich den Raum.

Ich konnte nicht glauben, dass hier mein Weg zu Ende war. War ich tatsächlich dazu verdammt, tatenlos in dieser Höhle darauf zu warten, bis die Bestie sich bis zu mir vor gegraben hatte? Vielleicht gab es in den Büchern und Schriftrollen, unter denen der Tisch beinahe zusam-menzubrechen drohte, einen Hinweis auf eine Fluchtmöglichkeit. Ich stürzte an den Tisch und überflog rasch die ganzen Papiere.

Ich konnte kein einziges Wort lesen. Die krakelige Schrift, mit der sämtliche Blätter beschrieben waren, bestand aus Zeichen, die ich noch niemals zuvor gesehen hatte. Aber auch wenn ich die Schriften nicht verstand, die beigefügten Bilder und Zeichnungen erklärten mir den-noch teilweise die Geschichte dieser seltsamen Welt. Mit dem, was mir Alwar, der Oberste vom Volk Unten erzählt hatte, formte sich allmäh-lich ein Bild in meinem Kopf.

Meine Lippen verzogen sich zu einem sarkastischen Grinsen.

Jetzt, wo ich erfahren hatte, was es mit dieser Welt hier unten auf sich hatte, musste ich also sterben. Ich machte mir nichts vor. Das Geräusch einstürzender Felsmassen wurde im gleichen Maße lauter wie das Brül-len der Kreatur, deren Weg unweigerlich in jener Höhle endete, in der

ich mich befand. Umschlossen von grauen, schroffen Felswänden war der einzige Ausweg aus dieser steinernen Sackgasse jene wuchtige Holztür, die geradewegs auf den Schlund der Wurmbestie zuführte. Ich atmete noch einmal tief durch, packte mein Schwert mit beiden Händen und stellte mich meinem Schicksal. Mit einem Stoßgebet an die alten Götter von Eislanden näherte ich mich der Tür.

In diesem Moment geschah es!

Wie aus dem Nichts umflatterte mich plötzlich ein kopfgroßer Schatten.

Ein tiefer, brummender Laut mischte sich mit einem seltsamen Geräusch, das klang, als ob jemand neben mir ein altes Lederhemd ausschüttelte. Als ich endlich reagierte, war es beinahe zu spät. Dieser Schatten war ein fliegendes Etwas, das wie alle Kreaturen dieser Welt nur eines im Sinn hatte: Fressen!

Gleich beim ersten Anflug streifte das Ding meine rechte Schulter und einen Moment später durchzuckte ein wilder Schmerz beinahe jede Faser meines Körpers. Es war, als ob jemand glühende Nadeln durch meine Haut jagte. Als ich nach oben blickte, erkannte ich eine Art Fledermaus mit einem faustgroßen Schädel, der beherrscht wurde von vier dunklen Knopfaugen und einem weit aufgerissenen Maul, in dem wenigstens eintausend kleine, aber nadelfein spitze gelbliche Zähne steckten. Aber ich erkannte noch etwas anderes. Von oben, direkt von der Decke dieser vermaledeiten Höhle, kam Licht.

Fünf, sechs Handbreit im Durchmesser, schummrig und halbdunkel zeigte der Lichtstrahl von der Höhlendecke aus fast senkrecht auf eine Stelle direkt hinter dem Tisch. Fast hätte ich laut aufgeschrien. Die Öffnung in der Höhlendecke war zwar mindestens zehn Schritte über mir, aber wozu hatte ich mein Wurfseil mit dem eisernen Greifhaken? Hatte ich nicht erst vor Kurzem damit eine mindestens doppelt so große Entfernung überwunden, als ich mit Radok und Erk den Rimbas entkommen war? Es mussten sich also schon sämtliche Götter dieser Welt gegen mich verschworen haben, wenn es mir diesmal nicht gelang, mit einem erneuten Wurf diesem Chaos zu entkommen. Und noch etwas fiel mir auf, als ich einer erneuten Attacke dieses fliegenden Monsters auswich. Die Kreatur vermied es auffällig, in den Lichtkreis der Fackeln

oder in den Bereich des Lichtstrahls zu kommen.

Den nächsten Angriff erwartete ich mit erhobenem Schwert, und als das Scheusal genau auf mich zu kam, brach sich das Licht der Fackeln auf der Klinge meiner Waffe und spiegelte sich in den Augen der fliegenden Kreatur wider.

Mit einem wütenden, schmerzvollen, ja verzweifelt klingenden Laut flog das Tier an mir vorbei, kam ins Trudeln und knallte mit voller Wucht gegen die hinter mir liegende Felswand. Jetzt gab es nichts mehr zum Überlegen. Ich sprang auf den Tisch, riss das Wurfseil aus dem Gürtel und warf es – wie damals in Eislanden meine Angelschnur – zielsicher nach vorne.

Diesmal benötigte ich drei Würfe, aber dann hatten sich die Greifhaken meines Wurfseils in der Öffnung über mir im Gestein festgebissen und mit der Kraft meiner Arme zog ich mich hoch.

Unter mir herrschte das totale Chaos.

Felsgestein zerbrach, knackte und splitterte, während das Brüllen der Wurmbestie immer näher kam. Das Flugmonster, welches mir bei seinem ersten Angriff seine Zähne in die Schulter gebohrt hatte, flog durch die Höhle und überschlug sich fast vor kreischender, hilfloser Wut, weil das hereinfallende Licht aus der Höhlendecke es ihr nicht erlaubte an mich heranzukommen.

Eine Ewigkeit später, als ich mich keuchend durch die Luke gezwängt hatte, durch welche das Licht fiel, endete das Ganze hinter mir in einem einzigen Inferno aus einstürzenden Felsen und im Todeskampf schreiender Monster. Als ich den Kopf hob und mich umherblickte, glaubte ich im ersten Moment zu träumen. Aber als meine Hände suchend über den Boden tasteten und sich meine Augen langsam an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, wurde mir schlagartig klar, wo ich mich wieder befand.

Alles um mich herum schien nur aus dunklem schroffen Fels zu bestehen und es war lausig kalt. So kalt, das sich bei jedem Atemzug kleine weiße Wölkchen vor meinem Mund bildeten. Ich war genau an jener Stelle gelandet, an der ich vor Ewigkeiten, so kam es mir jedenfalls vor, durch den Boden des Fasslagers von Elis Weinschenke in die Tiefe gestürzt war.

Razamanaz lag höchstens noch ein Dutzend Schritte über mir entfernt.

Überdeutlich hatte ich das gezackte Loch vor Augen, durch das ich

einst durchgebrochen war. Ich vergaß augenblicklich die Kälte, die Dunkelheit und meine schmerzenden Knochen und richtete mich sofort auf und schwang mein Wurfseil. Der erste Versuch misslang kläglich, der zweite war nicht viel besser, und als beim zehnten Mal der Greifhaken wieder nur durch das Loch fiel, irgendwo dumpf anklopfte und dann nach einem kurzen Zerren am Seil wieder zu mir herunter fiel, standen mir vor Wut und Hilflosigkeit Tränen in den Augen.

Ich war in meinem Zorn gerade drauf und dran, das Seil in die nächste Ecke zu schleudern, als von oben plötzlich eine altbekannte Stimme ertönte.

Die Rückkehr des Kish

»Halt dein Maul da unten und verschwinde, oder ich rufe gleich die Stadtwache!«

Vorsichtig schob sich ein Kopf durch das Loch über mir. Mein Herz machte förmlich einen Sprung und ich hätte brüllen können vor Erleichterung. Dieser kantige, faltige Schädel mit seinem struppigen, dunklen Haupthaar, der aussah wie eine Runkelrübe, die man zu lange ins Wasser gelegt hatte, gehörte niemand anderem als Eli, dem Wirt der Weinschenke »Zum fröhlichen Zecher«.

»Die werden sich aber freuen, wenn sie erfahren, dass du hier unten einen gesuchten Mörder versteckt hältst, Eli!«, rief ich grinsend zurück.

Für einen Moment herrschte Stille.

Da meine Stimme in dem Höhlensystem hier unten seltsam hohl und verzerrt klang, konnte sie Eli wahrscheinlich noch nicht richtig einordnen. Aber nachdem ich ihm von meinem Kampf mit dem Schattenmacher im Hinterhof seiner Schenke erzählt hatte, dämmerte es ihm allmählich.

»Thorak?«, rief er fragend nach unten.

»Ja, verdammt und jetzt hol mich endlich hoch«, rief ich grimmig zurück.

Nach einer kurzen Erklärung warf ich mein Seil erneut nach oben. Zwei kräftige Hände zuckten vor, packten es, und als ich wenig später daran zog, war es oben irgendwo angebunden, fest genug jedenfalls um daran hochzuklettern. Ich nahm das Seil in meine Hände und arbeitete mich langsam daran nach oben. Der Strick straffte sich unter meinem

Gewicht und knarrte leise. Als ich wieder hochblickte, erkannte ich Eli, der bereits nach meinen Händen griff, spürte aber fast gleichzeitig, wie das Seil plötzlich nachgab. Mit einem Schlag befand ich mich wieder kaum noch einen Schritt vom Höhlenboden entfernt. Das Seil hatte sich offensichtlich aus der Verankerung gelöst und schwang hin und her. Ich fühlte mich wie ein Fisch an der Angel und wäre Eli nicht gewesen und hätte das Seil gepackt ...

Ich schüttelte den Kopf, ich durfte gar nicht daran denken.

»Mann, bist du fett!«, keuchte Eli, der sich mit den Absätzen seiner Stiefel in den Boden gestemmt hatte und schwitzend versuchte, mich wieder hochzuziehen.

»Du bist ja noch schwerer als meine Weinfässer. Verdammst, was haben sie dir denn da unten zum Essen gegeben, gebratene Ochsen?«

Wäre die Lage nicht so ernst gewesen, hätte ich lauthals losgelacht. Aber bei dem Gedanken an die unter mir liegende Höhlenwelt mitsamt ihren seltsamen Bewohnern verging mir das Grinsen schnell. Stattdessen bemühte ich mich, es ihm da oben so leicht wie möglich zu machen und nicht ständig herum zu zappeln. Als ich endlich auf dem Boden seines Fasslagers angekommen war, wälzte ich mich einfach zur Seite und schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Eli, dem Wirt der Schenke erging es nicht viel besser.

»Ich kann nicht mehr«, sagte er leise. »Bei allen neunschätzigen Dämonen des auf ewig verfluchten Kish, ich kann nicht mehr.«

Dabei ging er in die Knie und presste seine Hände auf den Rücken, wo er offenbar starke Schmerzen hatte. Ich nickte wissend, aber plötzlich zuckte ich regelrecht zusammen.

Moment mal, schoss es mir durch den Kopf, was hatte Eli da eben von sich gegeben?

Kish! Genau jenes Wort, das die wahnsinnige Alte, deren Krallen ich erst vor Kurzem entkommen war, auch schon genannt hatte?

Ich sprang hoch, als hätte ein Rimba auf meinem Brustkorb Platz genommen. Mit einem Satz war ich bei Eli, packte ihn an den Aufschlägen seiner fadenscheinigen Jacke und riss ihn auf die Füße.

»Was hast du da eben gesagt?«, herrschte ich ihn an.

Eli blinzelte mir verwirrt entgegen. »Bist du jetzt vollkommen über-

geschnappt? Was soll das? Ich rette dir das Leben und zum Dank dafür gehst du mir an die Gurgel.«

»Du hast das Wort Kish benutzt, was wolltest du damit sagen?«

»Ich habe gar nichts gesagt und jetzt lass mich verdammt noch mal in Ruhe.«

»Eli«, sagte ich hart. »Ich habe da unten Dinge erlebt, bei denen jeder andere wahrscheinlich verrückt geworden wäre. Dabei fiel auch der Name Kish, also erzähle mir nicht, dass du darüber nichts weißt. Du hast mir zwar sozusagen das Leben gerettet, aber dennoch, wenn du mir jetzt keine Antwort gibst, sind deine Kreuzschmerzen dagegen das reinste Vergnügen, wenn ich erst mit dir fertig bin. Ich hoffe du hast mich verstanden?«

Der Wirt schwieg für einen Moment.

»Du weißt nicht, von was du da redest.«

»Oh doch!«, entgegnete ich zähneknirschend. »Ich war nämlich in der Welt da unten. Ich weiß genau, was ihr mit euren Dieben, Gurgelabschneidern und Straßenräubern macht, auch mit den Bettlern und Landstreichern, die nicht ins Bild eurer ach so sauberen Stadt passen. Man seilt sie einfach in die unterirdischen Katakomben ab, wo sie unzähligen dämonischen Kreaturen als Nahrung dienen. Es wundert mich nur, dass in all den Jahren keines dieser Wesen den Weg hier hoch gefunden hat. Aber jetzt genug der Rede, nun bist du an der Reihe.«

»Was soll ich dir noch erzählen? Du weißt doch anscheinend schon über alles Bescheid.«

»Nicht ganz, Eli«, erwiderte ich.

Schließlich sah der Wirt ein, dass ich nicht nachgeben würde. Stockend erzählte er mir das Geheimnis von Razamanaz und je mehr er redete, umso leiser wurde seine Stimme, als könnten seine Worte schreckliche Dämonen oder Götter aus ihrem Schlaf aufwecken. Zusammen mit Alwars Bericht und dem, was ich aus den Papieren der wahnsinnigen Alten herausgefunden hatte, rundete sich das Bild allmählich ab.

Es war aber kein schönes Bild.

Die Stadt und jenes unter ihr liegende Höhlensystem waren einst von einer rätselhaften Rasse erbaut worden, die aus jenen dunklen Zeiten stammte, als der Mensch noch nicht geboren war. Dann, so erzählten es die Legenden, kam das Jahrhundert des großen Zerfalls. Vulkane brachen aus und gewaltige Beben löschten diese vormenschliche Zivilisation aus. Die Stadt versank in den Tiefen der Erde und mit ihr fast alles

Leben. Doch aus dem Chaos und den Trümmern erwachte Neues, denn einige dieser Wesen hatten überlebt. Allen voran der Kish, jenes wurmähnliche Ungeheuer, dem auch Radok zum Opfer gefallen war. Immer wieder kam es in unregelmäßigen Abständen an einem bestimmten Punkt in der Stadtmitte an die Oberfläche und zog eine Spur der Verwüstung durch Razamanaz. Nachdem ein Seher, an den sich heute niemand mehr erinnerte, weissagte, dass die Bestie durch Menschenopfer zu besänftigen war, begann man Bewohner der Stadt, die das Gesetz gebrochen hatten, durch jene Öffnung abzuseilen, durch welche der Kish immer wieder nach oben kam. Kurz darauf hörten die Angriffe der Bestie auf.

Das Loch im Boden wurde mit Metallgittern und schweren, eisernen Beschlägen gesichert, um so den Verurteilten eine Rückkehr unmöglich zu machen.

Das Leben in Razamanaz ging, bis auf die ständigen Opferzeremonien, allmählich wieder seinen geregelten Gang. So auch für Eli, bis zu jenem Tag jedenfalls, als in seinem Schuppen der Boden wegbrach. Eine Tatsache, die für den Wirt bei einer Entdeckung durch die Stadtwachen unweigerlich den Tod bedeutet hätte.

Kein Wunder, dachte ich, dass sich Eli so verstockt benahm.

Erst, als ich ihm versicherte, dass sein Geheimnis nie über meine Lippen kommen würde, wurde er wieder etwas zugänglicher. Nach und nach erfuhr ich dann, was sich während meiner Abwesenheit alles zugetragen hatte. Eine gefährliche Unruhe hatte die ganze Stadt erfasst, weil seit einigen Tagen immer wieder die Erde bebte. Die Priesterschaft von Razamanaz prophezeite eine erneute Erscheinung des Kish und alle Menschen befanden sich in heller Aufregung.

Zu Recht, denn ich wusste, dass diese Bestie nach dem Tod der verrückten Alten alles daran setzen würde, mir zu folgen. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis sich der Kish wieder an die Oberfläche der Stadt gegraben hatte. Aber es gab da noch ein paar andere Dinge, die mir nicht sonderlich behagten.

Ich wurde gejagt!

Man hatte die Suche nach mir noch nicht aufgegeben, ich galt noch immer als Mörder. Sina war mit ihrem Vater und dem Rest des Clans

aus der Stadt gewiesen worden, weil man mit Leuten, in deren Mitte ein Verbrecher lebte, nichts zu tun haben wollte und außer der Stadtwache gab es da immer noch die Schattenmacher.

Das Ansehen ihrer Gilde hatte durch mein Schwert ziemlich gelitten und deshalb hatte sich auch diese Gruppe an meine Fersen geheftet. Außer Eli konnte ich wahrscheinlich keinem einzigen Menschen in dieser verdammten Stadt mehr vertrauen.

»Und wie geht es jetzt weiter?«, erkundigte sich der Wirt vorsichtig bei mir. Es war ihm deutlich anzusehen, dass er sich alles andere als wohl in seiner Haut fühlte.

»Ich muss aus der Stadt!«

Eli starre mich an, als hätte ich den Verstand verloren.

»Bist du jetzt vollkommen übergeschnappt, wie stellst du dir das vor? Du bist immer noch der meist gesuchte Mensch in der ganzen Stadt. Die Wachen an den Toren wurden verdoppelt und auf deinen Kopf sind einhundert Silberlinge ausgesetzt. Die halbe Stadt macht Jagd auf dich, du kommst von hier aus keine zehn Schritte weit, ohne das man dich entdeckt.«

Ich zuckte mit den Schultern, denn ich hatte keine Ahnung, wie es jetzt weitergehen sollte. Eli schüttelte besorgt seinen kantigen Schädel und öffnete gerade den Mund, um mir etwas zu sagen, als im gleichen Moment das Inferno losbrach.

Es begann mit einem leichten Zittern in der Erde.

Augenblicke später wurde der Boden zu unseren Füßen ähnlich einem Spinnennetz von feinen Rissen durchzogen. Aus den Rissen wurden rasch tiefe Gräben und vor uns brach die Straße weg. Wildes Geschrei hallte durch die Stadt, mit lautem Donnern und Krachen lösten sich Balken und Steine aus den umliegenden Häusern und die ganze Straße entlang brach ein Gebäude nach dem anderen zusammen. Ein Lehmziegel traf meine Brust und trieb mir sämtliche Luft aus den Lungen. Ich fiel zu Boden, während sich ein Hagel von Steinen, Staub und Dreck über jene Stelle ergoss, an der Eli und ich noch vor Kurzem verweilt hatten.

Schützend legte ich beide Hände über den Kopf und tauchte zur Seite zwischen die leeren Weinfässer ab. Ein gellender Schrei erklang, Steine polterten, Menschen schrien und ein unmenschliches Brüllen ließ die Luft erzittern.

Der Kish kam zurück!

Allein schon der Gedanke daran ließ mich wieder auf die Beine taurmeln. Ich hustete den Staub der halben Stadt aus meiner Kehle und blickte mich um. Elis Schenke war eine einzige Geröllhalde. Als ich die Trümmer seines Hauses näher betrachtete, sah ich seine rechte Hand und einen Fuß aus den Trümmern herausragen. Ich hatte plötzlich einen dicken Kloß in meinem Hals, und als ich an seiner Hand rüttelte, wurde mir mit brutaler Deutlichkeit bewusst, dass mein Lebensretter bereits unter den Toten weilte. Ich schluckte und atmete tief durch.

Dann musterte ich mich eingehend, um festzustellen, ob ich irgendwelche Verletzungen davongetragen hatte. Aber bis auf ein paar Prelungen und blaue Flecken war ich anscheinend glimpflich davongekommen. Trotzdem erfüllte mich eine brennende Wut.

Ich wusste, was ich nun zu tun hatte.

Bei allen Göttern, diese Kreatur sollte erfahren, was es hieß, sich mit einem Berserker anzulegen.

Mit weiten Sätzen sprang ich über die Trümmerhaufen der eingeschürzten Häuser Richtung Stadtmitte. Dorthin, wo das Schreien der Menschen und das Brüllen des Kish am lautesten waren.

Männer kreuzten dabei meinen Weg, Frauen, Kinder, alte wie junge, und Soldaten. Aber niemand von ihnen beachtete mich. Ihre Gesichter waren in namenlosem Entsetzen verzerrt und in ihren weit aufgerissenen Augen spiegelte sich die nackte Angst. Schließlich erreichte ich den halb zerfallenen Tempel, den man einst zu Ehren des Kish errichtet hatte. Ich stürmte die breite Eingangstreppe hoch und starre dann auf jene Straße hinunter, die rechts vom Tempel aus nach Westen führte.

Bei den Göttern, dort lag die riesige Wurmgestalt, während ihr zahnbewehrter Schlund auf der Suche nach Fleisch hin und her zuckte. Es schien so, als versuchte sie, die Witterung der Menschen aufzunehmen. Dabei strahlte die Bestie eine geradezu teuflische Intelligenz aus, weder menschlich noch tierisch, sondern eine nachgeborene, dämonische Intelligenz aus den dunklen Niederungen außerhalb unseres Universums.

Um einen besseren Überblick zu bekommen, presste ich mich vorsichtig hinter eine der mannshohen Steinskulpturen, die den Treppenaufgang säumten. Aber auch der Tempel war von der Zerstörungswut der Kreatur nicht verschont geblieben und so begann die Statue unter meiner Berührung leicht zu schwanken. Das knirschende Geräusch, das dabei entstand, ließ den Schlund sofort zum Tempel hochschnellen. Der Leib kringelte sich wie eine Schlange zusammen, während sich das vor-

dere Ende an der Tempelmauer hochschraubte und nach und nach alle Statuen am Treppenaufgang absuchte. Dabei kam mir die Bestie immer näher. Die todbringende Öffnung zuckte zwischen den Skulpturen hin und her und ich musste handeln, bevor sie meine Deckung erreichte.

Mit aller Kraft warf ich mich gegen die Skulptur, hinter der ich mich verborgen gehalten hatte.

Die Steinfigur, ein Gebilde, das einen Menschenkörper mit einem Wurmfortsatz als Schädel darstellte, geriet sofort ins Schwanken und fiel direkt dem zahnbewehrten Schlund entgegen. Dann ertönte ein hässliches Klatschen, dem ein dumpfer Aufprall folgte, der den Tempel erneut zum Wanken brachte.

Sofort blickte ich über den Treppenrand auf die Straße hinab und sah mit wilder Genugtuung, dass die spitz zulaufende Skulptur den Schlund der Bestie förmlich am Boden der Straße festgenagelt hatte. Der riesige Körper wand und krümmte sich derweil wie ein Fisch an der Angel und schlug wie wild aus. Dabei schlug der Leib mit solcher Gewalt an die Tempelmauern, dass das Gebäude vom Dach bis zu den Grundfesten zu wanken begann. Irgendwo im Innern des Tempels polterten Steine zu Boden und es war abzusehen, dass die Mauern im nächsten Moment einstürzen würden.

Heiße Wut erfüllte mich.

Ich hatte nicht tausend Gefahren getrotzt und mehr als einmal mein Leben riskiert, um jetzt von herabstürzenden Mauern erschlagen zu werden. Während der Tempel mit unirdischem Getöse nach allen Seiten wegbrach, gab es nur noch eine Möglichkeit, den umherfliegenden Trümmern zu entkommen.

Aber dort lag der Kish.

Ich zog dennoch mein Schwert, denn der Berserker in mir weigerte sich aufzugeben, selbst im Angesicht des sicheren Todes.

»Bei Hela und Belen, heute ist ein guter Tag zum Sterben!«, sagte ich und sang das Todeslied meines Volkes. Dann sprang ich mit einem wil- den Schrei auf den Lippen vorwärts.

Das neue Land

Als ich auf dem schwammigen Leib der Kreatur landete, hatte ich mit meinem Leben abgeschlossen. Denn meine Berserkerwut schien hier

ebenso zu versagen wie mein magisches Schwert. Obwohl ich von wildem Zorn erfüllt mit aller Kraft, die mir zur Verfügung stand, zuschlug, waren die Hiebe wirkungslos geblieben. Die scharfe Klinge hinterließ lediglich einige feine Risse in der lederartigen Haut, aus denen jetzt eine gelbliche Flüssigkeit tropfte. Doch so gering die Verletzungen auch waren, so groß wurde nun die Wut der schwer verletzten Bestie.

Der riesige Körper peitschte hin und her, und obwohl ich mich mit aller Macht an dem Wesen festkrallte, wurde ich gewaltig durchgeschüttelt. Ich fühlte mich wie ein Reiter im Sattel eines wild gewordenen Pferdes. Jedes Aufbäumen trieb mir fast die Luft aus den Lungen und schüttelte mein Innenleben gehörig durch. Schon bald lief mir das Blut aus der Nase und es schien nur noch eine Frage der Zeit, bis mich der Kish abwarf und mit seinem monströsen Leib zerquetschte.

Neben mir schwankten zu beiden Seiten Mauern und Häuserwände, Steine und Ziegelbrocken flogen durch die Luft, rissen meine Haut am Rücken und an den Beinen auf, während ich mir das Hirn zermarterte, wie ich gegen diese Bestie bestehen konnte.

Wenn hier selbst *Gleichmacher* versagte, welche Waffe konnte jetzt noch etwas gegen dieses Monster ausrichten?

Der Dolch, durchzuckte es mich plötzlich!

Nur die Götter wussten, warum ich gerade in diesem Moment an jenes vergiftete Messer dachte, das mir einst Tamir übergeben hatte. Damals, als wir von Psa umzingelt waren und nicht wussten, ob wir noch den nächsten Morgen erleben würden, bat er mich, mit dieser Waffe dem Leben seiner Tochter ein Ende zu setzen. Er wollte verhindern, dass Sina lebend in die Hände der schlitzäugigen Teufel fiel. Doch wir hatten überlebt und durch meine Abenteuer in der unterirdischen Welt von Razamanaz geriet der kleine Dolch in Vergessenheit.

Jetzt, so schien es, war er meine letzte Chance und ich nutzte sie gnadenlos aus. In dem Moment, als der Kish für einen Herzschlag reglos am Boden lag, um neue Kraft zu schöpfen, riss ich den Dolch aus der kleinen Lederscheide an meinem Gürtel und stieß die Klinge mit aller Kraft in jener kleinen Wunden, die mein Schwert hinterlassen hatte.

Die Wirkung war unglaublich.

Der ausgetretene gelbliche Lebenssaft begann förmlich zu kochen. Unvermittelt wandelte der Kish seine Farbe und eine Welle von ekligem Blau überzog seinen Leib. Ein Zucken durchlief die Bestie, wäh-

rend sich eine grässliche Umgestaltung vollzog. In einer widernatürlichen Wandlung von Form und Substanz wurde aus dem Körper der Kreatur innerhalb weniger Atemzüge eine einzige breiige Masse, die sich als schleimige und schwabbelnde Spur in den Straßen der Stadt verlor. Während sich die Bestie in ihrem Todeskampf auflöste, war es mir gelungen, mich durch zwei, drei mächtige Sprünge auf die Überreste eines eingestürzten Hauses zu retten. Von dort aus beobachtete ich gut zehn Schritte oberhalb der Straße das unrühmliche Ende des Kish. Aus dem Monster, dem Schrecken von Razamanaz, war eine farblose, klebrige Substanz geworden, die wie Haferschleim unzählige Gassen und Straßen der halb zerstörten Stadt überzogen hatte.

Dann hörte das Poltern und Krachen der einstürzenden Mauern plötzlich auf und eine gewaltige Staubwolke bedeckte die Stadt.

Für einen Moment herrschte absolute Stille.

Wind kam auf und vertrieb den Staub. Kurz darauf drangen die ersten Schreie aus den Trümmern der Stadt. Stöhnen, Schluchzen und das unmenschliche Brüllen von Verletzten, die ihrer Gliedmaßen beraubt waren, erfüllte die Luft. Überall lagen die zerquetschten Überreste von Menschen, tropfte Blut von den noch verbliebenen Häuserwänden und säumten zerstückelte Körper die Straßen.

Plötzlich zerriss ein helles Wiehern die schrecklichen Bilder vor meinen Augen. Als ich den Kopf zur Seite drehte, erkannte ich einen hochbeinigen Wallach, der zu meiner Linken aus den Trümmern eines Pferdestalls hervor trabte. Fast gleichzeitig sah ich unweit von mir ein halbes Dutzend schwer bewaffnete Stadtwachen, die brüllend auf mich zu liefen. Ohne zu zögern, sprang ich dem Pferd in den Weg, packte die Zügel und schwang mich auf seinen Rücken. Als das Tier protestierend den Schädel hob, schlug ich ihm mit der Faust zwischen die Ohren. Bei allen Göttern, ich war gerade dem Tod entkommen und hatte die Möglichkeit, aus diesem Chaos zu fliehen. Ich war nicht bereit mich von einem widerspenstigen Pferd daran hindern zu lassen. Mit einem wilden Schrei stieß ich dem Wallach die Hacken in die Seite und sprengte aus einem der völlig zerstörten Stadttore hinaus.

Die Speere und wütenden Flüche der Stadtwache erreichten mich nicht mehr.

Während ich beide Fäuste in die wallende Mähne des galoppierenden Wallachs krallte, galten meine ganzen Gedanken nur einer Person.

Sina!

Das helle Licht des neuen Tages vertrieb das stumpfe Grau der Morgendämmerung, und als die ersten Vögel im Sonnenlicht zirpten, zügeln- te ich mein Pferd.

Argwöhnisch musterte ich meine Umgebung. Denn je weiter ich mich von Razamanaz entfernte, desto seltsamer und unwirklicher wurde die vor mir liegende Gegend. Es schien, als hätte ich ein neues Land erreicht.

Die Luft wurde immer wärmer, das kniehohe Steppengras, die Büsche und Bäume wurden immer seltener und machten kahlen Geröllhalden und bizarre Bergmassiven Platz. Vor meinen Augen breitete sich eine knochenweiße, glühend heiße Felsenwüste aus und schlagartig wurde mir klar, dass ich nicht einen einzigen Tropfen Wasser besaß, um in dieser kochenden Steinholle zu überleben.

Tausend Schritte weit konnte ich es vielleicht wagen, in dieses menschenfeindliche Land hinein zu reiten. Spätestens dann aber musste ich wieder zu jener Felsenquelle zurückkehren, die ich bereits in der Nacht hinter mir gelassen hatte.

Aber es sollten keine zweihundert Schritte mehr werden, als mich die seltsamen Launen des Schicksals wieder in die nächste Gefahr stürzten.

Ein Pfeil zischte aus dem Nichts heran und bohrte sich mit einem hässlichen Klatschen in den von der Sonne hart gebackenen Boden.

Ich reagierte blitzschnell.

Ich warf mich aus dem Sattel meines hochbeinigen Wallachs. Der Aufprall war hart und trieb mir alle Luft aus den Lungen, dennoch rollte ich mich sofort hinter einen hüfthohen Felsquader.

Von irgendwoher rief eine schrille Stimme.

»Los, verschwinde von hier, oder der nächste Pfeil trifft besser.«

Ich hörte am schrillen Klang der Stimme, dass der Unbekannte völlig verunsichert war. Ein solcher Mann, mit Pfeil und Bogen in den Händen, war in diesem Teil des Landes ein fast lebensgefährliches Risiko. Deshalb beeilte ich mich auch rasch mit meiner Antwort.

»Hör auf, hier mit Pfeilen herumzuschießen«, erwiderte ich wütend und bereute im gleichen Moment meinen voreiligen Entschluss, planlos aus Razamanaz geritten zu sein. Ich hatte kaum ausgesprochen, als der Unbekannte erneut einen Pfeil auf die Bogensehne legte und einen weiteren der gefiederten Todesboten abschoss.

Der Pfeil klatschte so dicht neben mir in den steinigen Boden, dass eine Wolke aus Sand, Staub und Dreck aufwirbelte und mir jegliche Sicht nahm. Fluchend zog ich wieder den Kopf ein.

»Verdammst, ich will nichts von dir. Das Einzige, was mich interessiert, ist die nächste Quelle. Mein Pferd und ich sind fast am Verdursteten.«

»Lüg mich nicht an!«, hallte es mir entgegen. »Du verdammter Hund, ich habe mir zwar einen Pfeil von euch gelb gestreiften Ratten eingefangen, aber ich bin immer noch in der Lage, dich und deine sauberen Freunde da draußen mit meinem Bogen in die Hölle zu schicken.«

So langsam stieg kalte Wut in mir hoch.

Ich musste mich wirklich beherrschen, um nicht doch, der tödlichen Gefahr zum Trotz, loszurennen, um diesem schießwütigen Unbekannten den Stahl meines Schwertes schmecken zu lassen.

»Jetzt hör mir mal gut zu, du Schwachkopf! Ich weiß nichts von irgendwelchen Freunden da draußen, die es auf deine Haut abgesehen haben. Ganz abgesehen davon ist mir das Ganze auch völlig egal. Ich bin nur auf der Suche nach einem Schluck Wasser für mich und mein Pferd. Ich bin nur ein einfacher Reisender, der hier durch die Gegend reitet. Geht das vielleicht in deinen dummen Schädel hinein?«

»Ha, ha, ha!« lachte der Unbekannte. »Du kannst mir viel erzählen, wenn der Tag lang ist. Los, zeig dich, ich will dich und dein Pferd genau sehen. Dann überlege ich mir vielleicht, ob ich dich mit meinen Pfeilen verschone.«

Ich zögerte nur einen Moment, dann tauchte ich hinter dem Felsen auf. Ich wusste genau, dass ich in dieser Steinwüste ohne Wasser rettungslos verloren war.

Meine Rechte hatte sich um den lederumwickelten Griff meines Schwertes gelegt und ich blieb zunächst geduckt neben meiner Deckung stehen, um den Unbekannten kein allzu großes Ziel zu bieten. Im selben Moment tauchte der unbekannte Bogenschütze auch schon hinter seiner Deckung auf.

Er war klein und er war alt.

Ein vertrocknetes,dürres altes Männchen mit einem verfilzten braunen Bart, der schon von unzähligen silbernen Streifen durchzogen war. Trotz der heißen Steinwüste, in der wir uns befanden, trug der Mann einen knöchellangen, viel zu großen Staubmantel und ein dunkelgrünes Wollhemd. Im Hosenbund seiner groben Stoffhose, um den sich anstel-

le eines Gürtels ein zerschlissener Strick spannte, steckten zwei gefährlich aussehende Wurfmesser. Ich zweifelte keinen Moment daran, dass dieser seltsame Mann mit diesen Waffen auch umzugehen verstand.

»Ich habe dich zwar noch nie hier gesehen, auch wenn ich schon ewig lange in dieser Gegend lebe, aber du gehörst bestimmt auch zu ihnen.«

Während er redete, hielt er seinen Kurzbogen schussbereit in den Händen und die Spitze des aufgelegten Pfeils zeigte ständig auf meine Magengegend. Obwohl ich kein Wort von dem rätselhaften Gerede des Alten kapierte, hatte ich trotzdem ein flaues Gefühl im Bauch.

»Los, rede! Wo sind deine Kumpanen?«

»Was soll der Unsinn, Alter? Wie oft soll ich dir noch sagen, dass ich nur ein einfacher Reisender bin, der hier in dieser Steinwüste auf der Suche nach Wasser ist,« erwiederte ich allmählich unghalten.

»Kein Mensch durchquert dieses Land, ohne genügend Wasser mit sich zu führen. Irgendetwas stimmt mit dir nicht und deshalb wirst du mir jetzt einige Fragen beantworten, sonst ...«

Was mir der Alte für Fragen stellen wollte, sollte ich nicht mehr erfahren, denn plötzlich taumelte er rückwärts auf einen der Felsen zu und rutschte daran langsam zu Boden hinab. Sein Atem ging rasselnd und seine Haut unter dem Bart wurde mit jedem Atemzug bleicher.

Erst jetzt sah ich den hässlichen Blutfleck an seiner Seite, der immer größer wurde.

Kalter Schweiß überzog das Gesicht des Alten wie einen feinen Schleier.

Als ich ihm sein Hemd in Streifen riss und seine Wunde notdürftig verband, verzog er schmerzverzerrt sein Antlitz, aber dennoch nickte er mir dankbar zu.

»Ich Dummkopf dachte erst, dass du auch zu dem Gesindel gehörst, das mich schon seit Tagen verfolgt. Au, verflucht, du tust mir weh!«

»Stell dich nicht so an, Alter. Hättest du mir von Anfang an geglaubt, hätte ich mich schon längst um deine Wunde kümmern können.«

Ich bemühte mich, so belanglos wie möglich daher zureden, weil ich inzwischen erkannt hatte, dass mir der Mann, wenn nicht ein Wunder geschah, bis zum Abend unter den Händen wegsterben würde. Die Götter wussten, wie lange er schon mit dieser Wunde hier in der Wüste he-

rumrief.

Fast traurig starre ich auf den Alten, der mich vor wenigen Augenblicken noch fast mit seinen Pfeilen gespickt hatte. Dieser atmerte jetzt rasselnd und musterte mich eingehend aus seinen matten Augen. Es war ihm deutlich anzusehen, dass er von der Schwere seiner Verletzung wusste.

»Hier kannst du nicht mehr viel für mich tun, du musst mich zu meiner Hütte bringen.«

»Wie? Du kannst dich doch kaum auf den Beinen halten.«

»Bau eine Trage«, erwiderte der Alte. »So schwer bin ich nicht, dass mich dein Pferd nicht auch noch ziehen könnte.«

Ich nickte, doch bevor ich mich nach ein paar stabilen Ästen umsah, wollte ich noch etwas wissen.

»Der Weg dorthin wird aber ziemlich beschwerlich. Wäre es nicht besser, wenn du hier noch ein paar Tage liegen bleibst? Ich glaube kaum, dass du in deiner Hütte schneller gesund wirst.«

Der Alte grinste mich an.

»Da irrst du dich aber gewaltig, Junge. Gerade weil ich wieder gesund werden will, muss ich in meine Hütte. Dort gibt es nämlich etwas, das mich schnell wieder auf die Beine bringt. Was glaubst du wohl, warum diese Kerle hinter mir her sind?«

Das Elixier des Lebens

Die Bestie schien aus dem Nichts zu kommen.

Ich ritt gerade wieder zu unserem Lager zurück. Die Hände voller Holz zum Bau einer Trage, lenkte ich den Wallach durch Schenkeldruck in die gewünschte Richtung. Plötzlich nahm ich aus den Augenwinkeln heraus eine schattengleiche Bewegung wahr. Blitzschnell wirbelte ich auf dem Pferderücken herum, ließ das Holz fallen und griff nach meinem Schwert.

Aber es blieb keine Zeit mehr, die Waffe zu ziehen.

Der Aufprall von gut einhundert Pfund stahlharten Muskeln und reißenden Zähnen riss mich mit einem wilden Ruck vom Pferd. Der Wallach scheute mit einem erschreckten Wiehern zur Seite und verschwand wieder in dem kleinen Wäldchen, aus dem wir gekommen waren.

Ohne Pferd hatte ein Mann kaum die Möglichkeit in diesem wilden

Land zu überleben, aber das war mir im Moment vollkommen egal.

Ich lag am Boden und hatte das Gefühl, dass mein Rücken in zwei Teile zerbrochen war, während auf meiner Brust ein blutgieriger Makahl saß, dessen blitzende Zähne nach meiner Kehle schnappten. Die heiße, stinkende Luft aus dem aufgerissenen Schlund der Bestie raubte mir schier den Atem. Instinktiv riss ich die Arme hoch, um das Tier abzuwehren. Der Makahl brüllte wie verrückt, während er versuchte, dem stählernen Griff meiner Hände zu entkommen. Seine Klauen zerfetzten mein Hemd völlig und hinterließen dabei unzählige Kratzer auf meinem Oberkörper, die sofort wie Feuer brannten.

Es gab nur noch eine Möglichkeit, um hier am Leben zu bleiben. Der wilde Schmerz verlieh mir dabei ungeahnte Kräfte.

Mit der Wut eines Berserkers drückte ich ihm mit der Rechten die Kehle zu, während die andere Hand am Gürtel nach dem Griff jenes Messers tastete, welches mir der Alte mitgegeben hatte, um damit das Holz der Trage zurechtzuschneiden.

Augenblicke später riss ich mit einem wilden Schrei die Linke hoch und jagte das Messer bis zum Heft in den Bauch des Makahls. Heißes Blut floss über meine Hand und rann am Arm entlang, als ich die Klinge aus dem Leib zog und erneut mit aller Kraft zustieß.

Ich fühlte, wie das Messer an den Rippen vorbei glitt und tief in das Herz des Tieres drang.

Der Makahl zuckte ein letztes Mal zusammen, dann war alles vorüber.

Keuchend stieß ich den Kadaver von mir und wälzte mich stöhnen zur Seite. Meine ganze Brust war blutüberströmt und brannte wie Feuer. Ich wusste, dass ein großer Teil davon von dem Makahl stammte, aber einiges war auch von mir. Ich spürte es an der Schwäche, die mich zu übermannen drohte. Aber ich durfte jetzt nicht liegen bleiben, Makahls jagten meist im Rudel. Also erhob ich mich taumelnd und sah mich nach meinem Pferd um.

Das Tier stand mit heftig zitternden Flanken etwa einhundert Schritte weiter am Rand des kleinen Wäldchens. Ich nahm alle Kraft zusammen und taumelte dem Pferd entgegen. Ohne das Tier wäre für mich mein Weg hier zu Ende gewesen.

Glücklicherweise scheute der Wallach bei meinem Anblick nicht, sondern blieb stehen, wo er war. Irgendwie gelang es mir, mich auf den Pferderücken zu ziehen. Meine Beine klammerten sich an den Leib des Tieres, meine Hände krallten sich in der Mähne fest und so lenkte ich den Wallach zu unserem Lager zurück.

Später, es war schon Nachmittag, wurde das Brennen in meinen Wunden immer unerträglicher. Ich wusste, dass ich die Kratzer so schnell wie möglich säubern musste, damit der Dreck von den Krallen des Makahls nicht in meinen Körper drang und dort mein Blut vergifte. Als ich das Pferd keine zwei Schritte vor dem alten Mann zügelte, hatte mich meine Schwäche fast übermannt. Mit pochendem Schädel und schmerzenden Gliedern beugte ich mich zum Pferdehals vor.

»Eigentlich solltest du ja mit meinem Messer an dem Holz für die Trage herum schneiden und nicht an dir«, begrüßte mich der Alte, der sich Bor nannte.

Trotz seiner schweren Pfeilschusswunde hatte er anscheinend den Humor noch nicht verloren.

»Das war ein Makahl«, stöhnte ich als Antwort.

»Nur einer?«, fragte er. »Verdammt, dann hast du ihren Späher erwischt. Diese Viecher jagen nämlich nur in Rudeln. Wir sollten so langsam wirklich von hier verschwinden.«

»Kannst du reiten? Das mit der Trage wird mit uns zwei Invaliden wohl nichts.«

Bor nickte.

Er biss die Zähne zusammen, dass es knirschte, während er sich stöhnend aufrichtete. Ich reichte ihm meine Rechte und zog ihn zu mir hoch. Dabei rann mir der Schweiß in Strömen von der Stirn und ein dumpfes Pochen ließ meinen Schädel fast zerspringen. Kurz darauf ritten wir los, ein alter Mann mit einer Pfeilwunde im Bauch und ein junger Berserker, dessen Brust von einem Makahl zerfetzt war. Wenn wir nicht bald Bors Hütte erreichten, waren unsere Chancen, in dieser glühend heißen Felswüste zu überleben, nicht größer als die eines Schneeballs im Kochfeuer.

Ich wusste nicht, wie lange wir geritten waren, aber irgendwann blieb das Pferd einfach stehen und Bor rutschte hinter mir vom Rücken des Wallachs. Woher er mit seiner Wunde noch die Kraft nahm, blieb mir vorerst ein Rätsel. Er war kaum noch in der Lage aufrecht zu gehen, sondern wankte von einer Seite zur anderen. Das war das Letzte, was

ich noch erkennen konnte.

In meinen Augen war plötzlich ein stechender Schmerz und meine Brust brannte mehr und mehr. Das Land begann sich vor meinen Augen zu drehen, ich fiel nach vorne und stürzte mit ausgebreiteten Armen mit dem Gesicht voraus auf den heißen Felsboden.

Als ich wieder erwachte, war der stechende Schmerz in meiner Brust verschwunden und ich konnte ohne Schwierigkeiten die Augen offen halten.

Was war geschehen, und vor allem, wo war ich?

Ich lag auf etwas Weicherem, als auf dem Felsboden, auf den ich gefallen war. Einen Moment lang blieb ich regungslos liegen, atmete tief ein und drehte dann langsam den Kopf. Die Wände ringsum bestanden aus Holz und ich erkannte sofort, dass dies eine Art Blockhütte war, wahrscheinlich die Behausung des alten Bor.

Neugierig blickte ich mich um.

Bors Heim bestand aus einem einzigen Raum und einer kleinen Feuerstelle. Alles war einfach aber zweckmäßig eingerichtet. Schränke gab es keine, dafür hingen überall an den Wänden Regale, auf denen der Alte seine wenigen Habseligkeiten untergebracht hatte.

Allerlei Hausrat wie Becher, Teller, Töpfe und eine gusseiserne Kanne, ein paar Stapel mit grobem Leinen und Fellkleidung und eine Handvoll Körbe und Krüge mit getrockneten Beeren, geräuchertem Fleisch und anderen haltbar gemachten Nahrungsmitteln waren wahllos aufeinandergestapelt.

Bevor ich meine Umgebung eingehender mustern konnte, ging die Tür auf und einen Augenblick später kam Bor herein. Ich hob den Kopf, als er ans Bett kam, neben mir stehen blieb und auf mich herunterschaute. Er grinste mich augenblicklich an.

»Na, endlich ausgeschlafen?«

Ich nickte schwach. »Was ist passiert?« Ich setzte mich auf, schwang die Beine aus dem Bett und baute mich vor Bor auf.

In diesem Moment kam die Erinnerung.

Ich hatte plötzlich das Gefühl, als hätte mir jemand den Boden unter den Füßen weggezogen. Ich taumelte und es fehlte nicht viel und ich wäre tatsächlich zu Boden gestürzt. Während mich der Alte am Ober-

arm festhielt, starre ich ungläubig an mir herunter und noch ungläubiger auf Bor, der mich mit einem fast mitleidigen Lächeln musterte.

»Wer bist du wirklich?«, keuchte ich. »Ein Magier, ein Halbgott oder hast du dich dem Zauber der dunklen Seite verschrieben?«

»Weder noch, ich bin einfach der alte Bor aus der Felsenwüste.«

Dabei zuckte er mit den Achseln und kratzte sich beiläufig am Kopf.

»Ich glaube, es sind jetzt schon fast dreißig Sommer, dass ich hier in der Einöde lebe.«

Ich deutete auf meine Brust, wo mir die vielen Kratzer deutlich zeigten, dass der Kampf mit dem Makahl kein Traum war.

»Und wie erklärst du mir das hier? Kein normaler Mensch kann die Wunden, die dieses Raubtier geschlagen hat, in so kurzer Zeit wieder verheilen lassen. Was ist mit deiner Pfeilwunde? Als ich dich gefunden habe, lagst du fast im Sterben, jetzt springst du hier herum wie ein junger Kerl kurz vor seinem ersten Waffengang. Ich denke, du bist mir mehr als nur eine Erklärung schuldig.«

Bor nickte kurz und verständnisvoll. Er schien über irgendetwas nachzudenken und sagte eine ganze Weile gar nichts. Währenddessen flogen meine Blicke in der Hütte umher.

Wo war ich hier gelandet und vor allem, wo war mein Schwert? Außer meiner alten, zerschlissenen Hose, die ich bereits seit den Ereignissen in den Katakomben von Razamanaz besaß, trug ich nichts anderes bei mir. Allmählich wurde ich unruhig.

Sein Gesicht zeigte keinerlei Regung, lediglich seine Augen blitzten, als er anfing zu reden.

»Alles begann, als ich ungefähr so alt war wie du. Ich hatte mich in Li, das schönste Mädchen der Stadt, verliebt und an jenem Tag, als zur Freude über das Ende der kalten Winterzeit ein großes Tanzfest veranstaltet wurde, sollte unser erster gemeinsamer Abend sein. Aber ich hatte die Rechnung ohne Kett gemacht. Er war trotz seiner jungen Jahre bereits Offizier in der Stadtwache und hatte ebenfalls ein Auge auf mein Mädchen geworfen. Aber Li mochte ihn nicht, eigentlich mochte ihn keiner, denn dieser Bastard war ein streitsüchtiger, rechthaberischer Kerl, der meinte, sich alles erlauben zu können, nur weil sein Vater einer der reichsten Männer der Stadt war.«

»Dann habt ihr Streit bekommen«, vermutete ich.

Bor schüttelte den Kopf.

»Viel schlimmer, dieser Kerl ließ seinen Einfluss spielen und bezichtigte mich eines Diebstahls. Ich hatte die Wahl aus der Stadt zu fliehen oder aber als Verurteilter für immer in den Katakomben zu verschwinden. Li und ich entschieden uns für die Flucht. Seither ist diese Hütte mein Zuhause.«

»Wo ist Li jetzt?«

»Sie starb vor zwanzig Wintern mit unserem ungeborenen Kind im Leib. Es war eine schwierige Geburt und es war niemand da, um zu helfen. Sie verbluteten beide unter meinen Händen.«

Als ich den feuchten Schimmer in Bors Augen sah, schluckte ich. Ich hatte plötzlich das Gefühl, als ob ein dicker Kloß in meinem Hals steckte. Auch Bor hatten die Erinnerungen an vergangene Zeiten nicht unbefriedigt gelassen. Er setzte sich auf das Bett und starrte niedergeschlagen zu Boden. Keiner von uns sprach jetzt ein Wort. Erst geraume Zeit später strafften sich seine Schultern wieder, und er hob den Kopf und starrte mich an. Ein bitteres Lachen schüttelte seinen Körper.

»Es ist, als ob die Götter mich verhöhnen wollten. Als ich meine Frau unweit der Hütte in einer Felsenhöhle begraben wollte, stieß ich auf eine Quelle, die einem ewiges Leben schenkt.

Warum entdeckte ich diese Quelle nicht einen Tag früher? Meine Frau und auch unser Kind wären beide noch am Leben.«

Ungläubig starre ich den Alten an.

Ich dachte sofort an unsere Wunden und daran, wie es jetzt um uns stand. In meinem Kopf begann sich alles zu drehen, es war geradezu unglaublich. Sollte der Alte tatsächlich im Besitz des Elixiers des ewigen Lebens sein?

»Ich weiß, was du jetzt denkst«, riss mich die Stimme Bors aus meinen Gedanken.

»Aber es stimmt. Das Wasser dieser Quelle schenkt einem jeden von uns tatsächlich ewiges Leben. Du bist der Vierte, der jetzt davon weiß, aber wenn ich in deine Augen sehe, glaube ich zu wissen, dass du der Erste bist, der die ganze Tragweite dieses Wissens wirklich begriffen hat. Denn auch dich umgeben Magie und Götterwerk, ich habe es an deinem Schwert gemerkt.«

»Wo ist mein Schwert?«

»In Sicherheit, aber das ist im Moment nicht wichtig. Wichtig ist,

dass wir beide jetzt erst einiges miteinander zu bereden haben.«

Tanz der Götter

Der Zugang zur Höhle war nur ein schmaler Schlitz im Felsgestein.

Wir mussten uns beide ziemlich bücken, um uns durch den Spalt zu zwängen, und erst dahinter in der Höhle konnte man wieder aufrecht stehen. Die Luft roch seltsam modrig und abgestanden, und obwohl ich ganz genau wusste, dass außer dem alten Bor und mir niemand in der Grabhöhle seiner Frau sein konnte, sagte mir etwas, dass wir doch nicht allein hier drinnen waren.

Ich konnte nichts sehen oder hören, aber ich spürte, dass da etwas war. In diesem Moment vermisste ich mein Schwert schmerzlich, doch ich hatte Bors Wunsch respektiert und deshalb diese Grabkammer ebenfalls unbewaffnet betreten. Vorsichtig blickte ich mich um.

Durch den schmalen Spalt drang das Sonnenlicht nur spärlich in die Felsenkammer und ich konnte die Umgebung nur schwach im Dämmerlicht erkennen. Dennoch war wenige Schritte vor mir deutlich eine einfache hölzerne Lagerstatt zu sehen.

Ich zuckte zusammen, als ich auf dem Bett die zierliche Gestalt einer Frau erkannte, deren fleischloser Schädel mich in der Düsternis höhnisch anzugrinsen schien. Ihre Kleider waren zerschlissen und hingen in Fetzen um die ausgedörrten Knochen und erst jetzt wurde mir bewusst, warum es in der Höhle so merkwürdig roch. Es war der Geruch des Todes, der in der Luft hing.

»Lass uns niederknien!«

Die Stimme des Alten klang brüchig und hallte kaum hörbar durch die Felsenkammer.

Als wir nach einer kurzen Andacht wieder nebeneinander am Lager der Toten standen, vermeinte ich zu spüren, dass diese beiden eine unzertrennliche Liebe verband, eine Liebe, die wahrscheinlich auch noch die nächsten tausend Jahre überdauern würde.

Zu diesem Zeitpunkt ahnte ich noch nicht, wie grausam ich mich täuschen sollte.

Dann strafften sich Bors Schultern wieder und er deutete auf ein dunkles Loch in der Felswand.

»Dort ist das Wasser des ewigen Lebens. Das Loch wird wahrschein-

lich von einer unterirdischen Quelle gespeist. Aber sei vorsichtig, je näher du dem Wasser kommst, umso deutlicher wirst du die Nähe seiner Magie spüren.«

Ich zuckte mit den Schultern, drehte mich um und näherte mich vorsichtig dem Wasserloch. Hinter mir hörte ich Bors keuchenden Atem. Seltsam, wieso folgte er mir? Doch schon mit dem nächsten Schritt, als von draußen unvermittelt lauter Hufschlag in die Grabkammer drang, wurde ich wieder auf andere Gedanken gebracht.

Ich wirbelte herum.

»Wer kann das sein?«

Bor wandte das Gesicht zur Seite. »Was weiß ich? Warum fragst du?«, entgegnete er seltsam gereizt.

»Wir sollten besser nachsehen und vor allem dafür sorgen, dass wir uns wieder bewaffnen. Was machst du, wenn es die Kerle sind, die dir den Pfeil verpasst haben?«

Täuschte ich mich oder lag da plötzlich ein dunkles, kaltes Glühen in den Augen des Alten?

Sie waren zu viert.

Sie ritten hintereinander durch die Felswüste, und als sie Bors Hütte erreicht hatten, hob der vorderste Reiter plötzlich die Hand und brachte den Trupp zum Stehen. Er war ein großer, stämmiger Mann mit einem kantigen Gesicht und schulterlangen rotbraunen Haaren. Sein scharfer Blick suchte die Umgebung ab und für einen Moment war nichts außer dem Schnauben der Pferde und dem Klinnen von Zaumzeug zu hören. Dann wandte sich der Anführer den Männern zu.

»Das muss die Hütte des verrückten Alten sein. Seht mal nach, ob ihr irgendwelche Spuren entdeckt.«

Seine drei Begleiter glitten von den Rücken ihrer Pferde und schwärzten aus. Mit gezogenen Schwertern näherten sie sich vorsichtig der kleinen Hütte.

»Und jetzt?«, zischte ich gereizt. »In der Hütte befinden sich unsere Waffen und unser Proviant. Ohne diese Dinge sind wir den Männern hilflos ausgeliefert. Wie soll es jetzt weitergehen?«

Statt einer Antwort starnte mich Bor nur an. Seine Mundwinkel verzogen sich zu einem spöttischen Lächeln, und als ich in seine Augen

blickte, jagte mir ein eisiger Schauer den Rücken hinab. Abgrundtiefer Hass und unfassbare Wut spiegelten sich darin und für einen Moment vermeinte ich in die Augen eines Dämons zu blicken. Bors Gesicht hatte sich in eine verzerrte Fratze verwandelt. Von der Gutmütigkeit, die noch vor geraumer Zeit auf seinem Gesicht lag, war nichts mehr geblieben.

Unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück, aber der Alte schien mich gar nicht mehr zu beachten. Stattdessen richteten sich seine Augen auf die vier Männer.

Seltsame gemurmelte Worte kamen über seine Lippen, als er die Arme hob.

Und dann geschah etwas, das mir mit geradezu erschreckender Deutlichkeit klar machte, dass ich es hier mit Mächten zu tun hatte, die keines menschlichen Ursprungs sein konnten. Aus den Innenflächen seiner Hände zuckte ein greller Blitz, dessen blaues Licht die drei Männer an der Hütentür augenblicklich einhüllte. Was dann passierte, war unvorstellbar.

Der Mann auf dem Pferd und ich schrien beinahe zur gleichen Zeit auf.

Innerhalb eines Atemzuges fingen die Männer an, rasend schnell zu altern. Die Haare fielen ihnen aus, die Haut wurde faltig, dann grau und im nächsten Moment zerfielen ihre Körper zu grauweißem Staub, den der aufkommende Wind über das ganze Land verteilte.

Der letzte der überlebenden Männer riss sein Pferd herum und versuchte zu entkommen. Aber Bor sprang mit einem meckernden Lachen aus der Grabkammer, breitete beide Arme aus und stellte sich dem Reiter in den Weg.

»Bleib stehen!«, rief er schrill. »Oder du wirst genauso enden wie deine Freunde.«

Von Grauen geschüttelt ließ der Mann die Zügel fallen und starnte Bor aus angstvollen Augen an.

Jetzt oder nie, schoss es mir durch den Kopf.

Ich warf mich herum und stürzte aus der Höhle. Während sich Bor seinem nächsten Opfer zuwandte, versuchte ich, mit riesigen Schritten die Hütte zu erreichen. Dorthin, wo unter dem Bett mein magisches Schwert verborgen lag.

Ich kam bis zum Eingang, dann reagierte der Alte.

Wieder zuckte ein Blitz aus seinen Händen, der mich aber um ein,

zwei Schritte verfehlte und stattdessen einen Felsbrocken mit donnern- dem Krachen in Staub verwandelte. Mit einem letzten, verzweifelten Satz warf ich mich in die Hütte. Ich krachte mit der Schulter auf den Boden, rollte mich ab und streckte im nächsten Augenblick meine Hand nach dem Griff von *Gleichmacher*.

Hinter mir erschien Bor im Türrahmen.

Er brüllte, sprang vor und versuchte zu verhindern, dass ich in den Besitz der Waffe kam.

Aber es war zu spät.

Meine Finger hatten sich um den Griff des Schwertes gelegt, ich richtete mich auf und erwartete ihn mit funkeln den Augen. Wütend kam Bor auf mich zu.

»Warum stellst du dich gegen mich? Ist das der Dank dafür, dass ich deine Wunden versorgte und dich mit dem Wasser des Lebens wieder geheilt habe?«

»Wer bist du wirklich?«, fragte ich, während ich die Waffenhand erhob und mit der Spitze meines Schwertes genau auf seinen Leib zielte.

Bor starrte mich an. Ein böses Lächeln umspielte seine Lippen.

»Also gut, ich glaube, ich sollte dir tatsächlich auch den Rest meiner Geschichte erzählen. Schließlich hast du mir ja da draußen sozusagen das Leben gerettet. Das Leben, ha, du Narr! Wenn die Bewohner dieses Landstrichs erfahren, was du getan hast, werden sie dich steinigen.«

Ich schüttelte verwirrt den Kopf.

»Was willst du damit andeuten?«

»Dass es stimmt. Dass mir hier in dieser Hütte einst die Frau unter den Händen weg starb und dass es wahr ist, dass ich Bor heiße. Aber all das liegt schon mehr als tausend Jahre zurück.«

»Aber ... aber das ist unmöglich«, stotterte ich. »So lange lebt kein Mensch, es sei denn ...«

»Ein Mensch allein vielleicht nicht«, unterbrach mich Bor mit einer unwilligen Handbewegung.

»Aber ein Mensch, der einen Pakt mit ihm eingeht, schon. Wisse, du Ungläubiger, kein Sterblicher kommt jemals lebend an dieser Quelle vorbei, weil sein Herz dem Wasser des Lebens als Nahrung dienen muss. Denn schließlich schöpfen wir daraus unsere Kraft und auch dein

wildes Kämpferherz wird seiner Bestimmung nicht entgehen.«

Wut durchflutete mich wie eine heiße Flamme. Wieder einmal versuchte mich jemand mit dunkler Magie und Dämonenwerk zu täuschen und wieder einmal wäre ich in meinem jugendlichen Leichtsinn beinahe in eine Falle gestolpert. Anila, meine letzte Lehrmeisterin, hatte recht, es würde noch Jahre dauern, bis ich zum vollwertigen Krieger herangereift war. Berserkerwut allein genügte dazu nicht.

»Wer ist jener, der dir ewiges Leben verspricht?«

»Wazbazah, ein Dämon aus dem Gefolge des Rachegottes! Du siehst also, du kannst deinem Schicksal unmöglich entgehen. Und jetzt leg endlich dein verdammtes Schwert zur Seite!«

Schweiß perlte plötzlich auf meiner Stirn und das nicht nur wegen der Nachmittagshitze. Ich kannte die Legenden, die man sich über diesen Rachedämon erzählte und es waren keine angenehmen Dinge dabei.

»Du bist wahnsinnig«, herrschte ich ihn an. »Kein Mensch überlebt einen Pakt mit diesem Dämon.«

Bor stieß ein meckerndes Lachen aus.

»Du irrst dich, Thorak. Ich brauche nur noch zwei Männer. Jämmerliche zwei Herzen, die ich der Quelle opfern muss, und er wird erwachen und mir helfen, meine Rache zu vollenden. Dann werden alle sterben. Alle, die sich damals gegen mich gestellt haben. Lis Tod wird nicht ungestühnt bleiben.«

Spätestens jetzt war mir klar geworden, dass der Alte wahnsinnig war.

Der Tod von Frau und Kind hatte ihn vor Jahrhunderten dazu gebracht, nur um der Rache willen einen Pakt mit Dämonen einzugehen. Der arme Teufel war so verblendet, dass er gar nicht bemerkte, wie er zum Handlanger des Bösen wurde. Ich war mir sicher, dass der Dämon den Alten sterben lassen würde, wenn die Zeit des Erwachens gekommen war.

»Leg jetzt endlich das Schwert zur Seite!«

Bors erneute Aufforderung riss mich jäh aus meinen Gedanken. Anscheinend war die Magie, die mein Schwert umgab, gefährlich für die Pläne des Alten. Anders konnte ich mir seine fast panische Angst vor *Gleichmacher* nicht erklären. Instinktiv ahnte ich, dass der Besitz dieser Waffe für mich über Leben oder Tod entschied. Also versuchte ich, Bor mit dem Schwert zu berühren.

Meine Nackenhaare stellten sich auf, als der Alte wie wahnsinnig zu

kreischen begann, nachdem der Stahl der Klinge seine Kleider gestreift hatte. Ein heller Schein hüllte Bor ein, während er vor meinen Augen brüllend in die Knie sank.

Einen flüchtigen Moment lang war das Innere der Hütte in gretles Licht getaucht, das erst rot, dann silbern und schließlich blau glitzerte. An den Wänden und entlang der Decke rasten blaue Blitze, der Raum war erfüllt von dröhnendem Donner und aus dem Nichts heraus zeichneten sich neben Bor die Umrisse einer albtraumhaften Schattengestalt in der bläulich funkelnenden Luft ab.

Ein Wesen, das wahrhaftig nur dem kranken Hirn eines Wahnsinnigen entsprungen sein konnte, wuchs vor meinen Augen bis unter das Dach der Hütte. Das Aussehen der Kreatur war unbeschreiblich. Glich es im ersten Moment noch einem behaarten Riesen mit dem Schädel eines Hundes, schien die Gestalt im nächsten Augenblick eher einer geflügelten Schlange mit einem grotesk verzerrten Menschenkopf zu ähneln. Bor und das entsetzliche Luftgebilde vereinigten sich schließlich zu einer gigantischen Gestalt, die sich mir mit grotesken Sprüngen näherte. Das Ding gebärdete sich wie ein Tänzer.

Ich nahm noch wahr, wie ich mein Schwert nach vorne stieß, dann drehte sich plötzlich scheinbar die ganze Welt um mich. Das bläuliche Licht zerplatze vor meinen Augen in einem Funkenregen, die tanzende Gestalt, von der ich nicht wusste, ob sie Gott, Mensch oder Dämon war, kam mir wie eine Woge entgegen, dann wurde alles schwarz um mich.

Als ich die Augen wieder öffnete, starre ich in das erschrockene Gesicht jenes rothaarigen Mannes, der als einziger seiner Kameraden diesen Schrecken überlebt hatte.

»Wir haben es geschafft«, keuchte er und sah mich ungläubig an.

»Vielmehr du hast es geschafft. Bei den Göttern, die Legenden sind also wahr.«

»Was für Legenden?«, brummte ich, während ich irritiert umherblickte.

Ich stand auf einer felsigen Anhöhe, inmitten von Steinen, Sand und blattlosen, von der Sonne verbrannten Sträuchern. Von Bors Hütte war ebenso wenig zu sehen wie von dem Spalt in jenem Felsen, hinter dem das Grab seiner Frau liegen musste. Ich kam mir vor, als wäre ich so-

eben aus einem Traum erwacht. Aber ich hatte nicht geträumt, wie ich aus den Erzählungen des Mannes heraushören konnte.

Ich war der Krieger ihrer Legenden, jener, der dieses Land von dem verfluchten Dämon befreien würde. Jenem Dämon, der nur durch die Rachegeküste eines verblendeten Mannes einst wieder zum Leben erweckt wurde.

Der Mann, der sich mir als Rimar vorstellte, überließ mir ein Pferd seiner Kameraden und zeigte mir den Weg zu meinem Volk. Nach einem kurzen Händedruck verabschiedete ich mich von Rimar und ritt weiter gen Süden. Ich war aufgewühlt wie ein junger Kerl vor seinem ersten Treffen mit der Geliebten. Noch vier Tage, dann sollte ich das Dorf des N'de Volkes erreicht haben.

Hatte ich dann endlich das Ziel meiner langen Reise erreicht?

Die Blutwiese

Zuerst hielt ich es in der hitzelimmernden Luft der Felsenwüste für eine Fata Morgana.

Dann beschirmte ich meine Augen und erkannte, dass mir weder die glühende Sonne noch mein nach Wasser gierender Körper einen Streich gespielt hatte.

Keinen Pfeilschuss weit von mir entfernt befand sich ein Mensch in höchster Lebensgefahr.

Der Mann lag auf dem Rücken.

Mit seinen ausgestreckten Armen und Beinen, die man an Holzpflöcke gefesselt hatte, sah er von weitem aus wie ein übergroßes X. Trotz der Entfernung war deutlich zu sehen, dass der Mann vollkommen nackt war. Ich zügelte mein Pferd und starre über die trostlose Felsenöde.

Beiläufig fuhr ich mir mit dem Handrücken über das staubbedeckte, von der Wüstensonne verbrannte Gesicht, während ich noch zögerte, dem armen Teufel zu Hilfe zu eilen. Der Grund war ein riesiger, schwarzer Vogel, der zu Füßen des Mannes im heißen Sand saß. Er hatte den Kopf etwas zur Seite gelegt und beäugte den Gefesselten misstrauisch, während er seinen gewaltigen, spitz zulaufenden Schnabel ständig auf und zu klappte.

Über ihm zogen mit weit ausgebreiteten Schwingen zwei weitere Art-

genossen ihre Kreise und mindestens ein halbes Dutzend dieser scheußlichen, schwarz gefiederten Tiere tanzten flügelschlagend und mit schrillem Krächzen um den nackten Mann herum.

Ansonsten herrschte eine eigentümliche Stille.

Der Mann warf den Kopf jetzt wild hin und her und brüllte die Vögel an. Auf diese Art hatte er sich die Tiere vielleicht am Anfang noch vom Leib halten können, aber nachdem die Vögel bemerkt hatten, dass von dem Gefesselten keine Gefahr ausging, waren sie näher gekommen. Die ersten von ihnen begannen, ihn mit ihren spitzen Schnäbeln anzupicken. Der Mann begann zu schreien, und als ich sah, wie ihm das Blut über die Beine lief, hämmerte ich meinem Pferd die Fersen in die Seite und galoppierte in wildem Ritt brüllend und schwertschwingend auf die Vögel zu.

Unter lautem Protest flatterten die Tiere auf und brachten sich außer Reichweite meiner Waffe. Aber damit war es noch nicht zu Ende. Die geflügelten Bestien dachten nicht daran, sich ihre sicher geglaubte Beute entreißen zu lassen. Als ich vom Rücken meines Pferdes sprang und den Nackten mit zwei, drei schnellen Schnitten von seinen Fesseln befreite, griff der erste Vogel an.

Aus den Augenwinkeln heraus nahm ich eine schattenhafte Bewegung wahr und wäre ich nicht augenblicklich einen Schritt zur Seite getreten, hätte mich der gewaltige Schnabel sicher an der Schulter getroffen. Ich wirbelte herum, riss das Schwert hoch und erwartete den nächsten Angriff.

Diesmal kamen sie zu zweit.

Mit unvorstellbarer Schnelligkeit schossen die beiden Vögel auf mich zu. Sie hatten die Flügel angelegt, die tödlichen Schnäbel vorgestreckt und kamen so rasend schnell wie Steine, die vom Himmel fielen, auf mich zu.

Mit einem hellen Sirren wob ich mit dem Schwert über meinem Kopf ein tödliches Netz aus blitzendem Stahl. Der Schädel des ersten Vogels fiel zur einen, der Körper zur anderen Seite, als die scharfe Klinge seinen Hals durchtrennte. Die zweite Bestie überschlug sich in der Luft und krachte mit einem seltsamen Kreischen zu Boden, während ihr die Eingeweide aus dem aufgeschlitzten Leib quollen. Neben mir lag der Nackte auf dem Boden und kämpfte um sein Leben. Seine Finger hatten sich um den Hals eines anderen Vogels gelegt, und während er versuchte, dessen Kehle aufzureißen, zerkratzte ihm das Ungeheuer in wil-

der Raserei die Schultern.

Ich sprang vor, mein Schwert blitzte auf und dann lag auch diese Bestie zuckend im Wüstensand.

Der Rest entschwand mit wütendem Geschrei am wolkenlosen Himmel.

Zitternd und blutend starrte mich der Nackte an.

»Die Götter haben mein Flehen erhört.«

Dann fiel sein Kopf zur Seite und er verlor das Bewusstsein.

Ich hatte ihm seine Wunden ausgewaschen und die Ärmel meines Hemdes geopfert, um ihn mit dem Stoff zu verbinden. Als er stöhnend den Kopf hob, bückte ich mich und hielt ihm meine Wasserflasche an die Lippen.

»Trink!«, forderte ich ihn auf.

Er nickte mir dankbar entgegen und schluckte die abgestandene, lauwarme Brühe, als handelte es sich dabei um erfrischenden, süßen Wein. Erst als er die Flasche zur Hälfte geleert hatte, richtete ich mich wieder auf und befestigte sie am Sattel meines Pferdes. Das Tier mitsamt Sattelzeug, Proviantbeutel und Wasserflasche hatte mir ein Mann namens Rimar überlassen. Wir beide waren die einzigen Überlebenden nach einem Kampf mit den Handlangern eines dunklen Rachegottes. Diese waren durch schwarze Magie an eine Quelle gebunden, die ewiges Leben versprach. Bei einem schrecklichen Ritual, in dem Götter und Dämonen um die Quelle tanzten, sollten unsere Herzen geopfert werden. Aber wieder einmal waren es mein Schwert und meine Bestimmung gewesen, die mich überleben ließen.

All das lag jetzt vier Tage zurück und ich war immer noch auf der Suche nach meinem Volk, von dem ein Clan hier irgendwo am Rande der Felsenwüste leben sollte. Jedenfalls hatte mir das Rimar erzählt und er hatte keinen Grund gehabt, mich anzulügen.

»Warum hast du das getan?«

Die leise Stimme des Mannes riss mich jäh in die Wirklichkeit zurück. Ich drehte mich um und musterte ihn eingehend. Er war untersetzt, stämmig gebaut mit breiter Brust und dicken Schenkeln. Schulterlanges, braunes Haar umrahmte ein rundes, offenes Gesicht mit rehbraunen Augen, in denen nichts Falsches zu erkennen war.

»Dort, wo ich herkomme, hilft man einem Menschen, wenn er in die Gewalt solcherlei Bestien geraten ist. Egal ob er ein rechtschaffener Mann oder ein Schurke ist.«

Jetzt war es mein Gegenüber, der den anderen eingehend musterte.

»Seltsam, du siehst zwar aus wie einer von ihnen, aber wenn ich dich so reden höre, kannst du unmöglich zu diesem verdammten Volk gehören.«

Jetzt wurde ich hellhörig. Wen meinte der Mann mit dem verdammten Volk, etwa jenen Clan der N'de, den ich seit Tagen suchte?

»Wie meinst du das?«, fragte ich schnell.

»Ich komme aus einem kleinen Dorf, etwa einen halben Tagesritt südlich von hier. Wenn du mich dort hinbringst, können sich meine Leute um meine Wunden kümmern. Danach werde ich dir gerne meine Geschichte erzählen. Übrigens, ich heiße Armal.«

Dabei streckte er mir seine Rechte entgegen und betrachtete mich erneut ziemlich genau.

Ohne zu zögern, ergriff ich seine Hand und half ihm auf die Beine.

»Natürlich bringe ich dich in dein Dorf zurück, ich bin schon jetzt auf deine Geschichte gespannt. Aber ich warne dich, ich habe seit vier Tagen nichts mehr zwischen die Zähne bekommen außer einem dünnen Steppenhasen und einer Handvoll vertrockneter Beeren. Als Dank für deine Rettung musst du mir mindestens einen halben gebratenen Ochsen aufischen.«

Armal lächelte etwas gequält.

»Irgendwie werden wir auch dich noch satt bekommen«, antwortete er schließlich seltsam gepresst. Ich machte mir keine weiteren Gedanken darüber. Die Aussicht auf etwas zu essen und auf ein Dach über dem Kopf ließen mich den seltsamen Unterton seiner Worte rasch vergessen.

Gemeinsam bestiegen wir das Pferd, welches in der glühenden Sonne unter dem doppelten Gewicht nur noch langsam vorwärtskam. Deshalb dämmerte es bereits, als wir endlich die ersten Häuser des kleinen Dorfes erreicht hatten.

Keine Menschenseele war auf den Straßen zu sehen, als ich das Tier über die Hauptstraße lenkte. Ich war zwar müde, hungrig und fühlte mich völlig zerschlagen, aber den Brandgeruch, der über dem ganzen Dorf lag, bemerkte ich trotzdem sofort. Es roch nach kalter Asche und verbrannten Holz, und als ich spürte, wie sich Armal hinter mir im Sat-

tel versteifte, wusste ich sofort, dass ich wieder einmal mitten in einen gewaltigen Haufen Ärger hinein ritt.

Das ganze Dorf bestand aus ungefähr fünfzig Hütten.

Mindestens jede zweite davon war an den Wänden oder am Dach durch ein Feuer beschädigt. Trotz der hereinbrechenden Dämmerung waren überall die Zeichen von Kampf, Tod und Verwüstung deutlich zu erkennen. In manchen der hölzernen Eingangstüren steckten noch die abgebrochenen Schäfte gefiederter Pfeile. Ich sagte nichts, als wir Arimals Haus erreicht hatten und ich mein Pferd in einem Anbau unterstellen konnte. Ich sagte nichts, als ihm seine Frau schluchzend in die Arme fiel, während ihn seine beiden Kinder aus großen Augen ängstlich musterten. Aber als wir alle in der kleinen Küche an dem selbst geziimmerten Tisch saßen und mir die Frau eine Schüssel mit dünner Wassersuppe hinstellte, machte ich schließlich doch den Mund auf.

»Was verdammt noch mal ist hier eigentlich los?«

Die gesamte Familie zuckte bei meinen Worten ängstlich zusammen.

»Was meinst du damit?«, fragte Armal zögerlich.

Ärgerlich klatschte ich den Holzlöffel in die Wassersuppe.

»Verdammt, ich habe dir da draußen nicht das Leben gerettet, damit du mir hier ein Gauklerstück vorspielst, ein schlechtes noch obendrein. Meinst du vielleicht, ich bin blind? Euer Dorf wurde überfallen und das wahrscheinlich nicht zum ersten Mal. Wenn ich mir diese Suppe so ansehe, kennt ihr einen ordentlichen Braten wahrscheinlich nur noch vom Hörensagen. Wann seid ihr das letzte Mal satt ins Bett gegangen? Vor einem halben Jahr oder vor einem?«

Armal senkte den Kopf und schwieg betroffen. Aber dennoch war deutlich zu erkennen, wie es in ihm brodelte. Sein rundes Gesicht war verzerrt vor Verzweiflung, Angst und hilfloser Wut.

Schließlich war es seine Frau, die das düstere Schweigen brach.

»Sie kommen viermal im Jahr und fordern immer ein Drittel unseres Vermögens und der Nahrungsmittel. Wer sich weigert, wird entweder erschlagen oder wie mein Mann draußen in der Wüste den Aasvögeln zum Fraße vorgeworfen.«

»Wie viele?«

»Meistens zehn oder zwölf Reiter.«

Ungläubig musterte ich die verängstigte Familie.

»Bei meiner Ankunft habe ich fünfzig Hütten gezählt. Das heißt, fünfzig Männer, und selbst wenn nur in jeder zweiten Hütte ein halbwüchsiger Sohn mit am Tisch sitzt, seid ihr über siebzig gegen zehn. Warum wehrt ihr euch nicht, statt zu jammern?«

»Wir sind Bauern und sie sind Krieger, verstehst du?«

Eindringlich blickte ich Armal in die Augen.

»Nein, das versteh ich jetzt nicht. Da draußen hast du einem dieser Vögel mit bloßen Händen die Kehle aufgerissen, aber wenn es um das Leben deiner Familie geht, ziehst du den Schwanz ein. Das ist es, was ich nicht kapiere.«

»Mit unseren Dreschflegeln und den paar Messern hier im Dorf sind wir gegen ihre Schwerter und Kriegsbogen doch hoffnungslos unterlegen«, erwiederte Armal niedergeschlagen.

»Siebzig gegen zehn«, sagte ich und schüttelte verständnislos den Kopf. »Ihr seid selber schuld. Zieht am besten alle Röcke an und versteckt euch hinterm Ofen.«

»Aber du könntest uns helfen«, sagte die Frau plötzlich.

Mein Kopf ruckte hoch, und während ich sie neugierig musterte, fragte ich nach dem Wie und Warum.

»Hinter dem Dorf gibt es eine Wiese. Wir nennen sie die Blutwiese, weil ihr Boden vor Jahren mit dem Blut unzähliger, erschlagener Männer getränkt wurde, als das Dorf zum ersten und einzigen Mal den Angriff dieser Teufel abwehren wollte. Wer den Mut besitzt, dort ihren besten Kämpfer herauszufordern und im Kampf Mann gegen Mann zu besiegen, wird unser Dorf zurück in die Freiheit führen. Diese Mörder respektieren nur das Recht des Stärkeren, dennoch erkennen sie es an, wenn man sie im Kampf besiegt. So jedenfalls erzählen es die Legenden.«

Mir wurde heiß und kalt. Dieses Ritual kam mir sehr bekannt vor. Obwohl ich fast schon ahnte, wie die Antwort ausfallen würde, fragte ich dennoch nach.

»Wer sind diese Reiter?«

»Obwohl es sich verrückt anhört, aber sie sehen genauso aus wie du. Sie selbst nennen sich N'de.«

Marlo der Zerstörer

Im ersten Licht des neuen Tages tauchten die Reiter urplötzlich aus dem Frühnebel auf.

Unzählige Schatten überfluteten die nahen Hügel und der Boden erzitterte unter dem Stampfen zahlloser Pferdehufe. Ich hatte plötzlich einen Kloß im Hals und mein Magen zog sich schmerhaft zusammen, denn mindestens fünfzig Reiter galoppierten auf uns zu. Keine zehn oder zwölf, wie mir Armals Frau gestern glaubhaft versichert hatte. Hinter mir wurden die Leute aus dem Dorf ebenfalls hörbar unruhig. Wie ich aus ihrem Geschrei heraushören konnte, waren auch sie über die Anzahl der wilden Reiter entsetzt. Entweder hatte mich die Frau belogen, oder aber diese Männer hatten das Dorf bisher bewusst über die wahre Stärke ihrer Kriegsmacht im Ungewissen gelassen.

Was es auch war, es war bedeutungslos geworden, denn in diesem Moment hatten mich die Männer erreicht und bildeten einen waffenstarrenden Halbkreis um mich.

Ich hatte große Mühe, bei diesem Anblick meine Gefühle nicht zu zeigen.

Die Männer waren N'de.

Schwarzhaarige, unersetzungstechnische Gestalten, die mit ihren Pferden verwachsen zu sein schienen. Die Oberkörper der meisten von ihnen waren nackt und trugen, wie auch die Flanken ihrer Pferde, mystische Zeichnungen aus Kreide und Pflanzenfarben. Rot, schwarz und gelb glänzten die Leiber im Licht der aufgehenden Sonne, glitzerte Waffenstahl, schnaubten Pferde und stampften Hufe. Es war ein wildes, gleichermaßen Furcht einflößendes und faszinierendes Bild. Mein Herz hüpfte vor Freude, als ich bei einigen Reitern zu meiner Rechten die Zeichen des Clans der Berge erkannte. Ich hatte plötzlich das Gefühl, als ob ich nach langen Jahren des Umherziehens endlich wieder nach Hause zurückgekehrt war.

Doch dann fiel mein Blick nach links und im gleichen Augenblick legte sich eine eiskalte Hand um mein Herz.

Entsetzen schnürte mir die Kehle zu, als ich in den Reihen der N'de Krieger die Psa erkannte.

Vergessen war die Freude über das Wiedersehen mit meinem Volk, als ich in die geschlitzten Augen meiner Todfeinde sah. Mindestens vier dieser gelbgesichtigen Hunde ritten in stiller Eintracht mit den

N'de Sattel an Sattel nebeneinander. In meinem Kopf begann sich alles zu drehen und Hass drängte sich in mir hoch, je länger ich die Psa anstarre.

»Bist du stumm, Bursche?«

Die raue Stimme eines N'de riss mich jäh aus meinen Gedanken. Ich hob den Kopf und blickte in ein von grässlichen Schlachtnarben entstelltes Gesicht. Der Mann hatte sein Pferd unmittelbar vor mir zum Halten gebracht und stierte mich in einer Art und Weise aus seinen dunklen, blitzenden Augen an, als wollte er mich mit seinem Blick durchbohren.

Zwei weitere N'de ritten neben ihn. Sie hielten kurze Kriegsbogen in den Händen und die scharfkantig zugeschliffenen Steinspitzen ihrer Pfeile zeigten direkt auf meine Brust.

»Du siehst aus wie ein N'de«, sagte einer der beiden. »Wie heißt du?«

»Khim«, erwiderte ich. Eine innere Stimme sagte mir, dass es besser war, wenn ich meinen wahren Namen so lange verheimlichte, bis ich wusste, was es mit der Anwesenheit der Psa auf sich hatte. Die beiden schauten mich schweigend an, während sich der Narbige im Sattel vorbeugte und sein Gesicht dicht vor das Meine brachte. Sein stinkender Atem ließ mich fast bewusstlos werden.

»Du bist noch ziemlich jung«, sagte er.

»Du hast noch dein ganzes Leben vor dir und dem Aussehen nach bist du sogar einer von uns. Weshalb bist du dann so dumm und willst unbedingt wegen einer Handvoll dreckiger Bauern sterben?«

Meine Kehle war rau und trocken, als ich antwortete.

»Wenn ich den Besten eurer Besten in ehrlichem Kampf bezwinge, ist dieses Dorf fortan aus eurer Knechtschaft entlassen. So lautet ein uraltes Gesetz der N'de, aber hat es auch beim Clan der Berge noch seine Gültigkeit? Die Clans des Wassers, des Feuers und des Himmels halten sich jedenfalls noch an die heiligen Regeln der N'de.«

Das Gesicht des Narbigen verwandelte sich schlagartig in eine wütende Fratze.

»Du bist wirklich dumm, sehr dumm.«

Während eine Handvoll der Reiter die verängstigten Dorfbewohner in

Schach hielten, bildete das Gros der N'de mit ihren Pferden, Schwestern und Lanzen einen waffenstarrenden Kreis, aus dem es kein Entrinnen gab. Inmitten dieses Kreises stand ich, vollkommen nackt, so, wie ich einst das Licht der Welt erblickt hatte. Zu meinen Füßen lag ein hölzernes Schild und ein Pogon, eine der schrecklichsten Nahkampfwaffen der N'de.

Diese fast unterarmlange Keule, aus dem Holz des Eisenbaums geschnitzt, wurde am oberen Ende mit einem geschliffenen Stein, einem Tierhorn oder Knochenstück durch Lederschnüre befestigt und war in der Hand eines geübten Kriegers eine Waffe, die nicht nur Schädel spalten konnte.

Prüfend wog ich Schild und Keule in der Hand, als plötzlich ein Raunen durch die Reihen der Reiter ging. Ich hob den Kopf und dann sah ich ihn.

Marlo, den Zerstörer!

Er war genauso nackt wie ich, mindestens einen Kopf größer und besaß die gleichen Waffen. Er glänzte vom Scheitel bis zur Sohle vom Tierfett, mit dem er sich eingerieben hatte und er hielt sich auch nicht lange mit irgendwelchen Begrüßungsfloskeln oder Vorstellungen auf, sondern schlug sofort zu. Bereits der erste Hieb von Marlos Pogon auf mein Holzschild ließ mich in die Knie gehen. Angst durchzuckte mich, der Kerl schien diese Waffe zu kennen, während ich noch nie mit einem Pogon gekämpft hatte. Als die Keule ein zweites Mal heranraste, ließ ich mich zur Seite fallen. Die Waffe krachte keine Handbreit von mir entfernt in den Sand und wirbelte Stauffontänen auf. Schnell wurde mir klar, warum man ihn Marlo den Zerstörer nannte. Seiner geballten Kraft hatte ich nur meine Schnelligkeit entgegenzusetzen, denn zu meinem Entsetzen blieb der Berserker in mir stumm. Das lag wohl daran, dass mein magisches Schwert außerhalb meiner Sichtweite aufbewahrt wurde. Aber darüber weitere Gedanken zu verschwenden war müßig, denn die Keule Marlos sorgte schnell dafür, dass ich ums nackte Überleben kämpfte. Keine Spur mehr vom Erretten der Dorfbewohner, vom Pochen auf alte Gesetze und Heldenmut.

Für mich ging es jetzt nur noch um Leben oder Tod!

Marlo war schnell, sehr schnell sogar, aber doch nicht schnell genug, um nach einem weiteren Hieb seinen Schild herumzureißen, um dadurch meinem Schlag zu entgehen. Die Keule traf ihn an der rechten Schulter und riss ihn herum. Das Gesicht des Mannes verzerrte sich

schmerhaft und für einen Moment sah es aus, als würde ich diesen Kampf tatsächlich gewinnen.

Aber mein Triumph währe nur einen Herzschlag lang.

Marlo schüttelte die Wirkung meines Treffers wie eine Pferdefliege einfach ab, hob die Keule und schlug zurück. Da der Kerl mindestens einen Kopf größer war als ich, konnte ich seinen Schlag nur noch abwehren, indem ich mein Schild hochriss. Als der Pogon auf mein Holzschild donnerte, hörte man das Krachen bestimmt noch Meilen weiter. In meinem Handgelenk breitete sich plötzlich ein taubes Gefühl aus, während Marlo unvermittelt seine Angriffstaktik änderte. Seine Schläge kamen jetzt nicht mehr von oben, sondern von der Seite her. Ich taumelte rückwärts, um seinen wütenden Angriffen zu entgehen. Da ließ mich die Aufprallwucht eines weiteren Hiebes in die Knie gehen. Gleichzeitig vernahm ich ein unheilvolles Knirschen. Deutlich war zu erkennen, dass mein Schild unter den nächsten Schlägen auseinanderbrechen würde.

Die Reiter begannen zu grölen.

»Gib's ihm, Marlo! Schlag ihn tot!«, brüllten sie und verleiteten ihn dadurch zu einem Fehler.

Seinem einzigen Fehler bisher in diesem Kampf, aber es war auch sein letzter. Ich kniete vor ihm mit zerbrochenem Schild im Sand, die Menge raste und tobte und er breitete siegessicher beide Arme mit Schild und Keule aus und ließ sich feiern.

Ich hob den Kopf, sah vor mir die gewaltige Gestalt Marlos, seine Beine, die wie Säulen eines Tempels hochragten. Da umklammerte ich meinen Pogon und schlug mit aller mir noch zur Verfügung stehenden Kraft zu. Die Wucht des Hiebes riss Marlo von den Beinen. Brüllend wälzte er sich vor mir im Staub des Kampfkreises. Das Gejohle der Menge war schlagartig leiser geworden.

Als er wieder auf die Füße kam, taumelte er zwar, wirkte aber so gefährlich wie ein verletzter Makahl. Aus blutunterlaufenen Augen stierte er mich an und stürzte sich auf mich. Aber ich gab dem Kerl keine Gelegenheit mehr, nach mir zu schlagen. Ich tänzelte zur Seite und ließ meinen Pogon in den Rücken des vorbei stürzenden Marlo krachen. Der Mann flog mit dem Gesicht in den Staub, und als er brüllend den Schä-

del hob, schickte ich ihn mit einem gezielten Schlag ins Reich der Träume.

Inzwischen war es totenstill geworden.

Ein Großteil der N'de respektierte den Ausgang dieses blutigen Rituals und starre mich ehrfürchtig an. Die Psa unter den Reitern und auch jener narbige Krieger, von dem ich annahm, dass er der Anführer der Horde war, musterten mich allerdings aus hassverzerrten Gesichtern. Der Narbige war inzwischen seltsam blass geworden, anscheinend konnte er es immer noch nicht begreifen, dass es jemandem gelungen war, Marlo zu besiegen.

»Das wirst du mir büßen«, schäumte er und griff nach seinem Schwert.

Doch bevor sich seine Finger um den Griff der Waffe schlossen, war ein weißhaariger Mann neben ihn geritten und fiel ihm in den Arm.

»Lass das!«, zischte er scharf. »Kein N'de bricht jemals das Gesetz dieser Ritualkämpfe. Auch du nicht, Soldo. Oder willst du unbedingt den Zorn der Götter auf uns lenken?«

Dann zog der Weißhaarige sein Pferd herum und ritt stumm auf die nahen Hügel zu. Nach und nach folgten ihm die anderen, bis auch Soldo und die Psa den Kampfplatz verließen. Der Blick, den mir der Narbige allerdings zum Abschied zugeworfen hatte, ließ mich ahnen, dass die Sache zwischen uns beiden noch nicht ausgestanden war.

Als dann der letzte der Reiter hinter den Hügeln verschwunden war, herrschte für einen Augenblick eine fast eigentümliche Stille. Dann ertönten die ersten zaghaften Freudenschreie und schließlich brandete unter den Dorfbewohnern ein ohrenbetäubender Jubel aus, der kein Ende zu nehmen schien. Wildfremde Menschen schüttelten mir die Hände, Frauen umarmten mich, küssten mich, und weil ich immer noch vollkommen nackt war, besaß ich in diesem Moment wahrscheinlich solch eine schamrote Haut, wie sie vor mir noch bei keinem Menschen zu sehen war. Ich hatte das Gefühl, als ob mein Gesicht in Flammen stand. Irgendwann hob man mich auf die Schultern einiger Männer und trug mich im Triumphzug ins Dorf zurück. Auch wenn diese Leute im Grund arme Teufel waren, für ein paar Schläuche Wein reichte es allemal und die anschließende Feier war eine der Schönsten, die ich je in meinem Leben mitgemacht hatte. Inzwischen war ich auch endlich mit Hemd und Hose ausgestattet. Doch so überwältigend der Abend auch wurde, auch auf die schönste Nacht der Welt folgt irgendwann immer

der graue Morgen. In meinem Fall war der Morgen nicht nur grau, sondern kalt und grausam dazu.

Verschreckt zuckte ich hoch und wäre beinahe aus dem Bett gefallen, weil jemand im Haus eine Tür heftig zuschmetterte. Als ich stöhnend wieder in die Kissen zurück sank, klopfte es plötzlich an meine Zimmertür. Ich wünschte dem Unbekannten alle nur erdenklichen Krankheiten, mindestens tausend Dämonen und ein halbes Dutzend Kreaturen an den Hals, die ihn bei lebendigem Leibe auffressen sollten. Aber davon ließ er sich nicht beeindrucken, er klopfte einfach weiter.

»Was gibt's?«, krächzte ich schließlich.

Armals vertraute Stimme war zu hören. »Zieh dich an, Frühstück ist fertig. Außerdem haben wir etwas zu besprechen.«

Brummelnd richtete ich mich auf. Ich fühlte mich hundsmiserabel. In meinem Kopf versuchten mindestens tausend wild gewordene Dämonen meine Schädeldecke zu durchbohren, vor meinen Augen tanzten bunte Kreise und ich hatte einen Geschmack im Mund, als ob ich auf Strümpfen herumgekaut hätte, welche sein Besitzer mindestens einen Mond lang nicht gewechselt hatte.

Verdammst, warum fühlte ich mich, als ob ich kurz vor dem Sterben war? Ich hatte an diesem Abend doch nur zwei Becher Wein getrunken. Gut, da war noch eine Schale mit irgendeiner weißen Brühe, aus der ich mit einem rothaarigen Mädchen Brüderschaft getrunken hatte, aber das konnte doch einen Mann wie mich nicht innerhalb einer Nacht so kraft- und saftlos werden lassen.

»Verdammst«, fluchte ich lauthals. »Ich sollte endlich mit dieser verfluchten Sauferei aufhören.«

»Was hast du gesagt?«, fragte da plötzlich jemand verschlafen neben mir.

Mit einem Schlag war ich hellwach und stocknüchtern. Ein Bad im Eiswasser des frostigen Meeres an der Küste von Eislanden hätte mich wahrscheinlich nicht schneller aufwecken können. Vorsichtig blickte ich nach links, inzwischen auf das Schlimmste gefasst, und dann sah ich sie auch schon, trotz aller Decken, Teppiche und Laken.

Sie lag neben mir, sie war rothaarig und vollkommen nackt.

»Bei allen Göttern!«, flüsterte ich fassungslos.

»Was denn?«, murmelte sie schlaftrunken.

Von Freunden und Feinden

»Was machst du denn hier?«

Noch während meiner Frage katapultierte ich mich förmlich aus dem Bett heraus, fuhr wie der Blitz in meine Hose und tastete auf dem Boden nach Hemd und Schuhen.

Meine rothaarige Schlafgenossin schob inzwischen ihr Bettzeug von sich, rekelte sich genüsslich auf dem Lager und zeigte mir ihre Brüste sowie das rotbraun gelockte Dreieck zwischen den Schenkeln in allen nur erdenklichen Lagen.

Mir wurde abwechselnd heiß und kalt.

»Ja was wohl?«, gurrte sie. »Komm zurück ins Bett, dann zeige ich dir es noch einmal.«

Ich knöpfte die Hose zu und schüttelte den Kopf.

»Bei allen Göttern, ich hab doch nicht etwa ...?«

»Natürlich hast du«, flötete sie liebreizend, während sie sich im Bett aufrichtete. »Sogar mehrmals, also was ist los mit dir? Gefalle ich dir plötzlich nicht mehr?«

»Natürlich, aber ... ich dachte ... ich ... äh ...«, stammelte ich und schlüpfte in Hemd und Schuhe, die ich endlich am Boden wiedergefunden hatte.

»Was dachtest du?«, erwiderte die unbekannte Schönheit und ihr Tonfall ließ erkennen, dass sie allmählich schlechte Laune bekam.

In diesem Moment steckte Armal seinen Kopf in die Kammer. Er hatte eine ziemlich ungehaltene Miene aufgesetzt, als er mich entdeckte. Aber dann fiel sein Blick auf die unbekleidete, rothaarige Schönheit in meinem Bett und sein von Wind und Wetter gegerbtes Gesicht zersprang in tausend Lachfalten. Ohne ein weiteres Wort über die Angelegenheit zu verlieren, packte er mich am Arm und zog mich rasch aus der Kammer.

»Tut mir leid, Ina. Aber jetzt brauch ich den Jungen.«

Er hatte kaum die Tür hinter uns zugezogen, als ein schriller Fluch ertönte und die Waschschüssel von meinem Nachttisch klirrend am Türholz zersplitterte. Gemeinsam hasteten wir aus dem Haus, über den Dorfplatz auf die Blutwiese zu. Dort hatten sich inzwischen fast alle

männlichen Bewohner der Siedlung eingefunden.

»Ina war schon immer eine Frau, die wusste, was sie wollte«, sagte Armal grinsend, während wir auf die Männer zuliefen.

Ich blieb stehen und musterte ihn ernst.

»Halt mir bloß diese Furie vom Leib, sonst ist es aus mit unserer Freundschaft.«

Armal nickte und lachte so lange, bis wir die Blutwiese erreicht hatten.

»Was hat das Ganze zu bedeuten?«, wollte ich wissen.

Vor mir stand der Dorfälteste, dessen Rechte sich in das Zaumzeug meines Pferdes gekrallt hatte. Das Tier war gesattelt, mit meinem Schwert, einem Wassersack und einem Proviantbeutel versehen. Während der weißhaarige Alte mir die Zügel übergab, verstummte das Gerede der Männer, die hinter ihm standen und alle starnten mich irgendwie sonderbar an.

»Du wirst erwartet!«, sagte Armal.

»Von wem?«

Armal deutete nach Süden. »Soldos Dorf liegt irgendwo hinter diesen Hügeln. Wenn du bis Sonnenuntergang nicht bei ihnen bist, kommen sie und holen dich. Dann war dein Kampf mit Marlo umsonst, denn ihre Botschaft ist unmissverständlich.«

Bevor ich ihn noch fragen konnte, wie diese Bemerkung wohl gemeint war, trat aus dem Pulk der Männer eine untersetzte, rothaarige Gestalt hervor und stellte mir einen geflochtenen Weidekorb direkt vor die Füße. Während ich langsam und vorsichtig den Deckel hob, hatte ich plötzlich das Gefühl, als ob das ganze Dorf den Atem anhielt. Als ich mich dann über den Korb beugte, nahm ich zuerst den durchdringenden Geruch von Blut und Schweiß wahr. Erst danach erkannte ich ein kleines, dunkles Etwas am Boden. Noch bevor ich den Korb packte, ihn umdrehte und das blutnaasse Fellbündel zu Boden klatschte, wusste ich, was passiert war. Schließlich kannte ich die Rituale der N'de nur zu gut. Das Knäuel war ein junger Hund, dem man den Bauch aufgeschlitzt und die Gedärme um den Hals gewickelt hatte. Eine unmissverständliche Warnung der N'de, entweder ihren Befehlen Folge zu leisten oder genauso wie das arme Tier zu enden.

»Wann habt ihr das gefunden?«, fragte ich Armal mit tonloser Stimme.

»Ein Reiter hat es kurz vor Sonnenaufgang an der Tür des Dorfältesten abgestellt. Als er davon ritt, hat er noch geschrien, dass man dich in ihrem Lager erwartet. Du weißt, was das zu bedeuten hat?«

Ich nickte. »Wenn ich nicht in ihrem Lager erscheine, fühlen sie sich nicht mehr an ihre Versprechen gebunden und machen spätestens beim nächsten Sonnenuntergang euer Dorf dem Erdboden gleich.«

»Was wirst du tun?«

Eindringlich starnte ich Armal in die Augen. »Was erwartest du von mir? Soll ich von hier fortreiten, während Männer aus meinem Volk Männer aus deinem Volk umbringen?«

Armal blickte betroffen zu Boden.

Ich hingegen schwang mich in den Sattel meines Pferdes, zog das Tier an den Zügeln herum und lachte ihm ins Gesicht. »Kopf hoch, mein Freund, schlimmer als eine weitere Nacht mit der rothaarigen Ina kann es unmöglich werden.«

Dann hämmerte ich meinem Pferd die Absätze meiner Stiefel in die Seite und ritt auf die nahen Hügel zu. Täuschte ich mich, oder hörte ich dabei tatsächlich Ina meinen Namen rufen?

Ich schaute mich um.

Das Land rings herum war von der Sonne verbrannt, steinig und unwirtlich. Schweiß bedeckte mein Gesicht, als der Südwind wie der Gluthauch der Hölle über die Hügel strich. Seit dem Morgengrauen war ich unterwegs und die Spuren, welche die N'de hinterlassen hatten, wurden immer schwächer. Als die Sonne dann ihren höchsten Stand erreicht hatte, war die Hitze kaum noch zu ertragen. Schweiß rann mir in wahren Bächen über das Gesicht und ich beschloss, im Schatten einer nahen Hügelgruppe zu rasten, bis die größte Tageshitze vorüber war. Dort gab es Bäume und Sträucher und, wie ich an ihrer Blütenpracht erkannte, bestimmt auch irgendwo Wasser.

Ich lenkte mein Pferd einen flachen Hang hinauf und glitt aus dem Sattel, als ich zwischen zwei Kiefern tatsächlich eine kleine Quelle entdeckte.

Ich schlängelte die Zügel um einen der Bäume und gönnte mir in ihrem

Schatten ein ausgiebiges Mahl, das aus Trockenfleisch, Hartbrot und frischem Quellwasser bestand. Während ich zusah, wie mein Pferd mit hängendem Kopf aus der Quelle soff, schweiften meine Gedanken wieder zu den Ereignissen der letzten Tage zurück.

Ich befand mich in einem mir unbekannten Land umgeben von Freunden und Feinden. Freunde besaß ich auf jeden Fall in Armals Dorf, während ich mir bei meinem eigenen Volk nicht mehr so sicher war. Weshalb duldet Soldo die Psa an seiner Seite, obwohl sie ja eigentlich die Todfeinde unseres Volkes waren? Warum überfiel dieser Clan der N'de immer wieder das Dorf, obwohl die Lehren unseres Volkes eigentlich ein friedliches Miteinander verkündeten und warum im Namen der Götter wurde ich durch ein barbarisches Ritual, das Tieropfer verlangte, aufgefordert ihr Lager zu besuchen?

Doch so sehr ich mir auch das Hirn zermarterte, ich fand keine Antwort.

Plötzlich klang Hufschlag auf, Männer schrien, Waffen klirrten und ich konnte deutlich aus dem Gebrüll heraushören, dass es sich bei den Reitern um N'de handelte.

Schon sprang ich auf, aber plötzlich sagte mir eine innere Stimme, dass es besser für mich war, wenn ich vorerst unerkannt bleiben würde. Ich rannte zu meinem Pferd, zog mit den Zügeln seinen Kopf zu mir und hielt ihm die Nüstern zu. Schattenhafte Gestalten huschten an meinem Lager vorbei, jemand schrie etwas von Köpfen abschlagen, doch schon im nächsten Moment war es wieder still und der Hufschlag verhallte zwischen den Hügeln.

Kurz entschlossen sprang ich in den Sattel, ritt aus meinem Lager und heftete mich an die Spur der unbekannten Reiter. Ich hatte keine Schwierigkeiten ihnen zu folgen, die Hufe ihrer Pferde ließen deutliche Staubfahnen aufwallen, die in dem unwirtlichen Land weithin sichtbar waren. Gegen Nachmittag tauchten vor mir immer wieder weidende Kühe auf, und als ich in der Ferne ein Getreidefeld sichtete, wusste ich, dass das Lager der N'de in der Nähe sein musste.

Und richtig, als die Sonne tief im Westen stand und die Schatten immer länger wurden, erkannte ich vor mir die Zeltbauten von Soldos Dorf.

Ich zügelte mein Pferd auf einem Hügelkamm inmitten einer Baumgruppe und starre auf das Lager.

Instinktiv umspannte meine Rechte den Griff von *Gleichmacher*, der

in meinem Gürtel steckte.

Im nächsten Moment brach eine dunkle Gestalt durch die Zweige.

Der Mann fiel wie ein prall gefüllter Getreidesack hinter mir auf den Rücken meines Pferdes und umspannte sofort das Handgelenk meiner Waffenhand wie eine eiserne Klammer. Mein Pferd steilte und wieherte erschrocken, während ich vor Wut und Überraschung aufschrie und mich mit dem Oberkörper nach hinten warf.

Der unbekannte Angreifer quiekte wie ein abgestochenes Schwein, ließ meine Hand los und stürzte vom Pferd. Er krachte zu Boden und blieb stöhnend liegen. Ich riss mein Schwert aus dem Gürtel, sprang aus dem Sattel und drückte ihm die Spitze meiner Waffe genau auf den Kehlkopf. Ein kleiner, hellroter Streifen wanderte langsam seinen Hals hinab.

Verraten

Ansatzlos hämmerte ich der Wache den stählernen Knauf meines Schwertes an die Schläfe. Der Mann krümmte sich stöhnend zusammen und krachte zu Boden.

Ich hatte genug erfahren, ich wusste jetzt, wo sich die anderen Posten befanden und wo Soldos Zelt war. Ich war bereit ihm gegenüberzutreten.

Ich leinte mein Pferd an dem Zweig eines blattlosen Dornenstrauchs an, schlich durch Gestrüpp und Büsche, überkletterte von Wind und Wetter gefällte Baumriesen und erreichte schließlich eine kleine, verborgene Felsnische, die von Weitem nicht eingesehen werden konnte. Erst wenn man praktisch darüber stolperte, wusste man von ihrer Existenz.

Dort hockte ich mich hin und beobachtete eine Zeit lang das Lager.

Das ganze Dorf war ein einziges Gewimmel und Durcheinander von umherrennenden Männern, Frauen und Kindern, bellenden Hunden und wiehernden Pferden. Überall brannten Feuer und die Luft war erfüllt von dem Geruch scharf gebratenen Essens, dem beißenden Gestank unzähliger Tierleiber, von Staub, verbranntem Holz und faulendem Unrat. Ständig bellten Hunde, schrien Männer und kreischten Frauen.

Als die lederne Eingangsklappe zu Soldos Zelt zurückgeschlagen wurde, legte sich meine Rechte instinktiv um den Griff meiner Waffe.

Aber nicht Soldo trat ins Freie, sondern jener weißhaarige Mann, der ihn auf der Blutwiese so scharf zurechtgewiesen hatte. Der Mann beschattete mit seiner Rechten die Stirn und starre in meine Richtung, als erwarte er meinen Besuch schon längst.

Inzwischen hatte ich erkannt, dass sich weder Soldo noch irgendwelche Psa im Lager aufhielten und da ich dem Weißhaarigen irgendwie vertraute, verließ ich meine Deckung und näherte mich dem Dorf.

Die Kinder entdeckten mich zuerst.

Als ich schließlich die Dorfmitte erreichte, stand das halbe Lager hinter mir. Von allen Seiten war ich von Männern, Frauen und Kindern umzingelt. Eine beinahe unnatürliche Stille hing jetzt zwischen den Zelten. Nicht ein Kind weinte und auch keiner der Lagerhunde bellte. Unzählige Augen musterten mich teils freundlich, teils neugierig. Aber es gab auch viele feindselige Blicke und deshalb blieb meine Rechte nach wie vor auf dem Griff meines Schwertes liegen.

Auf dem Dorfplatz erwartete mich der Weißhaarige bereits ungeduldig.

Sein Gesicht war so eingefallen und hager, dass es in der Abenddämmerung wie ein Totenschädel wirkte, der mit Leder überzogen war. Aber trotz seines hohen Alters stand er breitbeinig und gerade wie ein junger Baum und empfing mich mit vor der Brust gekreuzten Armen. Als ich ihm zunickte, überzog sein von Wind und Wetter gezeichnetes Gesicht ein wissendes Lächeln.

»Ich bin Taka, der Dorfälteste, ich habe gewusst, dass du kommst.«

Bevor ich ihm antworten konnte, machte er eine einladende Handbewegung zu Soldos Zelt hin. Während er mich freundlich angrinste, hob er mit der rechten Hand die Eingangsklappe hoch. »Wir müssen uns unbedingt miteinander unterhalten. Aber zuerst sollten wir etwas essen und trinken. Mit hungrigem Magen lässt es sich schlecht reden.«

Ich nickte und verzerrte mein Gesicht zu einem freudlosen Grinsen. Dann zog ich den Kopf ein und betrat mit gemischten Gefühlen das Zelt, während hinter mir die Dorfbewohner plötzlich alle wild durcheinander schrien.

In der Mitte des Zeltes brannte ein Feuer in einem Kreis aus rußigen Steinen. An den Wänden hingen Bogen, Lanzen und ein kleines Kriegs-

schild aus Holz. Der Boden war übersät mit Decken und Fellen. Taka setzte sich vor das Feuer und verschränkte die Beine. Als er mir freundlich zunickte, tat ich es ihm gleich. Dann klatschte er auffordernd in die Hände und nur wenig später eilten zwei junge Frauen ins Zelt.

Während eine von ihnen vor uns zwei Holzschüsseln mit dampfendem Fleisch auf den Boden stellte, schenkte die andere aus einem großen ledernen Wassersack eine blutrote Flüssigkeit in zwei mitgebrachte Krüge. Während ich an dem Inhalt nur nippte, leerte Taka seinen Krug in einem Zug. Als er sich anschließend genüsslich mit dem Handrücken über den Mund fuhr, war ein seltsames Glänzen in seinen Augen zu sehen.

Ich beschloss vorsichtiger zu trinken, denn das Zeug war irgendein vergorener Fruchtsaft, dessen Geruch allein schon genügte, um einen betrunken zu machen. Ich hatte erst unlängst mit Schnaps eine leidvolle Erfahrung gemacht, die Erinnerung an die rothaarige Ina war noch zu frisch. Deshalb wandte ich mich lieber dem Fleisch zu.

Nachdem wir gegessen hatten, ließ sich Taka zum dritten Mal seinen Krug voll schenken und danach schickte er die Frauen mit einer knappen Handbewegung aus dem Zelt.

»Man nennt dich Thorak.«

Ich nickte.

Der Alte sah sich danach blitzschnell im Zelt um und beugte sich schließlich flüsternd zu mir vor, als wäre das, was er mir nun zu sagen hatte, nicht für fremde Ohren bestimmt.

»Wir müssen vorsichtig sein, ich traue Soldo und seinen neuen Freunden nicht.«

Ich schwieg und wartete, was nun folgen würde.

»Die Götter haben anscheinend meine Gebete erhört, denn noch ist es nicht zu spät. Es ist gut, dass du jetzt schon erschienen bist, unser Volk braucht dich.«

»Was erwartest du von mir? Ich bin nur ein einfacher Bursche aus dem Norden.«

Taka lachte leise und stand auf. »Vor mir brauchst du dich nicht zu verstehen. Ich weiß, wer du bist. Ich habe dich an deinem Schwert erkannt. Wir gehen einer schlimmen Zeit entgegen und wir brauchen keinen Soldo und seine Psafreunde in unserem Lager, die alles nur noch schlimmer machen. Wir beide müssen die Menschen in diesem Dorf wieder wachrütteln, denn nur gemeinsam können wir die kommenden

Zeiten überstehen.«

»Was ist geschehen?« Inzwischen war ich ebenfalls aufgesprungen.

»Unser Volk wurde vor einiger Zeit von einer seltsamen Kreatur bedroht, die aus der Finsternis zu stammen schien. Nacht für Nacht holte sich diese Bestie ihre Beute aus unseren Reihen. Bis zu jenem Tag, als die Psa in unser Dorf kamen und Soldo mit ihren Versprechungen den Kopf verdrehten. Tatsächlich gelang es ihnen, dieses Wesen zu vernichten, aber seither ist nichts mehr, wie es einst mal war. Soldo ist der Erfolg zu Kopf gestiegen und sein Herz ist erfüllt von Ruhmsucht und Prahlgerei. Er ist diesen Psa inzwischen fast hörig geworden und die alten Gesetze der N'de gelten wohl nicht mehr. Doch das ist Götterfrevel und deshalb fürchte ich, dass er unsere Leute endgültig ins Verderben führen wird, wenn er weiterhin auf die Ratschläge der Psa hört.«

Bevor er mir die genauen Umstände erklären konnte, die dazu geführt hatten, dass die Todfeinde unseres Volkes in diesem Lager unbehelligt ein- und ausgehen konnten, ertönte dumpfer Singsang im Lager und der Klang unzähliger Trommeln drang durch die Nacht. Taka richtete seinen Blick sofort zum Zelteingang, aber bevor er noch etwas sagen konnte, stürzten drei Männer herein.

»Hört ihr das?«, fragte der vorderste der Eindringlinge mit schriller Stimme.

»Soldo ist mit den Psa ins Lager zurückgekehrt. Irgendjemand hat ihm verraten, dass dieser Fremdling hier ist.« Dabei zeigte er mit zitternder Hand auf mich.

»Wo ist er jetzt?«, erkundigte sich Taka.

»Am anderen Ende des Dorfes. Er schimpft auf dich, deine Zauberkraft wäre tot und du wärst am Ende. Noch vor der dunkelsten Stunde der Nacht wird er ins Häuptlingszelt kommen und euch alle töten. Dann wird er unser Volk gen Norden führen, denn Stimmen haben ihm gesagt, dass dort unsere Zukunft liegt.«

Draußen wurden der Gesang und das Trommeln immer lauter. Ich begriff, dass sich Soldos Anhänger in Ekstase tanzten und wenn sie nicht gestört wurden, würde hier bald die Hölle aufbrechen.

»Das wird er nicht wagen«, entgegnete Taka tonlos. »Die Gesetze unseres Volkes verbieten Soldo, dass im Häuptlingszelt gekämpft wird oder gar Blut fließt.«

Der Sprecher der eingedrungenen Männer schüttelte verzweifelt den Kopf. »Diese Gesetze gelten nur für die N'de, nicht aber für die Psa.

Deshalb werden diese Vier den Fremden hier töten und keiner von uns. Nicht einmal du kannst dagegen etwas unternehmen.«
Das Gesicht von Taka wurde aschfahl.

Mir war nicht wohl bei dem Gedanken, aber ich wusste, dass es keine andere Möglichkeit gab. Ich deutete auf die Zeltwände. »Nehmt alle Waffen mit und verlasst dieses Zelt. Sollen die Psa ruhig kommen.«

Taka riss verblüfft die Augen auf. »Du hast keine Chance. Sie werden dich erschlagen wie einen blinden Hund. Sie sind zu viert und du bist allein.«

Ich zog mein Schwert und witterte wie ein Wolf.

Draußen wurde immer wilder getrommelt und gesungen.

»Jetzt geht«, befahl ich. »Denn heute ist ein guter Tag zum Sterben.«

Die Männer blickten sich an und ich konnte deutlich die Zweifel sehen, die sich in ihre Gesichter gemalt hatten. Aber ich hatte keine Wahl, ich musste mich den Psa stellen. Nur nach ihrem Tod konnte ich dieses Lager wieder lebend verlassen. Als ich mein Schwert fauchend durch die Luft hieb, spürte ich, wie mich allmählich wieder jene dunkle Kraft in Besitz nahm, die man Berserkerwut nannte. Mein letzter Gedanke galt seltsamerweise Sina, jener jungen Frau, die ich seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen hatte, die aber dennoch immer noch meine Träume beherrschte.

»Sho-da-gee!«, schrie ich den Kriegsruf meiner Vorfahren in die Nacht hinaus.

Meine Stimme hörte sich metallisch hart an und allmählich wurde ich besessen von diesem Berserkerfieber, das mich im Kampf weder Schmerzen noch Verletzungen verspüren ließ.

Die Nacht der blitzenden Messer

Die Trommeln dröhnten jetzt in einem immer schneller werdenden Rhythmus.

Obwohl die Eingangsklappe des Zeltes verschlossen war, konnte ich deutlich spüren, wie sich mehrere Gestalten näherten. Dann waren auch die Trommeln verstummt und im Lager herrschte eine geradezu un-

heimliche Stille. Es schien, als hielte jeder da draußen den Atem an. Deshalb hörte ich auch deutlich vor dem Zelt das Scharren von Füßen.

Es waren meine Mörder.

Männer aus jenem Stamm, der schon soviel Leid über das Südland gebracht hatte. Die Psa waren zu viert und ich stand alleine. Aber so einfach wollte ich es ihnen nicht machen. Mit den Füßen zertrat ich das Feuer, das in der Mitte des Zeltes loderte. Sofort war ich von einem düsteren Dämmerlicht umgeben, das mich die Umrisse meiner Umgebung nur noch erahnen ließ. Als sich meine Augen an die schlechten Lichtverhältnisse gewöhnt hatten, kamen sie. Ich hörte sie an der Zeltklappe rascheln.

Ich hob das Schwert und trat einen Schritt zurück, denn am Eingang lag meine Chance, diesen ungleichen Kampf zu überleben. Dieser war nämlich nur so breit, dass immer nur ein Mann hindurchtreten konnte und auch das lediglich in gebückter Haltung. Ich war bereit, dem Ersten, der das Zelt betrat, den kalten Stahl meines Schwertes schmecken zu lassen, aber ich hatte nicht mit der Hinterlist der Psa gerechnet.

Was dann ins Innere stürzte, als die Zeltklappe zurückgeschlagen wurde, war keiner von ihnen, sondern ein großer Weidekorb, dessen Deckel beim Aufprall auf dem Boden abfiel.

Sofort erfüllte ein durchdringendes Zischen das Innere des Zelts und dann hatte ich es nur einer blitzschnellen Reaktion zu verdanken, dass der erste Angriff der gut zehn Fuß langen Giftviper ins Leere ging. Doch die Bestie ließ mir keine Zeit zum Luft holen. Nach dem missglückten Versuch, mir ihre Giftzähne in den Körper zu schlagen, ringelte sie eine Hälfte ihres geschuppten Körpers auf dem Boden zusammen, während sich die obere Hälfte mitsamt dem dreieckigen Schädel im Takt einer lautlosen Melodie hin und her wiegte. Ihre kalten, bösen Augen ließen mich dabei keinen Augenblick unbeobachtet.

Das war genau der Moment, in dem die Psa ins Zelt eindrangen. Ihre Schwerter und Messer blitzen in der Nacht.

Meine Lage war schier aussichtslos.

Vor mir eine riesige Giftschlange, die jede meiner Bewegungen argwöhnisch beobachtete, und in meinem Rücken vier Männer, die förmlich danach gierten, mir das Herz aus dem Leib zu reißen. Aber solange ich noch ein Schwert in den Händen hielt, war ich noch nicht am Ende meines Weges angelangt. Außerdem dachte der Berserker in mir gar nicht daran aufzugeben, selbst hier nicht im Angesicht eines fast siche-

ren Todes.

Gedankenschnell rief ich mir die Kampfkunst meiner Lehrmeister ins Gedächtnis, und als ich jene Bewegungen ausführte, die Anila einst *Der Tiger, der im Sitzen jagt* nannte, war es für mich beinahe zu spät.

Doch da erhielt ich unerwartet Hilfe.

Ich tauchte seitwärts ab und ging dabei so tief in die Hocke, dass es aussah, als würde ich mich auf den Boden setzen. Die Schlange wurde unfreiwillig zu meinem Helper. Ihr Kopf zuckte vor, verfehlte mich erneut, biss sich aber im Hals eines hinter mir stehenden Psa fest. Obwohl sein Nebenmann die Viper sofort in zwei Stücke hackte, kam für den Gebissenen jede Hilfe zu spät. Mit einem grässlichen Stöhnen fiel der Mann zu Boden, zuckte noch einmal und starb mit dem Schlangenkopf in den Händen. Ich stieß mein Schwert nach vorn und durchbohrte den Bauch eines weiteren Psa. All das geschah innerhalb eines Atemzuges und als ich mich wieder aufrichtete, hatte ich es nur noch mit zwei Gegnern zu tun.

Ein wildes Grinsen verzerrte mein Gesicht.

Ho, jetzt war der Kampf nach meinem Geschmack. Ich fegte mit meinem Schwert die Waffenhand des einen zur Seite und trat ihm in den Bauch. Während der erste Psa umkippte, sprang der zweite aus der Dunkelheit auf mich zu. Ich stieß mein Schwert vor und spürte, wie die Klinge tief in seinen Leib drang. Er schlug auf den Boden, die Waffe entfiel seiner Faust und er presste beide Hände gegen den Bauch. Dabei brüllte er seinen Schmerz laut in die Dunkelheit hinein.

Der andere war jetzt vorsichtiger geworden. Er griff an und zog sich sofort wieder zurück, während er im Kreis um mich herumtanzte.

»Du wirst dieses Zelt nicht mehr lebend verlassen!«, zischte er wütend.

Ich antwortete nicht, sondern parierte seinen nächsten Stoß stumm mit der Klinge. Die Schwerter klickten aneinander und außer dem Scharren der Füße und unserem keuchenden Atem war es geradezu gespenstisch still in dem Zelt. Als der Psa merkte, dass er mich im offenen Schwertkampf nicht besiegen konnte, versuchte er es mit einer Finte. Aber die war so offensichtlich, dass ich dem Scheinangriff mühelos ausweichen konnte und ihm im Gegenzug die Schwertspitze in die

Brust stach. Die Klinge glitt an den Rippen ab und durchtrennte sein Fleisch wie ein heißes Messer ein Stück Butter.

Der Psa keuchte überrascht auf und brach in die Knie.

Erstaunt blickte er zu mir hoch, während das Leben aus ihm herauslief. Er öffnete den Mund und wollte noch etwas sagen, aber genau in diesem Moment durchlief ein Zittern seinen Körper und er war bereits tot, als er mit dem Gesicht voraus auf den Boden krachte. Ich starre auf die Toten hinunter.

Dann wandte ich mich ab und torkelte aus dem Zelt. Obwohl der Kampf nur wenige Augenblicke dauerte, hatte er mir alles abverlangt.

Zwischen den Zelten standen mindestens einhundert Männer, Frauen und Kinder und starrten mich an wie ein Wesen, das nicht von dieser Welt stammen konnte.

Taka trat mir entgegen.

Er war nackt bis auf seinen Lendenschurz und einen Lederstrick, den er sich um die Hüften geschlungen hatte. Dort stak ein Steinmesser, in der Rechten hielt er eine Lanze und in der anderen Hand eine federgeschmückte Kürbisrassel. Langsam wandte er sich um und zeigte mit der Spitze seiner Lanze auf Soldo, der abseits der Menge mit verschränkten Armen vor einem Zelt stand.

»Dein Plan ist fehlgeschlagen, der Junge lebt. Stattdessen wandeln deine sogenannten Freunde auf dem Pfad der Finsternis. Du hast jetzt lange genug die Gesetze der N'de mit Füßen getreten, du bist nicht mehr unser Führer. Verlasse das Dorf!«

»Du hast mir gar nichts zu befehlen, alter Mann«, kreischte Soldo. »Noch bin ich euer Häuptling und ich sage euch, dieser Junge wird unser Volk ins Unglück stürzen. Tötet ihn, bevor sich die Götter endgültig von uns abwenden. Die Herrschaft über das Dorf der Bauern haben wir ja bereits wegen ihm verloren und auch Marlo, der Zerstörer, starb durch seine Hand. Was muss noch alles geschehen, damit ihr mir glaubt?«

»Ich glaube nicht, dass der Junge unser Unglück ist, sondern eher du und deine Psa-Freunde. Ich hätte es schon längst wissen müssen, es gibt keinen Frieden zwischen den N'de und den Psa. Du hast uns die ganze Zeit über nur etwas vorgemacht.«

Soldos Gesicht zuckte, er beherrschte sich nur noch mühsam.

Deutlich war ihm anzusehen, wie er sich gegen den drohenden Verlust seiner Macht stemmte.

Plötzlich riss er sein Schwert aus dem Gürtel, schüttelte es drohend gen Himmel und rannte mit einem gellenden Schrei direkt auf Taka zu.

Der alte Mann wich dem Ansturm Soldos mit einer Behändigkeit aus, die ich ihm nie im Leben zugetraut hätte. Sein Angriff ging ins Leere, und bevor er sich wieder umdrehen konnte, um Taka erneut anzugreifen, schleuderte der Alte seine Lanze.

Wie durch Zauberhand, so sah es jedenfalls aus, ragte plötzlich der Schaft der Lanze aus Soldos Rücken. Er machte noch zwei, drei taumelnde Schritte, dann stürzte er steif wie ein Brett zu Boden.

»Es ist besser so. Er hat einfach zu viel böses Blut in unser Dorf gebracht«, sagte Taka schließlich in die nachfolgende Stille hinein.

Dann kam er auf mich zu, packte mich am Arm und zerrte mich in ein neben uns stehendes Zelt. Als ich den Mund öffnete, um ihn etwas zu fragen, schüttelte er nur mit dem Kopf.

»Nicht reden, höre mir jetzt genau zu. Das Schicksal unseres Volkes liegt von nun an allein in deinen Händen.«

»Hast du auch alles verstanden?« Der alte Taka betrachtete mich forschend.

»Ich denke schon«, erwiederte ich mit fester Stimme und beugte mich aus dem Sattel zu ihm hinunter, um ihm die Hand zu reichen.

Trotzdem hatte ich ein mulmiges Gefühl im Magen. Zuviel war in dieser Nacht auf mich eingestürmt. Wie fast alle Schamanen der N'de-Clans wusste auch Taka um meine Bestimmung, aber zum ersten Mal hörte ich aus seinem Mund Genaueres.

Ich musste nach Zemba, der verbotenen Stadt im Süden, reisen. Dort, so berichtete mir Taka, regierte Karnak, der Führer des Wasserclans, der durch Mord und Verrat in den Besitz der göttlichen Artefakte unseres Volkes gekommen war. Nur wenn es mir gelang, Blutaxt, Mondschild und Heggenhelm an mich zu bringen, würde ich als Auserwählter das Volk der N'de wieder aus dem Joch der Psa befreien können.

Und der Zeitpunkt war so günstig wie nie. Der fette Karnak wollte sich anscheinend beim nächsten Vollmond mit einer Prinzessin der Psa vermählen. Die Grenzen zu seinem Land waren unbewacht, weil ein jeder den Feierlichkeiten in Zemba beiwohnen wollte. Ein paar Fremde mehr oder weniger fielen also in der ansonsten verbotenen Stadt nicht

auf. Ich hatte zehn Tage Zeit die Stadt zu erreichen und Taka gab mir die fünf besten Krieger seines Stammes mit.

Dennoch zögerte ich. Denn wenn ich Takas Berichten Glauben schenken durfte, dann erwarteten uns in Zemba Tausende von Psa, und wir waren gerade mal ein halbes Dutzend. Als ich mein Pferd herumzog und losgaloppierte, wagte ich es nicht noch einmal zurückzublicken. Ich hatte jetzt zwar ein festes Ziel vor Augen, aber noch während ich an Zemba dachte und daran, was noch vor uns lag, lief mir ein eiskalter Schauer über den Rücken.

Der Turm des Magiers

Wir waren jetzt seit zwei Tagen unterwegs.

In dieser Zeit hatte sich das umliegende Land vollkommen verändert. Aus den weitläufigen Grasebenen mit ihren sanften, geschwungenen Anhöhen war jetzt ein karges, felsiges Hügelland geworden, das schlängelgleich von dem breiten Band eines Flusses durchzogen wurde. Überall wuchsen Eichen, Buchen und dornige Sträucher und über dem ganzen Land lag ein seltsamer Geruch.

Gegen Mittag tauchten im Osten einige kleine Hütten auf. Von den Menschen, die hier lebten, entdeckten wir keine Spur, aber dafür etwas Anderes, Unheimlicheres. Immer mehr Aasvögel flatterten über den Hütten und am Fluss entlang. Dessen Bett wurde immer schmäler und das vormals im Sonnenlicht blaugrau schimmernde, klare Wasser hatte sich inzwischen in eine übel riechende, dunkle und zäh dahinfließende Brühe verwandelt. Tote Pferde und die verrotteten Stämme entwurzelter Bäume trieben darin. An der nächsten Flussbiegung zügelte ich unwillkürlich mein Pferd, als ich erkannte, dass einer der vermeintlichen Baumstämme sich als aufgedunsene, wachsweiße Männerleiche entpuppte. Die Kleider des Toten hatten sich irgendwie im Wurzelwerk der Büsche verfangen, die vom Ufer aus weit in den Fluss hineinwuchsen. Als ich mich im Sattel umdrehte, um meine Begleiter auf den Fund aufmerksam zu machen, sah ich sie allesamt wie gebannt nach Westen starren, während sie mit den Armen aufgeregt in der Luft herumfuchtelten.

Mein Blick fiel in jene Richtung, in der der Grund ihrer Aufregung liegen musste und ich erschauerte.

Eine oder zwei Meilen voraus im Südwesten stieg eine dünne, immer wieder vom Wind zerfaserte Rauchsäule gen Himmel. Darunter konnte ich die schwelenden Überreste eines kleinen Dorfes und den weitverzweigten, wuchtigen Stamm einer riesigen Eiche ausmachen.

Dort lag oder besser gesagt hing auch der Grund ihres Entsetzens.

An den zum Teil oberarmdicken Ästen der Eiche waren einige Männer aufgehängt, die sich träge im Wind hin und her bewegten. Immer wieder stürzten sich die allgegenwärtigen Aasvögel auf die Leichen und hackten ihre Schnäbel in das weiche, bereits verwesende Fleisch. Allmählich wurde der Gestank schier unerträglich.

»Was ist dort geschehen?«, stieß ich hervor.

Hall, der Anführer meiner Begleiter zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung, in dieser Gegend war schon lange keiner mehr von uns. Hier beginnt das verbotene Land, wir durften es nicht betreten. Soldo hatte es uns verboten.«

»Kein Wunder«, dachte ich bitter. Wenn der Clan erst mitbekommen hätte, was Soldos sogenannte Freunde, die Psa, hier so alles veranstaltet hatten, wäre es rasch aus mit seiner Macht gewesen.

Aber das behielt ich vorerst noch für mich. Stattdessen tippte ich mein Pferd mit den Hacken an und lenkte es direkt auf das zerstörte Dorf zu.

Ich hatte nämlich vor einem der niedergebrannten Häuser die Umrisse einer zierlichen Frau entdeckt, die sofort das Weite suchte, als sie bemerkte, dass ich auf sie zuritt.

Sie war schnell wie ein junges Reh.

Wie eine Verrückte rannte sie hakenschlagend aus dem Dorf, den Kopf gesenkt, genau auf das dichte Buschwerk einer dahinter liegenden Hügelkuppe zu. Aber so behände und leichtfüßig sie auch war, sie hatte keine Chance gegen mich und mein Pferd.

Noch vor der Buschgruppe holte ich sie ein, beugte mich im Sattel vor und griff nach ihrer Schulter. Aber das Mädchen war die reinste Wildkatze. Sie duckte sich, stolperte, überschlug sich und kam katzenleich wieder auf die Beine. Doch anstatt die Flucht fortzusetzen, griffen ihre Hände suchend über den Boden und einen Atemzug später schleuderte sie mir einen faustgroßen Stein entgegen, der meinen Kopf

nur um Haaresbreite verfehlte. Dann hatte ich sie erreicht, sprang aus dem Sattel und warf mich auf sie.

Ich erwischte sie an den Hüften und riss sie mit mir zu Boden.

»Wir kommen als Freunde!«, rief ich, während wir durch den Staub rollten.

Aber meine Worte fanden kein Gehör, stattdessen wand und drehte sie sich wie eine Furie unter meinem Griff und versuchte mir das Gesicht zu zerkratzen.

»Verflucht!«, keuchte ich. »Halt jetzt endlich still. Ich will dir nichts tun!«

Dabei packte ich sie an den Handgelenken und drehte ihr die Arme auf den Rücken. Dann setzte ich mich auf sie und presste ihren Körper mit meinem Gewicht auf den Boden.

Als sie endlich einsah, dass sie keine Chance gegen mich hatte, gab sie ihren Widerstand auf und erschlaffte. Ich stand auf und gab sie frei.

»Wirst du jetzt vernünftig sein?«

Sie rappelte sich auf und nickte. »Wirst du mich jetzt töten?«

Einen Moment lang war ich zu verblüfft, um zu antworten, dann begann ich zu lächeln und reichte ihr die Hand. Inzwischen hatten meine Begleiter mit ihren Pferden einen Halbkreis um uns gebildet und starrten mich mit einem anzüglichen Grinsen an.

»Ich denke, wir sind auf der Suche nach den göttlichen Artefakten unseres Volkes. Seit wann besitzen diese zwei Beine und lange schwarze Haare?«, lachte Hall.

Ich senkte den Blick und spürte, wie ich feuerrot anlief. Dem Mädchen erging es genauso, nur meine Begleiter grölten, klopften sich auf die Schenkel und fielen vor Lachen beinahe aus dem Sattel.

»Was ist hier passiert?«

Wir saßen abseits des zerstörten Dorfes im Schneidersitz um ein Feuer herum. Wir, das waren meine fünf Begleiter, das junge Mädchen und ich. Wir hatten unser Lager entgegen der Windrichtung aufgeschlagen, denn der Gestank der Gehenkten und der verbrannten Häuser war inzwischen unerträglich geworden.

»Nicht mehr lange, dann wird Karnak, der Führer des Wasserclans, in der verbotenen Stadt die jüngste Tochter eines Psafürsten ehelichen.«

»Das erklärt aber immer noch nicht, warum das ganze Land verwüstet ist und man überall in den Bäumen Menschen aufgehängt hat«, warf ich ein.

Talin, so hieß das Mädchen, wie ich inzwischen erfahren hatte, ließ die Schultern sinken und starrte betroffen zu Boden.

»Bis zum Tage der Vermählung darf kein Lachen erklingen, keine Blume erblühen und kein Sonnenstrahl auf fruchtbaren Boden fallen. Erst wenn die reinigende Kraft der Dunkelheit das umliegende Land mit schwarzer, todbringender Asche überzogen hat, werden die Götter den Bund der Ehe gutheißen.«

»Wer behauptet denn solch einen Unsinn?«, fragte ich ungehalten.

Deutlich bemerkte ich die immer stärkender werdende Furcht meiner Begleiter. Immer öfter steckten sie ihre Köpfe angstvoll zusammen.

»Die dunklen Priester der Psa. Einer von ihnen, Nagath, haust hier ganz in der Nähe in einem zerfallenen Turm. Mit seinen magischen Kräften sorgt er seit vielen Monden dafür, dass dieses Land hier förmlich verfault. Diejenigen, die sich dagegen gewehrt haben, hängen jetzt in den Bäumen. Du wirst jetzt hoffentlich verstehen, warum ich bei eurem Anblick die Flucht ergriffen habe. Nagaths Horden durchkämmen fast täglich die Gegend um den Turm.«

Aus den Reihen meiner Begleiter ertönte unwilliges Gemurmel.

»Diesmal haben wir es anscheinend nicht nur mit einem machtgierigen Führer wie Soldo zu tun, sondern auch noch mit einem Magier«, warf Hall stirnrunzelnd ein.

»Also ich weiß nicht, ob das Ganze noch so verlaufen wird, wie es sich Taka bei unserer Abreise vorgestellt hat.«

»Was willst du damit andeuten?«, fragte ich schnell.

So ganz langsam bekam ich das Gefühl, dass meinen tapferen Begleitern das Herz immer weiter in die Hose rutschte, je öfter Talin den Namen Nagath erwähnte. Und tatsächlich, nach meiner Frage blickten die N'de betreten zu Boden.

Schließlich war es Hall, der das Wort wieder ergriff. »Du darfst den Männern nicht böse sein. Zu lange waren sie Gefangene von Soldos Willkür. So etwas kann man nicht von heute auf morgen so einfach abschütteln, um gleich darauf gegen den nächsten zu kämpfen, der im Besitz von dunkler Magie ist.«

Ich nickte verständig.

Taka hatte es zwar mit der Wahl meiner Begleiter gut gemeint, aber

ich konnte die Angst dieser Männer verstehen. Wahrscheinlich hätte ich genauso reagiert, wären da nicht *Gleichmacher* und jene Macht in mir gewesen, die mich immer öfter in einen Berserker verwandelte. Ich stand auf, nahm Talin an der Hand, um abseits der Männer alleine mit ihr zu reden. Gleichzeitig wusste ich, dass ich im gleichen Augenblick, in dem ich das Lager verlassen würde, bei meiner Rückkehr wieder einmal allein im Kampf mit den Psa stehen würde.

Als das Mädchen und ich ins Lager zurückkamen, waren wir bis auf mein Pferd allein. Hall hatte ein paar Worte mit der Schwertspitze in den von der Sonne hart gebackenen Boden geritzt. Sie hatten nicht einmal mehr den Mut aufgebracht, mir in die Augen zu sehen, als sie mich verließen. Bei allen Göttern, was für eine Angst musste diese Männer beherrscht haben? Nachdenklich betrachtete ich Talin.

Im Gegensatz zu meinen Begleitern erkannte ich in ihren Augen allerdings keine Furcht.

»Was glotzt du?«, herrschte sie mich an, nachdem ihr bewusst wurde, dass ich sie seit einigen Augenblicken ununterbrochen anstarre.

Ich verzog das Gesicht zu einem schiefen Grinsen. »Dein Dorf ist verwüstet und deine Leute wurden umgebracht. Ich kann es dir nicht verdenken, wenn du mich jetzt auch verlässt. Also erkläre mir den Weg zum Turm des Magiers und dann sehen wir mal, was ich von meinen Vorräten für dich entbehren kann.«

Die Antwort war typisch für die Wildkatze Talin.

Das Weibsstück trat mir mit ihrer Fußsohle dermaßen vors Schienbein, dass ich bunte Sternchen vor meinen Augen tanzen sah. Als ich ihr in einer ersten Reaktion wütend das Handgelenk verbog, erhielt ich prompt den zweiten Tritt.

»Kleine Mädchen schlagen kannst du ja. Bin gespannt, ob du immer noch so mutig bist, wenn wir erst am Turm des Magiers stehen. Deine Männer jedenfalls haben die Hosen wohl schon voll. Oder siehst du noch einen von den tapferen Herren?«

Ich trat an sie heran und blickte auf sie hinab.

Ich war wütend, aber ich wusste, dass sie recht hatte.

»Und jetzt hör auf mich anzustarren«, bellte sie ungehalten. »Küss mich lieber, oder bist du auch kein richtiger Kerl?«

Bevor ich etwas erwidern konnte, krallte sie ihre Hände in meine Schultern und presste ihre heißen Lippen verlangend gegen meinen Mund.

Wo niemand eintreten darf

Ich war verwirrt.

Zugegeben, das Mädchen gefiel mir auf Anhieb, allerdings ohne dass ich genau sagen konnte, warum. Auch war ihr Anblick im Moment nicht gerade dazu angetan, dass sich die Männer ihretwegen den Kopf verdrehten. Sie war von zierlicher, beinahe kindlicher Gestalt und ihr langes, strähniges Haar umrahmte ein Gesicht, das vor Dreck und Ruß nur so strotzte. Die Ansätze ihrer weiblichen Formen waren unter einem sackartigen Gewand aus grobem Leinen verborgen und das Wenige, was von ihren Armen und Beinen zu sehen war, wirkte dürr und ungelenk.

Kurz, sie wirkte auf den ersten Blick wie eine fleischgewordene Vogelscheuche.

Dennoch war da etwas in ihren Augen, das mich nachdenklich machte.

Es war dieser Ausdruck von unerfüllter Lebensgier gepaart mit dem Wissen um die Gnadenlosigkeit und den Schrecken, den der tägliche Kampf ums Überleben für sie bereithielt. Diese junge Frau musste Dinge gesehen und erlebt haben, die andere um den Verstand gebracht hätten. Irgendwie spürte ich, dass wir beide seelenverwandt waren.

»Was sollte dieser Kuss bedeuten?«, wollte ich wissen.

Talin zögerte einen Moment. »Ich habe dich beobachtet. Dich und die Männer, die mit dir geritten sind. Ihr gehört nicht zu Nagaths Horden.«

»Warum bist du dann zuerst vor uns weggelaufen?«

»Ich wollte ganz sicher sein und euch erst noch eine Weile beobachten. Es hätte ja auch ein Trick sein können, mit dem Nagaths Männer die letzten freien Bewohner dieses Landes einfangen wollten.«

»Das verstehe ich, aber du hast mir immer noch nicht meine Frage beantwortet. Was hat es mit dem Kuss auf sich?«

Das Mädchen senkte den Blick und sah verlegen zu Boden. »Als ich gesehen habe, wie feige dich die Männer im Stich ließen, nachdem sie den Namen Nagaths gehört hatten, dachte ich zuerst, dass auch du mich

hier zurücklassen würdest. Alleine habe ich in diesem Land kaum die Möglichkeit zu überleben, also musste ich versuchen dich umstimmen. Ich habe aber weder Gold noch Waffen, deshalb der Kuss.«

Ich unterdrückte ein Schmunzeln.

Doch schon im nächsten Moment verging mir das Lachen wieder. Denn beim Anblick meines Grinsens gewann die Furie in Talin wieder die Oberhand. Sie sah mich unverwandt an, stemmte ihre Fäuste in die Hüften und fauchte los, als hätte ich etwas sehr Schlimmes zu ihr gesagt. Dabei funkelten ihre Augen wie zwei glühende Kohlestücke und eine Mischung aus Wut, Trotz und Furcht überzog ihr schmutziges Gesicht.

»Es tut mir leid, wenn es Euch unangenehm war. Aber ich konnte ja nicht wissen, dass euresgleichen die Nähe eines Pferdes der einer Frau vorzieht.«

Ich unterdrückte abermals ein Schmunzeln. Die Kleine gefiel mir mit jedem Herzschlag besser und in Gedanken stellte ich mir bereits vor, wie sie wohl gewaschen und gekämmt in einem schönen Kleid ausssehen würde.

»Hör zu!«, sagte ich, jedoch etwas schroffer als ich es beabsichtigt hatte. »Ich schicke dich nicht zurück. Wenn du willst, kannst du mit mir kommen, allerdings ist mein nächstes Ziel der Turm des Magiers. Ich weiß aber nicht, ob dein Mut so groß ist, mich dorthin zu begleiten. Dein Mundwerk jedenfalls ist es allemal.«

Ich hatte kaum ausgesprochen, als sie auch schon auf dem Rücken meines Pferdes saß. Dabei sah sie fast belustigend auf mich herunter.

»Was ist? Reiten wir oder ist dein Mut jetzt auch nicht mehr so groß?«

Die Sonne war fast schon untergegangen, als ich das Pferd vor dem mächtigen Turm des Magiers anhielt. Ein fast fünfzig Schritte hohes Gebilde aus brüchigem Gestein ragte vor uns senkrecht in den Abendhimmel. Das vom Zahn der Zeit angenagte Steinwerk war über und über mit Wurzeln, Flechtwerk und dunkelgrünem Moos bedeckt.

Eingehend musterte ich das düstere Mauerwerk, aber es war keine Menschenseele zu sehen. Lautlos glitt ich aus dem Sattel meines nervös umhertänzelnden Pferdes und schritt auf das große Eingangsportal des

Turms zu. Talin war inzwischen ebenfalls abgesessen und strich dem Tier immer wieder beruhigend über die Nüstern.

»Wahrscheinlich spürt auch das Tier Nagaths dunkle Magie.«

»Möglich«, entgegnete ich. »Aber so wie es den Anschein hat, ist niemand zu Hause. Ich sehe mich mal drinnen um.«

Mit der Sohle meines Stiefels trat ich hart gegen das Holz der wuchtigen Tür, die daraufhin leise knarrend nach innen schwang. Ich zog mein Schwert und starrte lauernd in das Innere des Turms. Vor mir lag im Halbdunkel ein kreisrunder Raum, der wenigstens zwanzig Schritte Durchmesser hatte. Aufgeschüttete Strohlager, umgestürzte Stühle und Tische, die mit Essensresten bedeckt waren, ließen darauf schließen, dass sich hier normalerweise Nagaths Männer aufhielten. Aber den Spuren nach zu urteilen war hier seit Tagen niemand mehr gewesen. In der Mitte des Raumes befand sich eine breite Steintreppe, die sich steil nach oben wandte und deren weiterer Weg bereits nach wenigen Schritten in absolute Finsternis führte. Auf der untersten Stufe hockte ein zerzauster Rabe, der den Kopf etwas schief gelegt hatte und mich argwöhnisch musterte.

»Wir nennen es den Turm, wo niemand eintreten darf«, sagte Talin, die jetzt hinter mich getreten war. »Ich denke, wir sollten jetzt besser wieder gehen.«

Auch ohne mich umzudrehen, wusste ich, dass ihr Gesicht vor Angst verzerrt war.

Im nächsten Moment stieß der hässliche Vogel ein wütendes Krächzen hervor, dessen Echo sich schrill am Mauerwerk brach. Während sich Talin ängstlich an mich schmiegte, flog der Rabe flügelschlagend die Treppe empor und verschwand im Dunkel des Turms.

»Ich denke, es war keine so gute Idee, diesen Turm in der Dämmerung aufzusuchen. Lass uns morgen wieder hierher kommen, wenn es hell ist. Irgendetwas stimmt hier nicht.«

Ich nickte und umklammerte den Griff meiner Waffe fester.

Auch ich spürte deutlich, dass der Turm nicht so verlassen war, wie es schien. Irgendetwas war hier, etwas Unsichtbares, Böses, das irgendwo in der Dunkelheit vor uns lauerte. Bei den Göttern, vielleicht hatte Talin recht und es war wirklich besser, den nächsten Tag abzuwarten. Aber irgendetwas tief in meinem Innern sagte mir, dass ich nachsehen sollte, was uns am Ende der Treppe erwarten würde.

Ich lief los.

Talin blieb zwar dicht hinter mir, sah aber sehr nachdenklich aus.

Bereits nach wenigen Stufen war unsere Umgebung nur noch als vager Schatten zu erkennen. Fast wie Blinde tasteten wir uns Stufe um Stufe nach oben. Plötzlich blieb Talin stehen und bohrte ihre Fingernägel so fest in meinen linken Arm, dass ich nur mit Mühe einen Schmerzenslaut unterdrücken konnte.

»Was ist?«, zischte ich ärgerlich.

Statt einer Antwort deutete das Mädchen stumm nach unten. Ich folgte ihrer ausgestreckten Rechten und erstarre. Wir waren tatsächlich nicht allein im Turm. Von unten her kamen vier Gestalten mit seltsam abgehackt wirkenden Bewegungen die Treppe hoch.

Talins Schrei brach sich schrill zwischen den Mauern und auch ich glaubte für einen Augenblick, mein Herz müsse stillstehen. Denn die Gestalten, die da so ungelenk auf uns zukamen, hatten nur noch im weitesten Sinne eine Ähnlichkeit mit Menschen.

Die Kinder der Hunde

Geifer tropfte von ihren Lefzen.

In Erwartung der Beute hatten alle den Rachen so weit aufgerissen, dass ihre scharfen, nach innen gebogenen Raubtierzähne wie Elfenbein in der Dämmerung schimmerten.

Ihre Körper waren gänzlich mit verfilztem, schmutzig braunem Fell bedeckt, die Statur eine albtraumhafte Mischung aus Hund und Mensch. Ihre Gliedmaßen wirkten auf den ersten Blick klein und feingliedrig wie bei jungen Mädchen. Aber als eines der Wesen keine fünf Schritte mehr von mir entfernt auf der Treppe stand, konnte ich deutlich die krallenbewehrten Hinterläufe und die Hände mit den gekrümmten, rasiermesserscharfen Nägeln erkennen, die anscheinend nur darauf warteten, sich in unser warmes, pulsierendes Fleisch zu bohren.

Psa, durchzuckte es mich beinahe schmerhaft.

Hundekrieger, oder die Kinder des Hundes, wie sie von den Alten und Schamanen unseres Volkes genannt wurden, jetzt wusste ich, warum. Hier, in diesem düsteren Turm zeigten sie mir zum ersten Mal ihr

wahres Gesicht. Diese Ungeheuer strömten eine fast greifbare Kraft des Bösen aus. Das, was ich hier erblickte, waren die ursprünglichen Psa. Kreaturen, die über die Erde wandelten, als die Menschheit noch jung war und längst vergessene Magier und Dämonen über die Länder herrschten.

Mit einem schrillen Schrei, der mir das Blut in den Adern stocken ließ, sprang mich der vorderste der Hundekrieger an. Ich packte mein Schwert und dann schnitt die beidseitig geschliffene Klinge pfeifend durch das Dämmerlicht. Der Schädel der Kreatur flog durch die Luft und rollte unten am Ende der Treppe über den Boden, während das Blut aus dem zusammensackenden Körper in Fontänen durch die Luft spritzte. Während die anderen Bestien geifernd auf mich zukamen, stand über mir Talin mit aschfahlem Gesicht auf der Treppe und schrie sich vor lauter Grauen beinahe die Seele aus dem Leib.

Ich duckte mich, um so dem Krallenheb eines weiteren Psa auszuweichen, und stieß mein Schwert mit aller Kraft nach vorne. Mir blieb kaum Zeit, die Klinge aus der Leiche des zweiten Psa zu ziehen, als mich die anderen erreicht hatten. In ihren dunklen Augen brannten Hass und Blutgier gleichermaßen, doch in ihrer Mordlust behinderten sie sich gegenseitig auf der Treppe. Ich schwang mein Schwert in tödlichem Bogen und ließ den Kreaturen keine Möglichkeit mehr zu Kampf oder Flucht. Erfasst von wilder Berserkerwut kämpfte ich mit kalter Gnadenlosigkeit und ließ die Waffe erst sinken, als auch der letzte Funken von Leben in den dunklen Augen der Ungeheuer erloschen war.

Mit dem Schwertarm wischte ich mir Blut und Schweiß aus dem Gesicht und drehte mich keuchend um. Vor Überraschung riss ich den Mund auf.

Talin war verschwunden!

»Verdammt«, murmelte ich vor mich hin, indes ich die Treppe weiter hochlief.

Obwohl ich nicht wusste, was mich dort oben noch alles erwarten würde, konnte ich diesen Dickschädel nicht einfach seinem Schicksal überlassen. Meine Erziehung verbot es mir, eine Frau hilflos in dieser Umgebung zu wissen und ihr nicht zu helfen.

Leichtfüßig hetzte ich nach oben, doch ich hatte auf dieser vermale-

deiten Treppe noch keine zehn Stufen hinter mich gebracht, als sich bereits der nächste Albtraum wie ein eiskalter Schleier um meine Schultern legte.

Bei allen Göttern, wo war ich hier nur gelandet?

Über mir verflüchtigte sich plötzlich die Dunkelheit und machte einem seltsamen Licht Platz, das so grell war, dass ich für einen Moment geblendet die Augen schloss. Als ich sie wieder öffnete, sah ich eine hochgewachsene Gestalt direkt auf mich zukommen.

Obwohl der Körper in einen wallenden Umhang gehüllt und das Gesicht fast gänzlich von einer Kapuze bedeckt war, erkannte ich schnell, dass diese Erscheinung nicht nur menschlichen Ursprungs war.

Zwei schräg stehende, blutrote Raubtieraugen funkelten mich drohend an, während sich aus dem Umhang eine monströse Hand heraus schälte, die genau auf meinen Kopf deutete.

»Was suchst du hier? Du bist weder einer dieser einfältigen Bauern aus den zerstörten Dörfern noch ein Krieger der unseligen N'de, auch wenn du gewisse Ähnlichkeit mit diesen reitenden Teufeln hast.«

»Ich bin Thorak aus Eislanden und auf dem Weg in die südlichen Länder. Ich bin auf der Suche nach meiner Begleiterin, die vor wenigen Augenblicken noch neben mir stand. Jetzt scheint sie spurlos verschwunden und ich werde diesen Turm nicht eher verlassen, bis ich sie wieder gefunden habe.«

Die roten Augen meines Gegenübers begannen zu glühen und seine Hand, eine dürre, fellbesetzte dreifingrige Klaue deutete anklagend hinter mich auf die von mir erschlagenen Psa. Seine Stimme klang jetzt wie das Knurren eines Hundes.

»Du schwertschwingender Barbarenteufel, du hast meine Brüder getötet. Aber du wirst dich nicht lange an deinem Sieg ergötzen können. Ich, Nagath, der Wächter dieses Landes, werde dafür sorgen, dass man dir noch heute bei lebendigem Leib das Herz aus der Brust reißen wird.«

Heiße Wut erfüllte mich. »Aber bevor ich sterbe, wirst als Erstes du den Weg zu deinen Ahnen gehen. Meine Klinge dürstet bereits nach deinem Blut.«

Ich riss mein Schwert in die Höhe und hielt Nagath drohend die Klinge vor Augen, welche immer noch rot vom Blut seiner Psabrüder war. Augenblicklich begann die Waffe in meiner Hand ein Eigenleben zu entwickeln. Das Schwert vibrierte und begann wie das Eisen in einer

Schmiede zu glühen. Ein gellender Schrei erfüllte plötzlich das Innere des Turms und einen Moment später sah ich ungläubig mit an, wie die Gestalt vor mir ächzend in die Knie sank und von einem Augenblick zum anderen zu schrumpfen begann.

In einer Zeitspanne, die ein Mensch benötigt um einen Gedanken zu fassen, wurde Nagath fast um einen ganzen Kopf kleiner. Einen Herzschlag später hatte er noch die Größe eines Kindes, einen Atemzug danach lag er wie ein Säugling vor mir auf der Treppe. Er fuchtelte mit seinen dünnen Ärmchen wie ein Verrückter vor dem Gesicht herum und ich musste mich tief bücken, um seine fiepende Stimme, die kaum noch zu hören war, zu verstehen.

Sein hundeähnliches Gesicht war schrecklich verzerrt und in seinen Augen stand das pure Entsetzen, als er mich regelrecht anflehte.

Der Anblick meines magischen Schwertes hatte den einst gefürchteten Magier seines Zaubers beraubt und drohte nun, Nagath in die finsternsten Tiefen der Unendlichkeit verschwinden zu lassen.

»Gnade«, wimmerte er. »Im Namen der alten Götter, verbergt dieses Schwert wieder vor meinem Antlitz.«

»Warum sollte ich? Schließlich habt Ihr damit gedroht, mir das Herz aus der Brust zu reißen.«

»Ich kann Euch helfen, Eure Begleiterin wieder zu finden«, fiepte er und es klang wie eine Mischung aus Heulen und Lachen.

Ich nickte und senkte schließlich mit dem Wissen um die Macht von *Gleichmacher* das Schwert und verbarg es mit der Rechten hinter meinem Rücken.

Im nächsten Augenblick zweifelte ich an meinem Verstand.

Direkt vor meinen Augen verwandelte sich nämlich die inzwischen nur noch faustgroße Gestalt des Magiers wieder zurück zu ihrer vormals natürlichen Größe.

Bei allen Göttern, durchzuckte es mich. Was für dämonische Kräfte waren hier am Werk?

Mir blieb allerdings keine Zeit, darüber weitere Gedanken zu verschwenden.

Wieder im Besitz seiner ehemaligen Gestalt dachte Nagath nicht im Traum daran, mir zu helfen. Stattdessen stürzte er sich geifernd und

knurrend mit vorgereckten Krallen auf mich. Ich handelte, ohne zu überlegen.

Mit einer einzigen schnellen Bewegung aus dem Handgelenk heraus stieß ich mein Schwert direkt in den Leib des Magiers, der daraufhin mitten in der Bewegung erstarrte. Während er zu Boden sank, wurde ich Zeuge eines weiteren wahnwitzigen Schauspiels.

Vor meinen Augen zerplatzte die Gestalt des Nagath in Abertausend nachtschwarze Splitter und das Innere des Turms war plötzlich von einem grellweißen magischen Licht erhellt. Bevor ich aber darüber nachdenken konnte, ob ich dies alles geträumt hatte oder mir meine überreizten Sinne einfach nur einen Streich spielten, begann der Turm plötzlich zu schwanken.

Ich drehte mich um, aber es war zu spät.

Mit einem ohrenbetäubenden Krachen und Dröhnen löste sich der Turm innerhalb eines Atemzuges in einen einzigen Haufen aus Steinen, Dreck und Erde auf. Ich taumelte, verspürte noch, wie sich eine Flut von Mauerstücken und Staub über mich ergoss, dann wurde es dunkel um mich.

Talin war mein letzter Gedanke.

Gehetzt und gejagt

Ich öffnete die Augen und versuchte mich aufzurichten, aber sofort jagte ein stechender Schmerz durch meinen Schädel und ich sank stöhrend wieder zurück.

Jemand lachte leise.

»Das kommt davon, wenn man versucht, mit seinem Kopf Mauern einzureißen.«

Ich schlug erneut die Augen auf und sah mich verwirrt um.

Ich lag auf dem Rücken, Arme und Beine weit von mir gestreckt. In meinem Mund war der Geschmack von faulendem Fleisch und in meinem Kopf ein Summen und Brummen wie in einem Bienenstock. Neben mir saß Talin mit angezogenen Knien und verkniffenem Gesicht.

»Ich hätte nicht gedacht, dass du noch einmal die Augen aufmachst. Du musst einen verdammt harten Schädel besitzen.«

Ich nickte, zuckte aber sofort schmerzvoll zusammen und griff mit spitzen Fingern an meinen Kopf. Als ich die Hand zurückzog, war sie

blutverschmiert.

Ich blinzelte verwirrt. »Bei Hela und Belen, was ist mit mir passiert?«

Talin richtete sich auf, trat einen Schritt zurück und zuckte mit den Achseln. »Keine Ahnung, aber während du im Turm mit diesen Hundewesen gekämpft hast, wurde mir plötzlich schwarz vor Augen, und als ich wieder zu mir kam, erwachte ich in einer merkwürdigen Umgebung. Ich lag in einem dunklen Zimmer auf einem riesigen Bett, zudeckt bis zur Nasenspitze mit irgendwelchen Tüchern. Bevor ich mich aber weiter umsehen konnte, fingen die Mauern plötzlich zu wanken an, dann stürzte alles zusammen, und als ich wieder zu mir kam, lag ich neben dir auf dieser Wiese. Der Turm des Magiers hat sich anscheinend samt seinem Bewohner in Luft aufgelöst, warum auch immer.«

Einen Moment lang sah ich Talin nachdenklich an. »Seit wann liege ich hier?«

»Als ich aufwachte, war es kurz nach Sonnenaufgang, inzwischen ist es Mittag, du Langschläfer. Wie geht es jetzt weiter?«

»Warum fragst du?«, erwiderte ich und verzog misstrauisch das Gesicht. Ich hatte nämlich bemerkt, dass Talin bereits seit geraumer Zeit nervös mit ihrer Rechten über den Oberschenkel strich und ihr Blick immer wieder unsicher zwischen mir und den hinter uns liegenden Hügeln hin und her zuckte.

»Hörst du es nicht?«, fragte sie.

Ich konnte deutlich sehen, wie es hinter ihrer Stirn zu arbeiten begann. Ich richtete mich schwerfällig auf und drehte das Gesicht zu den nahen Hügeln hin. Dabei hatte ich bereits eine scharfe Bemerkung auf den Lippen, die ich jedoch sofort hinunterschluckte, als ich jene Geräusche wahrnahm, die Talin so sehr in Angst und Schrecken versetzten. Entsetzen nistete sich in meiner Magengrube ein.

»Bei allen Göttern, was ist das für ein seltsames Geräusch?«

»Sie kommen wieder!«, entgegnete Talin knapp.

Als ich in ihre Augen blickte, erkannte ich, dass sie den Tränen nahe war. Noch wusste ich nicht, was da auf uns zukam, aber Menschen waren es nicht. Menschen knurrten und heulten nicht wie Hunde.

Die Staubwolke hinter den Hügeln im Osten wurde immer größer, das Stampfen unzähliger Schritte und das Heulen der unbekannten Kreatu-

ren immer lauter und ich wusste, dass sie uns bald einholen würden, wenn wir nicht endlich etwas unternahmen.

Mein Blick zuckte umher. »Wo ist mein Pferd?«

Talin zuckte niedergeschlagen mit den Schultern. »Wahrscheinlich geflohen. Was glaubst du, können wir ihnen noch entkommen?«

Ich überlegte meine Worte genau, denn ich wusste, dass viel von meiner Antwort abhing, ob mir das Mädchen weiterhin vertraute, oder ob sie sich beim Anblick unserer Verfolger in ein schreiendes, vor Angst zitterndes Bündel Mensch verwandeln würde.

Aber bevor ich den Mund öffnete, geschah etwas Unbegreifliches.

Magie, durchzuckte es mich, als *Gleichmacher* in meinem Gürtel plötzlich zu glühen begann. Ein kaltes, blaues Licht, das so grell war, dass ich für einen Moment die Augen schließen musste, hüllte das Schwert ein. Dann sah ich zu meinem Erstaunen, wie jener rote Fleck, den ich bisher für einen im Schwertgriff eingearbeiteten Rubin hielt, unvermittelt zu blinken begann. Voller Ehrfurcht nahm ich das Schwert in die Hand. Während mich Talin mit weit aufgerissenen Augen ungläubig anstarnte, nahm ich allen Mut zusammen und berührte mit meinem Daumen den rot aufblinkenden Fleck.

Danach hätte nicht viel gefehlt und ich hätte den Verstand verloren. Heute, wenn ich im Lehnstuhl sitzend jene Zeit wieder einmal vor meinem inneren Auge vorbeiziehen lasse, weiß ich, dass ich damals Zeuge gewaltiger kosmischer Kräfte wurde, wie sie bis dahin noch kein Sterblicher zu Gesicht bekommen hatte.

Damals war ich einfach nur erschrocken. Aus der Spitze der Klinge schoss ein frostblauer Lichtstrahl, der sich in einen vor uns liegenden Felsblock fraß. Der Stein begann zu rauchen, zu glühen und sackte plötzlich in sich zusammen. Eine Handvoll grauschwarzer Asche war schließlich alles, was noch von ihm übrig blieb.

»Bei allen Göttern«, keuchte Talin, »was war das?«

Ein siegessicheres Lächeln überzog mein Gesicht. Ich wusste nicht warum und wieso, aber mir war plötzlich klar, dass in diesem Schwert Kräfte schlummerten, von denen ich, sowie alle Schamanen und Zauberer, die bisher meine Wege gekreuzt hatten, auch nicht die geringste Ahnung hatten. An diesem Tag hatte ich zum ersten Mal in meinem Leben das Gefühl, dass ich tatsächlich von den Göttern zu Höherem bestimmt war.

Aber hatte das Schwert die Kraft, noch einen weiteren Stein in Staub

zu verwandeln?

Ohne zu überlegen richtete ich die Waffe auf einen Felsen zu meiner Rechten. Einen Moment lang zögerte ich, schließlich war dieses Ziel fast dreimal so groß wie das vorangegangene.

Einen Herzschlag später waren alle Zweifel beiseite gewischt.

Der Felsen verwandelte sich in ein glühendes Etwas und zerbarst mit einem lauten Knall.

Das kleine Staubhäuflein, das von dem riesigen Stein übrig geblieben war, wurde augenblicklich vom Wind davongetragen.

Grinsend wandte ich mich Talin zu. »Hab keine Angst. Mit solch einer Waffe schlagen wir selbst Götter in die Flucht.«

Ich deutete auf das hügelige Ende einer vor uns liegenden Grasebene. »Wir laufen auf jenen Hügel da, dort werden wir sie erwarten. Mein Schwert mag zwar eine unbezwingbare Waffe sein, aber mir ist dennoch wohler, wenn ich in meinem Rücken Hügel und Berge weiß, anstatt hier auf dieser Lichtung von allen Seiten mit Feinden rechnen zu müssen.«

Talin nickte, dann rannten wir los.

Als die grasbewachsene Kuppe jenes Hügels vor uns auftauchte, auf dem wir uns unseren Verfolger stellen wollten, waren diese keine Meile mehr hinter uns. Wir rannten und stolpern der Anhöhe entgegen, gethetzt und gejagt von einer unheimlichen Meute.

Aber je schneller wir rannten, umso dichter saßen sie uns im Nacken.

Jedes Mal, wenn ich einen Blick zurück über die Schultern warf, waren sie näher gekommen. Eine schweigende Masse voller albtraumhafter Kreaturen.

Es mussten Dutzende sein.

Eine unheimliche Vorahnung ergriff mich, als ich die Gestalten erkannte, die wie Schlafwandler auf unserer Spur torkelten. Bis auf ihre Leiber und Arme hatten diese Wesen der Dunkelheit nichts Menschliches mehr an sich. Die Füße waren krallenbewehrte Hinterläufe, die Schädel die eines tollwütigen Hundes, und am Rücken peitschten fellbesetzte Schwänze voller Jagdfieber ständig hin und her.

Es waren dieselben Wesen, die uns bereits im Turm angegriffen hatten.

Psa, in ihrer ursprünglichen Gestalt, in der sie einst über die Erde wandelten, zu einer Zeit, als der Mensch kaum geboren war.

Wir stapften den Hang hinauf und stellten uns den Bestien. Ein Entkommen ohne Pferde war nicht mehr möglich. Denn so sehr wir uns auch anstrengten, diese Hundekrieger schienen nicht zu ermüden und zu allem entschlossen. Sie wollten unser Leben mit aller Macht. Wir hatten nur noch die Wahl uns zu stellen und zu kämpfen, oder weiter zu fliehen und uns hinterlücks niedermetzeln zu lassen. Also blieben wir stehen und erwarteten sie schließlich Rücken an Rücken. Ich mit einem glühenden Schwert, auf dem all unsere Hoffnungen lagen, Talin mit einem scharf geschliffenen Dolch.

Als die Hundekrieger heulend den Hang herauf stapften, konnte ich sehen, wie sich ihre Gesichter im vermeintlichen Wissen eines leichten Sieges verzerrten, und eine kalte Wut erfasste mich. Mit weit ausholender Schwertklinge trennte ich mit dem ersten Hieb zwei Hundeschädel fast gleichzeitig von ihren fellbesetzten Leibern, und während die enthaupteten Körper seelenlos den Hang hinunter rollten, stimmte ich das Todeslied der N'de an. Dann wob ich mit *Gleichmacher* ein engmaschiges, blitzendes Netz aus Tod und Verderben.

Es folgten ein Hieb von oben, ein Schlag mit dem Schwert aus der Drehung und ein gut gezielter Stich von unten und weitere Psa fielen zuckend zu Boden.

Der Angriff geriet ins Stocken.

Die gespenstische Kriegshorde der Psa wich zurück, und als meine Hand wie zufällig jenen blinkenden, blitzenden roten Fleck am Schwertgriff von *Gleichmacher* berührte, geschahen Dinge um uns herum, die einen normal Sterblichen wahrscheinlich in den Wahnsinn geschickt hätten. Die Luft begann plötzlich zu kochen. Eine Wand aus Staub baute sich vor mir auf. Das ganze umliegende Land wurde in eine unwirkliche stahlblaue Farbe getaucht und von Süden her war ein durch Mark und Bein gehender Heulton zu hören.

Als der erste Psa, von unheimlicher Magie erfasst, kreischend in die Luft gehoben wurde, um anschließend wie eine überreife Frucht vor meinen Augen zu zerplatzen, wusste ich, dass wir überleben würden.

Das Licht des Lebens

Die Luft war erfüllt von hin und her zuckenden Blitzen, schier unerträglicher Hitze und dem Geschrei der Hundekrieger, die sich jetzt unter Schmerzen krümmten. Ich wich zurück, das glühende Schwert immer noch erhoben, und starrte mit Entsetzen auf die Körper der Psa, die wie in einem gespenstischen Tanz in dem gleißenden Licht umherzuckten. Sie schrien und kreischten und zerrten wie Wahnsinnige aneinander.

Talin stand neben mir und aus den Augenwinkeln heraus konnte ich sehen, wie sie ihre Zähne in die geballte Faust ihrer rechten Hand grub, um nicht vor Grauen zu schreien.

Die Erde begann zu bebен, das Brüllen der Psa wurde immer lauter und dann begannen die Gestalten wie überreifes Obst vor meinen Augen zu zerplatzen.

Feuer schoss vom Himmel und ich schloss geblendet meine Augen. Einen Moment lang ertönte noch ein Donnern und Tosen wie bei einem schweren Gewitter, danach war nichts mehr. Friedlich und leer lag das Land vor uns, das Gras wiegte sich im Wind und die Sonne tauchte die Ebenen in ihr goldenes Licht.

Lediglich ein leises Wimmern hing in der Luft.

Als ich mich umdrehte, erkannte ich, dass es Talins Wimmern war, was ich hörte. Obwohl der Schrecken zu Ende war, zitterte sie noch wie Espenlaub. Ich ging auf sie zu und legte ihr beruhigend meine linke Hand auf die Schulter. »Es ist vorbei!«, sagte ich leise.

Das Mädchen nickte, hob den Kopf und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht.

»Ja, Herr«, sagte sie untertänig und blickte mich voller Ehrfurcht an.

Ich blinzelte verwirrt.

Was bei allen Göttern war plötzlich in das Mädchen gefahren?

Ich konnte mich noch gut daran erinnern, wie sie mir vor nicht allzu langer Zeit noch gegen das Schienbein getreten hatte, freche Antworten von sich gab und mir danach einen Kuss auf die Lippen drückte. War das dieselbe Talin wie jene, die jetzt vor mir niederkniete wie eine Leibeigene vor ihrem Herrn?

»Steh auf, wir gehen weiter.«

»Ja Herr«, entgegnete sie.

Ich runzelte die Stirn und musterte das Mädchen ärgerlich. »Wenn du

nicht augenblicklich aufhörst, mich andauernd Herr zu nennen, gehe ich alleine los. Verdammt, was ist denn plötzlich in dich gefahren?«

Das Mädchen deutete mit zitternder Hand auf mein Schwert und antwortete mir so leise, das ich sie kaum verstehen konnte. »Die alten Legenden sind wahr geworden. In deinem Schwert wohnt das Licht des Lebens, und weil sein Träger der ist, der prophezeit wurde, muss ich dich mit ›Herr‹ anreden.«

»Du musst gar nichts«, erwiderte ich bestimmt. »Ich bin immer noch derselbe wie vor dem Kampf mit dem Magier und seinen dämonischen Gehilfen. Daran wird sich so schnell auch nichts ändern. Also was ist jetzt mit dir, begleitest du mich auf meinem Weg nach Süden oder bleibst du hier?«

Talin zuckte mit den Schultern. »Was soll ich hier? Die Leute aus meinem Dorf sind entweder tot oder geflohen, ich habe niemanden mehr außer Euch, mein Herr.«

»Also gut, dann komm mit. Aber ich warne dich, wenn du mich noch einmal mit ›Herr‹ anstatt Thorak anredest, versohle ich dir den Hintern. Haben wir uns da verstanden?«

Die Sonne neigte sich bereits dem Westen zu, als wir auf einem Hügelrücken anhielten.

Unter uns verließ ein lang gestecktes Tal, eingerahmt von niedrigen Berghängen, die mit immergrünen Büschen und hoch aufragenden Pinien und Nussbäumen überzogen waren.

»Warum halten wir an?«, fragte Talin. »Hast du irgendetwas gesehen oder gehört?«

Ich nickte mit dem Kopf und zeigte mit der Rechten nach unten. Dort lag zwischen einigen Felsbrocken ein Pferd reglos im Gras, mein Pferd. Ein dichter Schwarm grün schillernder Fliegen schwirrte um den Kadaver. Da einige der hier lebenden wilden Tiere sich bereits an seinem Fleisch satt gefressen hatten, konnte ich nicht mehr erkennen, woran das Pferd gestorben war. Was blieb, war das Summen der Fliegen, das beinahe unnatürlich laut in dem kleinen Tal klang, und ein Gestank, der mir fast den Atem raubte.

»Was hast du vor?«, fragte Talin, als ich mein Schwert aus dem Gürtel zog.

»Ich will mich dort unten umsehen. Ich habe keine Lust, weitere unliebsame Überraschungen zu erleben, mein Bedarf an Blut und Tod ist vorläufig gedeckt.«

»Ich komme mit«, sagte Talin.

Gemeinsam liefen wir den Hügel hinab. Doch schon nach wenigen Schritten hielten wir inne und banden uns irgendwelche Stofffetzen vor Mund und Nase. Der Gestank wurde nämlich immer unerträglicher, weil aus dem aufgedunsenen Körper ständig Fäulnispisse entwichen.

Talin erreichte das Pferd als Erste, krallte ihre Hände in die Mähne und hob den Schädel des toten Tieres an. Mit vorgerecktem Kinn deutete sie auf das große Loch im Hals des Pferdes.

»Das können nur die Schlitzäugen gewesen sein. Ich kenne sonst niemanden, der ein Pferd um des Fleisches willen tötet.«

Ich nickte, auch ich hatte schon davon gehört, dass es für die Psa nichts Köstlicheres gab als frisches Pferdefleisch. Hastig blickte ich mich um.

»Nichts zu sehen, scheinbar sind alle auf dem Weg nach Zemba.«

Das Mädchen musterte mich mit düsterem Gesicht. »Du bist zwar der Herr über das Licht des Lebens und dein Schwert erhebt dich in den Rang eines Halbgottes, aber in Zemba warten Tausende von Psa auf uns. Bist du sicher, dass wir trotzdem dorthin reisen sollen?«

»Ich muss auf jeden Fall in diese Stadt. Du kannst es dir ja noch überlegen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich gehe mit dir!«, sagte sie energisch.

Ich musste unwillkürlich grinsen. Das war wieder genau jene Talin, die ich mochte.

»Dann lass uns nach einem geeigneten Platz für ein Nachtlager suchen. Es könnte gefährlich werden, in der Dunkelheit so einfach weiter zu laufen.«

Ich ging voran.

Als ich mich einmal in der nun rasch hereinbrechenden Dunkelheit umdrehte, begann ich zu lächeln. Meine Gefährtin war zwar um einiges jünger als ich, aber sie war schon eine richtige Frau. Die folgenden Nächte versprachen unterhaltsam zu werden.

Oder auch nicht, denn kaum hatte ich sie ein weiteres Mal flüchtig gemustert, brach wieder ihre alte Widerspenstigkeit durch.

»Was glotzt du?«, herrschte sie mich an.

Die Sonne war schon untergegangen, als wir eine Stelle erreicht hatten, die mir als ideales Nachtlager erschien. Eine kleine, von niedrigen Büschchen umwachsene Kuhle, die von Weitem nicht einsehbar war. Selbst ein niedrig gehaltenes, rauchloses Feuer würde man nicht sofort entdecken. Ich überließ es Talin ein Feuer zu machen und aus Blättern und Zweigen unser Lager herzurichten und lief weiter ins Tal. Eine halbe Meile von der Kuhle entfernt stieß ich auf ein Nest frisch geschlüpfter Grasläufer, und als ich wieder unserem Lager entgegenlief, baumelten an meinem Gürtel vier dieser flugunfähigen Jungvögel.

Unser Essen war gesichert und zusammen mit dem Wasser einer nahe gelegenen Quelle und verschiedenen Wildbeeren, die hier an fast jedem Strauch wuchsen, würden wir an diesem Abend ein geradezu üppiges Festmahl halten können. Danach würde ich Talin in den Arm nehmen, vielleicht würde sie mich dann wieder küssen. So dachte ich.

Aber die folgende Nacht verlief geradezu ereignislos.

Wir waren wahrscheinlich aufgrund des langen Fußmarsches und den hinter uns liegenden Ereignissen einfach zu kaputt, um noch an etwas anderes als Schlafen zu denken. Vielleicht hatte ich mir aber auch von dieser Nacht zu viel versprochen.

Jedenfalls erwachte ich irgendwann und blickte mich um. Der Mond war am Verblassen, das Tal lag ruhig vor uns und die Stille, die uns umgab, war beinahe unnatürlich.

Ich überlegte, warum ich wach geworden war. Es schien eigentlich keinen Grund dafür zu geben, und doch ...

Ich schüttelte den Kopf, betrachtete Talin und lauschte dem leisen Atmen des Mädchens, das in meinen Armen eingeschlafen war. Lächelnd schloss ich wieder die Augen.

Höllenritt nach Zemba

Irgendwo da draußen, nicht weit von unserem Lager entfernt, ertönte plötzlich ein Schrei.

Ich riss die Augen auf, richtete mich auf und taumelte zur Seite.

Eigentlich befand ich mich noch im Halbschlaf, aber dieses Geräusch hatte mich tief bis in mein Unterbewusstsein hinein getroffen und mich

auf die Füße gebracht, obwohl ich überhaupt nicht wusste, was passiert war.

Ich hatte nur diesen Schrei gehört und war plötzlich aufgeschreckt.

Fluchend tappte ich durch die Kuhle, als ein weiterer Schrei die früh-morgendliche Stille zerriss. Es war ein geradezu unheimlicher Laut, den ich nirgends zuordnen konnte. Ich wusste nicht, ob es ein Mensch oder ein Tier war, ich wusste nur, dass es irgendeine gequälte Kreatur sein musste, die in höchster Not schrie.

In diesem Moment schlug auch Talin die Augen auf. »Was ist los?«, rief sie. »Warum bist du aufgestanden? Es ist noch nicht einmal richtig hell.«

»Ein Schrei hat mich geweckt.«

Sie sah mich überrascht an. »Was?«

»Verflucht, irgendjemand hat hier geschrien. Hast du das nicht gehört?«

Das Mädchen hatte sich jetzt auch aufgerichtet, lauschte einen Moment lang in die Morgendämmerung hinein und schüttelte dann den Kopf. »Ich höre nichts«, sagte sie schließlich und starrte mich verständnislos an.

Ich antwortete ihr mit einem wilden Fluch, packte mein Schwert und stapfte in die Richtung, aus der die Schreie gekommen waren. Ein mulmiges Gefühl machte sich in meiner Magengegend breit. Das Einzige, was mich einigermaßen beruhigte, war die Tatsache, dass *Gleichmacher*, mein Zauberschwert, weder leuchtete noch in irgendeiner Art und Weise zu glühen oder vibrieren begann. Hier waren also keine Magie oder Dämonenwerke im Spiel, aber trotzdem hielt ich es für sinnvoll, der Ursache dieser Schreie auf den Grund zu gehen.

»Thorak!«, rief Talin. »Thorak, warte doch auf mich.«

Ich gab keine Antwort, doch während ich weiterlief, hörte ich zuerst ein wildes Fluchen, dann das Tapsen ihrer zierlichen Füße auf dem Boden. Das Mädchen rannte keuchend hinter mir her. Schließlich hatte sie mich eingeholt und lief neben mir durch den Morgen. Ihr Gesicht verdüsterte sich mit jedem weiteren Schritt, und da ich ihr Temperament zur Genüge kannte, rechnete ich schon mit einem Knuff auf den Arm oder einem wütenden Tritt gegen meine Beine. Irgendetwas eben in dieser Art, als erneut ein weiterer Schrei ertönte.

Wir blieben beinahe gleichzeitig stehen und starrten uns fragend an.

Aber nur für einen Moment, dann überzog ein wissendes Lächeln das

Gesicht meiner Begleiterin.

»Das ist ein Pferd!«, sagte Talin.

»Ein was?«, entgegnete ich verständnislos.

»Ein Pferd«, entgegnete sie mit Bestimmtheit. »So schreit nur ein Pferd in höchster Not. Ich kenne dieses schrille Geschrei nur zu gut. Als die Männer des Magiers unser Dorf überfielen und Mensch und Tier gleichermaßen abschlachteten, haben viele der Pferde solche Laute von sich gegeben. Die Schreie dieser gequälten Kreaturen hörten sich an wie menschliche Laute. Glaub mir, so schreit nur ein Pferd, das sich in größter Gefahr befindet.«

Ich tat ihre Bemerkungen als Märchen ab, als Geschichten der Dorfalten, die damit vielleicht noch Kinder erschrecken konnten. Aber nur so lange, bis wir wenig später jenen flachen Hügel umrundet hatten, der etwa zwei Pfeilschussweiten von unserem Nachtlager entfernt lag.

Es war eine geradezu unglaubliche Szenerie, die sich da unseren Augen bot.

Das schwache Licht des Morgens färbte den Horizont vor uns allmählich purpurrot. Vor dem Hintergrund dieser grandiosen Lichtkulisse sah ich das Pferd vor einer Buschgruppe stehen. Die Stute hatte die Ohren angelegt und die Zähne gebleckt. Weißgelber Schaum troff aus dem Maul und ihre Augen schienen zu glühen. Die linke Flanke der lehmabraunen Stute war durch mehrere Kratzer blutverschmiert und ihr schrilles Wiehern wurde immer wieder von dem hässlichen Knurren der Steppenwölfe unterbrochen.

Das Rudel der graufelligen Räuber zählte noch sieben Tiere. Eines der Raubtiere lag mit zerbrochenem Rückgrat links von dem Pferd, ein weiterer Wolf direkt vor seinen Füßen. Der Schädel war wie eine Eierschale zerstampft.

Ledernes Zaumzeug und ein leichter Fellsattel zeigten mir, dass vor Kurzem noch ein Reiter auf dem Rücken des Pferdes gesessen hatte. Deshalb griff ich ohne zu überlegen in das Geschehen ein, als die Wolfsbrut einen weiteren Angriff startete.

Eine der Bestien sprang vor und wollte seine Fänge in den Hals des Pferdes schlagen, als das Pferd hochstieg und seine Vorderhufe fliegen ließ. Der Wolf wurde zur Seite geschleudert und ein Blutschwall ergoss

sich über die Brust der Stute. In diesem Augenblick hatte ich die Meute erreicht und ließ mein Schwert aufblitzen.

Wir hatten uns dem Rudel gegen den Wind genähert und deshalb witterten uns die grauen Räuber erst, als ich mit meinem Schwert bereits zwei von ihnen getötet hatte. Die Stute hatte einen weiteren Wolf mit ihrem mächtigen Gebiss erwischt und ein gewaltiges Bündel aus Fell und Fleisch aus seinem Rücken gerissen.

Die Wölfe heulten erschrocken auf und verschwanden blitzartig im hohen Gras der Ebene.

Einen Atemzug später waren wir wieder allein in der menschenleeren Landschaft. Wir, das waren Talin, das Pferd und ich.

Die Stute stand zitternd vor dem Buschwerk.

Sie hatte den Kopf gesenkt, scharrete mit den Hufen über den Boden und gab ein beinahe schmerzvoll klingendes Schnauben von sich. Ich steckte mein Schwert in den Gürtel zurück und begann leise auf sie einzureden. Als ich ihr schließlich meine Rechte beruhigend auf den Hals legte, drängte sich die Stute an mich, als wüsste sie, dass sie in meiner Nähe jetzt in Sicherheit war.

Während ich ihr das Fell kraulte, untersuchte ich ihre blutige Flanke. Den Göttern sei Dank waren es nur ein paar oberflächliche Kratzer. Nichts, was man nicht mit ein paar Heilkräutern und etwas klarem Wasser versorgen konnte.

Das Pferd war an Menschen gewöhnt und hervorragend abgerichtet. So dauerte es nur geraume Zeit, bis wir auf dem Rücken der Stute saßen und das umliegende Land erkundeten. Irgendwo musste ja schließlich ihr Besitzer sein.

Allerdings hätten wir uns die Suche sparen können.

Als wir ihn fanden, hatten sich die Wölfe bereits mit ihm beschäftigt. Sein zerrissener Körper mit den abgenagten Rippenknochen war kein schöner Anblick. Dennoch war er nicht durch die Raubtiere gestorben. Die beiden Pfeile, die in seinem Hals steckten, waren immer noch deutlich zu sehen.

»Psa?«, fragte Talin und deutete auf die schwarzröt gefiederten Schäfte.

Ich schüttelte den Kopf und hatte plötzlich einen dicken Kloß im Hals. Dass der Mann einer umherstreifenden Psahorde zum Opfer gefallen war, hätte ich vielleicht noch verstehen können. Aber die Farbe der Pfeilfedern erzählte eine andere Geschichte.

Bei allen Göttern, seit wann überfielen N'de umherziehende Reisende?

War dieser einzelne Reiter doch nicht so harmlos, wie es den Anschein hatte, oder war dieser Teil meines Volkes auch schon von Psa durchsetzt, so wie es Soldos Clan gewesen war? Auf jeden Fall war ab sofort wieder größte Vorsicht geboten.

Als wir die Hügel der grasbewachsenen Ebene hinter uns ließen, war es bereits Mittag. Das Land vor uns war topföben und beinahe gänzlich ohne jede Vegetation. Nur gelegentlich gab es kleine, dornenbewehrte Buschgruppen, ansonsten waren nur Sand, Staub und Kies zu sehen. Ein kleiner Bach, nicht mehr als ein handtiefer Rinnal aus ockerfarbenem, verschlammt Wasser, durchzog die Gegend von Norden nach Süden. Am kiesbedeckten Nordufer döste eine Gruppe Antilopen in der Sonne und am Himmel schwebte lautlos ein einsamer, rot gefiederter Raubvogel.

Das Verhalten der Tiere ließ keinerlei Anzeichen von Gefahr erkennen und so genoss ich einfach nach den zurückliegenden Mühen unseres Fußmarsches diese weitaus angenehmere Fortsetzung der Reise auf dem Rücken des Pferdes.

Vor allem aber genoss ich Talins Nähe. Sie saß nämlich direkt hinter mir, und um nicht vom Pferd zu fallen, hatte sie ihre Arme eng um meinen Bauch geschlungen.

Der unruhige Ritt über Stock und Stein ließ ihre Hände ständig hin und her gleiten, und da ich nicht aus Holz war, hatte ich so allmählich meine liebe Not, gewisse Gefühle zu unterdrücken. Das blieb Talin natürlich nicht verborgen. Aber statt erhoffter Zärtlichkeiten zwickte sie mich einfach in den Oberschenkel.

»Denk nicht mal daran«, knurrte sie mir ins Ohr. »Sieh lieber zu, dass wir bis zum Abend die schützenden Mauern irgendeiner Stadt erreichen. So allmählich habe ich genug von Abenteuer und Gefahren.«

Ich seufzte und lenkte das Pferd gen Süden, dorthin, wo ich Zemba wöhnte.

Irgendwann zwickte mich Talin wieder.

Mürrisch zügelte ich das Pferd und warf ihr einen ärgerlichen Blick zu. »Was ist denn jetzt schon wieder? Das Pferd muss uns beide tragen,

es geht nicht schneller.«

Statt einer Antwort deutete das Mädchen stumm nach links.

Ich drehte den Kopf und schluckte. Weit im Osten war eine riesige Wolke aufgewirbelten Staubes zu sehen. Ein schwacher Laut von Trommeln und Knochenpfeifen drang an mein Ohr.

Psa?

Ich hatte keine Lust darauf zu warten, bis man uns eingeholt hatte. Ich hämmerte dem Pferd die Absätze meiner Stiefel in die Weichen und nahm die Zügel fester in die Hand. Aus der beschaulichen Reise nach Zemba wurde urplötzlich ein Höllenritt.

Die verbotene Stadt

Die lehmabraune Stute gehorchte auf Schenkeldruck.

Sie war ein gutes Pferd und das war in dieser Wildnis so wertvoll wie Gold. Deshalb lenkte ich das Tier trotz der Staubwolke in unserem Rücken nur in leichtem Trab Richtung Süden. Ich hütete mich davor, jetzt wie ein Verrückter loszureiten. Es machte keinen Sinn, das Pferd zu Tode zu hetzen, schließlich musste es zwei Reiter tragen, und nur die Götter wussten, wie lange wir noch verfolgt wurden.

Einige Zeit und etliche Meilen später war die Staubwolke noch immer hinter uns. Noch war sie nicht näher gekommen und noch lief das Pferd so leichtfüßig wie am Anfang, aber ich machte mir nichts vor. Spätestens am Abend würde die Stute unter unserem Gewicht zusammenbrechen. Es galt nun, in diesem kargen Land eine Versteckmöglichkeit zu finden, denn ein Entkommen war schlicht und einfach aussichtslos.

Wir ritten in der Mittagsglut durch einen steinernen Hohlweg, wie er unübersichtlicher nicht hätte sein können. Bizarre Felsengebilde und mannshohe sonnenverbrannte Dornenbüschle ließen keinen Weg erkennen und ich orientierte mich an der Sonne, um nicht die falsche Richtung einzuschlagen. Der Pfad führte in eine schmale Schlucht, deren schartige Wände Dutzende von Einbuchtungen und Höhlen erkennen ließen. Außerdem drangen bis dort die Strahlen der Sonne nur spärlich vor.

Ich nickte zustimmend ob dieses Anblicks und lenkte das Pferd auf eine der Höhlen zu.

»Was hast du vor?«, fragte mich Talin.

Ich deutete mit der Linken auf die zerklüfteten Felswände vor uns. »Es müssten sich schon alle Mächte des Unheils gegen uns verschworen haben, wenn man uns in einer dieser halbdunklen Höhlen aufspürt. Auf dem felsigen Untergrund hinterlassen wir keine Spuren und ich glaube kaum, dass die hinter uns alle Höhlen untersuchen werden, egal wer auch immer es sein wird.«

Als das Mädchen skeptisch den Mund verzog, versuchte ich ihr genauer zu erklären, warum ich glaubte, dass wir dort in Sicherheit waren. »Wir müssen uns nur absolut ruhig verhalten, dann reiten sie einfach an uns vorbei. Denn sie wissen ja nicht, dass da jemand vor ihnen ist. Unser Pferd wirbelt kaum Staub auf und Kundschafter von ihnen habe ich auch noch keine entdecken können. Wir müssen nur zusehen, dass die Stute ruhig bleibt, dann kann uns gar nichts passieren.«

Wir ritten noch ein Stück, dann stiegen wir ab und eilten auf eine der Höhlen zu, deren Eingang breit genug war, auch ein Pferd aufzunehmen.

Zu meiner Freude stellte ich fest, dass sich hinter dem Eingang ein weiterer Spalt befand. Dahinter lag eine Felsenkammer, die so groß war, dass wir alle darin aufrecht stehen konnten. Wer uns hier entdecken wollte, musste schon sehr genau hinsehen.

Um uns herum war nichts als Finsternis und die einzigen Geräusche, die die Höhle erfüllten, waren unser Atmen und das Schnaufen der Stute, die nervös mit den Vorderhufen im sandigen Boden der Höhle scharrte. Ich legte meine Hand auf ihre Nüstern und die Stute beruhigte sich wieder zusehends. Keinen Moment zu spät.

Draußen brach sich an den Wänden ein immer lauter werdender Hufschlag.

Eine Horde Reiter, ich schätzte sie auf fünf oder sechs, galoppierte heran. Es musste sich dabei um vorausreitende Späher handeln, denn diese geringe Anzahl von Pferden konnte niemals jene Staubwolke verursacht haben, die wir ständig im Rücken hatten.

Was folgen würde, musste ein Reitertrupp von solch gewaltiger Größe sein, der nichts und niemanden zu fürchten hatte. Anders konnte ich mir es nicht erklären, dass diese Kundschafter in einer solch unüber-

sichtlichen Gegend derart geräuschvoll vorausritten. Selbst bis in den hintersten Winkel unsere Höhle war ihr lautes Schreien und Lachen zu hören. Plötzlich ertönte schrilles Fiepen von der Decke unseres Verstecks und irgendetwas flatterte über unsere Köpfe hinweg.

Talin stieß einen unterdrückten Schrei aus und ich hatte Mühe, die Stute unter Kontrolle zu halten. Aber wir hatten Glück im Unglück. Das fliegende Wesen entpuppte sich als harmlose Fledermaus und das angstvolle Wiehern des Pferdes ging im Lärm unserer Verfolger unter.

Die ganze Schlucht versank von einem Augenblick zum anderen in einem Chaos aus Trommeln und Knochenpfeifen, stampfenden Pferden, rollenden Wagen und einem monotonen Singsang aus Hunderten von Kehlen. Ich drückte Talin die Zügel der Stute in die Hand und begab mich vorsichtig zum Ausgang der Höhle. Im Schatten eines mannsgroßen Felsen starnte ich ungläubig auf das Schauspiel, das da vor meinen Augen abließ.

Es war unglaublich.

Staubwolken stiegen auf und dichte Schleier aus Sand und Dreck verdunkelten die Sonne. Pferde wieherten, Peitschen knallten, Männer fluchten und wie eine alles verschlingende Flutwelle wälzte sich ein scheinbar endloser Strom aus Menschen, Tieren und Wagen in die Schlucht. Die halbe Welt schien unterwegs zu sein.

Ich sah gelbhäutige Psa, hochgewachsene, schwarzhaarige N'de und die gedrungenen Leute aus den Bergen in stiller Eintracht neben Mic-Macs und dunkelhäutigen Bewohnern aus den Hafenstädten des Südens nebeneinander reiten. Ich erkannte die zwergenhaften Bewohner der großen Wälder und die bleichen Gestalten aus der Sumpfwelt, Männer, Frauen und Kinder, und ständig war dieser seltsame, monoton klingende Singsang zu hören, der von einem großen Fest erzählte.

Stampfend und kreischend wälzte sich der Menschenstrom gen Süden und so allmählich dämmerte es mir. Als ich dem Schluss der gewaltigen Karawane nachblickte, wo Menschen mit Bündeln und Handkarren zu Fuß den Wagen und Reitern hinterher stolperten, kam auch Talin aus der Höhle. In ihrer Rechten hielt sie die Zügel der Stute, die sich inzwischen wieder beruhigt hatte, und mit hängendem Kopf beinahe regungslos neben dem Mädchen stand.

»Bei allen Göttern, was war das?«

»Hochzeitsgäste«, antwortete ich lapidar.

Als ich in Talins fragende Augen blickte, erklärte ich es ihr genauer.

»Erinnerst du dich nicht mehr? Ich habe dir doch erzählt, das Karnak, der Führer des Wasserclans, in ein paar Tagen in der verbotenen Stadt eine Prinzessin heiraten will.«

»Na und?«

»Nun, das waren soeben seine Hochzeitsgäste. Der fette Kerl hat anscheinend die halbe Welt eingeladen. Mir soll es recht sein. Zwei Reisende mehr werden da nicht groß auffallen.«

»Was hast du vor?«

»Na, was wohl«, erwiderte ich unwirsch und deutete in jene Richtung, wo Zemba, die verbotene Stadt, liegen musste.

»Wir werden uns der Karawane anschließen, und sobald wir in Zemba sind, unsere eigenen Wege gehen.«

Zwei Tage später konnten wir im Schein der untergehenden Sonne die dunklen Umrisse der Mauern und Türme von Zemba erkennen. Jener geheimnisvollen Stadt, in der Karnak morgen seine Hochzeit feiern wollte.

Die glatten Steine der Stadtmauern ragten fast dreißig Schritte hoch in den Abendhimmel hinein und überall auf den Zinnen waren Bewaffnete zu sehen. Ein gewaltiges Tor aus fleckigem Eisen versperrte den Zugang und erst, als jemand an der Spitze der Karawane in bestimmten Abständen in ein Signalhorn blies, öffneten sich die Torflügel und wir konnten die verbotene Stadt betreten.

Befremdet musterte ich diesen seltsamen Ort. Alles hier erschien riesig, gewaltig, aber zugleich auch unheimlich. Obwohl der Zug der Ankömmlinge aus mindestens tausend Menschen und Tieren bestehen musste, verloren wir uns förmlich in den Straßen der Stadt. Es gab kein Haus, das nicht mindestens zwanzig Schritte in der Höhe maß und selbst die jämmerlichste Seitengasse war wenigstens so breit, dass drei Fuhrwerke ungehindert aneinander vorbeifahren konnten.

Die Bewohner der seltsamen Stadt schenkten uns keine Beachtung. In ihren seltsamen, ockerfarbenen Gewändern hasteten sie an uns vorbei und schienen uns überhaupt nicht zu beachten. Nur hin und wieder sahen ein paar Frauen, durch den Lärm der Ankömmlinge aus ihrem Tagewerk gerissen, auf und bedachten uns mit gleichgültigen Blicken.

Was mich ebenfalls an der Stadt störte, war die Bauweise der Häuser,

Tempel und Plätze.

Wohin ich auch blickte, überall sprangen mir Skulpturen, Reliefs und Ornamente ins Auge, welche alle die gleiche unheimliche Form besaßen.

Eine geflügelte, affenähnliche Kreatur mit weit aufgerissenem Rachen, die eine fast greifbare Kraft des Bösen ausströmte. Dieses Wesen konnte nur dem Hirn eines wahnsinnigen Bildhauers entsprungen sein, denn noch niemals zuvor erblickte ich solch eine Kreatur, auch wenn diese nur in Stein gehauen war.

»Irgendwie gespenstisch, das Ganze«, sagte Talin, die hinter mir auf dem Rücken der Stute saß, und ich konnte deutlich spüren, wie ein Schauder ihren Körper durchlief.

Ich folgte mit den Augen der Richtung, in welche ihre Hand zeigte und nickte.

Tatsächlich, sogar über den Türen der Häuser hingen diese Abbilder des Schreckens.

Ohne lange zu überlegen drängte ich unser Pferd mit einem Zügelruck in eine Seitenstraße, in der sich ein Laden an den anderen reihte.

»Das Beste wird sein, wir versuchen in dieser Gasse hier mit Leuten aus dem einfachen Volk in Kontakt zu treten. Von diesen Menschen erfahren wir am ehesten, was hier vor sich geht.«

»Oder auch nicht«, erwiderte Talin, und als ich einen Blick über die Schultern warf, sah ich mindestens fünfzig Fußsoldaten, die sich uns mit glitzernden Lanzen im Laufschritt näherten.

Ich erschrak bis ins Mark.

Denn sowohl die Schilder als auch die Bronzehelme der Bewaffneten schmückte eine gedrungene Gestalt, die wie ein geflügeltes Affenwesen aussah.

Als die Ledersandalen der halben Hundertschaft hinter uns über das Straßenpflaster klatschten, wusste ich, dass es Zeit war zu handeln.

Die Bluthochzeit

Aus und vorbei!

Mein Kopf zuckte nach allen Seiten, während ich mit weit aufgerissenen Augen unsere Umgebung nach einer Fluchtmöglichkeit absuchte. Aber es war vergeblich, denn außer einer Straße, die wie ausgestorben

hinter uns lag, gab es nicht die entfernteste Möglichkeit sich irgendwo zu verstecken. Zu beiden Seiten der breiten Straße standen die Häuser so dicht gedrängt, dass kein Durchlass oder eine schmale Gasse zu erkennen war. Nirgendwo wuchs ein Baum oder Strauch und die ganze Gegend war so menschenleer, dass jegliche Bewegungen sofort aufgefallen wären.

Ich starre wütend nach vorne, während sich meine Rechte instinkтив um den Griff von *Gleichmacher* legte.

Bei allen Göttern, wir waren noch keine zwei Stunden in dieser seltsamen Stadt und hatten bisher noch mit niemandem auch nur ein Wort gewechselt, und trotzdem lief jetzt eine halbe Hundertschaft zu allem entschlossener Lanzenträger direkt auf uns zu.

Ihre Ledersandalen klatschten in einem Furcht einflößenden Stakkato auf die ausgetretenen Pflastersteine, während sie im Gleichschritt auf uns zu kamen, als wollten sie uns in Grund und Boden stampfen. Ich riss die Zügel unseres Pferdes zurück und Talin, die hinter mir auf dem Rücken der lehmfarbenen Stute saß, schrie erschrocken auf. Das Tier schüttelte die Mähne und tänzelte nervös zur Seite. Dann hatten uns die herbeieilenden Soldaten erreicht und ich rechnete schon mit dem Schlimmsten.

Umso größer war meine Überraschung, als sie uns nur flüchtige Beachtung schenkten und dann an uns vorbei marschierten, als wären wir Luft. Als ich Talin einen fragenden Blick zuwarf, bog der Trupp bereits in die nächste Seitenstraße ein. Nur noch Fetzen von gebrüllten Befehlen, der Geruch von Leder und Waffenöl, welcher in der Luft hing, und das stetig leiser werdende Stampfen von Füßen erinnerten noch an die Soldaten.

»Bei allen Göttern, was war denn das?«

Ich zuckte mit den Schultern und machte ein ziemlich verblüfftes Gesicht.

»Keine Ahnung«, erwiderte ich. »Im ersten Augenblick dachte ich, jetzt ist alles aus. Wir hätten niemals eine Chance gegen die Soldaten gehabt, aber jetzt, seltsam ...«

Für weitere Mutmaßungen blieb jedoch keine Zeit mehr, denn wie durch Zauberhand füllte sich die Straße plötzlich wieder mit Leben. Überall aus den Häusern tauchten Menschen auf. Männer, Frauen und Kinder, die allesamt ihrem Tagewerk nachgingen, als sei nichts geschehen. Doch die Blicke, die sie uns dabei zuwarfen, waren alles andere als

freundlich.

»Ihr seid wohl nicht von hier?«

Ich drehte den Kopf zur Seite und starre fragend auf einen dicken Mann, der so plötzlich neben unserem Pferd stand, als wäre er aus dem Boden gewachsen.

»Wie kommst du darauf?«

»Wenn Karnaks Garde durch die Straßen eilt, sieht ein jeder zu, dass er verschwindet. Ihr habt euch der Garde förmlich in den Weg gestellt, das war ein großer Fehler. Auch wenn die Männer weiter gelaufen sind, glaubt mir, man hat euch nicht vergessen. Das kann gefährlich werden.«

Nachdenklich begann ich den Mann zu mustern. Der Sprecher war ein unglaublich fetter Kerl mit nacktem Oberkörper und lediglich mit einer fleckigen Leinenhose bekleidet. Sein feistes Gesicht war gerötet und glänzte vor Schweiß. Der ganze Mann machte einen schlechten Eindruck.

»Was willst du uns damit sagen?«

Als Antwort erhielt ich ein schmieriges Grinsen. »Es würde mich nicht wundern, wenn ihr nicht auch schon auf ihrer Liste steht.«

»Von was für einer Liste redest du da?«, fragte ich ungehalten. »Drücke dich gefälligst deutlicher aus oder verschwinde. Für derartige Unterhaltungen fehlt mir im Moment die Zeit.«

Der Dicke grinste noch eine Spur schmieriger, während er seine Hände auf den Bauch legte und seine Speckfalten streichelte. Dabei begannen die kleinen Schweinsäuglein in seinem feisten Gesicht arglistig zu funkeln.

Ich ahnte nichts Gutes.

»Seit Karnak und die Psa hier in Zemba das Sagen haben, sind die Zeiten ziemlich ungemütlich geworden. Vor allem jetzt, da die Hochzeit Karnaks unmittelbar bevorsteht. Ein jeder hier fürchtet sich davor, dass sein Name auf der Liste erscheint.«

»Verdammt, lass dir doch nicht jedes Wort einzeln aus der Nase ziehen. Was hat es mit dieser seltsamen Liste auf sich? Antworte, oder mach endlich den Weg frei.«

Der Dicke machte eine weit ausladende Handbewegung in Richtung

der Straße. »Früher, als die Leute noch den alten Göttern huldigten, wurden zu Feierlichkeiten wie Hochzeiten oder Beschneidungen Tieropfer gebracht, um die Götter gnädig zu stimmen. Seit Karnak und die Psa hier herrschen, sind es Menschen. Die Leute werden von der Garde willkürlich ausgewählt. Wenn man Pech hat und der Garde gefällt deine Nase nicht, stehst du schon auf der Liste und glaub mir, bisher hat es noch niemand überlebt, wenn sein Name dort erst einmal geschrieben stand.«

Ein ungutes Gefühl breitete sich in meiner Magengegend aus, weil ich ahnte, dass dies noch nicht alles an Hiobsbotschaften war, die uns der Dicke zu erzählen hatte.

»Jetzt weiß ich zwar, dass es schwierig ist, hier zu leben, aber was ich nicht verstehe, ist, warum werden wir so hasserfüllt angestarrt? Man kennt uns doch hier gar nicht und ich bin mir nicht bewusst, dass wir in der kurzen Zeit, in der wir hier sind, gegen irgendein Gesetz verstößen haben.«

Der Mann grinste abfällig. »Das mag wohl sein, aber ihr habt die Aufmerksamkeit der Garde erregt und deshalb wird man sich über euch und eure Umgebung schon bald erkundigen. Keiner der Menschen, die hier leben, hat ein Interesse daran, die Aufmerksamkeit der Garde auf sich zu lenken. Ich hoffe, ihr versteht die Leute.«

»Was sollen wir jetzt tun?«, mischte sich Talin in das Gespräch ein.

»Karnaks Hochzeit beginnt in wenigen Stunden. Man wird die Stadt also jetzt völlig abriegeln, sodass niemand mehr herein- oder herauskommt. Bis zum Abend werden dann die Opfer bestimmt und eingefangen. Hier könnt ihr aber nicht bleiben, die Menschen in dieser Straße würden euch eher töten und in irgendeiner anderen Gegend verschwinden lassen, als dass sie das Risiko eingehen, dass die Garde hier noch einmal auftaucht.«

»Aber du hättest da vielleicht eine Idee, wie wir aus dem Schlamassel herauskommen?«, vermutete ich.

Der Dicke begann tatsächlich zu nicken. »Man nennt mich nicht umsonst den listigen Massas. Allerdings ist meine Hilfe nicht ganz billig.«

Ich hatte bereits eine scharfe Erwiderung auf der Zunge, als plötzlich lautes Geschrei ertönte. Pferde wieherten, Peitschen knallten, Männer schrien. Der schrille Laut unzähliger Knochenpfeifen zerriss die Luft und das dumpfe Dröhnen fellbeschlagener Trommeln ließ die Häuser der Umgebung erzittern.

»Bei allen Göttern, was ist denn jetzt schon wieder los?«
»Man bringt Karnaks Braut zum Tempel in der Stadtmitte.«

Es war ein geradezu atemberaubendes Schauspiel, welches sich da unseren Augen bot.

Massas hatte unser Pferd einfach am Zügel gepackt, uns durch eine Seitengasse gezerrt und dann durch irgendwelche verschlungenen Pfade und geheimen Wege in den Hinterhof eines baufälligen Hauses gebracht. Dort hatten wir einen freien Blick auf die Hauptstraße, ohne gleich entdeckt zu werden.

Zuerst stapften mindestens zwei Dutzend Lanzen tragender Fußsoldaten an uns vorbei, dann folgte eine Horde Reiter, die bis an die Zähne bewaffnet waren. Das Schrillen der Pfeifen und der monotone Takt der Trommeln wurden lauter und ich sah, wie sich fast zwanzig Musikanten in ihren langen Kutten bemühten, den Reitern zu folgen. Ihnen folgte ein hochrädriger Wagen, der von vier dunklen Rappen gezogen wurde. Auf dem Wagen war eine Sänfte aus edlem Holz und kostbaren Tüchern festgemacht. Drinnen, so vermutete ich, saß die Braut dieser blutigen Hochzeit, bei der Menschen geopfert werden sollten. Was musste das wohl für eine Frau sein, dachte ich noch, doch bereits einen Herzschlag später presste ich meine Hand hart auf meinen Mund, um nicht vor Überraschung loszuschreien.

Der Kutscher hatte nämlich Mühe, die vier Rappen unter Kontrolle zu bekommen. Die Pferde waren durch die Anzahl der vielen Menschen sichtlich nervös, und als die Kutsche genau vor meinen Augen einen Moment lang ins Schlingern geriet, fiel einer der Vorhänge, welche den Einblick ins Innere der Sänfte verbargen, leicht zurück.

Ich glaubte zu träumen. Ich kannte die Braut, die Karnak heiraten wollte.

Bei allen Göttern, was war geschehen?

Die Braut war niemand anderes als Sina, meine große Liebe, von der ich annahm, dass ich sie niemals wiedersehen würde.

Karnaks Tempel

»Ist dir nicht gut?«

Wie aus weiter Ferne drang Talins Stimme an mein Ohr. Mein Herz pochte wie verrückt und in meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken.

Nein, ich hatte nicht geträumt. Karnaks Braut war niemand anderes als Sina, jenes Mädchen aus dem Osten, das einst meine große Liebe gewesen war. Eigentlich hatte ich längst die Hoffnung aufgegeben, sie jemals wieder zu sehen. Zu viel war seit jenem schicksalhaften Tag geschehen, als ich aus Razamanaz flüchten musste, weil man mich fälschlicherweise für den Mörder ihres Onkels hielt. Ich war mehr als nur erstaunt, sie hier in der verbotenen Stadt zu sehen.

Aber was war inzwischen passiert?

Was veranlasste Sina, die Frau eines Mannes zu werden, der sich mit Kriegern verbündete, die das Volk des jungen Mädchens fast ausgerottet hatten?

Tausend solcher Fragen schossen mir durch den Schädel, und ich musste beim Nachdenken wohl einen ziemlich belämmerten Eindruck gemacht haben, denn Talin und der dicke Massas starren mich an, als wäre ich nicht mehr ganz richtig im Kopf. Auch wenn ich es nie offen zugegeben hätte, aber in der Zwischenzeit empfand ich auch für Talin mehr als nur freundschaftliche Gefühle. Erst Anila, dann Sina, und jetzt Talin. Bei den Göttern, vor meinen Augen begann sich alles zu drehen.

Ein derber Knuff in die Seite brachte mich schmerhaft wieder in die Wirklichkeit zurück. Ich unterdrückte einen Schrei, legte die Hand auf mein Schwert, fuhr herum und hielt wieder inne. Natürlich, wer sonst außer Talin, die immer noch hinter mir auf dem Pferderücken saß, würde es wagen, mich so zu behandeln? Trotzdem runzelte ich ärgerlich die Stirn.

»Au, du tust mir weh!«

»Entschuldigung der Herr, aber ich wusste mir nicht mehr anders zu helfen. Du hast ein Gesicht gemacht, als hättest du einen Menschen mit drei Köpfen gesehen. Irgendwie musste ich dich ja wieder zur Vernunft bringen. Schließlich habe ich keine Lust, morgen zu sterben.«

»Wie meinst du das?«

»Während du wie ein Idiot Karnaks Braut hinterher gestarrt hast, hat uns seine Garde erneut dabei ertappt, wie wir sie beobachtet haben.

Massas meint, dass, wenn wir nicht sofort von hier verschwinden, wir bis zum Abend zu den Opfern dieser Bluthochzeit gehören. Ich glaube ihm, schließlich lebt er hier schon einige Zeit und kennt sich mit der Garde aus.«

»Also los, worauf warten wir dann noch?«, erwiderte ich sofort.

»Was soll das jetzt wieder heißen, wo willst du hin?«

»Wohin schon? Zu Karnak natürlich.«

»He, Leute!«, mischte sich jetzt Massas in unseren Disput ein. Der Dicke sah dabei alles andere als glücklich aus. »Ihr seid wohl da draußen zu lange in der Sonne gesessen? Ich habe euch bisher in der Hoffnung begleitet, dass ihr mir meine Führung später einmal mit einigen Silberlingen belohnt. Schließlich habe ich eine Frau und acht Kinder zu ernähren und das Leben in Zemba ist nicht gerade billig. Aber soviel Silberlinge gibt es auf der ganzen Welt nicht, dass ich dafür bereit wäre, Selbstmord zu begehen. Zu Karnak reiten, also so einen Blödsinn habe ich schon lange nicht mehr gehört.«

Massas schüttelte betroffen seinen Kopf.

»Wohin sollen wir denn sonst?«, versuchte ich seine Bedenken zu zerstreuen.

»So wie ich die Garde einschätze, werden sie zuerst sämtliche Stadtausgänge versperren und danach Haus für Haus durchsuchen. Kein Mensch wird auf den Gedanken kommen, dass wir uns direkt vor ihren Augen verstecken.«

Das Gesicht des Dicken verwandelte sich nach einigen Momenten des Nachdenkens in eine schadenfrohe, grinsende Fratze. Wahrscheinlich hatte er sich bereits ausgerechnet, wie viel Silberlinge er noch zusätzlich verlangen könnte.

»Das könnte klappen. So verrückt ist tatsächlich niemand, das zu versuchen, und ich weiß auch schon einen Weg dorthin. Los, kommt mit.«

Karnaks Haus lag kaum eine Pfeilschussweite vom Stadtzentrum entfernt. Trotzdem stand die Mittagssonne bereits tief im Westen, als wir endlich den grasbewachsenen Hügel, auf dem sich das Gebäude befand, erreichten. Massas hatte uns mindestens eine geschlagene Stunde durch alle möglichen Gassen und Straßen geführt, obwohl Karnaks Wohnsitz auf direktem Weg schnell zu erreichen gewesen wäre. Anscheinend

rechnete er mit irgendwelchen Problemen, die er uns ganz offensichtlich verschwieg. Die niedrige Sonne spiegelte sich auf den goldenen Mauerzierungen und ließ das Gemäuer irgendwie unheimlich erscheinen. Auch hier war überall das Abbild einer geflügelten Kreatur zu erkennen, die nur dem Hirn eines Wahnsinnigen entsprungen sein konnte.

Etwas jagte mir beim Anblick des Hauses einen kalten Schauder über den Rücken.

Das lang gestreckte Kuppelgebäude aus weißem Stein, der hier im Land mehr als selten war, oder aber die vergitterten Tore und Fenster, die das Haus von Weitem wie einen Dämonenschädel mit weit aufgerissenem Schlund erscheinen ließen?

War es meine Bestimmung?

Ich spürte deutlich, dass ich mit meinen Gedanken nicht alleine war. Auch Talin erschauerte hinter mir spürbar, während Massas mit einem gequälten Grinsen seine Unsicherheit zu überspielen versuchte.

»Lasst uns wieder von hier verschwinden«, sagte Talin und schüttelte sich unwillkürlich.

»Irgendetwas stimmt hier nicht. Obwohl hier morgen eine Hochzeit stattfinden soll, sind sämtliche Türen und Fenster vergittert und nirgendwo ist auch nur eine Menschenseele zu sehen.«

»Wir bleiben trotzdem hier«, entschied ich brummend. »Irgendwie kommen wir schon in das Haus. Außerdem, wo sollen wir hin? Bestimmt macht die halbe Stadt bereits Jagd auf uns.«

Ich hatte kaum ausgesprochen, als plötzlich das dumpfe Dröhnen von Posaunen und Hörnern den Nachmittag erschütterte. Dem folgte augenblicklich ein seltsamer, monoton anmutender Singsang. Ich zuckte zusammen, denn ich kannte die abgehackten, beinahe wie Bellen klingenden Worte nur zu gut. Jetzt war mir auch klar, warum keine Menschenseele zu sehen war. Sie hatten sich alle irgendwo im Haus versammelt, denn der Singsang war nichts anderes als ein Gebet für den Hundegott, den Gott der Psa.

Wir mussten handeln, denn solange sie beteten, blieben wir unentdeckt. Ich schwang mich aus dem Sattel und reichte Talin, die vor Furcht am ganzen Körper zitterte, die Zügel.

»Keine Angst, so leicht kriegen sie uns nicht«, versuchte ich sie aufzumuntern. Dann betrachtete ich das Gebäude genauer.

Aber während ich noch nach einer Möglichkeit suchte, um die vergit-

terten Fenster und das durch ein großes Fallgatter versperrte Eingangstor zu überwinden, handelte Massas bereits.

Er verschwand um eine Ecke des Hauses, kehrte aber bereits nach wenigen Augenblicken wieder zurück und grinste über das ganze Gesicht.

»Hierher, los, kommt hierher!«

Ich musterte den Dicken einen Moment lang verwirrt, dann nickte ich und lief gemeinsam mit dem Pferd und dem Mädchen auf ihn zu. Als wir ihn erreicht hatten, präsentierte er uns hinter jener Ecke, hinter der er kurz verschwunden war, eine kleine Seitentür, die jetzt offen stand.

»Bei allen Göttern, woher hast du ...«

»Man nennt mich nicht von ungefähr den listigen Massas«, fiel mir der Dicke ins Wort. »Das mit der Tür weiß ich von meinem Vetter, dem Weinhändler. Das hier ist sein Eingang. Karnak hat es anscheinend nicht gerne, wenn die Leute aus der Stadt am Haupttor sehen können, wie oft und wie viel Wein er sich bringen lässt.« Dann trat er zur Seite und machte für uns den Weg frei.

»Kommst du nicht mit?«

Massas schüttelte den Kopf. »Zu gefährlich, im Gegensatz zu euch muss ich nämlich hier in der Stadt leben, außerdem habe ich Frau und Kinder. Wenn ihr wieder von hier verschwinden wollt, wisst ihr ja, wo ich wohne. Dort bringe ich auch euer Pferd hin.«

Dann reichte er mir die Hand und verzog dabei missmutig sein Gesicht. Ihm war deutlich anzusehen, dass ihm der Entschluss zurückzugehen nicht leicht gefallen war. Ihn reizte das Abenteuer, vielleicht noch mehr wie die Aussicht auf Geld, aber wahrscheinlich gab das Wissen um seine Familie den Ausschlag. Irgendwie konnte ich den Dicken verstehen. Ich wühlte in meinen Hosentaschen und brachte ein paar Münzen zum Vorschein, die ich Massas in die Hand drückte.

»Es ist zwar nicht viel, aber ich verspreche dir eins. Wenn wir zurückkommen, bringe ich dir aus Karnaks Haus noch etwas mit.«

Massas begann wieder zu grinsen. »Von meinem Vetter weiß ich, dass Karnak gerne von goldenem Geschirr isst. So ein Teller oder ein Becher wäre nicht schlecht.«

»Wird gemacht«, versprach ich ihm und wandte mich der kleinen Seitentür zu.

»He Thorak!«, rief mir Massas leise hinterher. »Es können auch zwei oder drei sein.«

Ich grinste, als ich in Karnaks Haus eintauchte.

»Könntest du bitte auf mich warten?«

Verdammst, vor lauter Sina, Karnak und Psa hatte ich doch fast meine junge Begleiterin vergessen. Energisch stapfte Talin hinter mir drein, während ihr Gesicht alles andere als freundlich anzuschauen war.

»Ich denke, du hast Angst. Warum willst du jetzt doch mitkommen?«

»Du glaubst doch wohl nicht im Ernst, dass ich dich da alleine hineingehen lasse«, zischte sie mir als Antwort zu. »Du hast Karnaks Braut angestarrt wie ein verliebter Gockel. Ich will wissen, was hier gespielt wird.«

»Warum?«

Ich hätte besser nicht gefragt, denn es brachte mir nur einen weiteren blauen Fleck am Oberarm ein. Nachdem sie mich gekniffen hatte, stemmte Talin ihre Fäuste in die Hüften und baute sich breitbeinig vor mir auf.

»Weil ich dich liebe, auch wenn du Holzkopf es noch nicht bemerkt hast.«

Der Altar der Hundegötter

Ein beklemmendes Gefühl machte sich in mir breit, je weiter wir in das Haus eindrangen.

Monotoner Singsang und gemurmelte Gebete hallten durch die Räume und Gänge und wurden als unheimliches Echo zwischen den Mauern hin und her geworfen. Immer wieder raschelte und scharrete es vor uns, dennoch war keine Menschenseele zu sehen.

Der Weg, der vom Lieferanteneingang aus ins Hausinnere führte, war nur spärlich durch eine halb abgebrannte Fackel beleuchtet, die in der Wand steckte.

Ich fluchte, weil der Gang außerhalb des Lichtkreises fast in völliger Dunkelheit lag. Ich nahm Talin bei der Hand und tastete mich mit gezogenem Schwert durch die Dämmerung. Das Mädchen war von abergläubischer Furcht erfüllt. Sie konnte ihr angstvolles Zittern nicht vor mir verborgen und ihre Fingernägel gruben sich mit jedem weiteren Schritt im-

mer tiefer in meine Hand. Plötzlich machte der Gang einen scharfen Knick nach rechts und die Finsternis wurde durch den Schein eines flackernden Feuers unterbrochen, welcher aus einer weit geöffneten Tür hinaus auf den Gang fiel. Als wir den hellen Fleck erreicht hatten, sahen wir, dass sich in dem Raum dahinter eine Küche befand. Dort brannte in einem offenen Herd ein großes Feuer. Über den Flammen hing an einem eisernen Dreibein ein Topf, in dem sich einst irgendwelche Soßen oder Suppen befunden hatten. Aber jetzt war alles übergekocht und in das Feuer gelaufen. Es stank geradezu penetrant nach verschmortem Gemüse und verbrannten Gewürzen. Offensichtlich störte sich aber niemand daran, vielmehr sah es danach aus, als ob die Leute den Raum beinahe fluchtartig verlassen hatten.

Ich wollte gerade weiter gehen, als plötzlich von links, aus einer halbdunklen Ecke der Küche heraus, ein Geräusch ertönte, das mir das Blut in den Adern stocken ließ.

Ich wusste sofort, was das zu bedeuten hatte.

Mit einer knappen Handbewegung gab ich dem Mädchen zu verstehen, dass es sich in dem dunklen Gang niederkauern und ruhig verhalten sollte, dann huschte ich lautlos tiefer in die Küche. Kalter Schweiß stand auf meiner Stirn und ich hatte das Gefühl, als ob eine eisige Hand über meinen Rücken strich.

Das Geräusch stammte von reißenden, zuschnappenden Zähnen, die sich in ein Stück Fleisch verbissen hatten. Knochen wurden zerknackt, Fetzen herausgerissen und danach schmatzend und schlürfend verschlungen.

Als ich die Mitte des Raumes erreichte, sah ich außerhalb vom Lichtkreis des Herdfeuers eine kleine, gedrungene Gestalt am Boden sitzen.

Diese drehte urplötzlich den Kopf und starre mich aus geschlitzten, gelblichen Augen an. Das dreieckig zulaufende Gesicht wurde beherrscht von einem riesigen blutverschmierten Mund voll dicht stehender, nach innen gebogener Zahnreihen. Die Gestalt erinnerte deutlich an jene geflügelte Dämonenkreatur, die in der ganzen Stadt allgegenwärtig an beinahe jedem Haus zu sehen war.

Aber das war nicht einmal der Grund, warum mir der Atem stockte.

Es war das, was dieses Wesen in seinen Klauen hielt.

Ein menschlicher Arm, der offensichtlich mit brachialer Gewalt aus dem Schultergelenk irgendeines Unglücklichen herausgerissen war. Die wachsbleiche Haut war vom Ellbogen bis zum Schulterknochen förm-

lich abgeschält, Fleischfetzen herausgerissen und Knochen bloßgelegt. Als sich die Kreatur vor mir aufrichtete, ließ sie den Arm einfach fallen. Ein widerliches Krächzen entrang sich seiner Kehle und dann sprang das Wesen mit einem gewaltigen Satz direkt auf mich zu.

Ich schlug zu, ohne zu überlegen.

Mein Schwert blitzte im Schein des Herdfeuers auf und der Schädel des Wesens flog in einem Blutregen von den Schultern. Im selben Moment wurde es schlagartig still. Der Gesang und die Gebete waren verstummt und auch kein Rascheln oder Scharren ertönte. Selbst das Prasseln des Herdfeuers war nicht mehr zu hören. Es schien, als hielte die Welt für einen Moment den Atem an.

Ich rannte aus der Küche, schnappte mir das Mädchen und lief mit ihr den Gang entlang. In diesem Augenblick verwandelte sich die plötzliche Stille in ein Chaos aus gebrüllten Gebetsfetzen, dem dumpfen Dröhnen eines Gongs und dem schrillen Kreischen irgendwelcher dämonischen Kreaturen. Ich kannte keinen Menschen, der solche Töne von sich geben konnte. Der infernalische Krach schwoll zu einem solchen Lärm an, dass ich befürchtete, mir würde jeden Moment das Trommelfell platzen. Zwanzig Schritte später war der Gang unverhofft vor einer wuchtigen Holztür zu Ende. Der Lärm, der immer unerträglicher wurde, kam aus dem Teil des Hauses, der hinter der Tür lag.

Die Tür war nicht abgeschlossen, und als ich sie vorsichtig öffnete, schwang sie lautlos nach innen. Wir traten hindurch, dann schob ich einen schweren Brokatvorhang, der uns die Sicht nach vorn verdeckte, zur Seite, und erstarrte.

Vor uns lag ein sechseckiger Saal, der von rotgelb brennenden Fackeln erleuchtet wurde, die zu Hunderten in schmiedeeisernen Wandhalterungen steckten. Zur rechten Seite stand ein Thron, der mit kostbaren Steinen und edlen Stoffen und Fellen verziert war. Darauf saß einer fetten Kröte gleich ein unglaublich dicker und ziemlich kleiner Mann. Eigentlich sah er in seiner kurzen, nachtschwarzen Kutte lächerlich aus, wären da nicht seine Augen gewesen, in denen ein unirdisches schwarzes Feuer glühte.

Dieser Gnom war bestimmt Karnak.

Auf seinem Kopf thronte ein unscheinbarer Helm, der mit mystischen

Symbolen verziert war. Das musste der Heggenhelm sein, eines der göttlichen Artefakte unseres Volkes.

Warte nur, dachte ich grimmig, lange gehört dir der Helm nicht mehr.

Neben Karnak drosch ein großer, nicht minder fetter Glatzkopf mit einem mannsgroßen Schlegel wie ein Verrückter auf einen silbernen Gong ein. Um den Thron herum standen auf dem Boden sternförmig aufgestellt flache Schalen mit brennendem Öl. Psapiester in schwarzen und scharlachroten Kutten knieten auf den nackten Fliesen.

Es musste fast ein Dutzend sein. Manche von ihnen sangen, wieder andere leierten irgendwelche alten Gebete und Beschwörungen herunter. Aber eines hatten sie dabei alle gemeinsam, sie wurden immer lauter.

Vor all den Menschen, etwa in der Mitte des riesigen Raumes, tanzten drei bucklige, zwergenhafte Geschöpfe um einen rechteckigen Stein-klotz, der offensichtlich als Altar diente. Diese Wesen sahen genauso aus wie jene Kreatur, der ich vorhin in der Küche den Kopf von den Schultern geschlagen hatte. Kaum drei Fuß groß, mit einem Körper, der wie eine Mischung aus Affe und Fledermaus wirkte, und einem Schädel, der menschliche Züge besaß. Mit grotesken Sprüngen hüpften sie geifernd und kreischend um den Altar.

Es war ein Bild wie aus einem Tollhaus.

Auf dem steinernen Klotz, an dessen Längsseite überall das Antlitz des Hundegottes der Psa eingemeißelt war, lag ein schlankes Mädchen. Ihr nackter Körper war mit Lederriemen auf den Altar gebunden, ihre Augen weit aufgerissen und in ihrem verzerrten Gesicht waren der Schrecken und das Entsetzen eines ganzen Universums zu erkennen.

Das Mädchen war Sina.

Berserkerwut erfüllte mich, mein Schwert begann zu glühen und aus meiner Kehle kam ein dumpfes Knurren. Noch waren wir unentdeckt, denn alle, ob Menschen oder diese geflügelten Kreaturen, waren solchermaßen in ihr Ritual vertieft, welches offensichtlich seinem Höhepunkt entgegen strebte, dass sie ihrer Umgebung keinerlei Aufmerksamkeit schenkten.

»Was hast du vor?«, flüsterte Talin ängstlich.

Später erzählte sie mir, dass ich mit meinem vor Wut verzerrten Ge-

sicht, den blitzenden Zähnen und den blutunterlaufenen Augen in diesem Moment mindestens genauso schrecklich ausgesehen hatte wie jene geifernden Wesen, die um den Altar tanzten.

»Ich werde dieser Zeremonie ein Ende bereiten. Bei Hela und Belen, heute ist ein guter Tag zum Sterben.«

Alle waren so sehr mit Beten, Singen und Tanzen beschäftigt, dass uns immer noch niemand entdeckt hatte. Karnak saß aufgeregt auf seinem Thron und starre das nackte Mädchen auf dem Altar aus lüsternen Augen an. Als er sich dann genüsslich über die Lippen leckte und sich mit seiner Hand zwischen die Beine griff, explodierte ich fast vor Wut.

Ich sprang vor und trat mit den Füßen nach den Feuerschalen am Boden. Erst jetzt wurde ich entdeckt, aber da war es bereits zu spät. Brüllend stoben die Priester auseinander, während das brennende Öl ihre Kutten erfasste und etliche von ihnen in lebende Fackeln verwandelte. Talin sprang neben mich und schleuderte weitere der brennenden Schalen zwischen die Priester und machte dadurch die Verwirrung komplett. Niemand dachte in diesen Momenten daran, uns gefangen zu nehmen oder gar zu töten. Unzählige Priester wälzten sich brennend und schreiend am Boden, während andere mit Wandteppichen und Decken versuchten, die Flammen zu löschen. Die dämonischen Kreaturen am Altar hüpften und kreischten wie verrückt, kamen aber nicht näher.

Ich konnte mich auch nicht weiter um sie kümmern, denn aus den Augenwinkeln heraus bemerkte ich, wie der fette Glatzkopf am Gong mit seinem Schlegel auf mich losging.

Der Kerl konnte einem fast leid tun, denn er hatte nicht die geringste Chance gegen meine Berserkerwut und mein magisches Schwert. Seine Angriffsversuche wirkten unbeholfen und lächerlich. Schon mit dem ersten Schlag schmetterte ich ihm seinen Schlegel aus der Hand, der zweite Hieb warf ihn sterbend vor den Thron Karnaks. Dieser aber hatte seinen Platz verlassen und rannte schreiend auf den Altar zu.

Ich konnte ihn nicht verfolgen, weil sich in der Zwischenzeit drei Psapriester aus dem Chaos gelöst hatten und mit Krummdolchen bewaffnet auf uns zukamen.

Zwei auf mich und einer auf Talin.

Der Kampf um den Heggenhelm

Ich wirbelte mit dem Schwert in der Hand herum.

Aber das Mädchen war bereits wieder Herr der Lage. Wie eine Wildkatze war Talin auf den Angreifer in der schwarzen Kutte zugesprungen und hatte ihm mit aller Kraft das Knie zwischen die Beine gerammt. Während der Priester mit hervorquellenden Augen keuchend zu Boden sank, schnappte sie sich jenen Schlegel, mit dem Augenblicke zuvor noch der fette Glatzkopf wie ein Verrückter auf den silbernen Gong eingeschlagen hatte, und knallte ihm das Ding direkt auf die Stirn. Der Kuttenträger gab einen ächzenden Laut von sich und kippte einfach zur Seite.

Ich zuckte zusammen, als hätte mich der Schlegel getroffen.

Bei allen Göttern, was für einen Brummschädel würde den Mann wohl erwarten, wenn er wieder zu sich kam?

Bevor ich mir darüber aber weiter den Kopf zerbrechen konnte, geriet ich selber in Schwierigkeiten. Ich bekam es nämlich gleich mit zwei messerschwingenden Angreifern zu tun. Einer kam von links, einer von rechts und so unterschiedlich sie auch an Größe und Gestalt waren, hatten sie beide doch eines gemeinsam. Ihre Gesichter waren vor Hass und Wut förmlich entstellt und in ihren blitzenden Augen lag die pure Lust am Töten.

Als der Größere der beiden mit einem schrillen Schrei auf mich zusprang, sauste mein Schwert herab und schickte den Psapriester mit abgetrenntem Messerarm zu Boden.

Ich wirbelte herum und entging dem Tod in Gestalt einer blitzenden Klinge nur um Haaresbreite. Der zweite Angreifer hatte mich beinahe überrumpelt. Die Spitze seiner Waffe durchschnitt den Stoff meines Leinenhemdes und ritzte mir den Oberarm bis fast zur Schulter auf. Innerhalb eines Atemzuges war mein Ärmel voller Blut.

Mit einem wütenden Knurren riss ich das Schwert hoch. Die Klinge drang durch die nachtschwarze Kutte in die Brust des Priesters und sein Blut schoss mit einem wahren Schwall aus der Schwertwunde. Der Psa zuckte zusammen und sank schließlich mit gebrochenen Augen zu Boden.

Tödliche Wut erfüllte mich, den Berserker in mir dürstete es nach weiterem Blut. Entschlossen hob ich wieder meine bluttriefende Klinge, doch der Kampf war längst entschieden. Eine beinahe gespenstische

Stille hatte sich jetzt über den Saal gelegt. Statt Gebete und dämonischer Gesänge hallte jetzt das schmerzerfüllte Wimmern der Psa, die meinen Feuerangriff schwer verletzt überlebt hatten, durch den Raum. Die Luft war erfüllt vom Geruch nach Blut, Feuer und Tod und dem entsetzlichen Gestank von verbranntem Menschenfleisch. Von Karnak und den geflügelten Dämonen war ebenso wenig zu sehen wie von Sina. Der Altar war leer, bis auf ein paar durchschnittene Lederstricke. Außerdem waren vier der Psapriester ebenfalls entkommen, denn ich zählte nur acht von ihnen, die entweder tot oder schwer verletzt rings um mich herum auf dem Boden lagen.

»Du blutest ja«, sagte Talin plötzlich in die Stille hinein.

Bevor ich aber antworten konnte, ertönte links von mir ein unterdrücktes Stöhnen.

Er war klein, hatte ein schmales, fältiges Gesicht und eine riesige Hakkennase, die beinahe so groß war wie eine Männerhand. Erst als er sich mühsam aufrichtete und dabei jammernd seinen Schädel betastete, wusste ich wieder, wo ich ihn zuordnen musste.

Der Kerl war jener Psapriester, dem Talin zwischen die Beine getreten hatte, um ihm anschließend den Gongschlegel aufs Hirn zu knallen. Bevor der Bursche wusste, wie ihm geschah, war ich heran, packte ihn am Kragen seiner Kutte und hielt ihm mein blutbeflecktes Schwert vor die Augen.

»Wohin sind sie geflohen?«, herrschte ich ihn an.

»Wer ... wie«, stammelte der Priester irritiert und seine Blicke flogen angstvoll zwischen mir und Talin hin und her.

»Wo steckt Karnak jetzt? Rede, oder bei den Göttern, ich werde dir ...«

Den Rest meiner Drohung konnte ich mir sparen, denn dieser Bursche hier entsprach so gar nicht dem Bild, das man sich ansonsten von einem Psapriester machte. Er war weder fanatisch noch von dem Gedanken beseelt, jeden Andersdenkenden zu töten, noch wurde er von irgendwelchen Dämonen oder dunkler Magie beherrscht. Der kleine Kerl hatte einfach Angst und deshalb sprudelten ihm die Worte geradezu wie ein Wasserfall über die Lippen.

Der Mann redete förmlich um sein Leben.

»Sie sind zu den Höhlen geflohen, bestimmt, denn dort wagt sich kein Sterblicher hin.«

»Von was für Höhlen sprichst du?«

»Von denen des Mamanti. Die ganze Stadt ist unterhöhlt von unterirdischen Gängen und Kammern, in denen der Mamanti mit seinen Kindern lebt. Ja, bestimmt sind sie da, nur dort kann Karnak das Ritual ungestört vollenden.«

»Wer oder was zum Teufel ist Mamanti?«, wollte Talin wissen.

Ich ließ das Schwert sinken und musterte den Priester eindringlich.

»Rede!«, zischte ich, obwohl ich die Antwort bereits zu kennen glaubte.

Der Mamanti war mit Sicherheit niemand anderer als jener Dämon, dessen steinernes Abbild überall in der verbotenen Stadt zu sehen war und seine Kinder demnach die Kreaturen, die um den Altar herum getanzt hatten. Eine innere Stimme sagte mir, dass ich diesem Mann besser nicht davon erzählen sollte, dass ich eben solch ein Wesen erst vor Kurzem in der Küche des Hauses erschlagen hatte.

Also nickte ich und forderte ihn erneut auf zu reden.

Kurze Zeit später wussten wir alles über die verbotene Stadt, Karnak und Mamanti.

Einst, als der Kampf zwischen den Göttern des Lichts und den Mächten der Dunkelheit noch längst nicht entschieden war, wurden der Mamanti und seine Brut durch die heiligen Artefakte des N'de-Volkes unter die Erde verbannt. Nur das Blut einer Frau, die am selben Tag wie jener der Verbannung geboren war, und durch die Zerstörung eines unserer Artefakte konnte dieser Dämon wieder zum Leben erweckt werden. Karnak hatte von der Legende gehört und setzte in seiner Machtgier nun alles daran, diese Kreatur wieder zu beleben. Er erging sich in der falschen Hoffnung, Mamanti würde ihm als Dank dafür dienen. Für dieses Ziel war er sogar eine Allianz mit den Psa eingegangen. Was er aber nicht wusste, war die Tatsache, dass er für die Psa nur Mittel zum Zweck war. Sie wollten die Weltherrschaft und dazu benötigten sie jede nur erdenkliche Verstärkung, selbst die der Dämonen der Dunkelheit.

Ich erschauerte.

Wenn es mir also nicht gelang, das Hochzeitsritual Karnaks zu unterbrechen und den Heggenhelm, jenes Artefakt, in dessen Besitz der mächtgierige Gnom war, zu erobern, dann war es schlecht um die Zukunft dieser Welt bestellt, und natürlich auch um die meine.

»Wo geht es zu diesen Höhlen?«

Der Priester deutete auf eine der Türen rechts von uns.

»Gut, du gehst voran. Du wirst uns führen!«

Als der Psa entsetzt mit dem Kopf schüttelte, klopfte ich ihm kurz mit dem Schwert gegen die Rippen. Danach hatten wir Mühe ihm zu folgen.

Vorsichtig öffnete Talin die Tür, während ich mit gezogenem Schwert den vor Angst schlotternden Priester beobachtete. Mit einem knirschenden Geräusch schwang die Tür nach innen und gab uns den Blick frei auf einen schmalen, von Fackeln erhellen Gang. Aber anders als die Gänge im Haus, die aus Fliesen oder Steinplatten bestanden, war dieser nur eine Röhre, die mitten durch das Erdreich getrieben war. Hin und wieder stützten schwere Balken die Decke. Modrige Luft schlug uns entgegen, als wir weiterliefen, und immer wieder flohen quiekend ein paar Ratten vor unseren Stiefeln.

Keiner gab einen Laut von sich.

War es bei mir die Vorsicht, nicht durch ein unachtsames Geräusch vorzeitig entdeckt zu werden, war es bei Talin und dem Psa die Furcht vor dem, was uns wohl am Ende des Ganges erwarten würde.

Ich blickte mich ständig um.

Immer wieder sah ich vor uns im flackernden Schein der Pechfackeln schwarze Schatten den Gang entlang huschen. Außerdem wurde die Luft mit jedem weiteren Schritt immer wärmer und der Modergeruch stärker.

»Wie weit noch, Priester?«, knurrte ich den Psa an, nachdem wir mindestens schon hundert Schritte hinter uns gebracht hatten. »Wir müssten inzwischen doch schon unter dem Haus durchmarschiert sein und uns irgendwo im Innern des Hügels befinden.«

»Habt Geduld, wir haben das Haus noch nicht einmal zur Hälfte durchwandert. Das ganze Gebäude misst wenigstens tausend Schritte im Durchmesser, auch wenn es von außen nicht so aussieht. Um die gesamte Höhlenwelt des Mamanti zu durchschreiten, bedarf es sogar mindestens drei Tage.«

Ich schwieg, bis wir das Ende des Ganges erreicht hatten. Dort verharrte ich, bereit, jederzeit mit meinem Schwert zuzuschlagen. Denn ab

hier gab es nur noch eine schmale Treppe, die steil nach unten führte. Das Ganze war nur spärlich beleuchtet. Ein schwacher, rötlicher Lichtschein, der vom Ende der Treppe kam, war die einzige Lichtquelle und außerdem wurde der Gestank von Fäulnis und Moder immer stärker.

»Wo führt diese Treppe hin?«

Der Psa duckte sich unter meinem scharfen Blick und senkte den Kopf.

»Die Kinder des Mamanti werden mich in Stücke reißen, wenn ich jetzt weitergehe.«

»Und wenn du stehen bleibst, hackt dich mein Schwert in Stücke. Du hast also die Wahl.«

Eigentlich tat mir der Kerl irgendwie leid. Aber ich konnte nicht anders. Zuviel stand auf dem Spiel, angefangen von Sinas Leben bis hin über das Schicksal meines Volkes. Ich war fest entschlossen, Karnak mitsamt seinem Dämon zu vernichten. Ich musste den Kampf um den Heggenhelm gewinnen, denn irgendetwas tief in meinem Innern sagte mir, dass dies ein Teil meiner Prophezeiung war.

Talin nickte mir aufmunternd zu, als ich den Psa mit einem Fußtritt die Treppe hinunter beförderte.

»Endlich ein Kerl, der weiß, was er will. Ich liebe dich, Thorak!«

Mein Kopf ruckte herum. Aber bevor ich darauf etwas erwidern konnte, drang vom Ende der Treppe ein beinahe wahnwitziges Gebrüll an unsere Ohren.

Der Fluch des Mamanti

Das Brüllen wurde lauter und im nächsten Moment schoss eine dunkle Gestalt wie eine angreifende Schlange auf mich zu. Krallen hackten nach mir, schlitzten mein Hemd auf und zogen eine blutige Spur über meine Brust.

Mit einem wilden Fluch stieß ich mein Schwert nach vorne, während hinter mir Talin gellend zu schreien begann. Der unbekannte Angreifer war eines jener Wesen, die vorhin noch geifernd um den Altar getanzt hatten. Drei, höchstens vier Fuß groß, mit dem behaarten Körper eines Affen und mit ledernen, fledermausähnlichen Schwingen anstelle von Armen. Der kantige Schädel mit der niedrigen Stirn und der von Reißzähnen besetzte Schlund verliehen dem Geschöpf ein furchterregendes

Aussehen, dennoch besaß diese Fratze irgendwie menschliche Züge. Davon zeugte auch der Stofffetzen, den sich das Wesen um den Unterleib gewickelt hatte.

Ich kannte kein Tier auf dieser Welt, das seine Scham bedeckt hielt.

Die Kreatur hüpfte wie ein flugunfähiger Vogel vor mir auf und ab, während ihre krallenbewehrten Füße wie Messerklingen über den Steinboden der Treppe scharrten. Die Bestie kreischte schmerzerfüllt auf, weil sie mit ihren schwerfällig anmutenden Bewegungen meinen wilden Schwertstößen kaum ausweichen konnte. Trotz des diffusen Lichtscheins konnte ich deutlich erkennen, wie dieses Wesen aus mehreren Wunden blutete.

Eine kurze Zeit lang umkreisten wir uns noch stumm auf der schmalen Treppe. Mal hüpfte ich auf und ab, duckte mich und sprang dann wieder zurück, um seinen Krallen zu entgehen, mal versuchte er mit beinahe grotesk anmutenden Bewegungen, der Schärfe meiner Klinge zu entgehen. Dann hatte ich genug von dem Herumtändeln und ging selber zum Angriff über. Wie ein Tier sprang ich meinem Feind entgegen und stieß ihm mein Schwert tief in die Brust.

Die Klinge drang ihm fast bis zum Griff in den Leib und mit einem schrillen Laut ging das Wesen zu Boden. Dann lag es still auf den Stufen.

Ohne lange nachzudenken, packte ich Talin bei der Hand und lief die Treppe hinunter. Ich hatte keine Ahnung, was mich am Ende der Stufen erwarten mochte.

Ich war nur noch von einem einzigen Gedanken beherrscht.

Ich musste Sina retten!

Gegen Ende der Treppe wurde die Luft immer modriger und der Gestank nach Fäulnis und Verwesung so stark und beißend, dass meine Augen zu trünen begannen. Ich atmete mit offenem Mund und jeder Atemzug brannte wie ätzende Säure in meinem Hals. Talin erging es nicht besser. Sie würgte und war nahe daran sich zu übergeben. Aber als wir das Ende der Treppe erreicht hatten, von wo aus wir in eine kreisrunde Höhle kamen, ließ uns der Anblick, welcher sich nun unseren Augen bot, alles andere vergessen.

Wir waren mitten in einem Albtraum gelandet.

Die Höhle bestand aus einem riesigen, kuppelartigen Raum. Etwa in der Mitte gab es einen mannshohen Stein, vor dem jetzt Karnak kniete. Zu seiner Rechten lag der schlaffe Körper einer offensichtlich bewusstlosen Frau, die niemand anderes als Sina war.

Gleich zu unserer Linken kauerten die letzten beiden der geflügelten Affenwesen auf dem Boden und bohrten in wilder Raserei ihre Zähne immer wieder in den Leib jenes unglücklichen Psapriesters, der uns bis hierher geführt hatte. Ihr Schmatzen und Schlingen klang beinahe schmerhaft in meinen Ohren. Aber all diese Eindrücke verblassten so schnell, wie ich sie registriert hatte angesichts jener Kreatur, die auf dem dunklen Stein thronte.

Diese gigantische, affenähnliche Gestalt mit ihrem riesigen haarigen Körper und den fledermausähnlichen Schwingen konnte niemand anderes als der Mamanti sein. Ein flatternder, geifernder Dämon, der letzte einer uralten Rasse, die schon über die Erde wandelte, als die Ursprünge der Menschheit noch im Uferschlamm der Meere lagen. Sein missgestalteter Schädel mit dem breitflächigen Gesicht und den dunklen, glühenden Augen wiegte hin und her, während Karnak irgendwelche Beschwörungen an ihn richtete. Ich verstand kein einziges Wort, aber aus seinen Gesten konnte ich herauslesen, dass dieser Gnom vorhatte, Sina dem Dämon zu opfern.

Zu mehr blieb keine Zeit, denn im nächsten Moment überschlugen sich die Ereignisse.

Im Angesicht der Dämonenbrut begann mein Schwert förmlich zu glühen. Ein unwirkliches Licht aus eisigem Blau und intensivem Rot gleich glühender Lava erhellt die Höhle. Mit grässlichen Lauten ließen die beiden menschenfressenden Dämonen sofort von dem toten Priester ab und griffen mich an.

Ihre geifernden Fänge blitzten im magischen Licht meiner Waffe, als sie im geduckten Lauf heranjagten. Trotz meiner Berserkerwut zielte ich genau und kein Schwerthieb verfehlte das Ziel. Eine Kreatur wand sich mit durchbohrtem Leib zuckend über den Boden, die andere sank mit aufgeschlitzter Kehle einfach zur Seite. Ohne zu überlegen sprang ich im Kampfrausch mit einem weiten Satz auf Karnak und den Mamanti zu. Beide waren so tief in irgendein grausames Ritual vertieft, dass sie mich erst wahrnahmen, als ich unmittelbar vor ihnen stand.

Mit einem wilden Schrei unterbrach Karnak seine unheimlich klingenden Beschwörungsformeln und riss ein glänzendes Kurzschwert aus

dem Gürtel. Fluchend rief er die alten Götter der N'de um Hilfe, während er mit seiner Waffe wie ein Wahnsinniger auf mich einschlug.

»Stirb, du Sohn einer Kröte«, kreischte er, während er seine Klinge immer schneller mit der meinen kreuzte.

Aber mir war auf meinem Weg von Eislanden bis hierher in den Süden von mehreren Lehrmeistern der Umgang mit der Waffe gezeigt worden. Deshalb parierte ich seine wütenden Hiebe beinahe mühelos. Bei jedem Schlag sprühten Funken, wenn sich unsere Klingen klirrend trafen. Mit funkeln den Augen und hassverzerrtem Gesicht versuchte der Gnom, mit einer Finte meine Deckung zu durchbrechen. Aber ich war auf der Hut und im Gegenzug gelang es mir, Karnak das Schwert in die Seite zu stoßen.

Der Gnom ließ die Waffe fallen und presste seine Rechte auf die Wunde. Blut quoll durch seine Finger. Ächzend ging Karnak in die Knie.

»Dein Sieg wird dir nichts nützen, das Ritual ist fast vollbracht. Das Blut des Mädchens wird Mamanti zum Leben erwecken und durch ihn werde ich unsterblich werden.«

Er spuckte mir die Worte förmlich entgegen, so groß waren seine Wut und sein Hass.

Ich hielt ihm mein Schwert entgegen, das inzwischen wie eine Fackel glühte.

»Du irrst dich, du verdammter Dämonendiener. Gegen das Schwert unserer Götter kann selbst der Mamanti nicht siegen.«

Karnak war nun völlig außer sich. »Für diese Blasphemie wird er dich zertreten wie einen Wurm.«

Statt einer Antwort hielt ich dem geflügelten Dämon mein Schwert entgegen. Ich wusste in der Zwischenzeit um die Macht der magischen Klinge und tatsächlich, beim Anblick der Klinge begann die Kreatur zu schreien.

Die geflügelte Bestie erhob die Arme, als wolle sie einen unsichtbaren Angriff abwehren und taumelte zurück. Ich spürte, dass ich hier eine Entscheidung erzwingen konnte. Der Mamanti wand sich unter Qualen und sein schrilles Geschrei gellte in meinen Ohren. Ich war kurz vor einem triumphalen Sieg über die Psa und ihre dunkle Dämonenbrut.

Aber wie gesagt, ich war, denn ich hatte Karnak vergessen.

Während ich *Gleichmacher* dem Dämon entgegen reckte, erkannte

Karnak, dass ich hier eine Waffe besaß, die ihrer dunklen Magie nicht nur ebenbürtig war, sondern die ihre gesamten Pläne vernichten konnte. Trotz seiner schweren Verletzung stürzte er sich auf mich.

Benommen von Magie und dem sicheren Gefühl des Sieges traf mich der Aufprall Karnaks fast unvorbereitet. Erst, als sein Schwert meinen Oberarm durchbohrte und Blut meinen Ärmel füllte, reagierte ich. Eigentlich zu spät, aber da gab es ja noch Talin. Der Fußtritt meiner Gefährtin warf den Gnom wie einen alten Lumpen gegen den dunklen Stein Mamantis, wo er mit gebrochenen Augen liegen blieb.

Erst jetzt war Karnak endgültig tot, dennoch musste ich hilflos mit ansehen, wie die geflügelte Bestie nach Sina griff und mit unvorstellbarer Schnelligkeit der Höhlendecke entgegen flatterte.

Dorthin, wo zwischen brüchigem Felsgestein eine schmale Öffnung sichtbar war.

Wenn Frauen hassen

Meine Wut war grenzenlos.

Zur Untätigkeit verdammt musste ich mit ansehen, wie die geflügelte Bestie höher und höher stieg, bis sie schließlich mitsamt ihrer Beute durch ein Loch in der Höhlendecke hinaus ins Freie entschwand. Ich weiß nicht, wie lange ich diesem Dämon nachgestarrt hatte, aber als mir Talin irgendwann ihre Hand auf die Schulter legte, konnte ich kaum noch den Kopf drehen. Resignierend blickte ich zu Boden.

»Mach dir keine Vorwürfe, du hast getan, was in deiner Macht stand.«

»Trotzdem habe ich versagt«, entgegnete ich leise.

»Aber nur wenn du weiterhin hier herumstehst«, versuchte mich das Mädchen aufzumuntern.

»Was ist plötzlich los mit dir? So mut- und kraftlos kenne ich dich ja gar nicht. Wo ist denn jener Thorak geblieben, der mit seinem magischen Schwert selbst Göttern trotzte?«

Bei ihren letzten Worten zuckte ich unwillkürlich zusammen. Ich hatte plötzlich das Gefühl, als hätte Talin damit in meinem Innersten einen

Hebel umgelegt. Magie, ja natürlich, das war es, schoss es mir durch den Kopf. Mit wenigen Schritten war ich bei Karnak. Ich schob meine Stiefelspitze unter den schlaffen Körper des Gnoms und drehte ihn mit einem Ruck zur Seite. Als mein Blick auf sein Gesicht fiel, hatte ich einen Moment lang das Gefühl, als starnten mich seine leblosen Augen anklagend an. Aber dann schüttelte ich den Kopf und riss ihm mit einem kurzen Ruck den Helm vom Schädel.

Obwohl er angeblich göttlichen Ursprungs war und man ihm magische Kräfte nachsagte, sah er überhaupt nicht beeindruckend aus. Der eigentliche Helm bestand aus Eisen, darüber verlief eine einfache bronzen Zier, die zu einem hochgezogenen Augenbrauenschutz führte und schließlich in einer schnabelförmigen Spitze zum Schutz der Nase endete. Das Ganze war mit seltsamen mystischen Symbolen verziert und sah ziemlich verbeult und fleckig aus.

Achselzuckend drückte ich den Helm auf mein Haupt.

Im selben Moment begann mein Schwert abermals zu glühen und vor meinem inneren Auge zogen Bilder vorbei, wie sie klarer nicht hätten sein können.

Ich sah den Mamanti und ich sah, wie er Sina in seinen schwarzen Krallen hielt. Ich erkannte, wie er sie östlich der Stadt zwischen die Ruinen eines Tempels legte und danach wie ein Betrunkener umhertauamelte. Die Anwesenheit meines magischen Schwertes hatte den Dämon sichtlich geschwächt. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, woher ich dieses Wissen bekommen hatte, aber ich spürte instinktiv, dass es der Wahrheit entsprach. Für einen Augenblick schloss ich die Augen, und als ich sie wieder öffnete, waren die Bilder zwar verschwunden, aber ich wusste nun, was ich zu tun hatte. Entschlossen fasste ich nach Talins Hand und hetzte die Treppe hoch.

»Was ist denn jetzt wieder los?«, keuchte das Mädchen, als sie bereits kurze Zeit später kaum noch mit mir Schritt halten konnte.

»Komm einfach mit«, knurrte ich einsilbig und rannte unbeirrt weiter. Dabei nahm ich gleich zwei Stufen auf einmal.

Wir flogen regelrecht durch das unterirdische Gewölbe, hasteten durch die Gänge in Karnaks Haus und gelangten nach kurzer Zeit wieder ins Freie. Keuchend blieben wir vor dem Haus stehen. Talin hatte

beide Hände auf ihre Seiten gelegt, sich vornüber gebeugt und japste dabei wie ein Fisch auf dem Trockenen.

»Könntest ... könntest du mir vielleicht erklären, was das Ganze soll?«, fragte sie schließlich atemlos und warf mir dabei einen Blick zu, der mit Sicherheit sogar ein hell aufloderndes Feuer in Eis verwandelt hätte. »Was zum Teufel hast du vor?«

»Ich weiß, wo Sina und der Dämon sind. Los, komm mit. Diesmal entkommt er uns nicht.«

Talins Blick wurde zusehends eisiger. »Das Mädchen bedeutet dir wohl recht viel?«, fragte sie schnippisch.

»Wie meinst du das?«

»Du riskierst so einiges für sie. Also, was steckt dahinter, liebst du sie?«

Für einen Augenblick blitzten Talins Augen auf und im nächsten Moment wollte ich mein Schwert darauf verwetten, wenn da nicht Eifersucht mit im Spiel war.

Bei allen Göttern, ich war auf der Suche nach den heiligen Artefakten meines Volkes, um damit unser Land vom Joch der dunklen Magie zu befreien, und meine Gefährtin hatte nichts Besseres zu tun, als die Eingeschnappte zu spielen. Sicher empfand ich für beide etwas, aber im Moment zählten nicht irgendwelche Liebesgefühle, sondern die Tatsache, dass wir hier ums nackte Überleben kämpften.

»Denk, was du willst«, knurrte ich ärgerlich. »Ich jedenfalls werde nicht tatenlos zusehen, wie diese geflügelte Bestie weiterhin ihr Unwesen treibt.«

Abrupt drehte ich mich um und lief auf die Ruinen der Tempelanlage zu, die keine zwei Pfeilschussweiten von Karnaks Haus entfernt auf einem lang gestreckten Hügelrücken lagen. Ich hatte etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ich hinter mir Schritte hörte. Ich drehte den Kopf, nickte Talin zu und hatte danach Mühe ein Grinsen zu unterdrücken. Weiber, schoss es mir durch den Kopf, soll einer aus ihnen schlau werden.

Kurze Zeit später erreichten wir die eingestürzten Tempelanlagen.

Überall standen Mauerreste, dazwischen lagen breite, mit Moos überwucherte Steinplatten und da und dort ragten geborstene Säulen in den Himmel. Eine seltsame Stille lag über den Ruinen, aber ich ließ mich dadurch nicht aufhalten.

So schnell ich konnte, rannte ich auf einen gewaltigen Steinblock zu,

der in der Mitte des Tempels stand. Vor seiner vom Wind und vom Zahn der Zeit zerfressenen Vorderseite lag reglos der nackte Körper von Sina.

Ihre Augen waren geschlossen, aber ich konnte deutlich sehen, wie sich ihr Busen in langsamem Atemzügen hob und senkte. Offensichtlich war sie immer noch bewusstlos. Rasch blickte ich mich um, aber es war niemand zu sehen. Dann sprang ich vorwärts, warf mir die schlaffe Gestalt Sinas über die Schultern und lief in Richtung verbotene Stadt.

»Na, hast du jetzt endlich bekommen, was du wolltest?«

Talins Augen blitzten verärgert, während sie auf dem Weg in die Stadt keinen Schritt von meiner Seite wichen. Ich antwortete nicht, denn in diesem Moment konnte jedes Wort ein falsches Wort sein.

Als wir das Osttor der verbotenen Stadt erreicht hatten, bemerkte ich, dass die Flügel des wuchtigen Holztores weit offen standen, aber keine Menschenseele zu sehen war. Ich klopfe mit dem Schwertgriff an das Tor, doch außer einem hohlen Echo bekam ich keine Antwort.

»Was ist denn hier los? Die Stadt wirkt ja wie ausgestorben«, wispernte Talin leise.

»Weiß der Teufel«, brummte ich. »Mir soll es jedenfalls recht sein. So kommen wir wenigstens in die Stadt, ohne groß aufzufallen. Los, weiter.«

»Was hast du vor?«

»Wir brauchen Pferde, wenn wir von hier verschwinden wollen, außerdem Proviant, Wasser und für Sina etwas zum Anziehen.«

»Und wo sollen wir das hernehmen?«

Ich grinste wissend. »Ich sage nur Massas. Ich hoffe bloß, dass der Dicke nicht auch schon die Stadt verlassen hat, denn so, wie es aussieht, lebt hier kein Mensch mehr.«

»Und womit willst du das alles bezahlen?«, erkundigte sich Talin. »Meinem Wissen nach besitzt du nur noch eine Handvoll Kupfermünzen. Das reicht vielleicht, um etwas Brot oder einen Schlauch Wein zu kaufen, aber nicht für das, was du vorhast.«

Mein Grinsen wurde breiter. »Massas hat erst neulich erzählt, dass er gerne etwas von Karnaks goldenem Geschirr hätte.«

»Und?«

Statt einer Antwort zog ich lachend einen Teller und zwei kostbar verzierte Becher aus meiner Hemdbluse. »Habe ich zufällig entdeckt, als ich in der Küche eine der geflügelten Bestien erschlug.«

Hätte ich ein Lächeln erwartet, so wäre ich in diesem Moment bitter enttäuscht gewesen. Stattdessen vermeinte ich kurz, einen Anflug von Hass in Talins Gesicht zu erkennen.

Bei allen Göttern, seit ich Sina wieder gefunden hatte, war das Mädchen wie ausgewechselt. Aber bevor ich mir den Kopf weiter über diesen Zustand zerbrechen konnte, begann Sina plötzlich zu stöhnen, glitt von meiner Schulter und kam taumelnd auf die Füße.

Sklave der Dämonen

Die Tatsache, dass sie vollkommen nackt vor uns stand, schien Sina nicht im Geringsten zu stören. Sie lächelte rätselhaft und richtete sich mit der Geschmeidigkeit einer Raubkatze auf.

Es fiel mir schwer, meine Augen von ihren Brüsten und ihrem schlanken Körper zu nehmen. Als mein Blick dann auf das schwarz gelockte Dreieck zwischen ihren wohlgeformten Schenkeln fiel, war es beinahe um mich geschehen.

Bevor ich aber endgültig in die dunklen Pfründe der Fleischeslust und meiner eigenen Geilheit versinken konnte, brachte mich ein geradezu mörderischer Tritt gegen mein Schienbein unvermittelt wieder in die Wirklichkeit zurück.

Der Schmerz raubte mir den Atem und trieb mir förmlich das Wasser in die Augen.

Bevor Talin ein zweites Mal zutreten konnte, wich ich humpelnd zur Seite aus.

»Bist du verrückt geworden?«, keuchte ich atemlos.

»Das gerade nicht«, keifte sie giftig zurück. »Dafür scheinst du aber blind geworden zu sein. Siehst du nicht, was mit ihr los ist?«

Ich schüttelte bestürzt den Kopf. Erst jetzt schien sich mein Blick zu klären und ich zuckte regelrecht zusammen. Irgendetwas stimmte hier tatsächlich nicht.

Aus einem schüchternen,dürren Mädchen namens Sina schien nach unserem Wiedersehen ein Weib geworden zu sein, das sich durchaus ihrer Wirkung auf die Männerwelt bewusst war. Stumm drückte sie sich

jetzt an mich und legte ihre zerbrechlich wirkenden Arme um meine Schultern. Sie presste ihren nackten Leib gegen meine Schenkel und starre mich aus funkeln den Augen an, während mir der Duft ihres weichen Körpers in die Nase stieg.

Beinahe wäre ich der Verlockung ihres Leibes erlegen, aber nur beinahe, denn Talins Tritt öffnete mir, wenn auch auf schmerzhafte Art und Weise, gerade noch rechtzeitig die Augen.

Deutlich erkannte ich Sinas wirkliches Gesicht.

Innerhalb eines Atemzuges wurde aus dem maskenhaften Antlitz eines scheinbar unschuldigen Mädchens eine schlitzäugige Fratze mit aufgeworfenen Lippen und einem raubtierhaften Gebiss. Ihre dunklen Augen blitzen auf, als sie fauchend versuchte, mir die Zähne in den Hals zu schlagen.

Nur durch eine rasche Seitwärtsbewegung entging ich ihrem zuschnappenden Kiefer.

Bei allen Göttern, wer oder was hatte sich Sinas bemächtigt?

Ich sollte es nie erfahren.

Noch während ich hastig einen Schritt nach hinten sprang, zuckte Talins Rechte vor. Ein Krummdolch blitzte in ihrer Hand auf, und bevor ich noch reagieren konnte, bohrte sich der blanke Stahl in die weiße Haut von Sinas Brust.

Ich wollte aufschreien, aber nacktes Grauen verschloss meine Lippen.

Das, was Sina einst gewesen war, verwandelte sich vor meinen Augen von einem Moment zum anderen in einen grauen Aschehaufen, in dessen Mitte ein schmuckloser Krummdolch lag.

Talins Dolch!

Aber damit war das Grauen noch längst nicht zu Ende.

Aus den Überresten von dem, was einstmais Sina gewesen war, stieg eine milchig weiße Wolke empor, deren Umrisse deutlich die Gestalt des Mamanti nachbildeten. Mit einem Fauchen und Sirren, das beinahe mein Trommelfell zum Platzen brachte, schoss das Wolkengebilde gen Himmel, wo es in der Luft wie Feuerrauch zerfaserte.

Ungläubig musterte ich Talin.

»Seit wann hast du davon gewusst?«

Das Mädchen lächelte ironisch. »Seit ich gesehen hatte, wie sie die

Augen aufschlug und dich ansah. Ich habe dich zwar mehrmals angeprochen, aber du hast sie, oder besser gesagt dieses Wesen, nur angestarrt wie ein verliebter Idiot. Deshalb musste ich dir gegen den Fuß treten. Hast du nicht in ihr Gesicht gesehen?«

Ich schüttelte bestürzt den Kopf. »Nein, warum?«

»Als sie den Kopf auf deine Schultern gelegt und auf deinen Hals gestarrt hat, verwandelten sich ihre dunklen Augen plötzlich in zwei gelbe Schlitze und ihre Eckzähne wurden binnen eines Atemzuges so groß wie mein Daumen. Spätestens da war mir klar, dass sie kein normaler Mensch mehr war, sondern der Sklave irgendeines Dämons sein musste.«

Dabei musterte sie mich kopfschüttelnd und ihre Mundwinkel verzogen sich zu einem ironischen Lächeln. »Thorak, Thorak, manchmal bist du wie ein kleines Kind. So langsam verstehe ich jetzt, warum man mir eingeschärft hat, auf dich aufzupassen und ...«

Schlagartig verstummte das Mädchen. Deutlich war zu sehen, wie sie sich auf die Unterlippe biss, denn anscheinend hatte sie in der Erregung Dinge gesagt, die niemals gesagt werden durften. Abrupt drehte sie sich um und nestelte nervös an ihrer Kleidung.

Ich aber wurde hellhörig.

Mit einem Satz war ich bei ihr und riss sie an der Schulter herum. Als ich den schmerzhaften Ausdruck in ihrem Gesicht sah, tat es mir einen Moment lang beinahe leid, sie so hart angefasst zu haben. Aber dann rief ich mir wieder ihre letzten Worte in Erinnerung und ich wusste, dass mir Talin etwas verheimlichte.

»Was soll das heißen?«

»Nichts, ich ... ich habe nur Blödsinn geredet. Wahrscheinlich war ich nur geschockt von dem, was mit Sina passiert ist. In einer solchen Situation redet man schon einmal einen Quatsch daher.«

Sie lächelte unsicher, während sie meine Hand von ihrer Schulter streifte.

Ich aber hatte genug gehört und gesehen, so einfach ließ ich mich jetzt nicht abwimmeln.

»Halte mich ja nicht für dumm!«, fauchte ich sie an. »Erzähle mir endlich die Wahrheit, denn die Zeiten, dass ich dir das verschreckte Mädchen, welches planlos durch ein zerstörtes Dorf irrt, abnehme, sind längst vorbei. Dafür kannst du zu gut mit Waffen umgehen und wo normalerweise eine Frau anfängt zu schreien, bewahrst du einen kühlen

Kopf. Also, wer bist du wirklich?«

Talin drehte und wand sich wie ein Fisch an der Angel. Aber schließlich sah sie mir tief in die Augen und nickte. »Du verdammter Kerl«, fluchte sie irgendwie erleichtert. »Wenn ich mich nicht in dich verliebt hätte, wäre alles so einfach gewesen. Aber nein, da bekomme ich den Auftrag auf dich aufzupassen und was passiert? Du ungehobelter Kerl kreuzt einfach meinen Weg, verdrehst mir dabei den Kopf und bekommst es nicht einmal mit. Eigentlich sollte ich dich dafür noch einmal treten.«

Als ich sah, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten, konnte ich einfach nicht anders. Ich ging auf sie zu, nahm sie in den Arm und tröstete sie.

Was ich aber dann erfuhr, nahm mir fast die Luft zum Atmen.

Die Botschaft der Uralten

Ihre Worte brannten wie Feuer in mir.

Ich taumelte zurück, während ich das Gefühl hatte, als würde mir jemand ein Messer zwischen die Rippen jagen. Vor meinen Augen begann sich alles zu drehen, indes ihre Rede noch einmal in Gedanken an mir vorüber zog.

Ich, Thorak der Berserker, der Besitzer von *Gleichmacher* und dem Heggenhelm, zweier heiliger Artefakte meines Volkes, sollte also nichts anderes sein als der Spielball einer uralten Macht, sozusagen der Dienstbote eines Unbekannten?

Ich schüttelte den Kopf, weil ich zuerst nicht glauben konnte, was mir das Mädchen da erzählte. Aber je länger ich in ihre dunklen Augen blickte, desto deutlicher wurde mir klar, dass sie die Wahrheit gesagt hatte.

Völlig aufgelöst trat ich einen Schritt auf sie zu und packte sie entschlossen an der Schulter.

»Du hinterhältiges Websstück!«, herrschte ich sie an. »Du wirst mir jetzt sofort alles erzählen, oder, bei den Göttern, du wirst diesen Ort hier nie mehr verlassen.«

Erst als ich sah, wie sich ihr Gesicht schmerhaft verzog und sich ihre Augen mit Tränen zu füllen begannen, kam ich langsam wieder zur Einsicht.

»Ich habe dich nicht hintergangen. Ich bin in diesem großen Spiel um Macht und Reichtum allenfalls eine kleine, unbedeutende Figur. Du bist derjenige, auf den es ankommt. Ich bin hier nur Beiwerk.«

Nach diesen Worten war meine erste Wut verraucht.

Ich musterte sie kurz und nickte ihr schließlich auffordernd zu. »Gut, ich glaube dir. Aber nur, wenn du endlich anfängst zu reden.«

»Was willst du wissen?«

»Alles und damit meine ich wirklich alles. Der Mamanti ist verschwunden und die Stadt scheint verlassen, du siehst also, niemand bedrängt uns. Wir haben alle Zeit der Welt.«

Einen Moment lang schien Talin noch mit sich zu kämpfen, dann aber nickte sie und setzte sich mit gekreuzten Beinen auf den Boden. Mit ihrer Rechten schaufelte sie etwas Sand auf, und während sie scheinbar gedankenverloren mit ansah, wie ihr dieser zwischen den Fingern wieder zu Boden rieselte, begann sie zu reden.

»Ich war auf den Tag genau fünfzehn Sommer alt, als die Träume begannen. Bis dahin glaubte ich, die Tochter eines einfachen Bauern zu sein. Aber dann erschien mir jener groß gewachsene Krieger im Schlaf, der mir nach und nach erzählte, dass ich die Tochter eines Berserkers sei und ins Südland zum Volk der N'de reisen sollte. Dort sollte ich mich meinem Schicksal stellen. Die ersten Tage tat ich dies als die Fantasien eines jungen Mädchens ab, aber dann geschah etwas mit mir, was mich an meinem Verstand zweifeln ließ.«

Ich schluckte.

Mein Herz begann zu rasen und mir wurde plötzlich abwechselnd heiß und kalt. Dass, was Talin mir hier erzählte, erinnerte mich augenblicklich an meine Jugend. Auch ich war bis zu meinem fünfzehnten Lebensjahr der Meinung, ich sei der Sohn eines Bauern, in meinem Fall ein Fischer. Auch ich erlebte an diesem Tag etwas, das mein ganzes Leben verändern sollte, und auch ich erfuhr, dass meine wahre Bestimmung im Südland bei einem Volk namens N'de liegen sollte.

Schicksal, oder Fügung?

Jedenfalls trennten Talin und mich zu diesem Zeitpunkt Hunderte von Meilen und darum glaubte ich hier nicht an einen Zufall. Allmählich keimte in mir ein Verdacht auf. Das Mädchen konnte eine Seherin oder

etwas in dieser Art sein. Deshalb forderte ich sie auf, weiter zu reden.

»Jener Krieger zeigte mir hernach in meinen Träumen den Weg in dieses Land und er zeigte mir in den kommenden Nächten auch dein Gesicht. Es war also kein Zufall, dass du mich in dem zerstörten Dorf entdeckt hast. Es war sozusagen unsere Bestimmung.«

»Und wie geht es jetzt weiter?«, wollte ich wissen. »Haben dir das deine Träume auch erzählt, oder lügst du mich jetzt nur an, damit ich dich endlich in Ruhe lasse?«

Talin schüttelte energisch den Kopf.

»Meine Träume haben zwar aufgehört, seit ich dich getroffen habe, aber vorher, mit dem Tod von Sina, hatte ich noch einmal eine Vision. Etwas wie eine letzte Botschaft jener uralten Mächte, die mich seit Jahren anscheinend beherrschen.«

»Und?«, fragte ich ungeduldig und schrie sie dabei fast an.

Talin zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht, wie ich es dir erklären soll. Ich weiß nur, dass unser Ziel weiter im Süden liegt. Ich habe dieses Ziel zwar deutlich in meinen Träumen vor mir gesehen, aber ich begreife es nicht.«

»Was meinst du damit?«

»Der Ort unserer Bestimmung gleicht einer riesigen, stählernen Scheibe, die scheinbar völlig regungslos in der Luft schwebt. So etwas kann nicht sein, es gibt kein stählernes Haus, das einfach so herumfliegt.«

Ich schluckte, während mich das Mädchen beinahe flehentlich anblickte. Ich verspürte einen Anflug leiser Angst, denn sollten ihre Träume Wirklichkeit sein, und daran hatte ich inzwischen nicht den geringssten Zweifel, stand uns etwas bevor, das wahrscheinlich die Grenzen unserer Vorstellungen sprengen würde. Entschlossen legte ich die Rechte um den Griff meines magischen Schwerts.

Es war dann zwei Tage später, als wir den Rand einer zerklüfteten Hügellandschaft erreichten. Auf dem Weg dorthin waren wir ziemlich wortkarg geworden. Jeder von uns hing seinen Gedanken nach, während wir Talins Traumziel entgegen marschierten.

In der verbotenen Stadt waren wir nämlich niemandem mehr begegnet, der ganze Ort wirkte wie ausgestorben. Kein Mensch und kein Tier

waren zu sehen und deshalb waren wir gezwungen, zu Fuß weiter zu ziehen.

Dann, nach einer mehrstündigen Kletterpartie, hatten wir endlich den Gipfel einer der zerklüfteten Felsspitzen erklimmen. Unter der Deckung der bizarren Steinformationen schllichen wir behutsam vorwärts. Inzwischen hatte die Sonne ihren höchsten Stand erreicht. Talin ging voran, deshalb sah sie es auch als Erste.

Sie blieb abrupt stehen, fiel vornüber auf die Knie und ihr keuchender Atem ging augenblicklich in ein irres, schrill klingendes Gelächter über. Als ich neben ihr zum Stehen kam, begann ich ihr seltsames Verhalten zu begreifen.

Ich brachte keinen Ton heraus.

Ich begann flach zu atmen, um nicht wie Talin die Nerven zu verlieren.

Bei allen Göttern, das konnte nicht sein. Ich schloss die Augen in der Hoffnung, dies alles nur zu träumen. Aber als ich meine Augen wieder öffnete, hatte ich immer noch das gleiche Bild vor Augen.

Es war also kein Traum.

Vorsichtig blickte ich erneut über den Rand meiner Deckung und mein Blick saugte sich förmlich an jenem Gebilde fest, dessen Existenz mein ganzes Denken und Fühlen nach wie vor beharrlich verleugnete.

Bei allen Göttern, sagte mir mein Verstand, so etwas konnte und durfte nicht sein und trotzdem lag das Unfassbare zum Greifen nahe vor mir.

Allmählich konnte ich Talin verstehen.

Hier waren wirklich Götter am Werk.

Der Hort der Götter

Ich grub meine Zähne in die Unterlippe, bis ich Blut schmeckte.

Bei allen Göttern, ich war so weit gekommen, hatte so vieles durchgemacht, doch jetzt, wo die Auflösung des Rätsels meiner Herkunft und meiner Bestimmung zum Greifen nahe vor mir lag, packte mich die Angst. Einen Moment lang spielte ich mit dem Gedanken mich umzudrehen und davonzulaufen. Aber nur für einen Moment, dann legte ich meine Rechte um den Griff meines magischen Schwertes und zwang mich, erneut einen Blick auf jene Erscheinung zu werfen, die es eigent-

lich gar nicht geben durfte.

Das Gebilde sah aus der Ferne aus wie die zerkaute Maiskolbenpfeife meines alten Lehrmeisters Khim, nur ungleich größer. Beinahe reglos schwebte es in der Luft. Das Ding war so riesig, dass ich den Kopf in den Nacken legen musste, wenn ich sein oberes Ende sehen wollte. Es besaß eine glatte Oberfläche, die im Schein der hochstehenden Sonne wie polierter Waffenstahl schimmerte. Nirgendwo waren Türen, Fenster oder andere Öffnungen zu erkennen, die irgendwie nach einem Eingang aussahen.

Talin, die immer noch neben mir stand, schien beim Anblick dieses Gebildes scheinbar den Verstand zu verlieren. Sie war inzwischen auf die Knie gesunken und hatte die Hände gebetsartig gen Himmel gestreckt. Ihr Oberkörper schwankte wie ein Blatt im Wind hin und her und ihre kreischende Stimme gellte mir in den Ohren.

»Halt dein Maul!«, herrschte ich sie an.

Aber sie schien mich in ihrer abergläubischen Furcht gar nicht wahrzunehmen, sondern schrie stattdessen nur noch lauter. Ich wusste nicht, was wir von dem seltsamen Ding zu erwarten hatten, aber ich wusste, dass ihr Geschrei in diesem menschenleeren Land nicht lange ungehört bleiben würde. Neugierige Psa waren aber das Letzte, was ich im Moment gebrauchen konnte.

Deshalb drehte ich mich zu ihr um, packte sie an den Schultern und schüttelte sie. Als ihr Schreien dennoch nicht enden wollte, schlug ich ihr mit der flachen Hand ins Gesicht. Sie verstummte augenblicklich, bettete ihr Gesicht in die Hände und wimmerte leise weiter. Ich beachtete sie nicht weiter, sondern ging entschlossen auf das stählerne Riesenengebilde zu.

Du bist nicht verrückt, hämmerte ich mir immer wieder ein, als ich mich dem Ding langsam näherte. Ich war nämlich tatsächlich drauf und dran ebenfalls durchzudrehen. Fieberhaft dachte ich nach, während ich mich bemühte, ruhig und gleichmäßig zu atmen.

Was, bei allen Göttern, war das hier?

Von der Form her sah es aus wie eine Pfeife. Es schien in der Luft zu schweben, obwohl nirgends Flügel zu erkennen waren, und es bestand aus einem Material, das mir unbekannt war. Je mehr ich mich ihm näherte, umso unruhiger wurde ich.

Plötzlich hörte ich hinter mir ein heftiges Keuchen und gleich darauf tauchte Talin neben mir auf. Ich nickte ihr schweigend zu. Mit einem

gequälten Ausdruck im Gesicht lächelte sie zurück, während wir langsam vorwärtsgingen.

»Entschuldigung«, sagte sie leise und blickte dabei betreten zu Boden.

»Für was?«

»Ich glaube, ich habe mich ziemlich dumm benommen.«

Ich winkte ab, für mich war diese Geschichte erledigt. Talin war wieder an meiner Seite, nur das zählte. Bei Hela und Belen, den alten Göttern von Eislanden, wahrscheinlich wären viele andere an ihrer Stelle bei diesem Anblick tatsächlich verrückt geworden. Auch ich spürte, wie sich allmählich ein eiserner Ring um meine Brust legte und mir das Atmen schwerer machte, je näher wir diesem Ding kamen. Beklemmung erfasste mich, und erst als ich erneut meine Hand um den Griff meiner Waffe legte und ich den kalten Stahl meines Schwertes spürte, wurde ich wieder ruhiger.

Das Ding war größer, als es von Weitem den Anschein hatte und viel weiter von uns entfernt, als es zunächst in der klaren Luft aussah. Es wurde Nachmittag, als wir es endlich erreicht hatten.

Das Ding war so groß wie ein Berg!

Als wir unter ihm standen, es schwebte mindestens einen Steinwurf vom Boden entfernt scheinbar reglos in der Luft, und wir nach oben blickten, verdunkelte es die Sonne. Das Gebilde war mindestens zweihundert Schritte lang, fünfzig breit und gut zwanzig Schritte hoch. An jenem Ende, welches die Form eines Pfeifenkopfs hatte, war es gewiss fünfzig Schritte groß, sowohl in der Höhe als auch in der Breite.

Keiner von uns sprach ein Wort, wir erstarrten förmlich vor Ehrfurcht. Das hier musste der Hort der Götter sein. Niemals konnten Sterbliche so ein Gebilde erschaffen haben und selbst alle Magier, denen ich bisher begegnet war, wirkten angesichts dessen, was hier geschah, wie jämmerliche Stümper.

In diesem Moment begriff ich, wie unbedeutend die gesamte Menschheit im Vergleich mit diesem Götterwerk doch eigentlich war. Aber wenn alle Menschen dieser Welt zusammen gegenüber diesem Ding nicht wichtiger erschienen als ein Sandkorn in der Wüste, welche Bedeutung musste, ich dann meinem Leben zumessen?

War ich ein Nichts inmitten des Weltengebildes?

Bevor mir der Schädel angesichts weiterer Gedanken zu platzen drohte, erfüllte plötzlich ein tiefes Brummen die Luft. Wie von Geisterhand

bewegt, bildete sich am Bauch des schwebenden Berges plötzlich eine schmale Öffnung, aus der ein blaues Licht fiel. Ein Geräusch, das mich an das Schnurren einer satt gefressenen Katze erinnerte, drang an mein Ohr und aus der Öffnung schob sich langsam ein silbrig flimmerndes Band. Als es den Boden berührt hatte, nahm es eine stahlgraue Farbe an und erinnerte mich irgendwie an die Planken des Laufstegs eines der Schiffe, die das blutende Meer befuhren. Nur schwankte das Ding hier nicht durch die Kraft der Wellen hin und her, sondern sah eher aus wie ein fester, begehbarer Pfad.

»Ich glaube, das gilt uns«, sagte ich und trat vorsichtig einen Schritt vor.

Talin schüttelte energisch den Kopf.

Ihre Augen quollen fast aus den Höhlen und ihr Gesicht war kreide-weiß. Ich ging weiter und zerrte sie mit. Es gab nun nichts mehr zu überlegen. Irgendwie spürte ich, dass es ab jetzt kein Zurück mehr gab.

Ich packte ihre Hand und trat entschlossen auf das stahlgraue Band.

Als wir im Bauch des Gebildes verschwunden waren, schloss sich hinter uns mit einem leisen Zischen jene Öffnung, durch die wir gekommen waren. Das Licht wurde heller und heller, und als wir uns umblickten, fanden wir uns in einem kreisrunden Raum wieder, der aus nichts als nackten, glatten, bläulich schimmernden Wänden zu bestehen schien.

Plötzlich war ein Knacken, ein Prasseln und Zischen zu hören, als würde jemand vertrocknete Zweige in der Mitte zerbrechen und sie in ein aufloderndes Feuer werfen. Aber bereits nach wenigen Augenblicken verschwand das Geräusch wieder so plötzlich, wie es gekommen war und stattdessen war nun ein hoher, durchdringender Pfeifton zu hören.

Innerhalb weniger Augenblicke wurde er immer höher und verwandelte sich schließlich zu einem schrillen Kreischen, das uns in den Wahnsinn zu treiben schien.

Ich stöhnte, presste die Hände auf die Ohren und ging in die Knie. Ich hatte das Gefühl, als ob mein Schädel jeden Moment platzen würde. Talin erwischte es noch schlimmer. Sie wälzte sich schreiend auf dem Boden und wand sich vor Schmerzen, während ihr das Blut aus der

Nase lief.

Benommen registrierte ich noch, wie mein Schwert plötzlich zu glühen anfing, dann wurde mir schwarz vor Augen. Doch schon im nächsten Augenblick war der Pfeifton verschwunden. Sofort ließen auch die Schmerzen nach und ich blickte mich mit tränenden Augen um.

»Außenschott geschlossen, Zugangscode positiv, erwarten Sie weitere Instruktionen.«

Die seltsame Stimme schien aus dem Nichts zu kommen.

Es klang, als hielt sich der Sprecher beim Reden die Nase zu. Der Satz wurde mindestens zehnmal wiederholt, bevor eine geradezu beängstigende Stille eintrat.

Irgendwie befanden wir uns in einer unwirklichen Lage. Sämtliche Gesetze unserer alten Welt schienen plötzlich außer Kraft gesetzt.

Außenschott, Zugangscode, Instruktionen, von was bei allen gestreiften Dämonen der Eislandwelt redete dieser unsichtbare Unbekannte da?

»Hauptschleuse wird in zehn minus eins geöffnet, bitte identifizieren sie sich erneut. Hauptschleuse wird in neun minus eins geöffnet, bitte identifizieren sie sich erneut. Hauptschleuse wird in acht ...«

Während die unbekannte Stimme fast gebetsmühlenartig immer den gleichen Satz wiederholte und dabei rückwärts zählte, zuckten meine Augen durch den kreisrunden, kahl wirkenden Raum.

Ich war wild entschlossen herauszufinden, was hinter dem Ganzen steckte. Talin hingegen hatte sich scheinbar wieder aufgegeben. Ihre Augen hatten sich mit Tränen gefüllt, während sie mit gefalteten Händen irgendwelche Gebetsformeln stumm vor sich hin leierte.

»Hauptschleuse wird in sechs minus eins geöffnet, bitte identifizieren sie sich erneut. Hauptschleuse wird in fünf minus eins geöffnet.«

Ich ignorierte die Stimme, richtete mich auf und tastete mit fliegenden Fingern über die glatten Wände. Bei allen Göttern, irgendwo musste es hier doch einen Hebel oder eine Vorrichtung geben, um damit diesen Raum zu verlassen. Schließlich hatten wir ihn ja auch irgendwie betreten.

»Hauptschleuse wird in eins minus eins geöffnet.«

Bevor mir der Sinn dieser Worte klar wurde, erkannte ich aus den Augenwinkeln heraus, wie neben mir ein Teil der scheinbar undurch-

dringlichen, glatten Wand zur Seite glitt und eine Vertiefung freigab, in der drei farbige Knöpfe funkelten.

Rot, grün und blau blinkte es mir abwechselnd entgegen, und bevor ich mir noch weiter den Kopf über diese seltsamen Lichter zerbrechen konnte, begannen sie in immer schneller werdenden Abständen aufzublinksen. Schließlich erfolgte der Lichtwechsel so schnell, dass meine Augen zu tränen begannen.

Geblendet blickte ich zur Seite, Schwindel erfasste mich und in meinem Kopf begann sich alles zu drehen. Ich war kurz davor durchzudrehen.

Ich weiß heute noch nicht, wie ich es geschafft hatte, aber irgendwie gelang es mir in einem verzweifelten Aufbäumen meiner letzten Kräfte, die Handfläche meiner Rechten auf den grünen Lichtknopf zu katschen.

»Zutritt genehmigt«, plärre die unbekannte Stimme und die Lichter verschwanden.

Eine geradezu erhabene Stille senkte sich über den Raum, während sich direkt vor mir der Eingang zu einem halbdunklen, gut mannshohen Tunnel öffnete.

»Sie betreten nun Sektor eins, Zutritt genehmigt«, quakte die blecherne Stimme erneut.

»Arschloch!«, zischte ich.

»Dieser Begriff ist im Bordcomputer nicht registriert. Bitte wiederholen, dieser Begriff ist im Bordcomputer nicht registriert.«

Ich wiederholte natürlich nichts, sondern packte Talin am Arm und rannte los.

Vor uns lag ein lang gezogener, dunkler, tunnelartiger Gang, an dessen Ende ich undeutlich eine Leiter oder etwas Ähnliches ausmachen konnte. Vorsichtig tasteten wir uns durch das Halbdunkel vorwärts. Der Tunnel war leer, aber das hatte nichts zu bedeuten. Während wir vorwärts stolperten, war nämlich immer wieder ein seltsames Summen zu hören und in unregelmäßigen Abständen flackerte an der Decke ein grelles Licht auf, das jedoch sofort wieder erlosch. Aber diese wenigen Augenblicke genügten mir zur Orientierung. Ich wusste nun, dass sich keine einhundert Schritte vor uns eine Leiter befand, die nach oben

führte und dass es dort hell war. Der Lichtschein, der von oben auf die Leiter fiel, genügte, um mir zu zeigen, wohin ich laufen musste.

Allerdings schien Talin meinen Optimismus nicht zu teilen.

»Wir sollten umkehren«, rief sie schrill. »Das Ganze sieht mir wie eine verdammt Falle aus.«

»Aufgeben?« schnappte ich. »Da kennst du mich aber schlecht, das kommt überhaupt nicht infrage. Wir haben es nicht bis hierher geschafft, um jetzt einfach aufzugeben.«

Inzwischen hatten wir die Leiter erreicht, doch der Anblick, der sich dabei meinen Augen bot, war alles andere als dazu angetan, mich in Jubel ausbrechen zu lassen. Über der obersten Stufe versperrte uns ein rundes Fenster den weiteren Weg. Das Licht, das dabei durchfiel, war hell genug, um zu erkennen, dass es sich hier nicht um ein normales Fenster handelte.

Das Glas hatte eine milchig weiße Farbe und erschien mindestens so dick wie mein Oberarm. Außerdem war deutlich zu erkennen, dass dahinter ein Riegel unser Weiterkommen verhinderte. Aber das war längst nicht alles. Bereits einen Moment später musste ich auf schmerzhafte Art erfahren, dass dieses Fenster noch weitere Überraschungen für uns bereithielt.

Als ich die Leiter erklomm und meine Rechte auf das Fenster legte, um zu versuchen, ob man es doch nicht irgendwie öffnen konnte, durchflutete mich plötzlich ein seltsames Kribbeln. Dann hatte ich das Gefühl, als packte mich eine unsichtbare Faust und schüttelte mich durch wie meine Tante des Morgens ihr Federbett. Einen Moment später fand ich mich am Boden wieder. Es gab keine Stelle in meinem Körper, die mir nicht wehtat, und auch das seltsame Kribbeln flaute nur allmählich ab. Keuchend rang ich nach Luft. Mein Herz hämmerte schmerhaft in meiner Brust, und als ich mir benommen über das Gesicht wischte, bemerkte ich, dass ich aus der Nase blutete.

Während mir Talin auf die Beine half, sah sie mich flehend an.

»Lass uns umkehren. Hier drin geht es nicht mit rechten Dingen zu.«

Ich schüttelte trotzig den Kopf und öffnete den Mund, um ihr zu widersprechen. In diesem Moment hörten wir plötzlich Stimmen.

Stimmen, die ich eigentlich in dieser Umgebung niemals vermutet hätte.

Die abgehackten, bellenden Laute der Psa hätte ich noch in einhundert Jahren erkannt. Einen Moment lang blickte ich mich unschlüssig

um, dann erkannte ich, dass zu meiner Rechten eine Reihe Türen die Wand säumten, ähnlich der, durch die wir gekommen waren.

Eine von ihnen stand offen.

Nicht gerade viel, aber dennoch würde der Spalt genügen, um uns durchzuzwängen. Dahinter war es stockdunkel. Eine bessere Deckung sah ich im Moment nicht, also packte ich Talin ziemlich grob am Arm und zerrte sie rücksichtslos hinter mir her, indes ich mich durch den Türspalt schob. Talin versuchte erst gar nicht sich zu wehren, sie stand immer noch unter Schock.

Der Raum dahinter war ziemlich klein und niedrig. Die Luft roch abgestanden und feucht, und wenn es nicht so verrückt gewesen wäre, ich hätte behauptet, dass sich hier ganze Völkerstämme erleichtert hatten. Es stank dermaßen nach abgestandener Pisse und Kot, dass es mir schier die Luft zum Atmen nahm. Auch Talin hatte damit so ihre Probleme und wir waren keine zehn Herzschläge lang in dieser Kammer, als sie plötzlich zu würgen anfing.

Einen Augenblick später erbrach sie sich direkt vor meinen Füßen. Danach stand ich mitten in der Bescherung, und weil ich ihr inzwischen die Hand auf den Mund gelegt hatte, um sie ruhig zu stellen, fasste ich auch noch mitten in selbige hinein.

Sicher war der Gedanke daran ekelig, aber er war nichts im Vergleich zu jenen Gedanken, die ich hatte, nachdem ich mir vorstellte, was wohl die Psa mit uns machten, wenn sie uns entdeckten.

Es musste mindestens ein Dutzend sein.

Sie liefen einem Schwarm keifender Waschweiber gleich an uns vorbei.

Sie redeten aufgereggt durcheinander, und auch wenn ich die Sprache der Psa nicht völlig beherrschte, so erfuhr ich dennoch genug, um zu wissen, dass wir ab jetzt vorsichtig sein mussten, sehr vorsichtig.

Talins Geschrei hatte sie auf unsere Spur gebracht.

Sie gehörten einer Hundertschaft umherreitender Kundschafter an, welche die Gegend bis zu jenen Felsen kontrollierten, hinter denen wir dieses seltsame Gebilde entdeckt hatten.

Sie nannten es das verbotene Land und wir hatten es nur der Neugierde und der Machtgier ihres Anführers zu verdanken, dass sich die Psa

überhaupt so weit vorgewagt hatten.

Er hieß Cata-Li und zählte von jetzt an nicht mehr zu meinen Freunden.

Jeder andere hätte sich wahrscheinlich damit begnügt, die Grenze zu sichern, aber nicht Cata-Li.

Beim Anblick dieses Gebildes keimte nämlich in ihm die Hoffnung auf, mehr als nur der Befehlshaber über eine Hundertschaft Späher zu sein.

Macht, Einfluss und der Gedanke, vielleicht hierdurch zum Herrscher aller Psa zu werden, beherrschten ihn und er glaubte, all dies hier zu finden.

Sehr zu unserem Leidwesen.

Diese Männer waren gewissermaßen der Vortrupp, um dieses Gebilde zu erkunden. Sofort reifte in mir der Entschluss, ihnen zu folgen.

Sie würden uns den Weg ebnen.

Sollte hier irgendwo eine Falle versteckt sein, etwas passieren, das uns um Kopf und Kragen bringen konnte, diese Männer würden es zuerst erfahren, wir konnten danach reagieren.

Dass ich damit völlig richtig lag, erfuhren wir bereits einen Moment später.

Der vorderste dieser schlitzäugigen Teufel hatte genauso wie ich das lichtdurchflutete Fenster entdeckt. Mit einem Grunzen stürmte er die Leiter hoch und dann folgte wieder jene Prozedur, die ich vor wenigen Augenblicken selber am eigenen Leib erfahren hatte. Kaum hatte der Mann das Fenster berührt, als er auch schon wie eine willenlose Gliederpuppe durchgeschüttelt wurde, um sich anschließend auf dem Boden wieder zu finden.

Benommen schüttelte der Psa den Kopf, starre einen Moment lang ungläubig auf das Fenster, um dann mit wütendem Gebrüll erneut die Leiter hochzusteigen. Diesmal allerdings beschränkte er sich nicht darauf, das Fenster mit seinen Händen zu berühren. Diesmal hielt er seinen Schädelbrecher in der Rechten und bearbeitete das Glas wutentbrannt mit der stählernen Spitze seiner Waffe.

Was dann folgte, war so unfassbar, dass ich Talin unvermittelt meine Hand auf den Mund pressen musste. Sie war drauf und dran loszuschreien und ich konnte es ihr nicht einmal verdenken.

Das Glas hatte sich unter der Wucht der Hiebe in ein undurchsichtiges Gebilde aus unzähligen Rissen und Sprüngen verwandelt, und als es

schließlich mit einem hässlichen Knirschen in Tausend Teile zersprang, hüllte den Mann plötzlich ein tiefrotes Licht ein, das irgendwo hinter dem Fenster seinen Ursprung haben musste.

Der Psa kam nicht einmal mehr dazu, noch einen Schrei auszustoßen. Einen Herzschlag, nachdem ihn das rote Licht erfasst hatte, zeugten nur noch die Gürtelschnalle und die stählerne Spitze seines Schädelbrechers von seiner Existenz. Der Rest von ihm rieselte in Form einer Handvoll Asche auf den Boden zurück.

Die restlichen Psas spritzen entsetzt nach allen Seiten auseinander.

Nach einer gefühlten halben Ewigkeit des Schreiens, Gestikulierens und heftig geführter Unterredungen trat schließlich einer von ihnen vor und schleuderte sein Kampfbeil durch das Fenster. Einen Moment später gab es ein helles Klinnen, als die scharfe Klinge zu Boden fiel. Das geschmiedete Axtblatt war alles, was noch von der unterarmlangen Waffe übrig geblieben war.

Erneut redeten die Psas wild durcheinander und dann musste ich zu meinem Entsetzen feststellen, dass sie nichts Besseres zu tun hatten, als am Fuß der Leiter ein Lager aufzuschlagen. Ich konnte es mir an den Fingern abzählen, bis wann irgendeiner von ihnen auf die Idee kam, die nähere Umgebung zu erkunden.

»Zugangsschott zu Lager 2 defekt. Reparaturtrupp wurde bereits informiert«, schnarrte eine altbekannte Stimme, während die Psas förmlich in die Höhe schossen. Ich kannte das nasale Organ des unsichtbaren Unbekannten bereits und deswegen verfiel ich auch im Gegensatz zu den Psas nicht in wilde Panik.

Obwohl ich aus Angst vor einer Entdeckung nur einen kurzen Blick aus unserem Versteck heraus riskieren konnte, erkannte ich deutlich, dass das Licht hinter dem zerschlagenen Fenster plötzlich erloschen war.

Die Bande der Psas reagierte sofort und sie stellten sich dabei nicht einmal ungeschickt an. Einer aus ihrer Mitte warf erneut eine Waffe durch das Fenster, und als diese unbeschädigt wieder zu Boden fiel, rannten die Psas wie ein Mann die Leiter hoch und entschwanden unserem Blickfeld. Wir hörten noch kurz das Stampfen ihrer Stiefel auf dem Boden, danach herrschte wieder Stille, eine beinahe beängstigende Stil-

le.

»Los, jetzt sind wir an der Reihe!«, zischte ich Talin zu.

Ich deutete mit einer kurzen Kopfbewegung auf die Leiter, packte das Mädchen am Arm und stürmte los.

Keinen Moment zu spät.

Als Talin hinter mir die Leiter hoch stolperte, verhakte sich ihr Fuß irgendwie auf den obersten Sprossen. Ich blickte zurück, und als ich ihr meine Hand helfend entgegenstreckte, bemerkte ich, wie sich der Rand des Fensters allmählich wieder rot verfärbte. Ich rechnete mit dem Schlimmsten und riss das Mädchen beinahe brutal zu mir hoch.

Einen Augenblick später hatte das rote Licht ihren zurückgelassenen Schuh pulverisiert.

»Störung im Zugangsschott zu Lager zwei. Ein Reparaturtrupp ist bereits unterwegs.«

Wenn der unbekannte Sprecher in diesem Moment vor mir gestanden hätte, ich glaube es heute noch, ich hätte ihn vermutlich erschlagen!

Das Experiment

Der Tod kam schnell und leise.

Es passierte, als der Gang unvermittelt vor einer seltsamen Wand endete, obwohl deutlich sichtbar war, dass es dahinter weitergehen musste. Die in die Wand eingelassene Tür war gut an den Fugen zu erkennen. Allerdings gab es dort weder Griffe noch irgendwelche andere Dinge zum Öffnen, sondern nur eine glatt polierte Wand. Die vorderen beiden Männer der Kriegerhorde klopften sie mit ihren Waffen ab. Stahl hämmerte auf Stahl und die Psa mussten schnell feststellen, dass auf diese Art hier kein Weiterkommen möglich war. Rasch machte sich Unmut unter den schlitzäugigen Männern breit. Wilde Flüche ertönten, bis irgendeiner von ihnen auf die Idee kam, mit seiner Streitaxt auf jenen Kasten einzuschlagen, der rechts an der Wand angebracht war. In diesem Kasten blinkten in unregelmäßiger Reihenfolge ständig verschiedenfarbige Lichter auf.

Meine Erinnerung kam augenblicklich.

Instinkтив zerrte ich Talin in einen der vielen Räume, die sich zu beiden Seiten des Gangs befanden. Eigentlich waren es keine Räume, sondern eher halbdunkle, fensterlose Löcher, in denen sich würfelförmige

Gebilde befanden, die aus einem mir unbekannten Metall hergestellt waren. Aber daran störte ich mich jetzt nicht, vielmehr war mir beim Anblick des aufblinkenden Kastens wieder schlagartig eingefallen, was bei meiner Begegnung mit diesem Gebilde geschehen war.

Ich ahnte nichts Gutes und tatsächlich, schon einen Herzschlag später wurden meine düstersten Gedanken bestätigt. Wir blieben nur am Leben, weil wir den Psa in gebührendem Abstand gefolgt waren. Nach dem dritten oder vierten Hieb des Psa begann die gesamte Wand nämlich unvermittelt in einem eigenümlichen Rot zu glühen und wieder ertönte jene seltsame, blecherne Stimme, die scheinbar aus dem Nichts zu kommen schien.

»Gewalteinwirkung an Schott sieben, ich wiederhole, Gewalteinwirkung an Schott sieben. Gegenmaßnahmen Stufe drei.«

Ich konnte mir zwar keinen Reim auf die seltsamen Worte machen, aber irgendwie ahnte ich, dass sie eine Drohung waren. Und richtig, keinen Atemzug später wurden jene Psa, die mit der Wand noch in irgendeiner Art und Weise in Berührung standen, wie von einer unsichtbaren Riesenfaust gepackt, durch die Luft gewirbelt und zu Boden geworfen. Ihr Anblick danach war entsetzlich. Talin bohrte die Zähne in die geballte Faust ihrer Rechten, um nicht laut aufzuschreien, und auch ich hatte Mühe mich zu beherrschen.

Alles, was von diesen drei Männern noch übrig geblieben war, ähnelte ungefähr dem Aussehen eines Klumpen Fleisches, der viel zu lange über dem offenen Feuer gebraten wurde.

Ich war kurz davor, mich zu übergeben.

Die Krieger glichen einer formlosen, zischenden, qualmenden Masse, die keinerlei Ähnlichkeit mehr mit einem menschlichen Körper hatte. Ihre schwarze, verkohlte Haut schlug Blasen, gelbroter Dampf stieg empor und alle drei waren auf die Größe eines Neugeborenen zusammengeschrumpft. Ein entsetzlicher Gestank nach verbranntem Menschenfleisch, verdampfendem Blut und kochenden Gedärmen hing in der Luft.

Nach einem kurzen Moment des Begreifens, in dem sie vor Grauen wie zu Salzsäulen erstarrt wirkten, rannten die Psa dann schreiend und brüllend den Gang entlang an uns vorbei. Von abergläubischer Furcht und von Entsetzen gepackt beherrschte sie nur noch ein Gedanke: die Flucht von diesem unheimlichen Ort.

Talin und mir erging es nicht viel besser, dennoch verharrten wir in

jenem Raum, in dem wir uns vor den Psa versteckt hatten. Tief in meinem Inneren gab es etwas, das mir befahl hier zu bleiben.

Ich wusste nicht, was es war, Eingebung, eine Laune des Schicksals oder Vorbestimmung.

Jedenfalls geschah danach etwas, das mich in meinem Entschluss bestärkte.

Die Wand glitt wie von Geisterhand bewegt zur Seite.

Dahinter wurde eine riesige Halle sichtbar, in der zwei Gebilde standen, die eisernen Vögeln glichen. Allein dieser Anblick hätte eigentlich unter normalen Umständen schon genügt, um mich in Ehrfurcht erstarren zu lassen, aber es kam noch verrückter.

Sie waren zu dritt.

Im Grunde genommen glichen sie menschlichen Wesen, wäre da nicht ihre Kleidung gewesen. Sie waren groß, ziemlich hager und bei nahe zwei Köpfe größer als Talin oder ich.

Ihre Körper waren gänzlich in Anzüge gehüllt, die aus einem seltsamen, eng anliegenden weißen Stoff bestanden und ihr Antlitz hinter einer Art Helm versteckt, der aus irgendwelchen Metall- und Glasplatten zu bestehen schien. Hinter den Sichtscheiben ihrer Helme waren Gesichter zu erkennen, die mich an meine Leute in Eislanden erinnerten. Nur waren hier die Augen durch eine seltsame Rotfärbung verunstaltet und das wallende Haupthaar schlohweiß. *Wie bei einer Leiche*, durchzuckte es mich noch, als einer der Drei plötzlich zu reden anfing.

»Verdammte Scheiße, seit wir notgelandet sind, funktioniert hier aber auch rein gar nichts mehr.«

Es war ihm anzusehen, dass er seinen Worten noch etwas hinzufügen wollte, aber der Anblick der drei formlosen Psaleichen ließ ihn abrupt verstummen.

»Irrtum, Sven«, sagte die Gestalt an seiner rechten Seite. »Wie du siehst, funktioniert hier doch noch so einiges. Ohne unser Abwehrprogramm hätten uns diese Barbaren sicher schon gewaltige Schwierigkeiten gemacht.«

Der mit Sven angeredete zuckte mit den Schultern.

»Okay, das mit dem Abwehrprogramm mag vielleicht stimmen, aber ansonsten sieht es ziemlich düster aus. Wir sind in einem verbotenen

Sektor notgelandet, manövrierunfähig und zu allem Überfluss gehen uns auch noch so langsam die Vorräte an Trinkwasser und Proviant aus.«

»Vielleicht sollten wir versuchen, mit den Ureinwohnern in Kontakt zu treten. Auch wenn sie seit fast einem Jahrtausend nicht mehr der Union angehören, sind es trotzdem immer noch Menschen. Da sie hier leben, muss es zwangsläufig auch irgendwo Wasser oder etwas Essbares geben.«

Sven sah den Sprecher wie einen Geist an.

»Bist du verrückt geworden, André? Mit diesen Wilden kann man doch nicht reden, die stehen hier wahrscheinlich alle noch auf einer Entwicklungsstufe mit den Affen.«

Ich hatte eine heftige Erwiderung auf der Zunge, schluckte sie aber hinunter, weil ich nicht wollte, dass man uns entdeckte. Aber leider war es wieder einmal Talin, die ihr Temperament nicht zügeln konnte. Mit einem Satz sprang sie aus unserem Versteck und baute sich drohend vor den Männern auf. Der Dolch in ihrer Rechten zielte dabei genau auf den Bauch von Sven.

»Selber Affe«, zischte sie wütend. »Wieso erlaubst du dir einfach ein Urteil über Menschen, die du nicht kennst? Ich gehe jede Wette ein, dass du dich da draußen in unserer Welt ohne deine seltsame Ausrüstung wahrscheinlich selber wie ein Affe benehmen würdest.«

Für einen Moment herrschte eine geradezu beängstigende Stille in dem Gang.

Dann begannen André und der dritte Mann schallend zu lachen, während Sven rot vor Zorn wurde. Seine Hand fuhr zur Hüfte. Ich wusste zwar nicht, was das für ein Gegenstand war, den er plötzlich in seiner Rechten hielt, aber ich wusste instinkтив, dass von dem länglichen Rohr, das er auf Talin gerichtet hatte, Gefahr ausging.

Also vergaß ich jegliche Vorsicht, zog mein Schwert und sprang ebenfalls aus unserem Versteck. Die Männer zuckten zusammen.

»Anscheinend gibt es hier ein Nest von denen«, zischte Sven. »Aber nicht mehr lange, Freunde.«

Dabei richtete er das seltsame Rohr in seiner Hand jetzt auf meinen Bauch.

»Warte!« Entschlossen drückte André Svens Hand zu Boden. »Ich glaube nicht, dass diese beiden hier zu den schlitzäugigen Wilden gehören, die uns schon seit Tagen Schwierigkeiten machen.«

»Wie kommst du darauf?«, fragte Sven verblüfft.

André deutete auf das Schwert in meiner Hand. »Ich denke, diese beiden jungen Leute hier gehören zu den Auserwählten. Sieh dir doch mal dieses Schwert an. Ich müsste mich schon arg täuschen, wenn es nicht zu den Ausrüstungsgegenständen der letzten Expedition gehört.«

»Du hast recht! Was zum Teufel ist damals bei dem Experiment schief gelaufen?«

Ich verstand zwar überhaupt nichts von dem, was die beiden miteinander beredeten, aber es war offensichtlich, dass sich das Blatt zu unseren Gunsten gewendet hatte.

Der Raum, in dem wir uns kurze Zeit später an einem Tisch gegenüber saßen, war so fremdartig und unwirklich, dass ich trotz der Anwesenheit der drei Fremden immer noch glaubte, mich in einem Traum zu befinden. Aber obwohl ich mehrmals die Augen schloss und sie wieder öffnete, blieb das Bild stets das gleiche.

Der Raum war viereckig und fensterlos, nirgendwo war Sonnenlicht zu erkennen, aber trotzdem war er taghell erleuchtet. In der Mitte gab es diesen Tisch und mehrere Stühle, die zwar seltsam geformt waren, sich aber beim Hinsetzen als äußerst bequem erwiesen.

An drei der vier Wände befanden sich eigenartige Tische, auf denen Glasscheiben, Hebel und Griffe und irgendwelche ständig blinkende Knöpfe angebracht waren. Andauernd erschienen auf diesen Glasscheiben irgendwelche seltsamen Bilder, die mir allmählich Angst machten.

Aber das war nichts im Vergleich zu der vierten Wand, die direkt gegenüber vom Eingang lag. Sie glich einem riesengroßen Fenster, von dem aus man einen geradezu unheimlichen Ausblick auf das umliegende Land hatte.

Zuerst glaubte ich, dass mir meine überreizten Sinne einen Streich spielten, aber bereits nach kurzer Zeit wurde mir bewusst, dass man, je nachdem wie man den Kopf neigte, die Welt da draußen in geradezu besorgniserregenden Einzelheiten betrachten konnte. Es war, als blickte man durch ein riesengroßes Vergrößerungsglas.

André beobachtete mich nachdenklich.

»Wir haben viel miteinander zu bereden.«

Ich nickte.

André sah uns bedeutungsvoll an.

»Ich denke, dass deine Gefährtin ebenfalls dabei sein sollte, wenn du mit unseren Vorgesetzten redest. Die Geräte sind bereit, jetzt liegt es an dir zu erfahren, warum deine Welt so ist, wie du sie kennst.«

Ich blickte Talin zweifelnd an, doch sie nickte mir zu, wenn auch nur zögerlich.

Ich zögerte nicht länger. Meine Schultern strafften sich und ich folgte André entschlossen zu jenen Tischen, auf denen sich die Geräte befanden.

André legte mir ein dünnes Metallband um den Kopf und drückte mir einen schwarzen Ppropf ins Ohr. Meine Rechte umklammerte mein Schwert und mit der Linken tastete ich Hilfe suchend nach André.

Dieser legte mir beruhigend seine Hand auf die Schulter.

»Du musst jetzt sprechen, sag *bitte melden* so oft, bis eine Antwort kommt.«

Anfangs brachte ich nur ein Krächzen über die Lippen, aber als ich diese Worte immer und immer wieder wiederholte, wurde meine Stimme mit jedem Satz klarer und deutlicher.

Dann ertönte plötzlich eine Stimme wie aus dem Nichts und schien sich in meinem Schädel als Echo zu brechen.

»Was willst du?«

Ich schluckte und antwortete nach einem kurzen Blick auf Talin.

»Ich möchte mit euch Göttern sprechen.«

»Götter?«, antwortete eine heisere Stimme. »Was soll der Blödsinn, wer bist du eigentlich?«

Ich war mehr als verwirrt. *Blödsinn* hatte die unbekannte Stimme gesagt. Redeten so etwa Götter?

